W. H. Riehl

Die Familie



Die Naturgeschichte des Volkes

als Grundlage

einer deutschen Sozialpolitik

Von

W. H. Riehl

Dritter Band

Die Familie

Zwölfte Auflage



Stuttgart und Berlin 1904
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

Die Familie

Von

W. H. Riehl

Zwölfte Auflage



Stuttgart und Berlin 1904
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m b. H.

Vorwort zur ersten Auflage

Dieses Buch über die „Familie" bildet den Schlußstein meiner „Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik" und zwar, wie mir scheint, nicht bloß den Schlußstein als den zuletzt eingefügten, sondern auch als den eigentlich schließenden Stein, der das Gewölbe erst zusammenhält und den festen Mittelpunkt ausmacht, darin der Gegendruck aller Pfeiler und Mauern seine Stütze findet.

In „Land und Leute" legte ich die Methode meiner naturgeschichtlichen Volksstudien dar und bezeichnete zugleich in der ethnographischen Dreigliederung Deutschlands die natürliche Vorbedingung der Verschiedenheit des Volkslebens wie der sozialen Standpunkte. Die „bürgerliche Gesellschaft" sucht die großen Naturgruppen des Volkes auf, welche durch Stand und Beruf, Sitte und Lebensart gegeben sind, den Staat und sein Rechtsleben noch nicht voraussetzen, dennoch aber im Staate als Stoff und Inhalt für die plastische Staatskunst berücksichtigt werden müssen. Es gibt aber noch andere, noch ursprünglichere Gruppen im Volksleben, die gleichfalls den Staat nicht voraussetzen, trotzdem aber seine höchste Beachtung heischen, und ihrerseits vom Staate vorausgesetzt werden. Diese Gruppen sind die Familien.

Die Familie ist der Urgrund aller organischen Gebilde in der Volkspersönlichkeit. Daher konnte ich in diesem Buche viele Begriffe erst wissenschaftlich entwickeln und feststellen, die in den beiden anderen Bänden als gegeben vorausgesetzt sind. In dem Gegensatz von Mann und Weib z. B. läßt sich erst die soziale Ungleichheit als ein ewiges Naturgesetz im Leben der Menschheit erweisen. Der Begriff der Sitte und ihre Bedeutung für das Rechtsleben des Staates hat hier erst seine erschöpfende Darstellung gefunden. Die theoretische Scheidung und das in der Praxis unlösbare Sichdurchdringen der Gebiete des Staates, der Familie und der Gesellschaft konnte hier erst mit der rechten Klarheit erörtert werden. An dieses und anderes dachte ich, als ich oben das Bild vom „Schlußstein" gebrauchte.

Nun wird man aber fragen, warum ich denn bei den vorliegenden drei Bänden den Stiel nicht geradezu umgekehrt habe und also der inneren Logik der Sache gemäß zuerst die „Familie" geschrieben, dann die „bürgerliche Gesellschaft" und zuletzt meine Methode in „Land und Leuten" gerechtfertiget und auf die bestehenden deutschen Zustände angewandt?

Darauf habe ich zweierlei zu erwidern.

Erstlich ist das ganze Werk nicht nach einem vorgefaßten symmetrischen Plane gemacht worden, sondern es ist binnen Jahr und Tag mit dem Verfasser gewachsen. Das System lag in dem Bewußtsein des Verfassers, aber nicht um ein System darzustellen, schrieb er die drei Bücher, sondern um Tatsachen, in denen sein System verborgen steckt, reden zu lassen für die Art der politischen Forschung und Erkenntnis, welche nun einmal mit seiner ganzen Persönlichkeit unauflösbar verwoben ist. So bearbeitete er also die drei großen Stoffe in der Reihenfolge, wie sie ihm durch das persönliche Bedürfnis, sich dieser Dinge

quitt zu machen, eingegeben ward, nicht nach einem vorgefaßten systematischen Gesamtplane.

Zum anderen meint er aber, es sei dennoch gut, daß er gerade diese, scheinbar verkehrte, Reihenfolge gewählt. Und in der Tat, wenn ich jetzt, wo die Resultate dieser fünfjährigen Arbeit schwarz auf weiß und übersichtlich vor mir liegen, noch einmal das Ganze zu schaffen und neu zu ordnen hätte, würde ich eben die Bände doch gerade so folgen lassen, wie sie gegenwärtig vorliegen. Es scheint mir nämlich, ein richtiger Instinkt habe mich geleitet, in der Reihenfolge der Stoffe genau denselben Weg einzuschlagen, der meine ganze Methode der politischen Forschung und Darstellung charakterisiert. Ich gehe von der Anschauung des Besondern aus, um durch Vergleichung und Schluß von da den Weg zum Allgemeinen zu finden. Nach derselben Logik folgen sich die drei Bände dieser Naturgeschichte des Volkes. „Land und Leute" enthält die individuellsten Untersuchungen, wie ich sie in einzelnen Gauen unseres Vaterlandes, bei ganz bestimmten Stammespersönlichkeiten angestellt habe. Die „bürgerliche Gesellschaft" geht schon zum Allgemeineren über, sie sucht aus den örtlichen Anschauungen zu schließen auf die einheitlichen Grundlagen der großen sozialen Volksgruppen der ganzen deutschen Nation. Die „Familie" endlich behandelt die universellste aller Gliederungen der Volkspersönlichkeit; die allgemeinsten Grundlagen des organischen Volkstumes sind in ihr dargestellt, und der Sozialpolitiker wird hier häufig sogar über den Gesichtskreis der Nation hinaus auf die Kulturgeschichte der Menschheit blicken müssen. Man sieht also, die Reihenfolge dieser drei Bände war eine zufällige und ist doch für mich eine innerlich notwendige gewesen, indem sie aus meiner Art, politisch zu denken, mir selber unbewußt, hervorgewachsen ist. Und so sind die drei Bücher mit mir gewachsen und ich mit den Büchern, und

in der, nach dem System verkehrten, nach meiner analytischen Methode aber doch wieder überwiegend praktischen Reihenfolge der Bände mag sich wiederum die Persönlichkeit des Autors unverhüllt spiegeln.

Abgesehen von den wissenschaftlichen Lesern wünsche ich mir namentlich für die „Familie“ auch noch einen Leserkreis anderer Art. Ich möchte, daß das Buch auch als ein kleines Kunstwerk erfunden würde — nennt's meinetwegen ein Idyll vom deutschen Hause! — und so als Hausbuch sich einbürgere in dieser und jener Familie, namentlich auch bei deutschen Frauen.

In bangen Tagen häuslicher Angst und Sorge hat mich die Bearbeitung gerade dieses Gegenstandes, der ja so ganz besonders im deutschen Gemüt anklingt, getröstet und mutig erhalten. Vielleicht fühlen es einige Leser, vorab dem zweiten Teile, an, daß dieses Buch dem Autor während des Schaffens wie zu einem Trostgedicht wurde, und verspüren wohl gar unter ähnlichen Umständen eine annähernd ähnliche Wirkung des Buches.

Wenn man nun eine Arbeit solcher Art vollendet hat, dann empfindet man zwar wohl auch jenen Abendfrieden, der den Menschen beim Abschluß jedes Tagewerks in geheimer Wonne überschleicht; aber anderseits ist es einem auch, als ob man von einem lieben Freunde scheide, einen langgewöhnten, belebenden Umgang aufgebe. Wie man sich langsam einem Freunde nähert, so lebt man sich auch langsam in ein Werk des Geistes ein, und die Freundschaft wird meist dann erst recht fest geschlossen sein, wenn man just dem Verkehr ein Ende machen muß. Da verspürt man eine Leere, die nicht so bald wieder ausgefüllt sein wird. Aber der Kern, die tragende Idee solchen Verkehrs bleibt doch fest in uns sitzen nach dem Abschiede vom Buche wie vom Freunde. Und ich glaube fast, dieses Buch würde von allem, was ich geschrieben, die größte, praktische, poli=

tische Wirkung üben, wenn es ihm gelänge, auch nur bei wenigen verwandten Geistern die gleiche Begeisterung zu festigen, die es bei mir selbst gefestigt hat, nämlich die Begeisterung für das große, unser Volk veredelnde und zur sittlichen Einheit verbrüdernde Kleinod des deutschen Hauses und der deutschen Familie.

München, am 14. Dezember 1854.

W. H. R.

Vorwort zur neunten Auflage

Seit dem ersten Erscheinen dieses Buches sind siebenundzwanzig Jahre verflossen.

Ein siebenundzwanzigjähriges Buch ist schon ein altes Buch in unserer schnell lebenden Zeit; viele Bücher werden kaum so alt, die meisten sterben sogar schon in der Wiege, und die Kindersterblichkeit der Bücher ist noch größer als die Kindersterblichkeit unter den Menschen. Nur lassen sich die literarischen Mortalitätsziffern weit schwerer feststellen als die menschlichen; denn daß ein Buch tot ist, erfährt man erst spät und allmählich, während man den Tod eines Menschen augenblicklich weiß. Die Schwingungen des Geisteslebens spotten der Ziffer, hier wie anderswo, sie lassen sich nur schätzen, nicht zählen. Aber diese Schätzung hat doch ihre äußeren Anhaltspunkte, die zuletzt auch auf Zahlenreihen zurückgreifen.

So könnte ich wohl Ziffern dafür zeugen lassen, daß sich dieses anspruchlose Buch durch siebenundzwanzig Jahre lebendig erhalten hat. Sieben Oktavausgaben und eine sehr starke Volksausgabe würden die Grundlage des Rechenexempels bilden, wozu sich nun diese neunte Ausgabe als der am meisten beweisende Schlußfaktor fügt.

Lebenszeugnisse anderer Art gesellen sich hinzu. Meine „Familie" hat fortwährend viele Zustimmung und vielen Widerspruch erfahren; sie ist gelobt worden, sogar in Versen, und scharf getadelt, doch letzteres immer nur in Prosa. Sie wurde oft benützt, oft erwähnt in anderen Büchern, sie

wurde auch ganz und teilweise in fremde Sprachen übersetzt, obgleich sie ein eigensinnig deutsches Buch ist. Verboten wurde sie freilich meines Wissens nicht, was sonst auch als ein Lebenszeichen der Bücher gilt. Wenn einmal der vollendete Sozialismus herrscht und folglich die wirkliche Familie „verstaatlicht" wird, dann könnte auch diese gedruckte Familie verboten werden. Sie wird aber diese Zeit nicht mehr erleben.

Hausbücher existieren im sozialistischen Gemeindewesen nicht; es gibt da nur noch öffentliche Bibliotheken, aus welchen jeder Staatsbürger seine Bildung gratis schöpft wie das Wasser aus dem Marktbrunnen.

Im Gegensatze hierzu wurde dieses Buch vielfach „Hausbuch": es ist oft zu Geschenken an festlichen Tagen des Hauses benützt und zum Andenken in der Familie bewahrt worden — das erfährt der Autor ja wohl auch so unter der Hand —; es hat andere Hausbücher veranlaßt, ja hier und da wohl auch Einfluß auf die treue Pflege der Sitte des Hauses geübt. Dieser praktische Erfolg ist mir der wertvollste. Denn meine „Familie" will kein Lehrbuch sein, sondern ein Lesebuch; aus dem Leben geschöpft, will es auf das Leben wirken, und vielleicht ist es gerade darum lebendig geblieben.

So ziemt es sich denn, daß dieses Vorwort zunächst ein Wort des Dankes werde für alle die Teilnahme, welche das Buch gefunden. Von jeglichem Pessimismus weit entfernt, glaube ich überhaupt, daß es mir in meinem Leben wie mit meinen Büchern besser ergangen sei, als ich irgend hätte wünschen und hoffen dürfen, und daß ich also alle Ursache habe, mit Gott und der Welt zufrieden zu sein. Dies gilt auch insbesondere von der „Familie".

In den früheren Auflagen habe ich stets den ganz unveränderten Text der ersten wieder abdrucken lassen, — nicht weil ich zu träg gewesen wäre, fortschreitend zu er-

weitern und zu bessern, noch weniger, weil ich die Anmaßung gehabt hätte, das Buch für nicht verbesserungsbedürftig zu halten. Ein Lehrbuch hätte ich binnen siebenundzwanzig Jahren mindestens dreimal umarbeiten müssen; ein Lesebuch, welches bloß anregen und erbauen, trösten und ermuntern soll, kann während eines Menschenalters schon stehen bleiben wie es ist. Ich schrieb es als ein Ganzes aus einem Guß; ich wollte ein kleines Kunstwerk bieten, das ebenso durch die Form wie durch den Inhalt sprechen sollte. Ein wesentlich veränderter Inhalt würde die festgefugte Form zersprengt haben. Den Kern des Inhaltes halte ich aber heute noch als innerste Überzeugung fest, und so durfte ich auf Verbesserungen im einzelnen verzichten, die nur das Ganze geschädigt hätten. In frischer jugendlicher Begeisterung schritt ich, damals erst dreißig Jahre alt, zuerst an dieses Werk, und im Feuer der Jugend ging ich dabei wohl manchmal etwas ungestüm ins Zeug und schoß übers Ziel hinaus: — sollte ich später bei ruhigerem Pulsschlag mildern, dämpfen, beschneiden? Dem Buche wäre sein Bestes geraubt und nicht viel besseres dafür gegeben, das Werk wäre ein Flickwerk geworden. Nur indem das Buch blieb wie es war, konnte es alt werden und doch jung bleiben.

Seit den Tagen, wo die „Familie" zuerst erschien, sind wir in eine neue Zeit eingetreten, Deutschland, Europa hat sich gründlich verändert, neue Ideale des politischen und sozialen Lebens erfüllen und bewegen unser Volk, wir denken anders, empfinden anders wie damals. Wir haben viel lernen und viel vergessen müssen.

Diesen Wandlungen habe ich mich wahrhaftig nicht verschlossen; ich habe redlich an mir gearbeitet vorzuschreiten mit der vorschreitenden Zeit; ich habe, was leicht ist, zu lernen getrachtet, und, was unendlich schwerer, ich habe auch gekämpft, daß ich vergessen lernte.

Hätte ich diesen ganzen Umbildungsprozeß unserer großen Zeit und meiner kleinen Person in diesem Buche widerspiegeln wollen, so würde ich dasselbe aus allen Fugen getrieben haben. Es mußte bleiben wie es ist, oder es durfte überhaupt nicht mehr sein.

Die Familie ist der Schwer- und Angelpunkt unseres sozialpolitischen weil unseres nationalen Lebens. Der deutsche Staat änderte sich und die deutsche Gesellschaft — und die deutsche Familie blieb doch im wesentlichen was sie war. Ja mir scheint sogar, in dem Maße, als wir beweglicher wurden in Staat und Gesellschaft, blieben wir umso beharrender in der Familie.

Ein Glück, daß es also geschehen ist!

Das in Sitte und Sittlichkeit, im Gemütsleben und im Troste und opferfreudigen Entsagen des tiefsten göttlich-menschlichen Gemeinbewußtseins gegründete Haus, welches ich zu schildern und für welches ich zu begeistern versuchte, steht auch heute noch auf seinem altgefesteten Grundbau. Und es wird stehen bleiben.

Nicht alle, aber doch fast alle sozialen Parteien werden einig sein in diesem Gedanken. Darum hoffe ich auch heute noch, daß dieses alte Buch Leser bei allen Parteien finden werde.

Von politischen Seitenhieben, die ich in oft ungestümem Eifer vordem in diesen Bogen so nebenher führte und die ich mit gutem Bedacht trotzdem nicht beseitigte, wird gar keine Partei durchaus befriedigt sein; aber die erhaltende, sittigende und versittlichende Macht des Hauses steht über den Parteien und ihr gilt der Grundgehalt meines Buches.

Die Partei entwickelt sich aus dem Leben; doch wehe uns, wenn wir alles Leben nach der Schablone der Partei bemessen würden. Erst dann, wann wir vollauf gelernt haben, fest in der politischen Partei zu stehen und doch diese Partei zu vergessen, wo es sich um die Gebilde der Kunst,

um die Probleme der Wissenschaft, um die Tatsachen des sittlichen und religiösen Volksgeistes handelt, erst dann sind wir ein politisch reifes Volk.

Aus allen diesen Gründen habe ich die neue Auflage nicht umgearbeitet, sondern den alten Text fast unangetastet stehen lassen, selbst wo er mir sehr fremdartig entgegentrat, ja wo ich geneigt gewesen wäre mit mir selbst in Wortwechsel zu geraten. Dagegen aber habe ich durch viele kleine Zusätze die Substanz des Buches, welche mir fest bestehen blieb, vermehrt und verstärkt. Absichtlich bezeichnete ich nur in wenigen Fällen diese Zusätze durch Beifügung der Jahreszahl (1881) ausdrücklich als neu; ich wob sie außerdem ganz ohne Abzeichen in den Text, ich versteckte sie darin, wenn man so sagen will. Der Leser soll im einzelnen gar nicht merken, daß und was Neues in das Buch gekommen ist. Liest aber ein früherer Leser aufmerksam die neue Auflage, dann wird sie ihm doch etwas reicher, ja ich hoffe sogar etwas lebendiger und frischer erscheinen als die älteren Drucke. Denn was ich einschob, sind fast durchweg kleine aus dem Leben gegriffene Beobachtungen und Tatsachen, und das Leben belebt.

Wenn meine „Naturgeschichte des Volkes“ irgend einen bleibenden Wert haben sollte, so gründet derselbe in den „Quellenstudien aus dem Leben“, deren ich mich stets in allen meinen Schriften, auch in meinen novellistischen und musikalischen, befliß, und durch solche Studien suchte ich auch diese neue Auflage der Familie zu bereichern.

Meine Methode faßt sich in die zwei Worte: „Beobachten und Bedenken!“ und mein Ziel in die zwei anderen Worte: „Aus dem Leben fürs Leben!“

München, 25. November 1881.

W. H. R.

Inhalt

Erstes Buch

Mann und Weib

		Seite
Erstes Kapitel.	Die soziale Ungleichheit als Naturgesetz	3
Zweites Kapitel.	Die Scheidung der Geschlechter im Prozesse des Kulturlebens	28
Drittes Kapitel.	Die Emanzipierung von den Frauen .	57
Viertes Kapitel.	Zur Nutzanwendung	95

Zweites Buch

Haus und Familie

Erstes Kapitel.	Die Idee der Familie	125
Zweites Kapitel.	Das ganze Haus	158
Drittes Kapitel.	Die Familie und die bürgerliche Baukunst	182
Viertes Kapitel.	Verleugnung und Bekenntnis des Hauses	221
Fünftes Kapitel.	Die Familie und der gesellige Kreis .	265
Sechstes Kapitel.	Zum Wiederaufbau des Hauses . . .	292



Erstes Buch

Mann und Weib



Erstes Kapitel

Die soziale Ungleichheit als Naturgesetz

Wäre der Mensch geschlechtslos, gäbe es nicht Mann und Weib, dann könnte man träumen, daß die Völker der Erde zu Freiheit und Gleichheit berufen seien. Indem aber Gott der Herr Mann und Weib schuf, hat er die Ungleichheit und die Abhängigkeit als eine Grundbedingung aller menschlichen Entwicklung gesetzt.

Es ist der verwegenste Gedanke des modernen Radikalismus, daß das Verhältnis der Ungleichheit und Abhängigkeit auch zwischen Weib und Mann, wie es die Natur gegeben, wie es die Sitte von Jahrtausenden weitergebildet und in die ehernen Tafeln aller Gesetzgebungen eingeschrieben hat, ein Ausfluß barbarischer Tyrannei, ein bloßes Siegeszeichen der rohen physischen Gewalt sei.

Die älteste Satzung des widerrechtlichen sozialen Despotismus steht diesen freien Geistern in den Eingangskapiteln der Genesis, wo zum Weibe gesagt ist: „Dein Wille soll deinem Manne unterworfen sein und er soll dein Herr sein."

Bedeutungsvoll aber ist es Jehovah selber, der dort mit eigenem Worte diese Satzung aufstellt. Und zwar unmittelbar nach dem Sündenfalle.

Trifft sich's hiebei nicht seltsam, daß gerade radikale deutsche Sozialphilosophen, die kleinen Jünger eines großen Meisters — Hegels — auf den Satz pochen, daß in dem Sündenfall der Mensch erst Mensch geworden, während er

vorher als zahme Bestie im Paradies, zu deutsch im Tiergarten, umhergewandelt sei? Wohlan! wir halten euch beim Wort. Unmittelbar mit diesem „Menschwerden“ hing die Unterordnung der weiblichen Persönlichkeit unter die männliche in der Familie zusammen, aus welcher, naturnotwendig wie aus dem Saatkorn die Pflanze, aufgesproßt ist die ungleichartige Gliederung der bürgerlichen und politischen Gesellschaft. Prophetisch sind in jenem Kapitel der ältesten Urkunde des Menschengeschlechts die zwei mächtigsten Hebel zur Herausbildung eines öffentlichen Lebens nebeneinandergestellt, jene Hebel, über welche sich gerade jetzt die soziale Theorie am meisten den Kopf zerbricht: die natürliche organische Gliederung der Gesellschaft in ihrem Grundbau, der Familie, und die Berufung zur mühevoll erobernden individuellen Arbeit. Denn unmittelbar nachher heißt es: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen.“ Und beides ist ausgesprochen in der Form eines göttlichen Fluches, das heißt eines Fluches, dessen geheime Frucht ein Segen ist.

Es ist scheinbar ein kleines, ja ein eitles Ding, zu reden von dem Gegensatz zwischen Weib und Mann, und stecken doch so große Folgerungen darinnen. Es ist dieser Gegensatz ein Ding, welches sich von selbst versteht, und doch ist derjenige der Weiseste, welcher zur rechten Zeit immer gerade die Dinge zu sagen weiß, die sich von selbst verstehen.

In dem Buche von „Land und Leuten“ habe ich gezeigt, wie mit den Verschiedenheiten der Bodenbildung, selbst innerhalb eines einzelnen Landes, die größte Mannigfaltigkeit nicht nur der gesellschaftlichen Zustände, sondern auch der Anschauung und Parteiung des Gesellschaftslebens gegeben sein müsse. Also schon die Landes- und Volkskunde legt Protest ein gegen die Ausebnung der Gesellschaft.

Hier gehe ich aber noch viel weiter zurück: die beiden Begriffe „Mann und Weib“ führen uns auf den Punkt, wo die

Gesellschaftskunde in die Anthropologie hinübergreift, wo der *natürliche* Gegensatz der menschlichen Geschlechter ein *naturwissenschaftlicher* wird, wo der Anatom für uns den Beweis antritt, daß die Ungleichartigkeit der ursprünglichen und buchstäblich „organischen" Gliederung des Menschengeschlechtes eine unvertilgbare, von Gott gesetzte, bis auf Nerven-, Blut- und Muskelbildung durchgeführte sei. *In dem Gegensatz von Mann und Weib ist die Ungleichartigkeit der menschlichen Berufe und damit auch die soziale Ungleichheit und Abhängigkeit als ein Naturgesetz aufgestellt.* Wer Mann und Weib nicht wieder zur Geschlechtseinheit zurückführen kann, der vermesse sich auch nicht, das Menschengeschlecht zur sozialen und politischen Einheit und Gleichheit zu führen.

Ein tiefsinniges, oft sehr gedankenlos gebrauchtes Wort des Volksmundes sagt: „*Vor Gott sind alle Menschen gleich.*" Allerdings vor Gott, und nur vor Gott, und eben darum nicht vor den Menschen. Die Urparagraphen des göttlichen Sittengesetzes sind als die gleichen in unser aller Herzen geschrieben. Also nur das Göttliche ist das allgemein Menschliche. Es gibt vielerlei richtige Staats- und Gesellschaftsverfassungen, wie es Männer und Weiber gibt, Mongolen und Kaukasier, Binnenland- und Küstenbewohner, aber es gibt nur ein einziges und gleiches Grundgesetz der Religion für alle. Indem sich die Menschheit besondert, bildet sie erst den Staat und die Gesellschaft. Eine einheitliche menschliche Universalgesellschaft bestand nur im Paradiese, und auch da nur — bevor Eva geschaffen war. Sie wird wiederkommen nach dem Jüngsten Tag, wo auch nicht mehr Mann und Weib sein, wo nicht mehr gefreit werden wird, das heißt, wo die Menschen eben aufhören sollen, Menschen zu sein.

Es steht geschrieben, daß bis dahin *ein* Hirt und *eine* Herde werden soll, nämlich in göttlichen Dingen; es steht aber nichts geschrieben von *einem* König und *einem* Volk.

Ein Universalstaat widerspricht der Idee des Staates: denn dieser ist gegründet auf die Besonderungen von Land und Volk, von Stand und Beruf, von Mann und Weib. Unser Staat ist männlichen Geschlechts, der Universalstaat aber müßte generis neutrius sein; denn so lange die Männer bloß direkt das staatliche Leben schaffen, die Frauen aber nur mittelbar in der Familie dafür wirken, ist eben auch der rechte Universalstaat noch nicht da.

Konsequent ist darum auf der einen Seite nur der Sozialpolitiker, der die Idee der Menschheit nur in der Summe der mannigfaltigst abgestuften, von Natur ungleichartigen Tatsachen der Familien, Volksgesellschaften und Staaten verwirklicht sieht, und auf der anderen Seite der Sozialist, der sich nicht scheut, seinen Traum eines Universalstaates auch durch den Traum einer in sich gleichen Universalgesellschaft zu begründen, und schließlich den Mut besitzt, zu sagen: auch der unterschiedliche Beruf von Mann und Weib ist nur eine willkürliche, barbarische Satzung der finsteren Vorzeit.

Wenn im Universalstaate nicht Mann und Weib ebenso gleich berufen sind, wie Edelmann und Bettelmann, dann wäre der Universalstaat doch wieder ein Sonderstaat der Männer. Man muß darum den tollen Mut dieser Konsequenz der Sozialisten bewundern, welche den beiden Geschlechtern trotz aller leiblichen und seelischen Ungleichartigkeit doch die gleiche politische und soziale Berufung zusprechen und ganz resolut ein Gesetz der Natur entthronen wollen, um ein Gesetz der Schule und des Systems an seine Stelle zu setzen. Périsse la nature plutôt que les principes!

Nicht zu Ehren eines Prinzipes, wohl aber zu Ehren der Natur hielten die beiden Wetterauischen Gemeinden Kirchgöns und Pohlgöns noch im sechzehnten Jahrhundert folgenden in unvordenklicher Zeit geschlossenen Pakt aufrecht. Wenn eine Frau ihren Mann geschlagen, dann brachen die Nachbarn dem Manne, der sich solches hatte gefallen lassen, den

First vom Dache ab, und die Mannschaft des verbündeten Dorfes kam solenniter herbeigezogen mit einem Esel, auf welchen die Frau gesetzt und im Orte herumgeführt wurde, „damit die Männer nach Gottes Gebot Herren bleiben und die Oberhand behalten sollen". Der Mann, der sich's hatte gefallen lassen, wird so gut gestraft wie die Frau, welche den Frevel verübt, und nur durch Spendung einer Ohm Bier an die verbündeten Gemeinden konnte sich das straffällige Ehepaar von der Strafe loskaufen. Gottes Gebot und dem Gesetze der Natur zu Ehren wird man dann die Ohm Bier ausgetrunken haben. Die Kirchgönser und Pohlgönser waren also praktische Sozialpolitiker, keine Sozialisten. Wie aber ein Mann gestraft würde, der seine Frau geprügelt, darüber scheint nichts paktiert gewesen zu sein. Durch letzteres wäre das Recht und die Sittlichkeit verletzt gewesen, und deshalb kam es dem Pfarrer und dem Amtmann zu, solche Gemeinheit zu strafen; prügelte aber das Weib den Mann, so war dadurch noch obendrein eine offene Empörung gegen ein Naturgesetz der Gesellschaft verkündet, und die Gemeinden als soziale Körperschaft traten zusammen, nicht um dem Pfarrer oder Amtmann ins Handwerk zu greifen, sondern lediglich um diese Empörung niederzuschlagen. Das Haus des geprügelten Mannes ist von innen heraus zerstört, und zum Wahrzeichen dessen wird ihm der First vom Dache gerissen.

Klüglich hat man sich bisher (1854) begnügt, die sogenannte Emanzipation der Frauen vorzugsweise poetisch zu verherrlichen. Die Lehre von der Ausgleichung des Geschlechtsgegensatzes gehört bis jetzt mehr der Novellistik an als der wissenschaftlichen Literatur. Sie klingt einleuchtender in Poesie als in Prosa, und fast nur, wo sie gereimt behandelt wurde, entging sie dem Schicksale, ungereimt zu erscheinen. Auch war es den Sozialisten selten recht geheuer, wenn sich die Gelegenheit ergab, einmal tatsächlich zuzugreifen und die Frauen als gleichberufene Mitarbeiterinnen einzuführen in

das politische Leben. Die Kirchgönser und Pohlgönser sind in ihrer Verteidigung von Gottes Gebot und dem Gesetze der Natur weit zuversichtlicher aufgetreten. Es gibt gewisse Wahrheiten, die nur wahr sind, wenn man sie gleich der Dekorationsmalerei aus einiger Entfernung und bei künstlichem Licht betrachtet. So erwies sich die Lehre von dem gleichen Beruf der beiden Geschlechter berechtigter in der Poesie als im System, aber immer noch berechtigter im System als in der Tat.

Die Frauen sind, um ein Bild aus dem Feudalwesen zu nehmen, noch „Wildfänge“ in dem großen Lehensreiche der konservativen Staatspraxis. Es gilt, diese herrenlose Sippe in einen festen Untertanenverband zur Staatspraxis zu bringen, ihnen die Vergunst der Teilnahme zu schaffen an kaiserlichem Recht und Landrecht der sozialpolitischen Wissenschaft. Die politische Würdigung des Gegensatzes von Mann und Weib aus dem Gesichtspunkte der Naturgeschichte des Volkes ist eben die Aufgabe dieses Abschnittes.

Wie uns die Sozialisten zu Untersuchungen über das Proletariat zwangen, so haben sie uns auch die Untersuchung über Mann und Weib zur Gewissenspflicht gemacht. Denn wer den Feind schlagen will, der muß sich auf Feindes Gebiet begeben und nicht warten, bis er zu ihm herüberkommt. Solange uns die Sozialisten nicht aus der behaglichen Beschränkung aufgestört hatten, daß die Politik lediglich das angewandte Staatsrecht sei, war die Erörterung des Geschlechtsgegensatzes und seiner politischen Folgen kaum flüchtiger staatsmännischer Beachtung würdig. Jetzt aber ist sie zu einem Eckstein des ganzen Systems der Naturunterschiede der Gesellschaft und damit auch des Staates geworden. Das Staatsrecht erscheint uns nunmehr bloß als die Formenlehre der Politik; ihr gegenüber steht die Lehre von den politischen Stoffen, die ich als die „Wissenschaft

vom Volke" bezeichne. In dieser Wissenschaft wird auch der Gegensatz der beiden Geschlechter nach seiner politischen Bedeutung zu untersuchen sein.

So gewiß Stoff und Form im Staatsleben sich fortwährend durchdringen, so gewiß müssen sie doch theoretisch gesondert behandelt werden. Dem Ästhetiker gesteht es jedermann zu, daß er Inhalt und Form des Kunstwerkes scheidet und gesondert betrachtet, obgleich es niemals ein Kunstwerk gegeben hat, welches bloß aus Form, oder ein anderes, welches bloß aus Inhalt bestanden hätte. Aus der Durchdringung beider geht erst das Kunstwerk hervor, wie der Staat erst aus der Durchdringung des gesellschaftlichen Stoffes und der Rechtsformen. Warum soll denn dem Politiker verwehrt sein, was dem Ästhetiker nicht nur erlaubt ist, sondern sogar als wissenschaftliche Schärfe von ihm gefordert wird?

Die Lehre von der „bürgerlichen Gesellschaft" bildet die eine Halbschied der Gesamtlehre von den politischen Stoffen. Die Lehre von der „Familie" gibt die andere Hälfte.

Staatsrecht und Gesellschaftskunde berühren nur beiläufig den Gegensatz von Mann und Weib, sie haben ihn nicht in der ganzen Breite seiner Tatsachen und Folgerungen zu erforschen. In einem System der „bürgerlichen Gesellschaft" wird man bei Aufstellung der einzelnen Gruppen nicht etwa wieder gesondert behandeln müssen den Bauer und die Bäuerin, den Bürger und die Bürgersfrau 2c. Im Gegenteil ist gerade die höhere Einheit dieses Unterschiedes, das „Bauerntum", das „Bürgertum", der eigenste Gegenstand der Gesellschaftskunde. Der Staat ist männlichen Geschlechtes, und die Gesellschaftsgruppen sind generis neutrius: wo bleiben da die Frauen? Sie sollen bleiben in der „Familie", die ja die vorwiegende Signatur der Weiblichkeit schon in ihrem Geschlechtsartikel aufzeigt.

In der Lehre von der Familie ist die ursprünglichste

natürliche Gliederung des Volkes, wodurch dasselbe dem Geschlechte nach in Männer und Frauen gespalten wird, zu erörtern und abzumachen. Die Familie setzt nur das Individuum voraus; Staat und Gesellschaft aber setzen bereits die Familie voraus, und haben es danach im allgemeinen nur mit dem öffentlichen Stellvertreter der Familie zu tun, mit dem Manne.

Mit dieser „Voraussetzung" der Familie meine ich es aber ernstlich. Die Lehre von der Familie muß ebensogut wie die Gesellschaftskunde als ein selbständiger Wissenschaftszweig bearbeitet werden, oder unsere ganze Staatswissenschaft steht in der Luft. Mit dem bloßen Familienrecht ist es hier nicht getan. Die Lehre von der Familie ist eine soziale Disziplin, ein Teil der Volkskunde.

Wie für die Wissenschaft, so muß auch für die Staatskunst die Lehre von der Familie erst noch erobert werden. Familienleben und Staatsleben bedingen sich nicht in ihrem Prinzip, wohl aber in ihren Wirkungen. Weit gründlicher denn der Staat hat die Kirche seit alten Zeiten die Macht der Familie ausgenützt. Und doch handelt es sich hier um eine wahre Naturmacht zur Stütze der erhaltenden Staatskunst, um einen am Anfang der Tage aus dem Boden gewachsenen Felsenpfeiler, nicht um künstlich gefugtes Mauerwerk. Über der unmittelbaren Beziehung des Mannes zum Staate wird die in der Familie vermittelte des Weibes vergessen. Freilich handelt der Mann auf der politischen Bühne, während die Frau nur eine ruhende Macht im Staate ist. Der aber weist sich als einen schlechten Logiker aus, der die ruhende und leidende Kraft für gleichbedeutend nimmt mit einer nicht vorhandenen. In der Tat, die Frauen könnten sich beschweren darüber, daß man sie vergißt im öffentlichen Leben. Ich bin ein Mitkämpfer für die verrufene „Emanzipation der Frauen", indem ich kämpfe für eine bedeutend erweiterte Geltung und Berücksichtigung der Familie im

modernen Staat. Denn in der Familie stecken die Frauen. Sie sollen wirken für das öffentliche Leben, aber man soll ihrer dabei nicht ansichtig werden, denn sie sollen zu Hause bleiben. Diese Wirksamkeit im Hause aber ist den Frauen zurzeit noch sehr verkümmert, und wird es bleiben, solange die Lehre von der Familie das Aschenbrödel unter den Disziplinen der Volkskunde bleibt.

In dem Gegensatz von Mann und Frau sind gar manche Grundzüge der natürlichen Gliederung der Gesellschaft bereits vorverkündet. Anderseits wirkt Standesart und Standessitte ebensosehr bestimmend auf das Gepräge des Weibes oder Mannes, wie die Standessitte wiederum so oft mit der Familiensitte untrennbar zusammengewachsen ist.

Auf den untersten Stufen der Gesellschaft ist die Charakterfigur von Mann und Weib noch nicht in ihren vollen, bestimmten Umrissen herausgezeichnet. Das Gegenbild wird erst fertig mit der steigenden Gesittung. Denn die echte Zivilisation sondert und gliedert, die schlechte ebnet aus. Das Bauernweib ist in jeder Beziehung, bis auf das allgemeine körperliche Gepräge hinab, noch ein Halbmann: erst im höheren Kulturleben tritt das ganze Weib dem ganzen Mann in jedem Zug charakteristisch gegenüber. Von dieser merkwürdigen Tatsache und ihren Folgen wird das nächste Kapitel ausführlich handeln.

Hier beschäftigt uns der Gegensatz von Mann und Weib noch in seiner Allgemeinheit. Und da erscheint dann dem Sozialpolitiker jene doppelte Naturmacht in demselben verborgen, die in der einfachsten Hauptgliederung der Gesellschaft schon bestimmter zu Tage tritt: eine Macht des „sozialen Beharrens“ und der „sozialen Bewegung“, der Tat und der ruhenden Kraft.

Der Mann strebt in der Familie doch schon wieder über die Familie hinaus, aus den Familien gestaltet er die größe-

ren Kreise der Gesellschaft und des Staates, und so wird der Staat als die letzte, dem Manne eigenste Frucht dieses Strebens zuletzt ein rein männliches Wesen. Das Weib nimmt nur insofern Anteil an den Entwicklungen jener Kreise, als es dieselben auf die Familie zurückbezieht, es beharrt in der Familie; nicht umsonst stempelt die Sprache die Familie als weiblich; sie ist des Weibes ursprünglichster Besitz. Der Mann also stellt in der Familie die Potenz dar, welche das Bürgertum hauptsächlich in der Gesellschaft vertritt; das Weib die Potenz der Aristokratie. Adel und Bauern beharren im Stande, der ihr eigenster Besitz ist, sie beziehen Gesellschaft und Staat auf den Stand zurück; das Bürgertum aber sucht hinauszugehen über den Stand, es sucht denselben zur Gesellschaft zu erweitern.

Wo Staat und Gesellschaft stille stehen, da wuchert darum die Weiberherrschaft auf, nicht minder ein ausschließendes Regiment der Mächte des sozialen Beharrens. Der Acker „junkert“, sagt der Bauer, wenn das Land nur noch Halme und Ähren erzeugt, aber keine Samenkörner darin, welche die Aussaat hundert- und tausendfältig weiter tragen. Sowie die absoluten Staaten des Orients stille standen und junkerten, brach die Weiberherrschaft durch, sie brach durch trotz des Harems und im Harem. Und obgleich im Orient das Haus zugleich der Kerker der Frauen ist, wußten sie doch in der Zeit der politischen Stagnation die Türe zu finden, durch welche man in den Thronsaal schlüpft. Als Frankreich junkerte, beherrschten Mätressen mit dem Schlage ihres Fächers das Land. Aber auch nur, wo das Beharren im Staatsleben den Gegensatz der Bewegung verliert, ist echtes Weiberregiment möglich. Elisabeth von England und Maria Theresia führten kein Weiberregiment; sie waren Männer in Frauenkleidern.

Das Weib ist von Haus aus konservativ, und wo es radikal wird, ist es radikal — aus Aristokratismus. Es

steht vorwiegend unter dem Zauberbanne der Sitte gleich den Gesellschaftsgruppen der Bauern und der Aristokratie. Ganz wie bei letzteren ruht seine gesellschaftliche Geltung mehr in dem, was es ist und darstellt, als in dem, was es tut. Ein Hinwegsetzen über die Sitte, welches bei dem Manne vielleicht noch als Originalität oder harmloser Eigensinn passieren könnte, bezeichnet der Sprachgebrauch mit scharfem Verständnis bei dem Weibe bereits als „unweiblich".

Bei dem Stande, der in seiner ganzen Lebensführung zumeist dem Naturtrieb der Sitte folgt, bei den Bauern, sind vorzugsweise die Frauen die Hüterinnen dieses Triebs. Die Frauen sollen aber überhaupt sorgen, daß das heilige Feuer des häuslichen Herdes niemals erlischt, das heißt, ihr Beruf ist es ganz besonders, die Sitte des Hauses zu pflegen, zu schirmen und fortzubilden. Schon darin ist ihnen ein positiver politischer Beruf gegeben. Unsere besten volkstümlichsten Sitten sind uns bewahrt worden durch Frauenhände. Solche Sitten aber sind wesentliche Züge unserer Nationalität; unsere Nationalität würde unendlich mehr sich abgeschliffen haben, wenn die Frauen nicht gewesen wären.

Die altherkömmlichen Festesherrlichkeiten des Bauernvolks haben sich nur da frisch und leidlich ganz erhalten, wo eine Feier der Familie gilt, das heißt, wo die Frauen mittun dürfen. Das Haus ist die Zitadelle der Sitte. Während die Festgebräuche des Schwerttanzes, des Hahnenschlags rc., überhaupt alle die bäuerlichen Kampf- und Festspiele, bei welchen auf Kirmessen und an anderen Jubeltagen der Mann allein prunken konnte, fast durchweg abgekommen oder bis zur Unkenntlichkeit zusammengeschrumpft sind, haben sich die alten Bräuche bei Verlobungen, Hochzeiten, Kindtaufen rc., soweit die Frauen dabei die Hand im Spiele haben, viel lebendiger erhalten. Es ist hier sogar ein Übermaß der festlichen Gebräuche zeitweilig eingetreten, namentlich sind die deutschen Hochzeitsitten zu einer so üppigen Mannigfaltig-

keit angewachsen, daß sie der Kulturhistoriker gar nicht mehr übersehen und ordnen kann. Mit ihren unmäßigen Hochzeiten, Polterabenden, Kindsbieren, Vor- und Nachkindtaufen 2c. haben die Frauen zuletzt die Polizei ins Haus gerufen und durch das Unmaß der häuslichen Sitte auch die Ertötung echter und berechtigter Sitten leider fördern helfen.

Bei der Ausstattung der Mädchen herrscht bei norddeutschen Hofbauern noch häufig die alte deutschrechtliche Auffassung der Aussteuer als einer Absteuer, d. h. einer standesmäßigen Abfindung, die nach dem Stand der Eltern und nicht nach ihrem Privatbesitz bemessen wird. Es ist dies ein uraltes Verfahren, das außerdem nur noch bei hohen Potentaten annähernd vorkommt, und bloß die Mädchen, die konservativen Frauen haben bei jenen Hofbauern für sich daran festgehalten; denn bei den Jungen ist mitunter das romanistische Gleichteilungsprinzip schon durchgedrungen, wo bei den Mädchen noch eine Absteuer und keine Aussteuer stattfindet.

In Gegenden, wo bei den Männern die Volkstracht durchaus verloren gegangen ist, tragen doch häufig die Weiber noch das altmütterliche Kleid. Aber kein einziges Beispiel des umgekehrten Falles ist mir bekannt. Es mögen leicht zwei Drittel der noch florierenden bäuerlichen Originaltrachten Weibertrachten sein. Unter diesen letzteren sind aber mehrere noch echt mittelalterlich, während die männlichen deutschen Bauerntrachten kaum je über das siebzehnte oder achtzehnte Jahrhundert hinaufgehen. Man kann wohl einen Bauernburschen des neunzehnten Jahrhunderts sehen, der in dem Sonntagsrocke des achtzehnten seine Braut, die in einem bürgerlichen Festkleid des fünfzehnten prangt, zum Altare führt. Dieses Bild ist eine Illustration zur Geschichte der Frauen. Der zähe, beharrende, konservative Geist des weiblichen Geschlechts spiegelt sich darin.

Die Frauen allein zeichnen in allen Ständen noch Jungfrauen, Frauen und Witwen durch bestimmte Schattierungen

der Tracht aus. Die Symbolisierung der verschiedenen Stufen der Familienglieder fand gewiß auch ursprünglich in der männlichen Tracht statt. Allein die beweglicheren Männer haben die Abzeichen jener Stufen weggeworfen, und Junggesell, Ehemann und Witwer gehen in dem gleichen Rock daher. Die Familie ist die Welt der Frauen, darum kündet die Frau auch gleich durch ihre Haube aller Welt, wie sie in der Familie steht.

Die kargen Reste von Volkstrachten im Bürgerstande, soweit sie in Deutschland noch erhalten sind, fallen meines Wissens ausschließlich den Bürger*innen* zu. Bürgersfrauen tragen in Eger noch den schwarzen, mit Gold verbrämten, innen mit Scharlach gefütterten Faltenmantel des siebzehnten Jahrhunderts, und in den bayerischen Städten tragen die Bürgersfrauen noch die Riegelhauben, die alten Mieder mit den Silberketten, während bei dem städtischen Mannsvolk keine Spur der entsprechenden Tracht mehr vorhanden ist.

Die *Mägde* vom Lande, welche in der Stadt dienen, hängen, wenn nur einmal die erste Anfechtung abgeschlagen wurde, länger und zäher an ihrem heimatlichen Kleid, als die *Knechte*. Es ist solche Beharrlichkeit umso höher anzuschlagen, als die bäuerlich gekleidete Magd der Verspottung um ihres Rockes willen wehrlos preisgegeben ist. Um der Sitte ihrer alten Umgebung treu bleiben zu können, muß sie gegen die Sitte ihrer neuen Umgebung verstoßen. Darin liegt für das weibliche Naturell ein tiefer tragischer Konflikt, den ich manchmal mitempfand, wenn ich sah, wie der städtische Pöbel in sündlicher Frivolität die Bauerndirne wegen ihres Rockes verhöhnte, wegen der treuen Anhänglichkeit an die überlieferte heimische Sitte.

Die Tracht ist überhaupt ein höchst wichtiges Ding, wo es sich um die Familie und ihre Sitte handelt. Die große Hauptscheidung der Tracht in männliche und weibliche findet sich bei allen Völkern und in allen Perioden der Geschichte.

Hier ist ein wahrer consensus gentium. Die Zivilisation hat diesen Unterschied nicht entfernt auszugleichen vermocht. Die besondere Frauentracht ist der handgreifliche Protest aller Nationen gegen die Berufung von Frauen und Männern zu gleichem Wirken. Die Frauen halten nicht mit Unrecht so viel auf ihr Kostüm: es ist das Wahrzeichen ihrer Eigenartigkeit; und ein echter Sozialist muß beim Anblick jedes Weiberrocks in die Zähne knirschen, denn solange es noch besondere Weiberröcke gibt, ist es auch noch nichts mit einem folgerechten Sozialismus.

Hat aber das Weib erst einmal den Bann des alten Herkommens in Sitte und Tracht durchbrochen, hat es den natürlichen Konservatismus seines Geschlechts erst einmal verleugnet, dann wird es auch weit zügelloser, radikaler, neuerungssüchtiger in der Mode als der Mann. So wird die Großmutter ihre alten Geschichten und Sprüche treuer und vollzähliger den Enkeln überliefern als der Großvater, und doch konnte man wiederum mit Grund den Frauen zur Last legen, daß sie z. B. jene zur Zeit der Kreuzzüge beginnende Verwelschung unserer Sprache durch eingeflickten fremdländischen Wortflitter hauptsächlich angestiftet hätten, indem sie bei der damaligen weiblichen Liebhaberei des Sprachstudiums nichts Eiligeres zu tun hatten, als mit jedem neugelernten fremden Worte sofort die altüberlieferte deutsche Redeweise neu aufzuputzen.

Hier zeigt es sich, daß der Stab der strengen Sitte dem Weibe eben ein wahres Naturbedürfnis ist. Es wird haltlos, sobald es diesen Stab von sich wirft. Darum liegt ein tiefer Sinn in jener altisländischen Rechtssatzung, kraft deren das Aufgeben der landesüblichen Tracht der Frau als ein Ehescheidungsgrund geltend gemacht werden konnte.

Man sollte nun meinen, die Modesucht der städtischen Frauen stehe in geradem Widerspruch zu dem Beharren der Bauernweiber bei der überlieferten Tracht. Dies ist aber

keineswegs der Fall. Der bestimmende Grund für die Modesucht der Städterin ist durchaus nicht jener Drang nach gesellschaftlicher Nivellierung, welcher den Bürger sein besonderes standesmäßiges Kleid mit dem möglichst form- und farblosen, gleichsam allgemeinen Rock der gebildeten Welt vertauschen heißt. Aus Vornehmtuerei, nicht aus Liberalismus, aus dem falschen aristokratischen Gelüste einen ganz bestimmten, und zwar möglichst hohen Rang repräsentieren zu wollen, hascht die Frau nach jeder neuen Mode; aus einem echten Aristokratismus hält die Bauernfrau an dem ererbten Kleide fest. So alt wie unsere Volkstrachten ist daher auch die Klage, daß die Dienstmägde in Schleiern einhergehen, „geschmückt wie Hofjungfrawen," denn sie wird bereits im sechzehnten Jahrhundert erhoben. Jener eigentümliche Stolz der Gelehrten, der die Geringschätzung der äußeren Abzeichen des Ranges durch eine möglichst nichtssagende und nachlässig geordnete Tracht ausdrückt, wird bei dem Weibe niemals Wurzel fassen. König Salomo war ein Mann, darum prunkt er mit jenem Bettlerstolz, der, indem er fortwährend ausruft: „Alles ist eitel," eben darin sich selbst als den Allereitelsten bekundet.

Das Weib weiß recht wohl, daß der äußere Rang — ganz im Sinne der Aristokratie — bei ihm viel strenger berechnet wird als beim Manne. Einem bedeutenden Manne öffnen sich alle Schranken der vornehmen Geselligkeit; er kann hoffähig werden bloß um seines Talentes willen. Die geistvollste Frau dagegen wird niemals hoffähig werden, weil sie geistvoll ist. Sie steht in ihrem einmal angeborenen oder angeheirateten Rang, über den sie durch eigene Kraft nicht hinaus kann. Darum wacht sie umso eifersüchtiger über denselben, und sucht sich wenigstens in ihrem Putz zeitweilig in einen höheren Rang hinaufzuträumen.

Der Mann kann seinen Lebensberuf wählen, er kann ihn wechseln, er kann sich selbst im reiferen Alter noch neue Be-

rufe schaffen. Der Frau wird der Beruf angeboren, und sie muß in ihm verharren. Das allein gibt den Frauen schon ein aristokratisches, konservatives Gepräge.

Aber die Zeiten wechseln. Das Mittelalter kannte auch viele angeborene Familienberufe der Männer. Die Neuzeit kennt deren nur noch wenige. Anderseits streben jetzt viele Frauen nach freier Berufswahl, hauptsächlich von zweierlei Motiven getrieben, durch den Ehrgeiz und durch die Not.

Es legten in den letzten Revolutionsjahren viele deutsche Frauen den entschiedensten politischen Freisinn zur Schau. Aber nirgends verfuhren sie wie jene demokratischen Männer, welche den Rock mit dem Kittel vertauschten, sich wie Taglöhner kleideten, um Volksmänner zu werden, und geradezu renommierten mit der Maske einer möglichst niedrigen bürgerlichen Stellung. Diese unechten Blusenmänner wollten ausebnen, indem sie alle Gesellschaftsgruppen herabzogen zu der unreifen und untersten des vierten Standes. Dergleichen fällt keiner Frau ein. Keine einzige vornehme Demokratin hat sich, um volkstümlich zu werden, den Schurz einer Küchenmagd umgebunden. Die weiblichen Radikalen wollten nur insofern nivellieren, als sie gern alle Stände gleich vornehm gemacht hätten. Die Männer wollten alle Stände gleich gering machen. Das ist der Gegensatz von Mann und Frau. Wenn die Demokratinnen alle Welt gleich vornehm zu machen sich vermaßen, so übersahen sie den Widerspruch, der in den Wörtern „gleich“ und „vornehm“ liegt.

Aber gerade derselbe Widersinn ist ja auch angedeutet in dem Wort, daß die Frauen nur aus Aristokratismus radikal werden. Von dem Augenblicke an, da die Londoner Schenkmädchen im Bloomerkostüm paradierten, war diese neumodische Tracht auch für die freisinnigste Dame „unmöglich“ geworden; sie ist von nun an ein weiblicher Taglöhnerkittel, sie stellt nichts vornehm Apartes mehr dar.

Es ist also derselbe Geist des Beharrens, welcher bei der weiblichen Landbevölkerung sich beugt unter die Alleinherrschaft der Sitte als einer unwandelbaren, und in der Stadt unter die Despotie der Mode, als der rastlos wechselnden. Die frei sich bewegende Selbstbestimmung fehlt hier wie dort. Im Begriff der weiblichen Modesucht selbst liegt es schon, radikal zu sein aus Aristokratismus.

Der Mann ist im allgemeinen gleichgültiger gegen die Mode, weil er es auch gegen die Sitte ist. Die Unabhängigkeitserklärung von der Herrschergewalt der Sitte kündigt hier, wie bei den Gruppen der bürgerlichen Gesellschaft, die Macht der Bewegung an. Darum nennen wir es weibisch, wenn Laffen und Stutzer jeden Wechsel der Mode mitmachen, wie es anderseits auf die noch nicht vollständig vorhandene Durchbildung des Geschlechtsgegensatzes deutet, wenn bei abgeschlossenen Bauerschaften Männer und Weiber gleich treu an der alten Kleidersitte hängen. Männer, welche jeder Mode nachlaufen, gehören übrigens merkwürdig genug meist solchen Berufsweisen an, deren Arbeit ebensogut in Weiber- als in Männerhänden sein könnte, wie z. B. Schneidergesellen, Ladendiener, Schauspieler u. s. w.

Deutschland besitzt kein revolutionäres Proletariat unter den Frauen. Unsere armen Taglöhnerinnen stecken noch viel zu tief in der Weiblichkeit, um revolutionär sein zu können. Die weiblichen Demagogen sind gebildete Frauen, Blaustrümpfe, die ihr Geschlecht verleugnen, vornehme Damen, die monatelang in den Logen der Parlamente zuhörten, weil sie zu Hause nichts zu tun hatten. Eine Frau, die an die Gleichstellung ihres Geschlechtes mit den Männern denkt, muß bereits sehr viele konfuse Bücher gelesen haben. Von selber verfällt eine deutsche Frau noch nicht auf den Gedanken der „Emanzipation der Frauen“. Die wenigsten Frauen verstehen den Sinn dieser Theorie; die ganz wenigen aber, welche selbige verstehen, haben sie mißverstanden. Er-

scheinungen wie die russischen Nihilistinnen oder geistesverwandte Pariser Bürgerinnen muten uns Deutsche doch gottlob noch sehr ausländisch an.

Das Weib hält die natürlichen Stufenfolgen im Familienleben und den Gesellschaftsgruppen streng auseinander, nicht aus politischem Bewußtsein, sondern aus Instinkt. Es hat die Selbstbeschränkung auf einen engen Kreis im Hause kennen gelernt; es wird nur vollgültig, indem es sich eins weiß mit einem Mann; es existiert nicht für sich, sondern nur in und mit der Familie; es kann mit Anstand nicht einmal allein spazieren gehen; es lernt also von Jugend auf seine Persönlichkeit einem höheren Ganzen unterordnen. Das Weib beurteilt die Gesellschaft nach dem Hause; es begreift die Gliederung der Gesellschaft als eine Naturnotwendigkeit, der man seinen persönlichen Eigensinn ebensogut beugen müsse wie der Idee der Familie, während der Mann noch nach Beweisen für die Vernünftigkeit dieser Gliederungen sucht. Auch darum sind die Standesschranken für das Naturell des Weibes weit fester gefugt, als für den Mann, oft sogar zu fest und unübersteiglich. Es läßt sich recht gut eine Naturgeschichte der Gesellschaft für Frauen schreiben, nicht aber eine Philosophie der Gesellschaft.

Ein Bauernbube kann es weit eher zum vornehmen Herrn bringen als ein Bauernmädchen zur Dame. So sahen wir wohl, daß im Jahre 1848 Geheimräte, dieweil ihnen der Angstschweiß auf der Stirne stand, mit Proletariern Brüderschaft tranken, nicht aber daß die gleich heftig erschreckten Geheimrätinnen mit den Marktweibern schmolliert hätten. Man würde es geradezu „unweiblich“ nennen, wollte eine Bürgersfrau die Sitten einer Bäuerin annehmen. „Unmännlich“ wäre der entsprechende Schritt des Mannes wenigstens nicht.

Wenn eine Frau aufsteigt zu höheren Gesellschaftsstufen, so tut sie dies zumeist durch die Familie; der Mann dagegen

schwingt sich rasch empor im öffentlichen Leben. Wir halten es für eine weit bedenklichere Ehe, wenn ein Fräulein einen Bauern, als wenn ein feingebildeter Herr eine Bauerndirne heiratet. Denn das Bauernmädchen kann fein werden in seinem Hause, das Fräulein aber wird verbauern im Bauernhaus und wird doch ihrer Lebtage keine rechte Bauernfrau. Diese Sätze stehen scheinbar im schnurgeraden Widerspruch zu den kaum erst ausgesprochenen Worten, daß es ein Bauernbube weit eher zum vornehmen Herrn bringen könne als ein Bauernmädchen zur Dame. Und doch sind beide Sätze richtig, ja sie wurzeln im gleichen psychologischen Grunde. Der Unterschied ist nur bedingt durch das Hinzutreten der Familie. Das Haus vermag das Weib zu adeln und zu entadeln weit über die persönliche Kraft hinaus.

Es ist sogar eine erbliche Schwachheit des weiblichen Geschlechts, die gesellschaftlichen Unterschiede bis ins verderbliche Extrem festzuhalten. Das Weib verknöchert weit eher in seinem Standesbewußtsein, gleich dem Aristokraten und dem Bauern, als daß es gleich dem Bürger in den umgekehrten Fehler der Gleichgültigkeit gegen alles gesellschaftliche Leben, in das „soziale Philistertum“ verfiele. Es liegt ein erstaunlicher Drang zum körperschaftlichen Zusammenhalten in der weiblichen Natur, und sollte sich derselbe auch nur in der Art äußern, wie bei jenen Württembergerinnen, welche Anno 1848 einen Aufruf erließen, daß alle schwäbischen Mädchen sich verbinden möchten, keinen Reaktionär mehr zu heiraten!

Eine heillose Verwirrung ist bei uns eingerissen im Gebrauch der Wörter „gesellig“ und „gesellschaftlich“ (sozial). Wenn man von den Formen des persönlichen Umganges, von den öffentlichen und häuslichen Lustbarkeiten einer Stadt spricht, nennt man das wohl gar das „gesellschaftliche“ oder „soziale Leben“ — zur Verzweiflung sozialpolitischer Ohren. Diese Verwechslung des „Geselligen“ und

„Gesellschaftlichen“ muß wohl von den Frauen aufgebracht worden sein. Denn sie schauen die Gesellschaft ja fast nur im Spiegel des geselligen Lebens; sie erstarren so tief im sozialen Standesbewußtsein, daß sie auch im geselligen Leben, wo gerade vor der Gleichheit der Bildung und des Strebens alle Standesunterschiede fallen sollten, den Rang nicht vergessen können, der ihnen angeboren oder mit ihrem Manne angetraut ist.

Der Mann gibt dem Hause und der Familie Namen und äußere Gestaltung; er vertritt das Haus nach außen. Durch die Frau aber werden die Sitten des Hauses erst lebendig; so haucht sie in der Tat dem Hause den Odem des Lebens ein.

Das innerste Leben des Hauses, sein individueller Charakter wird fast immer bestimmt durch die Frau, die äußere Stellung gibt der Mann dem Hause. Auch hier springt das beharrende, aristokratische Wesen der Frauen hervor. Wenn sich eine Norddeutsche nach Süddeutschland verheiratet, so hält sie in der fremden Gegend ihre heimatlichen Sitten dennoch fest, impft sie dem Hause ein, und die Kinder werden trotz der süddeutschen Umgebung schwer davon loskommen können. Der Mann fügt sich allmählich den fremden Bräuchen der Frau. Zieht der Mann in einen fremden Gau und gründet sich dort eine Familie, so wird man von seinen mitgebrachten Sitten im neuen Hause kaum etwas verspüren; er selber wird vielmehr sehr rasch umgemodelt werden und der häuslichen Art seiner Frau ganz folgen. Der weibliche Geist des häuslichen Beharrens ruht nicht über ihm. Wenn die Großmutter oder Urgroßmutter eines mitteldeutschen Hauses eine Schwäbin war, dann findet man immer noch etwas schwäbische Küche, allerlei schwäbische Ausdrücke und Sprichwörter, einigen schwäbischen Aberglauben und ein klein wenig Schwabentrotz in der Familie überliefert. War aber bloß der Großvater ein Schwabe, dann wird man im mitteldeutschen Hause kaum mehr etwas Schwäbisches aufspüren

können. Diese Tatsache ist von großer Wichtigkeit für den Ethnographen, der die Bewegung und Verbreitung der Sitten erforscht. Er wird hier zu einem paradoxen Satze kommen: Gerade dadurch, daß die Frauen am zähesten aushalten bei den ererbten häuslichen Sitten, tragen sie am meisten zur Verschmelzung und Verbindung der Volkseigentümlichkeiten bei. Der Mann, der, wenn er auswandert, seine heimische Sitte rasch mit der fremden vertauscht, fördert dadurch das starre Abschließen der Volkscharaktere. Ursache und Wirkung kreuzen sich also hier in diagonaler Entgegensetzung.

Es ist uns nunmehr schon nahe gelegt, den öffentlichen und nationalen Beruf der Frauen zu begreifen. Sie bewahren das instinktive Leben, das Gemütsleben des Volkes, welches sich kundgibt in der nationalen Sitte, und eben damit den eigentlichen Genius des Volkes, der verborgensten, dunkelsten, aber eigensten Kräfte, aus welchen in dem männlichen Staatsleben seine bewußte Seelentätigkeit, sein politisches Schaffen entspringt. Der politische Volkscharakter ruht in letzter Instanz bei dem Weibe, die politische Tat bei dem Mann. Über die unermeßliche Wichtigkeit dieser Vorbildung des Staatslebens in der häuslichen Sitte werde ich im ersten Kapitel des zweiten Buches dieser Schrift eingehender reden, und dabei möge man sich erinnern an den hier angedeuteten politischen Beruf der Frauen.

Unsere Religionsbegriffe lernen wir bei den Männern; beten aber lernen wir bei der Mutter. Die Mutter lehrt uns die Selbstbeschränkung, der Vater öffnet uns den ersten Blick in die Welt. Ein einseitiges Muttersöhnchen wird daher leicht zum Stubenhocker, der in sich hinein verkrüppelt. Die Großmutter wird uns am schönsten die Märchen und Sprüche des Hauses erzählen, der Großvater aber die Geschichte der Zeit, die er selber durchgelebt.

Fühlt man nicht klar in diesen wenigen weltbekannten Zügen den Gegensatz männlicher und weiblicher Natur?

Aber auch die praktischen Folgerungen sollte man herausfühlen.

Die *soziale* Tugend ist es, deren Grund zuerst von Frauenhänden in uns gelegt wird; zur *politischen* bedarf es der Lehre und des Beispiels der Männer. Wie von fernher dämmert uns in dem Naturunterschiede der Geschlechter bereits ein Schattenbild des großen Doppelreiches von Gesellschaft und Staat entgegen. Die Sitte, die bewegende Kraft der Gesellschaft wird gehegt und bewahrt vom Weibe, das Weib steht im Naturleben der Sitte; der Mann erst schafft aus dem Rechtsbewußtsein das Gesetz, die bewegende Kraft des Staates. Gesellschaft und Staat aber werden erst in ihrer gegenseitigen Durchdringung ein lebendiges Ganze, wie Weib und Mann zusammen erst einen ganzen Menschen ausmachen.

Dann wiederholt sich im innern Kreise der bürgerlichen Gesellschaft dasselbe Gleichnis, welches doch auch wieder mehr als ein Gleichnis, welches eine Tatsache ist.

In Weib und Mann sind uns hier die Mächte des Beharrens und der Bewegung vorgebildet. Die Mächte des sozialen Beharrens aber, Aristokratie und Bauerntum, sind die *reinsten* gesellschaftlichen Mächte. In den Mächten der sozialen Bewegung, namentlich im Bürgertum, wird die Gesellschaft schon über sich hinausgeführt zum Staate. Die Macht des Bürgertums am Ausgange des Mittelalters weissagt den Sturz des feudalen, des aristokratischen Gesellschaftsstaates. Man hat mir vorgehalten, ich habe in meinem Buch von der „bürgerlichen Gesellschaft" die Mächte des sozialen Beharrens mit besonderer Vorliebe behandelt. Das ist ganz richtig, aber auch natürlich. Denn in ihnen lebt eben das *gesellschaftliche* Element am reinsten, vollsten, mächtigsten. Wer dagegen ein Buch vom Staate schreibt, der wird am ausführlichsten in die Ideen und Taten des Bürgertums eingehen müssen, denn dies ist der am meisten staatliche Stand. So behandle ich auch in diesem Abschnitt

von „Mann und Weib“ das Weib mit der größeren Liebe und Ausführlichkeit. Ihm gilt fast immer mein Hauptsatz, dem Mann nur der erläuternde Gegensatz. Denn das Weib bildet das vorzugsweise familienhafte Geschlecht, es ist ganz erfüllt von der Idee der Familie, während der Mann, selbst sofern er in der Familie steht, doch auch schon wieder über die Familie hinausgreift.

Man hat in unseren Tagen gar oft die Forderung einer politischen Volkserziehung gestellt. Seltsam genug aber verstand man darunter die Einführung des Volkes in das Studium der politischen Parteilehren. Wenn aber das Volk seine Parteigrundsätze nicht erlebt, dann wird es sie gewiß auch nicht erlernen.

Der erste Schritt zu einer politischen Erziehung des Volkes scheint mir vielmehr darin zu suchen, daß man das weibliche Geschlecht wieder gründlicher in seine eigene Art zurückführt. Denn von der Erziehung des weiblichen Geschlechts hängen unsere sozialen Zustände in weit höherem Maße ab, als man wohl wähnen mag. Man bilde die jungen Mädchen wieder zu Hüterinnen der Sitte, man lehre sie wieder Selbstbeschränkung im Hause finden, man gebe ihre Erziehung, die viel zu viel der Schule zugefallen ist, der Familie wieder mehr anheim, und die Anerkennung der Sitte und die Selbstbeschränkung im gegebenen Lebenskreise, als die beiden sozialen Nationaltugenden, werden auch bei den Männern allmählich wieder einziehen.

Statt dessen suchen wir, wunderlich genug, die jungen Mädchen mit jedmöglicher künstlerischer und wissenschaftlicher Bildung auszustatten, mit einer durchaus männlichen Bildung und sind nachher erstaunt, daß die Sitte des deutschen Hauses schwindet, daß unsere Kinder den inneren sozialen Halt und die rechte Selbstbeschränkung im Hause nicht mehr eingepflanzt erhalten! Der Unterschied von Mann und Weib konnte nicht dadurch ausgeglichen werden, daß wir die Frauen wie Männer

erziehen, aber die Grundfesten der Gesellschaft wurden erschüttert.

Hiermit bin ich aber weit entfernt von dem Gedanken, daß die Frauen in Unbildung stecken bleiben sollten. Ich will nur, daß ihre Bildung eine weibliche sei, eine gemütliche, sittliche, religiöse, eine Bildung des Lebens, nicht der gelehrten Schule. Man versuche es, einen wissenschaftlichen Stoff zu einem Vortrage vor Frauen zu gestalten. Wer bei dieser Aufgabe durch Tatsachen beweist, durch Bilder und Anschauungen erläutert, durch sittliche Wärme und gemütliche Frische begeistert und erhebt, der wird seine Zuhörerinnen fördern und belehren. Und doch können die dargebotenen Resultate streng wissenschaftlich erarbeitet sein; aber die streng wissenschaftliche Methode wäre hier nicht am rechten Ort. Man kann den Frauen vielerlei Gelehrsamkeit bieten, nur nicht jegliche Gelehrsamkeit. Die Form entscheidet, und es gibt außerdem große Wissensgebiete, die immer vorwiegend männliche Domänen bleiben werden, wie es Gebiete des Gemütslebens gibt, die ein besonderes Heiligtum der Frauen sind.

Weiter unten werde ich reden über die Emanzipierung von den Frauen. Diese ist nötig geworden eben durch die Mißachtung der natürlichen Berufe beider Geschlechter in der Erziehung. Die Frauen werden in allerlei männlicher Kunst und Wissenschaft aufgezogen und haben infolgedessen unser Geistesleben weibisch gemacht, statt daß sie, in den Mysterien des deutschen Hauses herangebildet, unserem Familien- und Gesellschaftsleben den echten weiblichen Grundton hätten geben müssen. So gehen die Wirren der sozialen Frage bis auf den verkannten Unterschied von Mann und Weib zurück.

Das Mittelalter machte mit feinfühligem Sprachsinne eine Abstufung in den Wörtern „Weib“ und „Frau“. „Weib“ bezeichnet einmal den allgemeinen Geschlechtsgegensatz, und so mußte ich dieses Buch wohl überschreiben: „Mann und

Weib.“ Anders gefärbt wird aber die Bedeutung dieses Wortes, wenn man es dem Worte „Frau“ gegenüberstellt. Dann wurde die bewegliche, unstete, schmiegsame Naturseite des anderen Geschlechts, welche radikal macht aus mißverstandenem Aristokratismus, in dem Ausdruck „Weib“ zusammengefaßt. „Frau“ war das treu beharrende, in der Selbstbeschränkung große, in der Zucht der Sitte gefestete Wesen, das Idealbild des anderen Geschlechts. Von einer „Würde der Frauen“ konnte Schiller singen, aber nicht von einer „Würde der Weiber“. So sagt Walter von der Vogelweide zum Lobe seiner Landsmänninnen, daß in Deutschland die „Weiber“ noch besser seien als anderwärts die „Frauen“.

In dieser sprachlichen Unterscheidung liegt eine klare Erkenntnis des Berufes der Frauen angedeutet, wie die Willkür, mit welcher wir jetzt oft beide Wörter zusammenwerfen, und gar noch die französische „Dame“ dazu nehmen, ein Beweis mehr ist, wie sehr diese Erkenntnis im modernen Leben verdunkelt wurde.

Die Sozialisten appellieren an die Weiber, wir wollen an die Frauen appellieren.

Es ist nun zunächst meine Aufgabe, darzustellen, wie die höhere Gesittung naturgemäß zu einer immer tieferen Ausprägung des Charakteristischen bei beiden Geschlechtern führen muß, also zur immer bestimmteren Unterscheidung von Mann und Frau. Daraus ergibt sich, daß das Streben, den Frauen den gleichen Beruf mit den Männern zu überweisen, keine Tat des Fortschrittes, sondern der wahrhaften Reaktion der Rückkehr zur ursprünglichen Roheit wäre. Das leitet uns denn zu dem Kapitel über die Emanzipation von den Frauen. Mit dem Versuch eines solchen Rückschrittes, der ein durchaus widernatürlicher ist, würde aber den „Frauen“ die Schmach angetan, daß man sie als zu „Weibern“ entartet voraussetzte.

Zweites Kapitel

Die Scheidung der Geschlechter im Prozesse des Kulturlebens

Bei fast allen Bildnissen berühmter weiblicher Schönheiten aus vergangenen Jahrhunderten überraschen uns die bestimmt geführten Konturen und Züge; es dünken uns diese Köpfe zu männlich gegenüber dem Urbild weiblicher Schönheit, welches uns Modernen vorschwebt.

So wie die mittelalterigen Maler den allgemeinen Typus der Engel- und Heiligenköpfe aufgeben, so wie van Eyck und Memling Madonnen und weibliche Heilige mit persönlichen, individuell durchgebildeten Köpfen malen, schleichen sich in diese so tief empfundenen Bildnisse zartester Jungfräulichkeit gewisse harte Züge ein, welche uns die Köpfe auffallend männlich oder ein klein wenig zu alt erscheinen lassen. Van Eycksche Madonnen mit dem Christuskind auf dem Schoße sehen uns häufig wie Dreißigerinnen aus. Dennoch folgte der Maler der Natur; aber die Natur ist seitdem eine andere geworden. Auch die zarte Jungfrau hatte vor drei Jahrhunderten noch männlichere Züge als jetzt, und wer in dem Porträt der Maria Stuart ein Gesicht wie aus dem Modejournal geschnitten sucht, der wird sich enttäuscht finden durch die bestimmten, für das Auge des neunzehnten Jahrhunderts fast männlich bestimmten Umrisse dieser gepriesenen Schönheit.

Der Unterschied von Mann und Weib entwickelt sich immer tiefer mit der steigenden Gesittung. Und diese immer individuellere Ausprägung des Geschlechtsgegensatzes erstreckt sich über den ganzen Menschen an Leib und Seele. Nicht bloß die alten Maler, auch unsere Ärzte und Anatomen

können hier die Beobachtungen des Sozialpolitikers vermehren helfen.

Bei dem rohen Naturmenschen, desgleichen bei verkümmerten, in ihrer Gesittung verkrüppelten Volksgruppen zeigt sich der Gegensatz von Mann und Weib noch vielfach verwischt und verdunkelt. Er verdeutlicht und erweitert sich in gleichem Schritt mit der wachsenden Kultur.

Bei sehr abgeschlossen lebenden Bauerschaften, bei einer verarmten und gedrückten Landbevölkerung wie bei den in harter körperlicher Arbeit und Entbehrung erstarrten Proletariern hat der männliche und weibliche Kopf fast ganz die gleiche Physiognomie. Ein in Männertracht gemaltes Frauengesicht aus diesen Volksschichten wird sich kaum von einem Mannskopf unterscheiden lassen. Namentlich alte Weiber und alte Männer gleichen sich hier, wie ein Ei dem anderen.

Selbst der mittlere Durchschnitt der Körperlänge wird sich beim gemeinen Volke für beide Geschlechter weit gleichmäßiger stellen als bei den verfeinerten Klassen. Unsere kleinen städtischen Weibchen neben den langaufgeschossenen Männern künden den Kulturmenschen an. Wer Szenen aus den Nibelungen malt, darf seine Kriemhild und Brunhild nur um weniges kleiner messen als seinen Siegfried und Hagen. Das Weib des Recken ist selber noch reckenhaft gewesen. In den norddeutschen Marschen sind grenadiermäßige, ihrem Manne schier gleichgewachsene Bauernweiber noch nahezu die Regel. In unseren Städten sind solche Erscheinungen bereits eine auffallende Ausnahme. Mit dem höheren Alter wird die Bauernfrau sehr häufig ein förmliches Mannweib.

Selbst die Klangfarbe der Stimme der beiden Geschlechter ist bei einfacheren Zuständen der Gesittung im allgemeinen gleichmäßiger. Der hohe Tenor, als die weibliche Mannsstimme, und der tiefe Alt, als die männliche Frauenstimme, sind bei den Kulturmenschen viel seltener als bei den Naturmenschen, wo männliche und weibliche Art noch unterschieds-

loser ineinander übergreift. Unsere Kapellmeister reisen nach Ungarn und Galizien, um helle, hohe Tenore zu suchen, und für den tiefen Alt wird fast gar nicht mehr komponiert, weil die mannweiblichen Kontra-Altistinnen bei den zivilisierten Völkern aussterben. Herrschend wird dagegen der bestimmteste Gegensatz der geschlechtlichen Klangfarbe: Sopran und Baß. Diese Tatsache ist bereits bestimmend geworden für unsere Gesangschule, bestimmend für unsere vokale Tondichtung — auf welche versteckte Seitenwege führt doch hier die Wahrnehmung des stets sich erweiternden Gegensatzes zwischen Mann und Weib!

Dinge, welche die emanzipierten Damen als eine ganz neue Eroberung hinzustellen suchen, finden sich bei den niederen Volksklassen in frischer und berechtigter Ursprünglichkeit längst vor, nur daß sie hier mit einem etwas abschreckenden bukolischen Parfüm durchdrungen sind. Die Tirolerinnen z. B. gehen, ohne es zu ahnen, in fast vollständiger Bloomertracht: Männerhut, kurzer Rock und hohe Schnürstiefel. Auch das Kleid der patriarchalisch in den Harem gekerkerten Türkinnen wollten sozialistische Damen zum Abzeichen der befreiten Weiblichkeit erwählen; sie vergaßen nur, daß auch der Schleier zum türkischen Kostüm gehört.

Als Seitenstück zu den jungen Damen mit der Papierzigarre im Munde sind mir bei mittel- und niederdeutschen Bauernhochzeiten, Kindtaufen und Metzelsuppen häufig häßliche alte Weiber aufgestoßen, die, als holzschnittmäßige Vordergrundsfiguren, mit dem qualmenden Tonpfeifenstummel, einem sogenannten „Backenwärmer", am Tische saßen und eine Tabaksorte in die Luft bliesen, bei deren Arom es selbst einem starknervigen Städter schwarz vor den Augen hätte werden können. Bei der untersten Hefe des Bauernvolkes, dazu bei Vagabunden und Zigeunern, hat die Verschmelzung männlicher und weiblicher Sitte ihren wahren geschichtlichen Boden. Hier sind die Frauen emanzipiert.

Hier herrscht keine prüde Unterscheidung zwischen männlicher und weiblicher Dezenz, und eine Zote, die den Männern zu ungewaschen ist, findet bei den Weibern immer noch eine gute Statt.

Der gemeine Mann bezeichnet das Weib gerne geschlechtlos als „das Mensch“ und zwar keineswegs immer im verächtlichen Sinn, sondern gerade auch dann, wenn ihm das Treue, Geduldige, Entsagende der weiblichen Natur vorschwebt. Also: ein treues, ehrliches, fleißiges Mensch. Er ahnt noch nicht die tiefe Herabsetzung, welche drin liegt, wenn man eine Person als geschlechtlos bezeichnet.

Die Volkssprache kennt sogar Wörter, darin die beiden Geschlechtsbezeichnungen geradezu zusammengekoppelt sind, wie etwa wenn sie die Frauen „Weibskerle“ nennt. Das ist wiederum kein Schimpfwort: es soll nur die dem Weib aus dem Volke eigene selbstbewußte, aktiv vorschreitende Mannesnatur bezeichnen. Mit der Logik der gebildeteren Sprache vertragen sich solche Wörter nicht mehr, weil den gebildeteren Kreisen die Scheidung von Mann und Weib bereits zum vollsten Bewußtsein gekommen ist.

Recht klar veranschaulicht sich das der steigenden Kultur Schritt für Schritt folgende Auseinandergehen männlicher und weiblicher Art in der Kleidersitte.

Die Tunika, womit wir den gemeinen Mann des deutschen Mittelalters auf alten Bildern und Holzschnitten bekleidet sehen, ist, gleich dem heutigen Bauernkittel, nur ein abgekürzter Weiberrock. Die Wörter „Kappe“ und „Haube“ gelten in der älteren Sprache oft unterschiedslos für die Kopfbedeckung beider Geschlechter. In Altbayern nennt man heute noch die Kappen der Männer Hauben, wie anderwärts die Hauben der Weiber Kappen. Die altbürgerliche Riegelhaube ist nichts weiter als der männliche Haarbeutel, auf einen Weiberzopf angewandt.

Dagegen ist die Tracht der beiden Geschlechter wohl nie-

mals gründlicher geschieden gewesen, als bei der feinen Gesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts. Hier scheint überhaupt die Trennung der Geschlechter ebenso ins Übermaß erweitert, als sie bei den untersten Volksschichten unter dem rechten Maß zurückgeblieben ist. Ein unversöhnlicherer Gegensatz ist nicht wohl denkbar, als der des Fracks und des langen Frauengewandes, des topfartig geschlossenen runden Männerhutes, und des gleich den Scheuledern der Pferde zu beiden Seiten offenen Schirmhutes unserer Damen. Selbst in den Farben der Gewandung hat das eine Geschlecht die dunklen charakterlosen und abgedämpften, das andere die hellen, vollen und saftigen für sich ausschließlich in Beschlag genommen.

(Seit ich dies schrieb [1854] hat sich die Mode geändert. Die oberbayerischen Bäuerinnen haben ihre spitzen Männerhüte mit runden vertauscht und die städtischen Damen die zierlichsten Männerhütchen der Renaissancezeit, Rubenshüte u. dgl. aufgesetzt. Da aber die Männer durchaus nicht gleichen Schrittes entgegengekommen sind, so daß sie sich einzelne weibliche Kleidungsstücke zugelegt hätten, so bleibt doch mein Satz bestehen. Der Trieb der Frauen, sich zu vermännlichen, ist überhaupt eine Weile gestiegen; der Trieb der Männer, sich zu verweiblichen, wurde aber nicht beobachtet.)

Auch der geschäftliche Beruf des Weibes aus dem Volke fällt mit dem des Mannes noch völlig zusammen. Je mehr dagegen die Berufskreise Reichtum und Bildung voraussetzen, umsoweniger ist dem Weibe eine Mitarbeit an dem Berufe des Mannes vergönnt.

Bei dem bäuerlichen Taglöhner und dem armen Kühbauern schafft die Frau ganz das gleiche wie der Mann. Auch die geistige Bildungsstufe beider wird völlig gleichartig sein. Beide arbeiten im Acker, lenken Pflug und Wagen gemeinsam, säen, ernten und verkaufen gemeinsam oder in zufälliger Abwechslung. Das Walten im Hause ist nur eine

gelegentliche Zugabe für die Frau. Ja, männlicher und weiblicher Beruf findet sich auch hier oft ebenso ausgetauscht, wie die Bezeichnung von Kappe und Haube. So bewacht der Hirt vielleicht, Strümpfe strickend, die Herde, während seine Frau hinter dem Pfluge geht. Es ist selbst oft, als wäre der alttestamentliche Fluch, daß das Weib mit Schmerzen gebären solle, von solchen Weibern genommen; denn sie gebären wohl gar „hinter den Hecken", packen den neugeborenen Wurm auf, tragen ihn eine Stunde Wegs weit nach Hause und stehen nach drei Tagen wieder an ihrer gewohnten Arbeit. Gerade Schwangerschaft und Kindbett ist es ja, was in anderen Kreisen den Frauen unmöglich macht, einen äußeren geschäftlichen Beruf stetig durchzuführen gleich dem Mann, der immer seines Körpers Herr ist.

Bei einer reichen, blühenden, an großen Verkehrsstraßen gelegenen bäuerlichen Bevölkerung tauscht die Frau schon durchaus nicht mehr so konsequent ihre Arbeit mit der des Mannes. Da würde es die Frau in der Regel schon für sehr unschicklich halten, das Gespann zu lenken oder auch nur einen Kahn zu steuern: sie würde ausgelacht werden, wenn sie hinterm Pfluge ginge, und ihr Mann, wenn er Strümpfe strickte. Die Haupttätigkeit der Frau ist in den entwickelteren Schichten des Bauerntumes schon selbständiger auf das Haus beschränkt; auch die Unterscheidung männlicher und weiblicher Tracht und Sitte ist bei blühenden Bauerschaften in der Regel weit höher entfaltet als bei armseligen, zurückgebliebenen. Aber wenigstens ein Teil des landwirtschaftlichen Geschäftes wird doch überall auf dem Lande unterschiedslos von Mann und Weib geübt werden.

Ähnlich geht es beim handarbeitenden Proletarier. Taglöhner und Taglöhnerinnen üben meist den ganz gleichen Beruf. Bei den Fabrikarbeitern stehen Männer und Frauen, Kinder und Greise oft durchweg in der nämlichen Tätigkeit.

Nur bei Straßenräubern von Fach und gemeinen Dieben

hilft auch die Frau mit im Geschäft; bei vornehmen Gaunern übt der Mann in der Regel seinen Beruf ganz allein.

Hier sei nun ferner daran erinnert, daß die Teilung des Berufs nicht bloß nach dem Geschlecht, sondern selbst nach den Altersstufen immer verwischter wird, je tiefer wir zu besitz- und bildungslosen Volksschichten hinabsteigen. Bei dem armen Kleinbauern muß schon der Schulbube dem Vater die halbe Berufsarbeit abnehmen. Die Beschäftigung der Frau, der heranwachsenden Kinder und des Hausgesindes fällt in eins zusammen. In den Städten haben die Kinder, bis sie zu Jünglingen und Jungfrauen herangereift sind, ihre eigentümliche Kindertracht. Auf den Dörfern steckt der fünfjährige Bube schon in den verkleinerten Wasserstiefeln und dem Miniaturrocke des Vaters und ruft uns in dieser drolligen Zwergenmaske die alte naturgeschichtliche Wahrheit ins Gedächtnis, daß nur die höchsten Formen des organischen Lebens auch die reichsten und bestimmtesten Gliederungen in sich schließen. Der unterschiedlose Beruf der Geschlechter ist ein trauriges Erbteil armer und verkommener Leute, und das gliederungslose, abstrakte Staatsbürgertum wollen wir den Würmern und Mollusken nicht streitig machen.

Die Absonderung der beiden Geschlechter im geschäftlichen Beruf, wie sie beim entwickelteren Bauerntum bereits begonnen, setzt sich bei den Bürgern stufenweise fort. Dem Schuster, dem Schneider, dem Schenkwirt, überhaupt dem eigentlichen Kleingewerbe ist die Frau noch ein ganzer Gesell im Geschäft. Bei den größeren Gewerben aber und vollends bei den geistigen Berufen hört diese weibliche Mitarbeit ganz auf. Des Ministers Frau kann nicht mehr im Kabinett aushelfen, wie des Krämers Frau im Laden. Je höher der Berufskreis, umso gesonderter ist die Tätigkeit von Mann und Frau.

Während man aber in Europa eine Frau nirgends auch nur in das unterste Bureau des Ministeriums läßt, setzt man

in Österreich, England, Rußland, Spanien, Portugal Frauen auf den Thron. Man läßt sie zu keinem öffentlichen Amte zu, nur zu dem höchsten, staatlichsten, männlichsten von allen — zum Königsamte. Griechen und Römer kannten solches Frauenregiment nur bei den Barbaren, und nur ein Heliogabal konnte seine Mutter in den Senat führen. Die weibliche Thronfolge ist bei unseren Gesittungszuständen eine der wunderlichsten Abnormitäten, die aus dem Mittelalter stehen geblieben sind, und erklärt sich nur aus der Auffassung, daß das ganze Land als Privateigentum des regierenden Hauses gedacht wird. Wenn der Mann stirbt, dann nimmt ja die Frau auch das Regiment über ihr ererbtes Haus in die Hände. Je geläuterter aber die Idee des Staates *und der Familie* wird, umso sicherer muß die weibliche Thronfolge abgeschafft werden.

In der *Urgeschichte der Völker* zeigt sich eine verwandte Vertuschung der Geschlechtsgegensätze wie bei den rohen Urschichten der modernen Gesellschaft.

Im altgriechischen Olymp teilen sich Götter mit Göttinnen ganz ähnlich in die himmlischen Berufsgeschäfte, wie heutzutage die Proletarier und die Kleinbauern mit ihren Weibern. Pallas übt Mannesberufe, und Göttinnen mischen sich in das Getümmel des Kampfes. Es ist eine der bedeutsamsten kulturgeschichtlichen Signaturen des deutschen Volkes, *als des familienhaftesten*, daß die Göttinnen des deutschen Olymps nur wie himmlische Mütter des Hauses gedacht werden. Wo die griechische Göttin den Speer führt, da führt die deutsche den Rocken.

Dies hängt eng zusammen mit einer anderen Tatsache, die ein Stolz der germanischen Volksstämme sein sollte. Mit dem Eintreten des deutschen Volkes in die Weltgeschichte werden die Frauen erst wahrhaft frei, eigenartig; das volle Bewußtsein über Beruf und Stellung von Mann und Weib

ist der Menschheit erst von den Germanen hell entzündet worden. Die Frauen des Orients und des klassischen Altertums wandeln dahin wie in einem Traumleben, nur der Mann waltet dort im klaren Sonnenlichte des Tages. Erst die Germanen haben die Würde der Frauen und die Würdigung der Frauen mitgebracht in die abendländische Welt. Wie eine eingeborene göttliche Gabe seines Stammes hat das rohe Krieger- und Jägervolk die wahre Idee von der Stellung der beiden Geschlechter herübergetragen aus seiner dunkeln asiatischen Urheimat, gleich als ein Erbstück aus dem verlorenen Paradiese. An dieser germanischen Erkenntnis der Berufe von Mann und Weib konnte das Christentum erst recht fest anknüpfen und zu ganz neuen Entwicklungen der Gesittung treiben. So ist die reinere Erfassung des Geschlechtsgegensatzes im deutschen Geiste zu einem der granitenen Pfeiler geworden, auf denen die große Epoche des neuen christlich-germanischen Kulturlebens ruht.

Bei Jakob Böhme finden wir den sinnvollen Mythus tief und herrlich entwickelt, daß der Urvater Adam ursprünglich ein volles Bild Gottes gewesen sei, „Mann und Weib und doch keines von beiden“. Auch Platon hat diesen Gedanken, und in der biblischen Schöpfungsgeschichte wird das Weib nur abgelöst aus dem männlichen Urmenschen, nicht neu geschaffen.

Die theosophische Anschauung des großen Schusters von der Geschlechtseinheit im Urmenschen ist das Spiegelbild der geschichtlichen Tatsachen von der Verdunklung des Geschlechtsgegensatzes bei den Naturvölkern. Eine Semiramis und Deborah, eine Sibylle und Velleda ist nur bei ganz unentwickelten Gesellschaftszuständen denkbar. Als in der Zeit der Karolinger die Seherin Thiota aus Alemannien ihre Weissagungen verkündet, wird sie bereits kraft bischöflichen Synodalbeschlusses öffentlich mit Ruten gepeitscht und hört von da an auf zu weissagen.

Die faule, veräußerlichte Zivilisation des späten römischen Altertums sucht aus Blasiertheit uralte Anschauungen und Zustände wieder aufzuwärmen. Da ergötzt sich dann auch die verderbte Sinnlichkeit an der Darstellung des Hermaphroditen, des geschlechtseinheitlichen und darum geschlechtslosen Menschen. Gesunden Naturen ist ein solcher Zwitter ebenso zuwider, wie eine emanzipierte Dame, der Hermaphrodit der modernen veräußerlichten Zivilisation.

Die Sage von den Amazonen symbolisiert uns die im Urzustande noch nicht vollzogene Trennung des männlichen und weiblichen Berufs. In einem Lande wie Dahomey, wo Sklavenjagd noch die nobelste Arbeit ist und Menschenopfer der höchste Festprunk, gibt es auch jetzt noch Amazonen. Dort besteht die Hälfte des Heeres aus Weibern. Dort schlägt aber auch der König seinen Untertanen noch nach Belieben die Köpfe ab; der Oberhenker ist sein erster Minister, und als Oberhofmeisterin des Harems figuriert die Frau Oberhenkerin. Man ist so glücklich, die reinste Zivilehe zu besitzen: die Braut reicht ihrem künftigen Gemahl einen Schnaps, und mit dieser einzigen sinnreichen Zeremonie ist die Ehe geschlossen[1]). Trotzdem ahnen selbst die Dahomer schon den Berufsgegensatz von Mann und Weib; denn die Amazonen dürfen sich nicht verheiraten, weil sie, wie sie selber sagen, „ihr Geschlecht vertauscht“ haben und „Männer, nicht Weiber sind“.

Es sind zwar in den deutschen Befreiungskriegen, in den polnischen und italienischen Revolutionskämpfen allerlei verkappte weibliche Husaren aufgeritten, und bei den letztjährigen Wiener Straßengefechten gab es auch einige Barrikadenamazonen. In solchen Erscheinungen mag der Patriotismus oder die politische Schwärmerei ein Wunder wirken, allein bis zur Generalissima gleich der Jungfrau von Orleans wird

---

[1]) S. Dahomey and the Dahomans by F. E. Forbes. London 1851.

es in unserer modernen Gesellschaft auch die heldenmütigste Schwärmerin nicht mehr bringen können. Der Gedanke der strengsten Teilung der Arbeit zwischen Mann und Weib ist eine zu tief gewurzelte Grundlehre aller höheren Gesittung geworden.

In Südamerika kann Manuelita, die Tochter des Diktators Rosas, noch das Amt eines Unterstaatssekretärs im Kabinette ihres Vaters führen, ihre Bureaus einrichten, alle Fäden einer verwickelten, modernen Verwaltung in Händen halten, und doch eine liebenswürdige Dame bleiben. Mit diesem Zug aus dem dortigen Staatsleben muß man aber auch einen Zug aus dem geselligen Leben vergleichen. Manuelita sitzt am Pianoforte und singt im erlesenen Zirkel spanische Romanzen. Da tritt ihr Vater ins Zimmer mit einem silbernen Präsentierteller, worauf ein paar Menschenohren liegen, von dem Kopf eines Unitariers abgeschnitten. Langsam schreitet der Diktator auf das Pianoforte zu und stellt den Teller vor den Augen seiner Tochter nieder. Mit Wut und Entsetzen springt sie auf; aber mit seinem festen, schrecklichen Blick bannt der Diktator ihre Zunge und ihre Mienen, daß sie, statt seiner Barbarei zu fluchen, ohnmächtig zu Boden sinkt. Wo solche Szenen noch möglich oder denkbar, da kann eine Frau immer noch Unterstaatssekretärin in einem wohlgeordneten Ministerium sein.

Das heidnische Altertum hatte Priesterinnen; die christliche Kirche kennt dergleichen nicht mehr. Die Nonnen des katholischen Mittelalters gehören nicht zum Klerus, aber doch zur geistlichen Welt. Sie stehen zwischen dem Klerus und den Laien und in alten Zeiten wurden sie vom Volke wohl als eine Art Priesterinnen angesehen. Hätten sie ihren geistlichen Beruf nicht als ein uraltes Erbstück in die Gegenwart herübergebracht, sie würden ihn jetzt gewiß nicht erworben haben. Nur indem sich diese geistlichen Frauen hinter ihren Klostermauern gleichsam *außerhalb des Staates*

und der Gesellschaft gesetzt haben, konnten sie sich in unserer Zeit noch ihren Bestand retten. Dem Bewußtsein des gemeinen Mannes liegt freilich ein weibliches Priestertum auch heute noch viel näher als den gebildeteren Schichten. In strengkatholischen Schichten Oberdeutschlands hält es der Bauer keineswegs für eine Profanation, wenn beim Läuten der Abendglocke die Dienstmagd sich erhebt und inmitten der anwesenden Männer die Gebetformeln vorspricht, indes diese mit den Responsorien einfallen. Der gebildete Reflektionsmensch hat diese Naivität nicht. Er würde den Patriarchen des Hauses zu solch priesterlichem Dienste erküren, aber gewiß nicht ein Weib, geschweige die Magd! Vielleicht belehrt ihn aber Tacitus über diese Naivität, wenn er von den alten Deutschen erzählt, daß sie den Frauen vorzugsweise den Charakter der Heiligkeit, eine Priester- und Sehernatur zuschrieben. Und der Name Frau stammt von einer Göttin her, von Frouva, der frohen Frau, der huldvollen Schwester des Fro. Aber der Name der Göttin selber ist wieder aus der Rippe eines Mannsnamens genommen, wie das Urweib aus des Urmannes Rippe.

Es zeugt für das höhere Alter der katholischen Kultusformen, daß in den katholischen Kirchen Männer und Frauen nebeneinander beten, während es protestantische Art ist, die beiden Geschlechter in den Kirchenstühlen abzusondern. Dem naiven Sinne der alten Zeit, der eben erst Nonnen zu Priesterinnen geschaffen, lag eine solche Scheidung ganz fern, und zu Ehren des Hereinragens der Familie in den Gottesdienst der Gemeinde wünschten wir, daß sie auch in den protestantischen Kirchen wieder beseitigt werde. Wenn Mann und Frau untrennbar zusammen durchs Leben gehen sollen, dann sollen sie auch in der Kirche nebeneinander beten.

Man könnte nun wähnen, weil bei den niederen Volksschichten eine so auffallende Gleichartigkeit der beiden Ge-

schlechter in Natur, Sitte und Beruf herrscht, so müsse dort das Weib auch im bürgerlichen Leben drein reden können gleich dem Manne. Allein nirgends tritt in diesem Stücke das Weib tiefer in den Hintergrund der stillen Häuslichkeit zurück als gerade bei den Bauern. Es pflügt mit dem Manne den Acker, „aber es schweigt in der Gemeinde". Das Amt der Gemeinde-Gänsehüterin schließt bezeichnend genug die ganze öffentliche Laufbahn in sich, welche einer Frau auf den Dörfern offen steht.

In der Last der Arbeit steht die Bäuerin dem Bauern gleich, in der Zucht des Hauses ist sie ihm am gründlichsten untertan. Die Mädchen heiraten meist sehr früh und ehe ihr Charakter zu einiger Selbständigkeit gereift ist, bekommen rasch viele Kinder, arbeiten sich das Mark aus den Knochen, werden darum alt und häßlich vor der Zeit und gehen vollständig in der täglichen Pflege um die Familie auf. Sie sind die wahren Leibeigenen, vielleicht nicht immer des Mannes, aber doch allezeit des Hauses. Die selbständige Persönlichkeit prägt sich bei der Bauernfrau in der Regel erst dann aus, wenn sie eine Matrone geworden ist. Weibliche Originalköpfe, über den stillen Beruf ihres Geschlechtes hinausdrängende Frauencharaktere, die sich in der Stadt schon mit achtzehn Jahren als Dichterinnen, Malerinnen, Sängerinnen geltend gemacht hätten, müssen hier warten, bis sie alte Weiber geworden sind; dann erst können sie als zahnlose Hexen die Karte schlagen, das Vieh beschwören, oder sonstwie die Eigenart ihres Genius walten lassen. Das ist schier alles, was unseren Naturmenschen von dem persönlichen Erbteil der Sibyllen und Velleden verblieben ist. Böse Hexen sind aus den Seherinnen geworden: „Wo der Teufel nicht selber kommen kann, da schickt er ein altes Weib." Von den jungen und schönen Bauernmädchen dagegen gleicht eine so sehr der anderen, daß kein Dorfgeschichtendichter damit zurechtkommen kann, ein individuelles Porträt

von dieser Art zu zeichnen, oder er mischt fremde, städtische Farbentöne hinein.

Es fügt sich zu einem wunderbar vollendeten Bau, den nicht Schulwitz ersonnen, sondern der aus dem innersten Wesen unserer Natur frei emporgewachsen ist, daß das Weib aus dem Volke, äußerlich zumeist dem Manne gleichgestellt, in der Zucht des Hauses ihm am strengsten untergeordnet ist, während die höhere Gesittung, welche Mann und Weib besondert, dennoch — oder gerade darum! — das Verhältnis des Weibes zum Manne in der Familie erst zur harmonischen Gleichstimmung gebracht hat.

Noch reicher und geordneter aber gestaltet sich dieser Bau, wenn wir ihn in seinem Verhältnis zu den natürlichen Gruppen der bürgerlichen Gesellschaft betrachten.

Die Familie des Bauern ist noch patriarchalisch gebunden. Bei den verdorbenen Bauerschaften geht es so wüst und gemein im Hause zu, daß alle feineren Züge des Familienlebens gleichsam von Schmutz überdeckt und verrostet sind; nur den groben Grundzug des patriarchalischen Hausregiments merkt man noch im Verhältnis von Mann und Frau. Der Großvater, der Patriarch des Hauses, heißt in manchen Gegenden „das Herrchen“. Im Volksmund gelten aber auch im allgemeinen „Mann“ und „Herr“ vielfach als ein Wort. Die Dorfschulzen auf der Schwäbischen Alb reden ihre Gemeindebürger in den Gemeindeversammlungen nicht „ihr Herren Bürger“ an, sondern mit dem stolzen Amts- und Ehrentitel: „ihr Mannen-Bürger“. Als sich's ein neuerungssüchtiger Schulze beikommen ließ, seine Bauern als Messjes (messieurs) zu begrüßen, erhoben sich dieselben und riefen im Gefühl ihrer verletzten Mannes-Herrenwürde: wir sind nicht Messjes, wir sind M a n n e n.

Gegen solches „Mannen“ bewußtsein tritt das Weib vollständig in den Hintergrund. Weil sich die weibliche Natur noch nicht zu ihrer vollen Eigenart herausgebildet hat neben

der männlichen, bleibt sie trocken, spröde, unbedeutend, sie entbehrt der Idealität. Der Bauer ist oft ein viel größerer Virtuose der Persönlichkeit als unsere bürgerlichen oder aristokratischen Männercharaktere: allein mit den gebildeten Frauen kann sich in diesem Punkte die Bäuerin nur selten messen. Sie ist der leibeigene Gehilfe des Mannes, recht eigentlich die „Männin“ nach Luthers Ausdruck, die nicht aufkommen kann neben dem Manne, weil sie ihm gleich ist.

Hier trifft der höchste Idealismus mit dem gröbsten Realismus zusammen, wie hochstudierte Salondamen wohl auch mit Viehmägden und Zigeunerinnen auf dem gleichen Boden der Mannweiblichkeit sich begegnen. Plato kommt in seiner Republik auf dieselbe Vermischung des Berufes der Geschlechter, welche bei unseren Kleinbauern die unterste Stufe der Gesittung bezeichnet. Seine Frauen würden darum gerade so trocken, spröde und unbedeutend geworden sein, wie die verkommenen armen Bäuerinnen. Ich kann mir's nicht versagen, zur Veranschaulichung die Worte Hegels hierher zu setzen, in welchen er mit seinem kurzangebundenen Sarkasmus die Stellung der Frauen in Platons Idealstaat zeichnet: „Die Frauen, deren wesentliche Bestimmung das Familienleben ist, entbehren in der Platonischen Republik dieses ihres Bodens. In derselben folgt daher: indem die Familie aufgelöst ist und die Weiber nicht mehr dem Hause vorstehen, so sind sie auch keine Privatpersonen und nehmen die Weise des Mannes als des allgemeinen Individuums im Staate an. Und Plato läßt die Weiber deswegen ebenso wie die Männer verteilen, alle männlichen Arbeiten verrichten, ja selbst mit in den Krieg ziehen. So setzt er sie auf beinahe gleichen Fuß mit den Männern, hat aber dennoch kein sonderliches Zutrauen zu ihrer Tapferkeit, sondern stellt sie nur hinterdrein, und zwar nicht als Reserve, sondern als Arrieregarde, um wenigstens

dem Feinde durch die Menge Furcht einzujagen und im Notfalle auch zu Hilfe zu eilen."

Man sieht eben, so wie die Frauen gleich berufen werden mit den Männern, kommen sie doch immer ins Hintertreffen, verlieren ihre Eigentümlichkeit und gewinnen keine neue dafür, in der Platonischen Republik so gut wie bei unseren Kleinbauern.

Das Familienleben des Bauern hat darum auch eine sehr eintönige Färbung. Weil der Gegensatz der Geschlechter aufs kleinste zusammengeschrumpft ist, so wurzelt die eheliche Liebe hier auch weit mehr in der Freundschaft als in der Minne. Daher ist die Ritterlichkeit des Frauendienstes, wie sie in der Anschauung der feineren Welt immer noch durchklingt, dem Bauern ganz fremd. Die Bauersfrau bewahrt die Sitte des Hauses am treuesten und macht dadurch das Bauernhaus gar oft zu einem wahren Musterhaus, daran man dem Städter ein Exempel aufstellen kann. Aber dieses Leben in der häuslichen Sitte ist auch wieder passiv und unbewußt; ein dritter erschauet wohl die in diesem Hause webende Poesie, aber die darinnen wohnen, ahnen sie selber nicht.

Dieselben Ursachen und dieselbe Wirkung finden wir auch in der Familie des germanischen Altertums. Man muß die romantischen Züge aus dem mittelaltrigen Ritterschloß nicht in die Bauernhütte der deutschen Urwälder übertragen. Treffend sagt Weinhold in seiner „Geschichte der Frauen des Mittelalters": „Die Hochstellung der Frauen unter den Germanen war eine mehr religiöse als weltliche, mehr eine passive als aktive. Wir würden sehr irren, wenn wir die Frauen im Vordergrunde des Volkes und als die Mittelpunkte der Gesellschaft und des geistigen Lebens ansehen wollten. Die altgermanische Frauenverehrung ist durchaus nicht zu modernisieren; das Weib war Weib, zu deutsch ein Wesen hinter dem Manne. Rechtlich war die Lage der

Frau völlig untergeordnet und läßt sich durchaus nur mit der des Kindes im väterlichen Hause vergleichen." Bei den Westgoten durften die Frauen nicht einmal ohne einen Beistand zur Ader lassen.

Erst als in den höher gesitteten Gesellschaftsschichten des Mittelalters die Sonderung der Geschlechter bis ins Äußerlichste vollzogen wurde, kam die romantische Minne und der ritterliche Frauendienst in das patriarchalische Haus. Denselben mittelaltrigen Frauen, die so opfervollen Minnedienst begehrten, war es bei den beschimpfendsten Strafen verboten, Männerkleider zu tragen, und die scheidende Etikette im Verkehr beider Geschlechter ist wohl niemals peinlicher zugespitzt gewesen als in jener Zeit.

Seit dem Mittelalter blieb nun der Aristokratie das Streben eigen, nicht nur die Sonderung der Geschlechter immer schärfer zu vollziehen — was die notwendige und wohltätige Folge der entwickelten Gesittung überhaupt ist — sondern sie auch in allem äußeren Nebenwerk auf die letzte Spitze zu treiben. Dadurch sind wir dann endlich zu einem Extrem der Überweiblichkeit gekommen, das ebenso einseitig ist als die Unweiblichkeit bei dem rohen Volk.

Selbst der leibliche Gegensatz von Mann und Weib hat sich in der sogenannten „feinen" Welt zu einer fast erschreckenden Bestimmtheit durchgebildet. Schier findet man in dem Schmächtigen, Marklosen, Krankhaften das eigentümlich Weibliche, wenn man bei dem Mann die frische Natur noch allenfalls gelten läßt. Die Unterscheidung des „schwachen" und „starken" Geschlechts wird auf dieser Stufe eine bittere Wahrheit. Eine schmächtig in der Stubenluft aufgeschossene Gestalt mit blendend weißer Gesichtsfarbe gilt uns schon als der Typus echter moderner Frauenart. Die weichen, rundlichen, unterschiedslosen Formen in Gestalt und Zügen nehmen bei unseren Frauen so bedenklich überhand, daß wir fast den Sinn für persönlich charakteristische weib-

liche Schönheit verlieren. Wir zwingen unsere Maler immer mehr zu der Manier, einen Frauenkopf wie den anderen zu bilden.

Während beim gemeinen Volk das Weib die volle Hälfte von des Mannes harter Arbeit auf seine Schultern nimmt, wird unter feinen Leuten die einfachste Kraftäußerung und Leibesübung für unweiblich gestempelt. Eine Dame, die auch nur einen ehrlichen Tagemarsch rüstig zu Fuß machen kann, gilt für ein Mannweib. Wer die edle, schönen Frauen so wohl anstehende Reitkunst übt, erscheint schon halbwegs als eine Emanzipierte. Schon bei den höfischen Frauen des Mittelalters gilt es als eines der obersten Gesetze des Anstandes, möglichst langsam und mit ganz kleinen Schrittchen zu gehen, andeutend, daß nicht eine geschäftliche Nötigung, sondern lediglich die freie Laune eine Dame zu dem plebejischen Akt des Gehens treiben dürfe.

Hiermit hängt zusammen, daß das lange bis auf die Füße herabfallende Hof- und Paradekleid, welches jede freie und rasche Bewegung hemmt und eine Zwangsjacke zum feierlich langsamen Tempo ist, allmählich auch das Werktagskleid der vornehmen Damen und dann leider sogar der Bürgersfrauen wurde. Die Bauernweiber haben bei ihrer Teilung des landwirtschaftlichen Berufs mit den Männern vernünftigerweise noch zumeist die netten kurzen Röcke beibehalten.

Hände, so fein und niedlich, daß man ihnen ansieht, es sei niemals mit denselben gearbeitet worden, Füße, so klein und nach dem Reihen hinauf widernatürlich zusammengedrückt, daß ein vollkommener Körper gar nicht ordentlich darauf stehen, geschweige gehen kann, gelten für besondere weibliche Schönheiten. Aphrodite zeigt uns auf den Bildsäulen der Griechen und Römer noch so kräftig ausgebildete und gut proportionierte Füße, daß eine moderne Dame sich schämen würde, dergleichen zu besitzen.

So kommen wir auch zu der Forderung, daß ein schönes

Frauengesicht nur M i e n e n haben soll, aber keine Z ü g e. In den Mienen spiegeln sich die Stimmungen des Augenblicks, aus den Zügen aber spricht Schicksal und Charakter des Menschen. Hat eine Frau „Züge“ — etwa wie eine van Eycksche Madonna — dann dünkt uns ihr Kopf schon männlich, denn eine moderne feine Dame soll keine Schicksale gehabt, sie soll nichts erlebt, sie soll auch keinen bestimmten Charakter haben. Auch das Volk sagt: „Die häßlichste Frau ist die beste Haushälterin.“ Ein häßliches Gesicht hat eben Züge und hinter den Zügen steckt etwas. Darum besitzen große Geister das Privilegium der Züge und damit ein gewisses Privilegium der Häßlichkeit, welches sie manchmal zu übertreiben pflegen.

Es ist offenbar, daß wir mit alle diesem bei dem unnatürlichen Extrem der Weiblichkeit, bei dem Ü b e r w e i b l i c h e n angekommen sind. Wir gehen hier selbst weiter als das im Punkte der haarscharf ausgeklügelten Frauensitte doch äußerst pretiöse spätere Mittelalter. Damals gab man z. B. das Alleinreisen der Frauen noch in sehr liberaler Ausdehnung zu, während wir bald dahin gekommen sein werden, daß sich anständige Damen nur paarweise gleich den Nonnen vor ihrer Haustür sehen lassen dürfen.

So zwingen wir die gebildetere Frau, entweder in reiner Untätigkeit zu verharren, oder die Schranken ihres Geschlechtes zu durchbrechen und ihrem Tätigkeitstrieb in Dingen, die außerhalb des Hauses liegen, Genüge zu leisten Die feinste Spitze der Gesittung biegt sich hier wieder zur ursprünglichen Barbarei zurück, und die Dame des europäischen Salons verbringt gar oft ihr Leben ganz in derselben Weise wie das ungebildete Weib des orientalischen Harems, dessen Tagesarbeit erfüllt ist, wenn es sich geputzt, gebadet, mit Ölen und Pomaden gesalbt und zum Zeitvertreib ein wenig gestickt oder gewebt hat.

Die Vertilgung der p e r s ö n l i c h e n Originalität im

Weibe durch die Überweiblichkeit ist schon in den modernen Frauennamen angedeutet. Sie sind ohne Vergleich charakterloser als die Taufnamen der Männer. Nur ganz wenige echt deutsche Frauennamen sind noch im Schwang, dafür unzählige fremdländische. In allerlei Formen und Unformen sind die neueren Frauennamen von männlichen abgeleitet, während die alte Zeit noch überwiegend viele, jetzt verklungene, selbständige weibliche Namen hatte. Wenn es unweiblich geworden ist, das persönliche Gepräge der „Züge“ im Gesicht zu führen, dann ist auch ein wahrhaft persönlicher und originaler Taufname unweiblich und überflüssig. Und so glauben wir denn auch in unseren abscheulichen Christinen, Adolfinen, Georginen, Henrietten, Luisen, Charlotten, Albertinen, Seraphinen rc. wunder wie bedeutsame Namen zu besitzen, während sie gegenüber den stolzen, selbständigen Namen einer Gerberg, Liuba, Rosamunde, Hedwig, Berta, Gertrud rc. doch eigentlich auf nichts deuten, als auf die Unselbständigkeit und Verblasenheit der persönlichen Natur bei unseren Frauen.

Die veräußerlichte und übertriebene Scheidung der Geschlechter bei der Aristokratie und die daraus hervorwachsende Überweiblichkeit ist allmählich auch in die höheren Schichten des Bürgertums eingezogen. Hier fehlt aber der feste Zusammenhalt der Familie und des Stammes, der es bei der Aristokratie noch einigermaßen unschädlich macht, daß dort fast alle eigene Tat von den Frauen genommen ist. Im Bürgertum tritt die soziale Geltung der Familie in den Hintergrund. Die Ehe hat allenfalls noch ihre Romantik, aber nicht mehr ihre Politik. Die Neigungsheiraten überwiegen in eben dem Grade, wie bei den Bauern und Edelleuten die Standes- und Konvenienzheiraten. Die Aufstellung förmlicher Ehegedinge wird in den Städten immer seltener. Die modern bürgerliche Sitte hat die patriarchische Gewalt des Hausvaters möglichst abgeschwächt. Die alt-

fränkische Forderung eines „Segens der Eltern" ist hier in der Oper und dem Schauspiel fast zu größerem Ansehen und drastischerer Wirksamkeit gekommen als im wirklichen Leben. Ein Liebender, der nach altbürgerlicher Art zuerst beim Vater um die Hand der Tochter anhielte, um hintendrein seine Ehewerbung bei jener zu beginnen, würde sich geradezu lächerlich machen. Bei dem Bürgertum verengert sich die historische und soziale Anschauung von der im Stamme und allen seinen Zweigen erst abgeschlossenen Familie zu der des vereinzelten häuslichen Kreises. Da kann dann freilich die Poesie der Minne, das ideale Moment der Einigung und Gleichstellung beider Geschlechter im Hause, die freie Liebeswahl von Mann und Frau zur vollen Geltung kommen, während das alles bei den Bauern niedergehalten wird durch die Starrheit des Familienbegriffs. Allein, was die Familie an traulicher Innerlichkeit und dichterischer Weihe gewinnen mag, das geht ihr am äußeren Umfang und an festem Zusammenhalt verloren. Und hiezu kommt dann also der aufs äußerste zugespitzte Begriff der modernen Weiblichkeit.

Bei den französischen Damen berührt sich Unweiblichkeit und Überweiblichkeit am nächsten. Auch dem Hause ist dort der feste Boden der überlieferten Sitte fast ganz weggezogen. Darum droht in Frankreich aber auch das ganze Familienleben in Trümmer zu fallen. Auch bei den englischen Frauen grassiert die Überweiblichkeit. Weil aber in England ein wirkliches Hausregiment, strenge Familiensitte und Heilighaltung des häuslichen Herdes noch gangbarere Dinge sind als in Frankreich, hat das weibliche Geschlecht seinen letzten Rückhalt noch nicht verloren. Als der Kongreß der Friedensfreunde im Jahre 1850 in Frankfurt tagte, erregte es bei uns Deutschen kein geringes Aufsehen, daß die englischen Teilnehmer, sowohl aus Britannien wie selbst aus Nordamerika, fast samt und sonders ihre Frauen übers Meer

mitgebracht hatten. Ein Franzose und wohl auch ein Deutscher aus der verfeinerten Gesellschaft würde im Gegenteil froh sein, bei solchem Anlaß einmal auf ein paar Wochen familienlos erscheinen zu dürfen, und die Frau jedenfalls zu Hause lassen, um sich wieder einmal auf etliche Tage recht ohne alle Fessel in die goldene Zeit des Junggesellenlebens zurückzuversetzen.

Die veräußerlichte und übertriebene Sonderung der Geschlechter ist ein wahrer Keil zum Auseinandersprengen der Familie geworden. Der feinen Dame ist das Walten im Hause zuletzt auch nicht mehr weiblich genug. Die Unweiblichkeit auf niederen Kulturstufen verdunkelt die eheliche Liebe und Hingebung; die Überweiblichkeit der veräußerlichten Zivilisation zerstört das „Haus“.

Bei den Bauern und den Kleinbürgern kann es häufig ein Gebot der Notwendigkeit sein, eine Frau zu nehmen, weil auf dem Acker und in der Werkstatt die Mitarbeit einer Hausfrau gefordert ist. Die Frau findet also ihren ganz bestimmten Beruf in der Familie bereits vor.

Ebenso kann der soziale Beruf des Aristokraten, der in dem Stamme erst dem Individuum vermittelt ist, um der Aufrechthaltung dieses Stammes, um der Pflege des historischen Familienlebens willen, zur Heirat gebieterisch zwingen, und die Prinzen regierender Häuser haben von allen Menschenkindern das Heiraten am nötigsten. Auch hier findet die Frau, und sei sie noch so überweiblich geworden, wenigstens eine Seite ihres Berufes in der Familie bestimmt vorgezeichnet. Und dieser Beruf in der Familie ist zugleich ein Beruf im Stande, wie er bei der Bäuerin und Kleinbürgerin nebenbei ein geschäftlicher Beruf ist.

Bei dem reicheren und gebildeteren Bürger dagegen wird die Gründung einer Familie fast immer rein die Sache persönlicher Neigung sein. Ist daher die Frau zu fein, um in der Familie und dem Hause, rein um der Familie selbst

wollen, ihren Beruf und ihren Frieden zu finden, dann steht eine solche Überweibliche ganz ohne den sittlichen Halt eines festen Berufes in der Luft. Nichts tun ist aber hier schon so viel wie zerstören. Die Frau, welche das Haus nicht erbaut, reißt das Haus nieder. Eine Zwischenstellung gibt es nicht.

Nun hat aber auch die neuere Zeit eine große Zahl selbständiger weiblicher Berufszweige ausgebildet, durch welche das Weib der Familie ganz entrückt wird. Diese Künstlerinnen und Erzieherinnen aller Art bis herab zu den Köchinnen und Näherinnen treiben für sich ein eigentümlich weibliches Geschäft, sie stehen da als sozial ganz vereinzelte und eigenherrische Wesen und unterscheiden sich dadurch ganz bestimmt von der Frau des Bauern oder des Kleinbürgers, die ihrem Manne um der Familie willen in seinem — männlichen — Berufe aushilft. Die Familie besteht für diese selbständigen Frauen nur noch als etwas Zufälliges, wie auch ihr Geschlecht nur noch etwas Zufälliges ist. Diese Erscheinung, die wohl immer im kleinen vorhanden war, rückt jetzt massenhaft vor, verwirrt die Klarheit des Gegensatzes von männlichem und weiblichem Beruf und hemmt eine durchgreifende Reform der Familie.

Dazu kommt eine andere Neubildung, der vierte Stand, in welchem die Familienlosigkeit geradezu zur Regel wird. Wo hier die Familie auftritt, ist sie meist zur Existenz gar nicht berechtigt.

Wie soll sie nun eine gesunde, vollgültige Familie werden? Der Stand setzt sonst das Haus voraus; der vierte Stand hat aber kein Haus. Er erweist sich also auch in diesem Sinne als der Stand, der sein eigenes Wesen verneint. Das Weib steht hier vereinsamt, fessellos; es kann sich nicht in seiner Eigentümlichkeit entfalten, weil es von seinem natürlichen Boden, der Familie abgelöst ist. Neben unberechtigten Familienexistenzen wuchert freie Liebe, wilde Ehe. Unweiblichkeit und Überweiblichkeit gehen hier oft die seltsamste

Mischung ein. Nachdem daher den modernen Poeten die Bauernmädchen zu grob und die Fräulein zu fein geworden waren, haben sich die französischen Neuromantiker mit besonderer Liebe dem „Weib aus dem Volke“, den Frauen des vierten Standes zugewandt. Hier gehen noch die herbsten Gegensätze einträchtig miteinander, romantische Roheit und pikante Fäulnis der Zivilisation, hier kann man noch einen Teufel zum Engel verklären, und eine Buhldirne, die an den Straßenecken Abends auf den Fang lauert, zu einer Magdalena rein waschen.

Man muß sich nicht verhehlen, daß die „Marien-Blüten“ und „Camelia-Damen“ dieser Poeten trotz ihrer künstlerischen und sittlichen Unwahrheit das Lesepublikum, namentlich das weibliche, am Herzen gepackt haben. Denn es spiegelt sich in ihnen eine der unheimlichsten, aber auch sicherlich folgenschwersten Gärungen der Zeit, angerührt durch die übertriebene und veräußerlichte Sonderung der Geschlechter und die damit zusammenhängende innere Familienlosigkeit im höheren Bürgertume und die äußere Familienlosigkeit beim vierten Stande.

Die Stellung der Frau in der Familie bei Bauern, Bürgern und Aristokraten ist kurz und bündig in folgendem versinnbildet:

Bei den Bauern reden sich die Ehegatten mit Du an, das Kind aber muß den Vater Ihr heißen.

In der höheren Aristokratie sagt häufig nicht bloß das Kind zum Vater, sondern mitunter wohl auch zum Übermaß der die Geschlechter scheidenden Etikette ein Gatte zum anderen Sie.

Altbürgerliche Sitte war es, daß wenigstens das Kind den Vater Sie oder Ihr nannte. Neubürgerliche Sitte dagegen ist's, daß sich die ganze Familie, für welche die Gemütlichkeit des häuslichen Lebens an die Stelle der patriarchalischen Zucht des Hauses getreten ist, durch die Bank duze.

Nicht bloß im gesunden, selbst im kranken leiblichen Leben scheiden sich in den verfeinerten Gesellschaftsschichten die beiden Geschlechter aufs bestimmteste. Die Gruppe der eigentümlichen Frauenkrankheiten, welche bei den niederen Volksklassen nur klein und gleichsam die von der Natur diktierte Ausnahme ist, erweitert sich hier künstlich zur Regel. Das ganze Krankheitsleben der verfeinerten Frauenwelt ist ein individuelles, von dem Kreise der Männerkrankheiten unterschiedenes geworden, und die Berufung eigener Damenärzte wäre ebenso zweckmäßig wie die von eigenen Damenpredigern und Beichtvätern.

In den Dorfschulen erhalten Buben und Mädchen die ganz gleiche geistige Ausbildung; sie sitzen sogar meist zusammen auf der nämlichen Schulbank. Beim Kleinbürgertum, in der niederen städtischen Volksschule, nehmen wir wohl noch das gleiche wahr; aber sowie wir höher aufsteigen, sondert sich eine selbständige weibliche Erziehung von der männlichen ab. Wollte oder könnte man eigene Töchterschulen auf dem Lande errichten, so würde man dort eine vollständige Revolution in die gegenseitige Stellung der beiden Geschlechter werfen.

In der gebildeteren Gesellschaft haben wir aber nicht bloß eigene Schulen, eigene Lehrsysteme, eigene Lehrerinnen und Lehrbücher für das weibliche Geschlecht, sondern auch eine ganze Bibliothek von Schriften, welche alle Zweige der Wissenschaft, von der Astronomie bis zur Ästhetik, weiblich machen, für Frauen popularisieren und verwässern. Es ist dies also eine Art von Volksliteratur für gebildete Frauen.

Den Schriftstellern dagegen, die für das „wirkliche Volk“, für die bildungsärmeren Volksklassen, schreiben, wird es gewiß nicht beifallen, entsprechend eine gemeinnützige Literatur für Bauernfrauen gesondert abzuzweigen. Hier zielen die Bücher auf das ganze Volk, auf die in Bildung und Beruf noch nahe oder gleichstehenden Männer und Frauen zumal.

Die Literatur und Kunst für Frauen und von Frauen wird immer selbständiger. Sie wirkt bereits auf unsere gesamte Entwicklung in Wissenschaft und Kunst leise aber sicher zurück. Namentlich ist schier unsere ganze Belletristik geradezu unter den Pantoffel gekommen. Ich sprach oben von den männlichen Zügen der Frauenköpfe aus vergangenen Jahrhunderten. Ihnen zur Seite finden wir die prächtigen altdeutschen Männerköpfe, strenge, feste Physiognomien, mit den bestimmtesten Zügen, die ein stark bewegtes Leben eingegraben, ganze Naturen, echte Charakterköpfe, an denen wir uns nicht sattsehen können. Dieser deutsche Männerkopf, den keiner tiefer erfaßt und dargestellt als Holbein, verschwindet in der feinen, vornehmen Welt immer mehr. Die Einflüsse der Überweiblichkeit strahlen in diesen Kreisen von den Frauen auch auf die Männer über, und das Übermaß der Sonderung der Geschlechter droht sich dadurch wieder auszugleichen, daß der feine Mann weibisch wird, ein Milchgesicht an Leib und Seele. Davon werde ich ein mehreres reden im nächsten Kapitel, welches „die Emanzipierung von den Frauen“ zur Überschrift führt. Die Holbeinschen Männerköpfe sind aber deshalb doch noch lange nicht ausgestorben in unserer Zeit. Eine Galerie unserer großen Meister in Wissenschaft und Kunst würde Hunderte der durchgebildetsten Prachtexemplare dieser Art enthalten; auch auf den Bauerndörfern, in den Werkstätten, unter den Handarbeitern finden sich solche echte Charakterköpfe des deutschen Mannes noch in reicher Wahl. Nur im Salon entdecken wir sie kaum mehr. Mit anderer Barbarei der verfeinertsten Gesittung wuchern dort auch jene aus dem Modejournal geschnittenen weiblichen Männerköpfe ohne „Züge“, hinter denen ein Maler aus Holbeins Zeit wohl Hermaphroditen vermuten würde, nicht aber ganze Männer. Und die stecken auch in der Tat nicht dahinter.

Auf die Liebe und Liebesunfähigkeit solcher Milchgesichter

zielt es wohl, wenn die Frauen im Volkssprichwort verächtlich sagen: „Ein Kuß ohne Bart ist ein Ei ohne Salz."

Ich muß aus alle dem vorhergehenden doch auch noch eine allgemeine Schlußfolgerung ziehen. Sie lautet so: Wenn das Weib in dem eigenartigen Gepräge seines Geschlechts sich recht klar von männlicher Art abhebt und die weibliche Sitte aufs unterschiedenste zuspitzt, dann nur kann es frei seine Einflüsse in Haus und Gesellschaft üben und herrschen wo es soll und — wo es nicht soll. Anderseits bleibt es in umso höherem Grade die Leibeigene des Mannes, als männliche Sitte und männliches Wesen noch ungeschieden in ihm vorhanden ist.

Mir fällt nicht ein, den für die Idealität des Familienlebens so bedeutsamen Zug in der Stellung des Weibes anzutasten, wonach in den höheren Gesellschaftsschichten die Last aller äußeren Berufsarbeit von ihm genommen ist, damit es im stillen, in sich befriedeten Sein die versöhnte Innerlichkeit des Gemütslebens gegenüber dem nach außen drängenden Schaffen des Mannes voll und rein und schön darstelle. Es stimmt vielmehr dieser ideellere Beruf der glücklicheren Hälfte der Frauen vollständig zu meinem Satze, daß dieselben, echt aristokratisch, mehr durch das wirken sollen, was sie repräsentieren, als durch das, was sie tun, ein Gedanke, der so alt ist als die Erkenntnis der weiblichen Natur überhaupt und der so sinnreich aus einigen Schillerschen Xenien herausklingt, wenn der Dichter z. B. von der weiblichen Schönheit sagt:

„Wo sie sich zeige, sie herrscht; herrschet bloß, weil sie sich zeigt."

Und von der Frauen Tugend im Gegensatz zu der des Mannes:

„Tugenden brauchet der Mann, er stürzt sich wagend ins Leben,
Tritt mit dem stärkeren Glück in den bedenklichen Kampf.
Eine Tugend genüget dem Weib: *sie ist da, sie erscheinet*;
Lieblich dem Herzen, dem Aug' lieblich erscheine sie stets."

Und von dem „weiblichen Ideal“:

„Dünke der Mann sich frei! Du bist es, denn ewig notwendig
Weißt du von keiner Wahl, keiner Notwendigkeit mehr.“

Die Blüteperiode unserer klassischen Nationalliteratur im achtzehnten Jahrhundert zeigt auf tausend Blättern ein tiefes Verständnis der modernen deutschen Frauennatur. Man braucht nur die Art, wie Goethe Frauenart und Frauenliebe erfaßt, zu vergleichen mit dem Frauenkultus und dem Minnedienst des Mittelalters, um den ungeheuren Fortschritt zu erkennen, den wir in der freien, eigenartigen Entfaltung beider Geschlechter und doch auch wieder in der Vereinigung des männlichen und weiblichen Berufes gemacht haben. Allein Goethes Frauencharaktere haben auch noch „Züge“, sie kranken noch nicht an der Bläſſe und Gestaltlosigkeit des Überweiblichen. In dem Kapitel von der „Verleugnung des Hauses“ werde ich zeigen, wie die überlieferte deutsche Sitte des Hauses und die in ihr wohnende Poesie schier gar in Ungnade gefallen war bei unseren großen Literatoren aus Goethes Zeit. Wenn diese Poeten nun aber auch vor der geschichtlichen Tatsache des deutschen Hauses zurückschreckten, dann wußten sie den Gegensatz männlicher und weiblicher Art in seiner Scheidung und Versöhnung umso tiefer zu erkennen und dichterisch zu gestalten. Kein Dichter hat die weibliche Natur in ihrer edelsten modernen Erscheinung wahrer und mannigfaltiger gezeichnet als Meister Goethe. Allein die ganze Bildung jener Zeit blieb eben stehen bei dem ersten Teile der Wissenschaft von der Familie, bei dem Buche, welches von „Mann und Weib“ handelt, zu dem zweiten Buche, welches die historisch entwickelte Verfassung der deutschen Familie und die organisch erwachsene Sitte des Hauses zum Gegenstande hat, vermochte erst ein späteres Geschlecht wieder vorzudringen.

Dieselbe Einseitigkeit aber lastet schwer wie ein Alp noch

jetzt auf der häuslichen Lebenspraxis fast der ganzen vornehmeren und gebildeteren Gesellschaft. Fassen wir den Mut, auch das zweite Buch der Familie uns wieder zu erobern, das Buch, welches den „Organismus der Familie und die Sitte des Hauses“ im Titel führt!

Nach J. J. Wagners geistvollem Worte „schaut das Volk sich selber an in seinen Familien“. In der Familie dämmern uns zuerst die natürlichen Gliederungen des Volkes auf. So schreibt auch schon Paulus an die Korinther: „Ich lasse euch aber wissen, daß Christus ist eines jeglichen Mannes Haupt, der Mann aber ist des Weibes Haupt, Gott aber ist Christus Haupt“ — und entwickelt die einfachste Gliederung des Gottesreiches und das große Mysterium der Stellung Christi an dem Mysterium der Stellung von Mann und Weib.

Je tiefer wir eindringen in das Wesen der Familie, wie es durch die im Kulturprozesse wechselnde Art von Mann und Weib mitbedingt wird, umso reicher und prachtvoller wird auch hier die natürliche Mannigfaltigkeit des gesamten Volkslebens vor unseren inneren Sinnen aufleuchten. Recht als ein Spiegel des großen Weltorganismus, darinnen auch nicht das Gleichartige, steif Symmetrische, sondern das Ungleichartige, groß und klein, gerad und krumm, zur stolzen Einheit sich zusammenbaut, schauet uns dieses organisch gegliederte Volkstum an.

Wie will uns die Schulweisheit, welche nach den nivellierten großen Städten, in denen sie sich eingesponnen, die ganze Welt bemißt, solche fröhliche üppige Naturfülle wegdisputieren? Mag von politischen Folgerungen daraus entspringen, was da will: zuerst kommt uns die ewig junge Natur des Volkslebens und die Pflege ihres freien Wachstums und hinterdrein erst die „alte Schwiegermutter“ Politik.

Drittes Kapitel

Die Emanzipierung von den Frauen

In Tagen der Abspannung des öffentlichen Lebens, der erschlafften Sitte des Hauses, in üppigen Friedenstagen bemerken wir in den verschiedensten Zeitläuften ein Vordrängen der Frauen auf den offenen Markt, ein Hereinpfuschen namentlich in die geistigen Berufe der Männer.

So geschah es in der Zeit nach den Kreuzzügen, wo die vornehmen Frauen mit Sprachstudien dilettierten und oft besser lesen und richtiger schreiben konnten als ihre Männer, während anderseits der Minnedienst in einer Weise überwucherte, daß er zu einem sittlichen und gesellschaftlichen Fluch zu werden drohte.

Ähnlich stand es am Ausgang des Mittelalters. Die gewaltigen Gärungen eines neuen Kulturlebens brausten auf. Der Märzsturm dieser weltgeschichtlichen Frühlings-Tag- und Nachtgleiche rüttelte auch an allen Pfosten des deutschen Hauses. Da traten aus diesem sonst so verschwiegenen Hause gelehrte Streiterinnen des Humanismus, die mit Latein und Griechisch um sich schlugen und in den klassischen Staats- und Privataltertümern besser zu Hause waren als in den „Altertümern“ der strengen deutschen Haussitte.

Als die Araber in Spanien sich unabhängig gemacht hatten von dem Kalifat, als die Omejjaden den höchsten Prunk eines orientalischen Hofes in Kordova entfalteten, da war mit diesen Tatsachen der Glaubensstaat des Islam bereits in seiner Idee verleugnet, in seinem Kern angefressen. Alsbald kommen aber auch spanisch-arabische Dichterinnen in erklecklicher Zahl, und eine Favorit-Sultanin schreibt historische und ästhetische Untersuchungen. Das sind die Leichen-

hühner, die das Absterben des Reiches Mohammeds ankündigen. Als mit der Ermordung Alis, mit der Herrschaft der Omejjaden in Damaskus die Periode der großen Glaubensspaltung und des Glaubensspottes im Islam beginnt, sehen wir sogleich eine Frau, der strengen Bande orientalischer Frauenzucht vergessend, an der Spitze der Spötter. Die eigene Gemahlin des Kalifen Muavia macht ein Spottgedicht auf ihren Eheherrn; dieser aber als resoluter Muselmann schickt den Blaustrumpf im Harem sofort wieder zu ihrem heimatlichen Stamme zurück.

Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert erscheint eine kurze Periode, wo in den Niederlanden und Italien die Malerinnen und Kupferstecherinnen wie Brombeeren an allen Wegen wachsen. In der Perücken- und Zopfzeit treten die fürstlichen Mätressen in den Vordergrund, nach Kräften sich in der Staatskunst versuchend. In Frankreich nahmen die Buhldirnen am Throne Revanche dafür, daß das salische Gesetz den Frauen verbietet, auf dem Throne das Land zu beherrschen, und die Pariser Damen wurden geistreich und trugen in Briefen, Memoiren und Romanen gar emsig Urkunden zusammen zur Gesellschaftskunde ihrer Zeit.

In unseren Tagen ist es vorwiegend die Kunst und die schöne Literatur, worin eine große Gruppe von Frauen auf die Zeitstimmung Einfluß übt. Immer deutet aber auch hier das massenhafte Hervorströmen geistig produktiver Frauen und die Vergötterung der weiblichen Schöngeister auf eine Periode des politischen Stillstandes. Die Geschichte unseres politischen Elendes läuft parallel mit unserer Geschichte der Blaustrümpfe. Wo aber das öffentliche Leben einen kräftigen neuen Aufschwung nimmt, da sind allezeit die Frauen in den Frieden des Hauses zurückgetreten.

Ein wahnsinniger Kultus der Sängerinnen bezeichnet die Zeit der Karlsbader Beschlüsse. In den schwülen, matten Tagen nach der Julirevolution stoßen wir auf eine ganze

Schar von Schriftstellerinnen, welche das junge Deutschland mit einem Zwiebacksüpplein aufziehen helfen. Bettinas „Schwebereligion“ und die „Gedankenatomistik“ der Rahel würden zu einer anderen Zeit schwerlich so begeisterte Bewunderer, selbst in Berlin nicht, gefunden haben. Nur an dem unheimlichen nebligen Vorabend der Februarrevolution konnte es noch Lärm erregen, daß etliche Frauen von deutschem Namen und französischer Art mit der „Emanzipation“ gleichsam auf den Messen hausieren gingen, indem sie dem ganzen deutschen Publikum zeigten, wie eine emanzipierte Frau ißt, trinkt, raucht und mit der Polizei Skandal hat.

Die Zeit der sprachgelehrten Frauen im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert ist zugleich eine Zeit der sprachgelehrten Wunderkinder gewesen, gerade so wie jetzt das künstlerische Dilettantentum bei den Frauen mit den künstlerischen Wunderkindern zusammenfällt. Melanchthon schrieb bekanntlich, als er fünfzehn Jahre alt war, seine griechische Grammatik und hielt im sechzehnten als Magister Vorlesungen über die Philosophie des Aristoteles. Andreas Canter aus Groeningen legte schon vor dem zehnten Jahre die Heilige Schrift öffentlich aus, ward im zehnten Jahre beider Rechte Doktor und disputierte öffentlich vor Kaiser Friedrich III., der ihn nach Wien berief. Das geht noch über die Milanollos. Wie aber heutzutage das künstlerische Virtuosentum miasmatisch in der Luft der Zeit schwebt, daß ja auch heuer zehnjährige Bübchen schon Verse machen so glatt und schön wie Platen und Rückert: — so erging es damals mit dem sprachgelehrten Virtuosentum. Dringt nun ein solches Miasma einmal so gründlich durch, daß die Frauen massenhaft davon berührt werden, dann müssen zuletzt selbst auch noch die Kinder daran, und wo die Blaustrümpfe epidemisch auftreten, da kommen alsbald auch einige Wunderkinder nach. Es ist dann aber auch hohe Zeit, daß man die Luft reinige.

Ich sage nicht, daß eine Frau überhaupt alle künstlerische

und literarische Produktivität sich versagen solle. Aber das massenhafte Aufsteigen weiblicher Berühmtheiten und ihr Hervordrängen in die Öffentlichkeit ist allemal das Wahrzeichen einer krankhaften Nervenstimmung des Zeitalters. Gar leicht unterschätzt man den Einfluß dieser aus dem Rahmen der Familie in ganzen Schwärmen heraustretenden Frauengeister. Kunst, Literatur und Gesellschaft der Gegenwart zeigen aber wahrhaftig genug sichtbarliche Spuren desselben.

Als die Schauspielkunst noch vorwiegend oder ausschließend von Männern geübt wurde, war sie ganz anders geartet als gegenwärtig. Die Gründung eines eigenen Berufs der Schauspielerinnen und Sängerinnen ist nicht bloß ein Bruch mit alten Sitten gewesen: sie schloß zugleich eine ästhetische Umwälzung der gesamten Bühnenkunst in sich. Ebenso erging es mit der Kirchenmusik, als die Kirchensängerinnen dazu kamen. Der ganze katholische Kultus hat durch dieses weibliche Element eine andere Nase bekommen. Die Kirchenmusik hat ihren Mönchscharakter, ihren asketischen Ton verloren, sie ist dramatisch geworden, der Welt geöffnet, als die Frauen auf den Singchor stiegen; und die gemütlichen Wiener Meister konnten zuletzt gar eine förmliche Volksmusik zur Messe machen, und weil die Kirchweih ja auch mit der Kirche zusammenhängt, so umklingt selbst etwas Kirchweihmusik naiv und rührend und weibisch schalkhaft den alten, strengen, männlichen Text.

Wenn man es in früherer Zeit als selbstverständlich ansah, daß die Schauspielerinnen, weil sie sich ja so manchmal hinwegsetzen mußten über weibliche Sitte, auch hinwegsprangen über die Sittlichkeit, so lag in dieser Folgerung eine aus tiefer Kenntnis der weiblichen Natur geschöpfte Wahrheit. Und die Tat bestätigte sie. Die Schauspielerinnen waren wirklich im ganzen sehr zuchtlos, solange ihr Beruf außerhalb der Schranken der bürgerlichen Sitte gestellt erschien.

Erst als dieses freie weibliche Künstlerleben allmählich selbst Sitte und Regel zu werden anfing und in der Gesellschaft einen bestimmten Platz zu finden begann, hob sich auch die Sittlichkeit hinter den Kulissen.

Es begegnen uns hier allerlei interessante Einzelzüge, charakteristisch für die Stellung der Frauen überhaupt. Die Schauspielerin tritt durch ihre öffentliche Wirksamkeit aus den Schranken des Familienheiligtums heraus. Die früher fast allgemeine Sitte, daß solche Künstlerinnen ihren Familiennamen vertauschten dem Publikum gegenüber mit einem Künstlernamen, ist hierfür höchst bezeichnend. Verheiratete Schauspielerinnen dienen zwei Herren; es liegt ein richtiger Gedanke der Forderung zu Grunde, daß eine Frau, welche sich einem öffentlichen Dienste widmet, der Familie entsage. Die weiblichen Priesterinnen, die Nonnen, sind darum auch mit Recht familienlos. Im priesterlichen Amt, in der Kinderzucht, in der Kranken- und Armenpflege 2c. tragen sie den Tribut an die Gesellschaft ab, welchen sonst das Weib in seiner Wirksamkeit für die Familie abzutragen pflegt. Der Staat stellt nicht gerne verheiratete Lehrerinnen an. Der Brauch der Schauspielerinnen, in der Ehe ihren ursprünglichen Namen mit dem neuerworbenen ihres Mannes zusammengekoppelt fortzuführen, findet seine soziale Rechtfertigung. Die verheiratete Künstlerin, selbständig wirkend und erwerbend, steht nur halb unter dem Hausregiment ihres Mannes. Man präsumiert auch in der Regel nicht mit Unrecht, daß sie ihren Mann mehr als andere Frauen unter dem Pantoffel habe.

Wir befinden uns hier aber auch auf einem der lehrreichsten Gebiete für das Studium der Frauennatur in ihren *kunstgeschichtlichen* Einflüssen. Eine vollere Hingabe des Künstlers an die Öffentlichkeit als auf der Bühne läßt sich nicht denken. *Er macht seine eigene Persönlichkeit als solche zum Kunstwerke.* Daher scheidet

sich auch hier der Gegensatz von männlicher und weiblicher Art ästhetisch am schärfsten ab. Das Weib, seinem vorwiegend passiven Wesen gemäß, wirkt auf der Bühne auch künstlerisch weit mehr durch das, was es ist, wie es sich gibt, als durch sein Handeln, mehr in dem fertigen als in dem sich entwickelnden Charakter. Gerade der äußerlich hinreißendste Effekt genialer Darstellerinnen weist auf diesen Satz zurück. Ich erinnere an Jenny Lind und Henriette Sonntag. Frauenrollen sollten darum vom Dichter mehr bloß angelegt als ausgeschrieben sein. Man erzählt von der Pasta, daß sie schon durch ihr bloßes Kommen und Gehen den Zuschauer in die ahndungsvolle Stimmung der Situation zu versetzen gewußt habe, und daß das ruhende Kunstgebilde ihres bloßen Erscheinens bei der weiblich maßvollen Plastik ihrer Gebärden von weit hinreißenderer Wirkung gewesen als das vordringende Spiel Talmas. Es war die ruhende Majestät der idealen Weiblichkeit, welche wesentlich nur erscheinen, nur sich geben darf, um zu wirken. Die gleiche Beobachtung wird man bei der Rachel machen können: ihre stärksten Effekte weiß sie meist in die Pausen zu legen, am wildesten bewegt erscheint sie, wenn sie stille steht, und durch die Kunst der Repräsentation ihrer Persönlichkeit macht sie die Sünden ihrer französisch manieristischen Deklamation auch für den deutschen Zuschauer wieder gut.

Solche Erscheinungen, denen sich hundert verwandte anreihen ließen, mußten *eine ganz neue Art von dramatischer Kunst* schaffen.

Seit die Frauen die Bühne überwiegend beherrschen, wird das Schauspiel mehr und mehr durch die Oper verdrängt. Auf einen großen Sänger kommen gewiß vier gleichbedeutende Sängerinnen, aber auf vier selbstschöpferische Schauspieler kaum eine Schauspielerin vom gleichen Range produktiver Künstlerschaft. Dieses Verhältnis ist ganz naturgemäß. Sowie der Bühnenkünstler singt, stellt er fast immer

die handelnde Entfaltung des Charakters still und zeigt uns denselben in seiner objektiven Erscheinung; er tauscht die männliche Gedankenfülle des gesprochenen Wortes mit der weiblichen Gemütsfülle des Tons. Hier sind die Frauen obenauf. Der Milder-Hauptmann fehlte der eigentliche Genius, ja selbst die strenge musikalische Schulbildung; sie sang die edelsten Rezitative in Mozarts und Glucks Opern im Wiener Dialekt, ihr Organ ermangelte der Biegsamkeit, ihre Bewegungen der freien höheren Grazie. Und dennoch galt sie Jahrzehnte hindurch für eine Künstlerin ersten Ranges. Es war die ruhende Schönheit der gewaltigen Fülle des reinen metallklingenden Tones, die Naturschönheit einer weiblichen Heldengestalt, welche ein Kunstwerk ahnen ließ, ohne daß ein solches ausgeführt vorhanden war. Nicht durch das, was sie tat, sondern durch das, was sie repräsentierte, wirkte die Künstlerin.

Hier ist die Gefahr einer tiefen Verderbnis des Geschmacks durch den Einfluß einer solchen vorwiegend weiblichen Kunstrichtung sehr nahe gelegt. Die eigentümlich weibliche Kunstauffassung der einzelnen großen Sängerinnen wirkte seit Faustina Hasses Tagen häufig selbst maßgebend zurück auf die ganze Schreibart des Komponisten. Gar mancher neuere italienische und französische Meister ist zum Manieristen verdorben worden durch die Sängerinnen, denen er seine Rollen auf den Leib schrieb. Nur von sehr wenigen Sängern wird man einen ähnlichen Einfluß nachweisen können, und beim Schauspiel wird sich vollends gegen ganze Dutzende von Komponisten kaum ein einziger Dichter finden, der seine Dramen für eine bestimmte Schauspielerin gedichtet hätte.

Durch den Beruf, auf der Bühne die eigene Persönlichkeit in freier, wechselnder Gestaltung als Kunstwerk zu setzen, wird es, wie schon angedeutet, den Künstlerinnen nahe gelegt, auch im bürgerlichen Leben nach freier Laune sich ihre wechselnde originelle Rolle zu schaffen, unbekümmert um die

nüchterne Einförmigkeit der sozialen Sitte. Der romantische Reiz dieser künstlerischen Entfesselung der Frauensitte wirkt ansteckend auch weit über die Künstlerkreise hinaus. Seit Frauen öffentlich die Bretter betreten, seit die bürgerliche Sitte sich allmählich ausgesöhnt hat mit dieser Tatsache, reckten die Philinen, obgleich sehr selten im Geist der Goethe-schen Romanfigur, in allen Ecken der verfeinerten Gesellschaft die Köpfchen in die Höhe. Es gibt wenig Grillen der modernen emanzipierten Frauen, die ihren Ursprung nicht auf die Künstlerlaunen der weiblichen Bühnenwelt zurückführen ließen.

Ein Urbild einer solchen modernen Künstlerin, die auch das bunte Drama ihres wirklichen Lebens dichterisch frei gestaltete und im hellen nüchternen Tagessonnenlicht ganz ebenso phantastisch auftrat, als sei sie von dem gedämpften Lampenschimmer der Schaubühne umleuchtet, war die Malibran. Wenn das ungelehrige Kind, von der geißelnden Rute ihres harten Vaters in die Vorhallen des Kunsttempels getrieben, plötzlich umschlägt, und in der eigentümlichsten, genialsten Erfassung ihrer Kunst ganz in derselben aufzugehen scheint, trotz dem schmerzensfeuchten Ausdruck ihres tief wehmütigen Auges naiv und ausgelassen fröhlich, scheinbar dennoch ein ganzes Kind ist und bleibt, wenn sie, die zarte Jungfrau, doch zugleich als kühne Reiterin auf wilden Rossen dahinjagt, bei ihren Seereisen als nicht minder kecke Schwimmerin in leichter Matrosenkleidung über Bord mitten in die Fluten springt, ebenso in ihrem Gesang mit bestrickendem Zauber das Widersprechendste zu vereinigen weiß, und plötzlich, rätselhaft wie sie aufgetaucht, wieder verschwindet und gerade zur rechten Zeit in der vollen Frühlingsblüte ihrer Schönheit und ihres Ruhmes stirbt: dann glauben wir nicht nüchterne Wirklichkeit, sondern ein zartes Idyll, ein duftiges Märchen vor uns entfaltet zu sehen, oder auch den vollendeten Roman eines echt modernen künstlerisch emanzipierten Blaustrumpfes.

Diese Damen arbeiten nicht bloß auf den ästhetischen, sondern auch auf den bürgerlichen Kulisseneffekt. Eine geraume Zeit erschien das fashionable Virtuosentum als die affenmäßige männliche Kopie einer solchen weiblichen Bühnenkunst außerhalb der Bühne. Diese eleganten Virtuosen, die bald genial struppig wie Buschmänner, bald geschniegelt wie Ladendiener auftraten, strebten gleichfalls mehr durch das zu wirken, was sie repräsentierten, als durch das was sie leisteten. Interessant zu *sein* lag ihnen näher, als interessant zu musizieren, und in Weiberlaune sich über die Sitte hinauszusetzen, dies eben dünkte ihnen interessant. Hier zeigte sich's recht deutlich, daß, wenn eine Nachahmung männlichen Wesens beim Weibe unter gewissen Umständen und in engen Grenzen noch passieren mag, die Koketterie mit weiblicher Art beim Manne unter allen Umständen läppisch und ekelhaft erscheint.

Es wirft interessante Streiflichter auf den Entwicklungsgang des Frauentums, wenn wir der echt modernen weiblichen Kunstübung des Bühnenberufs und ihren Folgen für Gesellschaft und Haus die entsprechend vorwiegende Neigung der kunstbegabten Frauen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts zur Malerei vergleichend gegenüberstellen.

Während gegenwärtig die Frauen eine selbständige, sozusagen *weibliche Seitenlinie der dramatischen Kunstschöpfung* eröffnet haben, schmiegen sich jene zahlreichen Malerinnen im Gegenteil wunderbar treu und voll Selbstentsagung den großen männlichen Meistern an. Also auch hier ist in der höheren Bildungsepoche das weibliche Naturell eigenartiger hervorgetreten. Jene Malerinnen beschränken sich fast durchweg auf Kunstzweige, deren oberste Anforderung auf die treue und fleißige Ausführung, nicht auf eine Erfindung und geniale Komposition zielt: Blumenstücke, Porträte, Miniaturbilder. Der Zahl nach sind diese Künstlerinnen sehr bedeutend, der kunstgeschichtlichen Geltung nach unbedeutend.

Die italienische Historienmalerin Sirani wird als die einzige genannt, „deren Lob nicht von Schmeichelei eingegeben, sondern von ihrem Verdienst gefordert worden sei“, und dieses Lob ist doch auch schon längst von Vergessenheit gedeckt. Es handelt sich hier weniger um einen epochemachenden geistigen Aufschwung der Frauen als um eine Fortsetzung der mittelalterlichen Damenliebhaberei an allerlei Kuriositäten, an niedlicher Arbeit. Sie stickten mit Pinsel und Grabstichel.

Gar viele dieser Malerinnen waren zugleich — und darin klingt abermals eine mittelalterliche Reminiszenz durch — Sprachgelehrte. Die Porträtmalerin Anna Maria Schurmann, eine Musterfigur dieser Gattung, war eine wahre Tausendkünstlerin von Jugend auf. Sie dichtete, musizierte, malte, stach in Kupfer, schnitzte in Holz und Elfenbein, sprach im siebenten Jahre Latein, übersetzte im zehnten Senecas Schriften ins Flandrische und Französische. Nebenbei handhabte sie noch das Griechische, Hebräische, Syrische, Spanische und Italienische in Versen und in Prosa. Die Malerin Elisabeth Cheron war Mitglied der Pariser Akademie der Wissenschaften und übersetzte als ein weiblicher Ambrosius Lobwasser die Psalmen aus dem hebräischen Urtext in französische Reime. Dies gibt ein ungefähres Bild von den damaligen als Künstlerinnen hervorragenden Frauen. Sie waren keine Emanzipierten. Es handelte sich vor allem um einen Bienenfleiß, mit dem ein abenteuerlicher, jedenfalls sehr äußerlicher Wissenskram zusammengetragen und ein Kunstwerk ins feinste ausgetüftelt wurde. Es wird mit der dicken Gelehrsamkeit so mancher großen Philologen kaum anders gewesen sein. Von Joseph Justus Scaliger steht freilich geschrieben, daß er dreizehn Sprachen gesprochen, aber wie er sie gesprochen, steht nicht dabei.

Wenn man damals den Kupferstichen der beiden Töchter des Malers Klöcker das höchste Lob gab, indem man ihre

Blätter mit dem Prädikat „muliebris industriae ingeniique monumenta“ einzeichnete, so würde sich eine moderne selbstschöpferische Künstlerin wenig von einem solchen Lob geschmeichelt fühlen, worin die industria, und mit Recht, vor das ingenium gesetzt ist.

Was es überhaupt mit dem aus dem Mittelalter herüberragenden gelehrten und künstlerischen Fleiß der Frauen in sozialem Betracht auf sich hatte, leuchtet am klarsten daraus hervor, daß solche Gelehrsamkeit in jener früheren Zeit bei Männern als weibisch machend angesehen wurde, und daher die vornehmen Frauen mehrenteils besser lesen und schreiben konnten als ihre Ehemänner. Noch Jahrhunderte später, zur Reformationszeit, wird die gelehrte Humanistin Olympia Morata, der die (wahrscheinlich unbegründete) Sage eine Berufung als Lehrerin der griechischen Sprache an die Heidelberger Universität zukommen läßt, geradezu wegen der in ihrer Gelehrsamkeit offenbarten echten Weiblichkeit gerühmt und auch in diesem Sinne eine „Perle ihres Geschlechts“ genannt. Hier zeichnet sich wie in einem Epigramm der Gegensatz des romantischen und modernen Zeitalters: im Mittelalter galt die Gelehrsamkeit bei den Männern aus demselben Grunde für unmännlich, aus welchem sie in der Gegenwart bei den Frauen für unweiblich gilt.

Die von den Frauen so fleißig geübte Kabinettsmalerei war an sich keine der Öffentlichkeit zugewandte Kunst, und die weibliche Mitarbeit an derselben eine durchaus naturgemäße. Wenn aber einer der bedeutendsten unter den lebenden Ästhetikern die Blüte der Kabinettsmalerei an sich als ein Wahrzeichen der politischen Verderbnis und darum auch als ein ästhetisch sehr zweideutiges Phänomen ansieht, so möchten wir ihm von unserem sozialen Standpunkte entgegenhalten, daß in diesem auch den Frauen so vertrauten Kunstzweige wenigstens eine Gediegenheit und Innerlichkeit des häuslichen Lebens, eine Fülle und Kraft des Familien-

geistes ausgesprochen ist, welche, namentlich in der Sphäre des Bürgertums, jene Epoche noch so ehrenwert auszeichnet. Das echte Familienleben ist aber an sich schon eine Form des öffentlichen Lebens. Im Reiche der Sozialisten würde freilich die Pflege der Kabinettsmalerei ein Staatsverbrechen sein.

Die Bedeutung jenes harmlosen Kunstzweiges für das Haus und die Familie führt uns zurück auf die soziale Stellung der alten Malerinnen, die ebenso entschieden noch im Herzen der Familie war, als die modernen Künstlerinnen sich meist von der Familie zu emanzipieren suchen. Ich bemerkte über diesen entscheidenden Punkt in meinen „Kulturgeschichtlichen Briefen“: „Die meisten der alten Kabinettsmalerinnen stammten aus Malerfamilien, und sehr viele haben sich auch wieder mit Malern und Kupferstechern verheiratet. Landschaftsmalerinnen sind selten, Historienmalerinnen noch seltener, und kunsthistorisch von wenig Bedeutung. Anna v. Deyster radierte zwar Landschaften, aber echt weiblich — mit einer Nähnadel. Wir finden hier ein weibliches Künstlertum, welches noch fast gar keinen Beischmack von Blaustrumpferei hat.“ — „Wo die malenden Männer selbst kaum erst der Zuchtschule des Handwerks entronnen waren, wo der Künstlerberuf so häufig als ein Erbstück der Familie angesehen wurde, und dadurch die Atmosphäre der Kunst auch für die Weiber eine häusliche war, da konnte sich auch die weibliche Künstlerschaft leichter in den rechten Schranken halten, indem sie vorwiegend nur die Aufgaben der sinnigen, feinfühligen Beobachtung, der zart detaillierten Nachahmung für sich erkor. Von der Frau des Landschaftsmalers Parmigiano aber steht geschrieben, sie habe mit ihrem Manne das Land durchzogen und ihm bei seinen Arbeiten geholfen — und diese rein aufopfernde Art weiblicher Künstlerschaft ist sicherlich von allen die beste gewesen.“

Eine moderne Erscheinung, welche sich der Frau des

Parmigiano würdig zur Seite stellt, war Dorothea Schlözer, die Tochter des bekannten Historikers.

In dem gelehrten väterlichen Hause ward sie selbst eine Gelehrte, aber sie blieb eine echt weibliche Natur, eben weil ihr diese Gelehrsamkeit mit dem Hause überliefert war. Sie bearbeitete, um ihrem Vater Freude zu machen, die russische Münzgeschichte und trug als Jungfrau sogar den philosophischen Doktorhut. Als sie aber die Haube des Ehestandes aufsetzte, legte sie den Doktorhut beiseite und lebte fortan nur noch der Familie.

Die modernen in der Öffentlichkeit wirkenden Künstlerinnen, deren grundverschiedenes Gegenbild aus einer vergangenen Zeit ich eben skizzierte, haben aber doch immer nur einen vereinzelt tatsächlichen, nicht aber einen durchgreifenden und prinzipiellen Kampf mit der überlieferten Frauensitte durchgefochten. Den Krieg gegen die Gesellschaft führten sie harmlos, naiv, unbewußt, durchaus mittelbar, und es werden sich wohl wenige Sängerinnen finden, die gleich der Schröder-Devrient — buchstäblich oder figürlich — auf den Barrikaden der Revolution gestanden haben.

Selbst in Nordamerika, wo die Lebensluft der Frauen, die häusliche Sitte, so dünn und trocken geworden ist, gibt es nur ganz zahme, sanfte Dichterinnen. Literarische Blaustrümpfe sind höchst selten, gesellschaftstürmende Damen unerhört. Vor einigen Jahren erschien ein Werk: „the female poets of America“, welches uns nicht weniger als neunzig nordamerikanische Dichterinnen vorführte. Ein französischer Berichterstatter in der Revue des deux Mondes, der in Paris ganz anders geartete Priesterinnen der Muse vor Augen haben mochte, konnte sich nicht genug darüber wundern, daß diese Dichterinnen nicht samt und sonders aus Eitelkeit oder Skandalsucht geschrieben, auch

nicht, was bei einer Französin besonders pikant, aus Reue über verübten Skandal, sondern ganz harmlos, „wie bei uns junge Mädchen zeichnen oder singen“. Es waren eben anmutige Unterhaltungen, ein künstlerisches Spiel mit Versen, wie es Frauen ebensowohl ansteht, als wenn sie stickten oder einen Lampenschirm malten. Am meisten aber fühlte sich der Franzose betroffen durch die Entdeckung, daß keine einzige dieser neunzig amerikanischen Dichterinnen das Glück der ehelichen Liebe in Versen schildere. Allein eben darum, weil diesen Frauen die eheliche Liebe kein Stoff zum Spielen war, kein Gegenstand, den man auf den Lampenschirm malt oder in Versen stickt, haben sie die eheliche Liebe aus ihrer Poesie gelassen, die dadurch das Präjudiz einer wirklich weiblichen Poesie erhält.

Es gibt aber in unserem alten Europa auch eine grundsätzliche und durchgreifende Fehde der Frauen gegen die historische Gesellschaft und den darauf gebauten Staat. Eine Reihe von Schriftstellerinnen und praktischen Professorinnen der „Emanzipation“ haben in dieser Richtung entschieden Front gemacht und sind mit offenem Visier in die politischen Schranken getreten. Hier steigt eine ganz neue, wesentlich moderne Erscheinung auf. Auch das achtzehnte Jahrhundert hatte seine freien Frauen. Aber die Zügellosigkeit des Lebensgenusses, die Befreiung von der drückenden Fessel der Sitte genügte ihnen, sie wollten nur für ihre eigene Person emanzipiert sein. Jene dagegen wollten die ganze Welt emanzipieren und rücken angriffsweise vor als die streitende Kirche des Frauentums.

Der Gegensatz wird recht klar, wenn man die in Sitte und Sittlichkeit entfesselten Frauengestalten der Heinseschen Romane etwa mit Gutzkows Wally vergleicht. Heinses Hildegard von Hohenthal und ihre Genossinnen sind üppige, sinnlich vollsaftige, vor allem aber kunstberauschte Weiber. Sie bilden sich ein, in dem Epikuräismus des Schönheitsgenusses

das Ideal eines echt weiblichen Lebenswandels gefunden zu haben, aber sie übersehen, daß die derb sinnliche Naturschönheit erst zur künstlerischen verklärt wird, indem sie sich durchgeistigt und sich selbst ein strenges Maß setzt. Wally dagegen ist ein für die Kunst des seligen Genießens verlorenes, durchaus theoretisch raffinierendes Wesen, ein Kind gekünstelter Gesellschaftszustände, viel zu kokett und selbstbewußt in ihren Reflexionsspielereien, um noch sinnlich üppig sein zu können. Ganz notwendig tut sie sich daher auch alsbald als Schriftstellerin auf, während Heinses Frauen bloß im Kunstgenuß schwelgen. Indes Wally eine lange pointierte Abhandlung gegen die christlich-kirchlichen Dogmen schreibt, ziehen es die Rubensschen Weiber des üppigen Poeten aus dem achtzehnten Jahrhundert vor, mit offenen Augen und Ohren zu schmausen, zu trinken und zu küssen. Wally verneint mit kaltem Bewußtsein die Sitte, jene im trunkenen Taumel und ohne Tendenz. Wo Heinse theoretische Auseinandersetzungen über das Ideal der gesellschaftlichen Stellung gibt, wird er geradezu komisch.

Die klassische Stelle hiefür findet sich am Schlusse des Ardinghello. In dem auf den „glückseligen Inseln" gegründeten Idealstaate, dessen oberster Würdenträger den offiziellen Titel eines „Hohenpriesters der Natur" führt, wird den Frauen folgende Rolle zugewiesen: sie erhalten Stimmen bei den allgemeinen Geschäften, jedoch nur zehn Prozent im Vergleich mit den Männern, und werden nicht als bloße Sklavinnen behandelt. „Neben anderem Amazonenhaften" rüsten sie Schiffe und laufen auf Streifereien aus. Sie sind Mitglieder des Staates, obgleich die schwächeren, und ihnen bleibt das Recht, besonders das gut oder nicht gut zu heißen, was sie selbst betrifft. Übrigens besteht immer der Hauptunterschied, daß die Männer erwerben und sie bewahren.

Man sieht, Heinse, obgleich im Punkte der Entfesselung

der Frauenzucht und Sitte der keckste Stürmer und Dränger seiner Zeit, steht mit seiner Reduzierung der politischen Währung der Frauen auf zehn Prozent noch arg zurück in der Kultur gegen unsere modernen Verfechter der vollen politischen und sozialen Gleichberechtigung der Frauen, und das Ikarien seiner glückseligen Inseln wäre heutzutage noch lange nicht ikarisch genug, um auf „Entschiedenheit" Anspruch machen zu können. Auch läßt Heinse doch noch den Grundunterschied gelten, daß die Männer erwerben, die Frauen bewahren sollen. Er ahnt den aristokratischen Beruf der Frauen.

Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert blühte eine reiche satirische und polemische Flugschriftenliteratur über die Stellung von Mann und Weib. Sie war für den großen Markt bestimmt, eine Art Volksliteratur, oder, wenn man lieber will, Philisterliteratur. In diesen zahllosen Flugblättern macht sich jene Sorte von trivialen Späßen und platt komischen Szenen breit, über welche unsere Großeltern noch recht herzlich lachen konnten, und wo die Satire nicht mit reinem Salz gesalzen war, da tat es auch Salpeter aus der Kloake. Da tritt nun in solchen Blättern gemeiniglich der Advokat der Frauen auf und klagt über die Tyrannei, die Prügelsucht, die Trinklust der Männer; oder es kommt der Advokat der Männer und schildert das Pantoffelregiment der bösen Weiber, das Hauskreuz in Gestalt einer alten Schwiegermutter oder einer jungen Tochter, zu deren Hütung kein Argus Augen genug habe 2c. So harmlos amüsierte man sich damals noch über den Krieg der Männer und der Frauen. Nur die zufälligen Tatsachen der Haustyrannei wagte man anzugreifen, nur im platten Spaß den Männern das Zepter zu entwinden, aber nimmermehr im Ernst dem ersten Kapitel aus dem ersten Buche des ersten aller Bücher entgegen an eine wirkliche Ausgleichung von Beruf und Regiment zwischen Mann und Frau zu denken!

Wie ganz anders hat sich jetzt die vielfach von weiblichen

Federn geschriebene Tagesliteratur über gesellschaftliche und politische Unterdrückung der Frauen gestaltet! Sie ist theoretisch und mit einem Anfluge von Wissenschaftlichkeit diszipliniert, sie hat ihr Teil ergriffen an den großen Fragen des öffentlichen Lebens, sie erscheint im engsten Zusammenhange mit unserem politischen Liberalismus, mit den radikalen Gesellschaftslehren. Welcher Fortschritt gegenüber jener alten hausbackenen Schnurrenliteratur von „Männer- und Weiberherrschaft“! Die emanzipierten Frauen stellen sich jetzt gewappneten Armes auf den Boden des Naturrechts, um die äußersten Konsequenzen der Ausdehnung des historischen Sitten- und Rechtsbestandes zu ziehen, und jenes Heraustreten des Weibes aus dem Heiligtume des Hauses, welches bis dahin höchstens als Ausnahme seine Rechtfertigung fand, für die Regel zu erklären.

Dahinter steckt die Überweiblichkeit, die gar leicht in ihr Gegenteil, die Unweiblichkeit, umschlägt; sie hat bereits den verschiedensten Gebilden unseres nationalen Lebens ihren Stempel aufgeprägt, und von ihr müssen wir uns emanzipieren.

An diese Überweiblichkeit knüpfen die Sozialisten den Strick, womit sie die historische Gesellschaft erwürgen wollen. Erst wenn man das Weib dem Hause entrissen hat, kann man die Ehe „vor den Richterstuhl der Vernunft“ entbieten und statt ihrer die „freie Liebe“ dekretieren. Mit dem Hause und dem Hausregiment aber fallen alle natürlichen Gruppierungen der Gesellschaft, und der erste Schöpfungstag, ein Chaos selbstsüchtiger Einzelwesen, wäre als höchster Triumph der Gesittung wiederhergestellt.

Merkwürdig genug ist es aber den Revolutionsmännern selbst in der Regel wieder Angst geworden vor den Frauen, wenn sie an deren Emanzipierung gingen. Sie fürchteten das Zaubernetz der Überweiblichkeit. Im Jahre 1848 zog man die Frauen in Paris in das politische Klubleben. Als

aber im Mai jenes Jahres der große Pariser Frauenklub seine erste — sehr stürmische — Sitzung gehalten, ließ das Ministerium Arbeitssäle für müßige Frauenzimmer errichten und Armenküchen, in denen volksfreundliche Damen der Kochkunst sich widmen konnten. Also ein Revolutionsministerium selbst wußte nichts Eiligeres zu tun, als die politischen Frauen aus dem Klub geradenwegs in die Küche zu schicken. Man hatte kaum mit der Emanzipierung der Frauen angefangen, als man schon flugs mit der Emanzipierung von den Frauen wieder schloß. Es geschah dies aber in denselben wunderlichen Tagen, wo das französische Ministerium dekretierte, daß „keine Schriftsteller mehr als Erdarbeiter angestellt“ werden sollen.

Die Frauenklubs waren überhaupt ein gar lustiges Intermezzo zu dem trüben Schauspiele der Revolution. Die Frauen konnten auf der Tribüne immer nur sprechen, nicht reden, sie konnten Zwiesprach halten, aber nicht debattieren. Dagegen redeten und debattierten damals ganz bildungslose Arbeiter mit mehr Sicherheit als mancher kathedergewohnte Professor. Vor den Wirkungen der Überweiblichkeit auf diesem Wege brauchte man sich also nicht zu fürchten; aber wo sie sich still und unmerklich in unsere Sitten und Anschauungen einschleichen will, da mögen wir der Emanzipierung von den Frauen gedenken.

Ganz ernsthafte Demonstrationen, an welchen 1848, namentlich in Paris, politische Frauen teilgenommen, glänzen jetzt durch den Humor des inneren Widerspruches zwischen Zweck und Mittel. Als Cremieux das neue Ehescheidungsgesetz in die Nationalversammlung eingebracht hatte, bewegte sich am 30. Mai eine „Damendemonstration“ über den Vendomeplatz, wo sie aus ihrer Mitte einen Ausschuß von zwölf Köpfen in das Kabinett Cremieux', des Justizministers, abordnete. Diese weiblichen Deputierten begrüßten dann den verblüfften Mann mit dem Rufe: „Es lebe Cremieux! Es lebe das Ehe-

scheidungsgesetz." Die Art moderner Frauen, von denen wir uns emanzipieren müssen, begreift nämlich nicht einmal, daß einzig und allein ein recht strenges Ehescheidungsgesetz, welches im Sinne des Wortes der Schrift die Lösung der Ehe aufs äußerste erschwert, zu besonderen Gunsten der Frauen gemacht ist. Alle leichten Ehescheidungsgesetze sind zum Frommen der Fessellosigkeit der Männer und ein Spott auf die Würde der Frauen. Das allerleichteste Ehescheidungsgesetz entsteht, wenn man die Weibergemeinschaft zuläßt. Als aber vor drei Jahren eine Gesellschaft von Schwärmern tief hinten in Nordamerika die Weibergemeinschaft unter sich einführte, fanden sie, zweihundert an der Zahl, nur sechzig Weiber, die mittun wollten. Denn den Weibern mochte hier doch wohl klar geworden sein, daß eine solche allerleichteste Form der Eheschließung und Lösung weder ihrem Vorteil noch ihrer Würde zusage.

Die Auflehnung der verfeinerten Frauen wider die geschichtliche Familie und Gesellschaft war überall die ergötzliche Karikatur der Revolution, wie zu anderen Zeiten die unmittelbare Teilnahme des weiblichen Pöbels an der Volksbewegung als ihr bestialisch diabolisches Zerrbild erschienen ist.

Auch in Deutschland traten Frauen auf und machten Profession aus der Lehre der Entfesselung weiblicher Art und Sitte. Wir sehen nicht bloß in Paris, sondern auch in norddeutschen Städten, namentlich in den Jahren 1842—48, Damen in Männerrock und Hosen, mit Sporen und Reitpeitsche, die wogende Feder auf dem Hut, die brennende Zigarre im Mund durch die Straßen stolzieren und in den Bierkneipen zechen. Wir sehen Luise Aston — vor anderen der „öffentliche Charakter" unter dieser Gruppe — ausgewiesen, eine „Märtyrerin". Sie wird wegen Preßvergehen angeklagt, weil ihre „wilden Rosen" als zu stachelicht erschienen waren, und steht mannhaft dem Berliner Polizei-

präsidenten, Herrn v. Puttkamer, Rede, und entwickelt ihm in großer Geläufigkeit ihre politischen, religiösen und sozialen Ansichten, nicht ohne einige theoretische Exkurse über die Ehe und die Freigebung der Naturrechte der Frauen. Nachgehends wird sie wieder ein Weib und geht mit in den schleswig-holsteinischen Feldzug, um in den Spitälern zu helfen und die verwundeten Krieger zu pflegen. Und diese vielbesprochene Dame war nicht etwa ein tolles Mädchen oder eine alte Jungfer, sondern eine wenn auch geschiedene Gattin, eine Mutter. Die Ehe wirkt sonst am tiefsten dahin, das Weib weiblich zu bewahren. Die Überweiblichkeit aber begreift den Ernst der Ehe nicht mehr; wie in ihr das Geschlecht schrankenlos in seiner Eigenart sich gehen läßt, so auch das Individuum. Da bleibt kein Raum mehr zur Opferwilligkeit für die große Idee der Familie und des Hauses. Jene emanzipierte Frau war die Tochter eines deutschen Landpfarrers, in der Einsamkeit des Dorfes erzogen, von früh auf nur ein schwärmerisches Gemütsleben führend, dann einem reichen, nüchternen englischen Maschinenfabrikanten angetraut, aus ihrer Einsamkeit plötzlich in die fremde große Welt gestoßen. Da waren alle Vorbedingungen zur Überweiblichkeit gegeben.

Wenn Tausende von Männern gegenwärtig aus dem sozialen Geleise kommen, weil sie, in zärtlichster Besorgnis um sich selbst, die „rechte Existenz“ und den „rechten Beruf“ verfehlt zu haben wähnen: dann werden Tausende von Frauen irre an der natürlichen Stellung des Weibes, weil sie in gleicher Selbstverhätschelung in den falschen Ehebund getreten zu sein glauben. Gerade für den Ernst der Ehe sind wir im Durchschnitt viel zu sentimental gegenüber unserem werten Ich, zu zärtlich gegen uns selbst. Das wirkt die Überweiblichkeit, die auch Männer weibisch macht. Vordem war man fatalistischer oder, wenn man will, gottergebener, biß die Zähne zusammen und hielt den einmal erwählten

Beruf, die einmal geschlossene Ehe als eine in Gottes Ratschluß vollendete Tatsache fest, und so gab es gar keine kommunistischen Männer und nur wenige emanzipierte Frauen. Das ist ja eben das eigentliche Salz der Ehe, daß man, wenn man einmal Ja gesagt hat, nicht wieder Nein sagen kann.

In solchen Erscheinungen wie Luise Aston sehen wir die Frucht unserer ungesunden literarischen Entwicklungen. Aus Überweiblichkeit kopiert die Dame die Männer, zeigt aber auch zugleich den Männern, wie weibisch sie geworden sind. Die Frau besitzt einen ungleich mächtigeren Nachahmungstrieb als der Mann. Er muß ihr zum Teil die mindere Schöpfungskraft ersetzen. Die Gier, mit welcher so viele literarische Damen gerade der blasiertesten, zerrissensten, innerlich faulsten Poesie der Zeit nachahmend sich zuwenden, gemahnt mich an jene russischen Poeten und Künstler, die auch nur solche Schöpfungen des abendländischen Europa, welche tüchtig von der Verderbnis veräußerlichter Kultur angefressen sind, nachzuahmen pflegen.

Es ist sehr verführerisch, hier eine Parallele zwischen den Slawen und den Frauen zu ziehen. Die Slawen sind ein gemütliches, häusliches, in der Selbstbeschränkung zufriedenes Volk, ganz nach guter Frauen Art, singen gern und gut und tanzen noch besser, halten fest an väterlicher Sitte und haben viel passive Tapferkeit, wie das alles auch bei guten Frauen sein soll. Aber es fehlt ihnen der erfinderische und künstlerisch selbstschöpferische Geist. Dafür sind sie wunderbare Virtuosen in der Nachahmung; gerade wie die Frauen. Wenn sie — die Slawen — aber einmal beginnen, fremde Art nachzuahmen, dann werden sie wahrhaft zügellos in der Aufnahme des Ausländischen, vor dem sie sonst spröde sich abschließen. Also: national und konservativ in den Sitten, im ruhenden Sein und Wesen; fessellos dem Fremden hingegeben in der Produktivität. Das ist auch Frauenart, und

bei diesem Geschlecht so wenig ein innerer Widerspruch wie bei jenem Volk.

Aber nicht bloß bei den sogenannten emanzipierten Damen, auch bei Frauen ganz entgegengesetzter Art bricht die Überweiblichkeit hervor und steckt uns mit ihrem marklosen Wesen an. Als im vorigen Jahrhundert der Pietismus von einem deutschen Schloß und Herrenhause zum anderen zog, waren es vorzugsweise die Gräfinnen und Baronessen, welche die neue weiche, schwärmerische Gemütsstimmung hegten, dieselbe dann noch weicher und kranker auf die Männer wieder zurückleiteten, den Pfarrer spielten, als seien sie ordiniert und nach außen aufs trefflichste Propaganda machten für ihre Partei. Das war auch Überweiblichkeit, die ins Männliche umschlug und unter deren Einfluß die gane Sache verdarb.

Viele unserer heutigen milden und frommen Frauenvereine zur Heilung von allen möglichen sittlichen und sozialen Schäden trifft derselbe Vorwurf. Der rechte Frauenverein ist das Haus. Wenn eine wohlhabende Frau einsam steht, dann soll sie sich vorerst umschauen, ob in ihrer Sippe keine Familie ist, bei der sie als „alte Tante“ einziehen kann und mitarbeiten im Hause. Es ist dies immer noch ein stolzerer und weiblicherer Wirkungskreis denn Präsidentin mehrerer Frauenvereine zu sein. Kann sie nicht alte Tante werden, dann gibt es vielleicht ein Asyl, wo sie arme Kinder erziehen und als in einer großen Familie mit den anderen Frauen zusammenleben und wirken kann. Schickt es sich aber auch mit dem Asyle nicht, dann möge sie in Gottes Namen Frauenvereine gründen und leiten. Ich weiß recht wohl, wie viel Frauenmilde, Frauenbarmherzigkeit, Frauenaufopferung in solchen Vereinen als in einem köstlichsten Gefäß geborgen liegt. Ich weiß aber auch, daß gar oft das überweibliche Gelüsten, die Männer nachzuahmen, dahinter spukt, und daß die großartigsten Gedanken umfassender Assoziation zur Hilfe in unseren sozialen Nöten häufig tra-

vestiert werden in diesem weiblichen Vereinswesen und dadurch unmöglich gemacht. Es gibt auch viele Frauen, die dadurch ihrem Hause ohne Gewissensbisse zu entschlüpfen wähnen, daß sie in einen frommen, milden Verein gehen. Aber ihr Gewissen wird eines Tages wach werden und wird ihnen sagen, daß eine Frau nicht gerecht werden kann vor dem Herrn, wenn sie nicht vorher gerecht worden ist vor ihrem Hause. Es ist am Ende bloß ein kleiner Unterschied, durch Erziehung und Lebensgewohnheit bedingt, ob man sich dem Hause entzieht, indem man im Verein sich mit Plänen zur Aushilfe der notleidenden Klassen unterhält oder im Literatenklub über Freiheit und Gleichheit räsoniert.

Ein merkwürdiges Zeugnis, wie ganz und gar der Begriff von dem Ernst und der Würde des Eheberufs in der zimperlichen Überweiblichkeit untergegangen ist, liegt darin, daß sich feine Damen am meisten geschmeichelt fühlen, wenn sie einer gar nicht für Hausfrauen oder Mütter hält. Es ist hier bei dem weiblichen Berufe ganz dieselbe Erscheinung, wie wenn der Schneider sich schämt, ein Schneider zu heißen — echtes soziales Philistertum! Wo ist doch der Stolz der Frauen hingekommen auf den Ehestand als den „echten Stand“, auf den Segen einer zahlreichen Familie und Verwandtschaft, auf das Haus mit allem was dazu gehört, auf die selbstgesponnene Leinwand, auf deren Menge die Frauen vordem so ehrgeizig erpicht waren, wie der Bauer auf den größten Misthaufen. Denn beides war das sicherste Wahrzeichen glänzender Wirtschaft.

Die Pariser Damen schicken ihre kleinen Kinder zur Erziehung aufs Land und übergeben ihr eigen Fleisch und Blut Mietlingen, damit sie selber für ehelos und kinderlos, und darum noch für jugendlicher und weil für jugendlicher, auch für schöner gelten mögen, als sie sind. Denn jung ist auch der Teufel schön gewesen. Dies ist der schnurgerade Gegensatz zu dem vollständigen Aufgehen der Bauernfrau in der

Familie. Verheiratet zu sein erweckt immer noch einen gewissen Respekt in den Kreisen des gemeinen Mannes, während der Ehe in der feineren Welt schon ein Beigeschmack des Philisterhaften anhängt. Darum wird es immer mehr „guter Ton", die Familienfeste möglichst kurz und still abzumachen, eine Taufe etwa, wie sie eine deutsche Schriftstellerin uns schildert, zu zwölf Personen bei einer Flasche Malaga und einer Schüssel Süßes, wovon der Konditor den Rest wieder an sich nimmt. Man schämt sich ordentlich, ein Kind zu bekommen und taufen lassen zu müssen. Wo diejenige Ehe für die reizendste gilt, von der es kein Mensch merkt, daß sie überhaupt vorhanden ist, da muß die natürliche Stellung beider Geschlechter, namentlich aber des weiblichen, bereits total verschoben sein.

Gegenüber dem Bilde jener modernen Pariser Mütter, die sich ihrer kleinen Kinder schämen und dieselben „aufs Land" ins Exil schicken, stehe die wahrhaft poesiegetränkte Kunde, welche uns der Limburger Chronist von dem echten Frauenstolz einer deutschen Mutter der alten Zeit überliefert hat. Die Frau vom Stein, des großen deutschen Freiherrn Ahnfrau, hatte vier Töchter, von denen jede einem Ritter vermählt war, und zwei Söhne, beide Ritter und beide beweibt, und ihr Mann war auch ein Ritter. Da fügte es sich eines Tages, daß alle ihre Kinder in ihrem Hause waren, und es hatte die edle Frau sechs Töchter zu Tische sitzen und sechs Söhne, und diese sechs waren Ritter. „Und als sie also bey einander über einer Taffel sassen, da sagte die Frau insgemein: ‚dieser Ehren ist zu viel'. Darauff hatte niemand kein Acht; sehr kurtz darnach steht dieselbe Frau auff und gehet heimlich ihre Straffen weg, daß nie kein Mensch davon die Wahrheit erfahren können, wohin sie kommen wäre."

Eine moderne Dame wäre vielleicht auch davongelaufen, wenn sie sich als die Mutter von zwölf Kindern und Schwieger-

kindern hätte präsentieren müssen, aber gewiß nicht, weil ihr „solcher Ehren zu viel“ gedünkt, gewiß nicht, um im großherzigen Opfermute einer fast antik heidnischen Schicksalsbeschwörung durch das eigene Entsagen den Neid der Götter von den Häuptern der Kinder abzuwenden.

Übrigens wurde auch im Mittelalter die Überweiblichkeit zuzeiten Meisterin über echte Frauenart. Der übertriebene Minnekultus setzt schon diese Überweiblichkeit voraus. Die feinste Schule der Galanterie an den provenzalischen Liebeshöfen stellte geradezu den Satz auf, daß sich die Liebe mit dem Ehestande nicht vertrage. Man schloß dementsprechend Liebesbündnisse, die keineswegs Ehebündnisse waren oder werden sollten, unter großen Feierlichkeiten und ließ sie selbst vom Priester einsegnen.

Das Schauspiel dieser Liebeshöfe, nur in anderem Kostüm, wiederholt sich in der Zeit Ludwigs XIV., wo überhaupt in so vielen Stücken ein letztes Aufleuchten mittelalterlichen Gepränges erscheint, und nicht bedeutungslos der Brustharnisch immer noch neben der Perücke getragen wird. Äußerst klar sehen wir in der Geschichte der Frauen dieser Zeit, wie die Überweiblichkeit ausgebrütet wird, wie sie sich entwickelt und zuletzt das ganze französische Kulturleben umstrickt, das ganze öffentliche Leben verfälscht und verderbt. Zuerst nehmen wir da wahr, daß die Frauen empfindsam werden, überfein; die Ehe und das Haus sind ihnen zu plumpe Dinge, sie frischen jene Idee mittelalterlicher Liebeshöfe wieder auf, daß die Liebe mit dem Augenblicke der Hochzeit aufhöre. Dann werden wirkliche neue Liebeshöfe im Rokokogeschmack gegründet. Die feine Dame hält große Cour in ihrem festlich geschmückten Alkoven, wobei allerlei Hofsitten nachgeäfft werden. Der Alkoven wird zu einem förmlichen Tempel des Minnekultus, und der Herr, welcher dort als Hofmarschall die Etikette handhabt, führt den wunderlichen Ehrennamen eines „Alkovisten“. Die Unterhaltung muß sich in verfeiner-

ten überweiblichen Redeweisen bewegen; plumpe Wörter, wie „Ehestand“, „Sich-verheiraten“ u. dgl. vermeidet man gänzlich. Man sagt statt des letzteren „donner dans l'amour permis“, wie man statt „Tanzen“ sagt „Liebesrunen mit den Beinen zeichnen“, „tracer des chiffres d'amour“. Von solchen verzwickten Redewendungen sind Hunderte in der Schriftsprache sitzen geblieben und haben die kräftige und gesunde volkstümliche Redeweise verdrängt. So wird also schon der Genius der Sprache weibischer durch die überweiblichen Frauen. Bei dieser Sprachverbesserung sind aber die feinen Damen nicht stehen geblieben. Weil sie im Hause nichts mehr zu tun hatten, so warfen sie sich zuerst auf die schöngeistige Literatur. Die ganze marklose Schöngeisterei des achtzehnten Jahrhunderts ist weiblichen Ursprungs. In den Salons des Hotel Rambouillet wird ein Forum für die schöne Literatur eröffnet, viele Poeten sind schon so gefesselt von den weiblichen Einflüssen, daß sie ihre Werke vor diesen Gerichtshof bringen. Die Frauen selber werden schöpferisch und übertragen die verzwickte Empfindsamkeit ihres Minnekultus im Alkoven in die Literatur. Dann werfen sie sich auf wissenschaftlichen und religiösen Dilettantismus. Das ganze Geistesleben des Zeitalters Ludwigs XIV. kommt unter den Pantoffel. Furchtbar rasch geht es nun auf der einmal betretenen abschüssigen Bahn in die Tiefe. Ludwig selber, der sich anfangs streng gegen weibliche Einflüsse abzuschließen trachtete, erhält nachgerade ein vollständiges Kartenspiel von vier Herzenskoniginnen. Das Frauenregiment dringt nun auch zur Politik vor. In der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts war die Galanterie der überweiblichen Frauen noch ein harmloses Spiel gewesen. Die Dame des Salons, wie wir sagen würden, oder wie man damals hätte sagen müssen, die Dame des Alkoven, empfing zwar ihren glänzenden Zirkel, nach höfischer Sitte, im Bette liegend, allein der „Alkovist“ machte dabei nicht nur die Honneurs, er war auch ein Ehren-

wächter. Das änderte sich rasch, und der Alkoven sah im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ganz anderen Minnekultus. Mit den häuslichen Sitten wird das Weib auch allemal der Sittlichkeit ledig. Und so ist dann die letzte Folge jener Überweiblichkeit, jenes Übergreifens der Frauen in Kunst und Literatur, in religiöses und politisches Volksleben ein Abgrund von sittlicher Fäulnis. Mit der Frivolität geht bald die religiöse Heuchelei, verschwommene pietistische Scheinseligkeit Hand in Hand, und die Büßerinnen selber unterwühlen den sittlichen Ernst des religiösen Geistes. Molière, der nur die besseren, unschuldigeren Zeiten dieses Weiberregiments erlebte, hat in seinen „gelehrten Frauen“ bereits prophetische Blicke in die Zukunft solchen Treibens geworfen. Die Moral der „gelehrten Frauen“ ist: die Emanzipierung von den Frauen. Es ist darum ganz zeitgemäß, daß uns unlängst Adolf Laun in Oldenburg die Warnungskomödie gesondert übersetzt und mit einer lesenswerten Einleitung „über das Preziosentum im siebzehnten Jahrhundert“ herausgegeben hat. Denn die Einflüsse der Überweiblichkeit dringen wieder unmerklich in alle Poren unseres Kulturlebens ein. Die Folgen lassen sich bereits leise spüren. Vor einem weiteren Fortschreiten auf dieser Bahn aber möge uns der Himmel bewahren, sowohl um der Würde der Frauen wie um der Würde der Männer willen.

Die Wurzel aller solcher weiblicher Krankheitseinflüsse steckt in der von der feinen Gesellschaft angestrebten Überweiblichkeit. So war es im Mittelalter und in der Rokokozeit; so ist es noch jetzt. Nur durch die Zucht des Hauses, nur durch das Leben in der Familie kann man diesen Teufel der Überweiblichkeit bannen. Wie sollen aber die Kinder für die Familie und in der Familie erzogen werden, wenn die Eltern selber ein strenges häusliches Leben längst aufgegeben haben? Dagegen finden wir meist eine vom Hause weit abführende, wohl gar von Frauen selbst geübte Damenpäda-

gogik, welche den Schaum aller Kunst und Wissenschaft als „Bildungsstoff“ für halbwüchsige Fräulein abschöpft und dadurch die unerhörte Individualisierung und falsche Selbständigkeit der weiblichen Natur erzielen hilft. Von solcher Frauenart müssen wir uns emanzipieren.

Gerade der natürliche konservative Beruf der Frauen zum Erhalten und Pflegen der überlieferten Sitten, zur Bewahrung des Hauses, zur Hebung eines Geistes der Selbstbeschränkung, des Maßes und der Opferwilligkeit geht bei dem überweiblichen Wesen am sichersten verloren.

In Rußland, dem Lande der raffiniertesten Überfeinerung bei der vornehmen Welt, hat die Polizei ein besonders scharfes Auge auf überweibliche Frauen. Auffallend vornehme Damen, die von ihren Reisen durch Italien, Frankreich, Deutschland nach Petersburg zurückkehren, werden dort vom Torschreiber oft ebenso vorweg für verdächtig angesehen, wie bei uns die Handwerksburschen, und der Zar verbannt höchst gebildete unruhige Frauenköpfe nicht selten zur sozialpolitischen Kur in das etwas minder gebildete Land Sibirien. Ein liberaler Schriftsteller macht nicht ohne Grund darauf aufmerksam, daß bei verschiedenen polnischen Aufstandsversuchen die „heroischen modernen Weiber“ weit mehr die Fäden der revolutionären Intrige eingefädelt hätten, als die Männer, und daß die deutsch-katholische Sache weit eifriger durch den Fanatismus der Frauen als durch die Nüchternheit der Männer befördert worden sei. Letzteres ist vollkommen richtig. Ronge ward von überweiblichen Frauen noch eine gute Weile mit zarten Spenden fast erdrückt, als Männer von Bildung längst nur noch ein Lächeln für ihn hatten. Seine Theologie entsprach so ganz der veräußerlichten, ästhetisch und moralphilosophisch verdünnten Religionsidee, wie sie in Briefen, Memoiren und Romanen der schöngeistigen Frauenliteratur, in Stammbuchsprüchen und Almanachversen seit einem halben Jahrhundert entwickelt worden

war, daß die überbildeten Frauen im Bekenntnis des Rongeschen Katechismus im Grunde nur das als Geschenk noch einmal hinnahmen, was längst ihr eigenstes Besitztum gewesen war.

So haben gar viele feine, überweibliche Frauen auch im ersten Rausche unserer letzten revolutionären Bewegung sofort ihren natürlichen Geschlechtsberuf des Beharrens und Bewahrens vergessen und den Radikalen begeistert zugejubelt. Die Demokraten mit ihren jungen, stattlich bebarteten Wortführern, mit ihren Turnerscharen, den wallenden Fahnen und wogenden Federn, den malerischen Volksversammlungen, den prächtig deklamierenden Volksrednern stellten mehr dar, als sie taten und waren. Der weiblichen Natur entging diese Wahlverwandtschaft nicht. Die gesetzten, glattrasierten konservativen Männer dagegen, deren Chorführer in den Parlamenten einen bedenklich starken Beitrag zur Statistik der Glatzköpfe lieferten, stellten für ein Frauenauge äußerlich wenig oder nichts dar. Aber auch die politische Lehre der Demokraten entsprach jenem merkwürdigen radikalen Naturrecht der Gesellschaft, welches sich bei den Frauen sofort da ausbildet, wo sie das feste geschichtliche Recht der überlieferten Sitte aufgeben.

Dieses Naturrecht wird in folgender Weise entwickelt. Zuerst fällt die Frau auf den Gedanken, daß ihr in der Familie vermittelter öffentlicher Beruf ein geringfügigerer sei, als der unmittelbar politische des Mannes. Sie glaubt nun dem Manne nur gleich sein zu können, wenn sie das gleiche wirkt, und beginnt demgemäß allerlei männliche Geschäfte eifrigst ins Weibliche zu travestieren. Jetzt ist die Folgerung nahegelegt, daß das Festhalten verschiedener Berufe der Geschlechter nur eine von den Männern in unvordenklicher Zeit ersonnene und wie durch einen Geheimbund des starken Geschlechts fortwährend aufrecht erhaltene Tyrannei sei. Mit den verschiedenartigen Geschlechtsberufen fallen

dann natürlich auch die verschiedenen Berufe der Stände — und so geht es mit Siebenmeilenstiefeln weiter zur vollständigen Ausebnung von Gesellschaft und Staat. Vermag das Weib einmal nicht mehr die notwendige Ungleichartigkeit des Berufes von Mann und Frau einzusehen, dann wird sie in der Regel noch weit ausschweifender in sozialistischen Schwärmereien als der Mann. Selbst wo das Weib tun darf, was der Mann tut, darf es dasselbe doch nicht tun, wie es der Mann tut. Es ist z. B. die Sitte der städtischen Frauen, auch im gewöhnlichen Verkehr mit einem bis über die Knöchel herabfallenden — ursprünglich höfischen — Gewande einherzugehen, so überweiblich und darum für eine rührige Hausfrau so unpraktisch und widersinnig, daß eine Empörung gegen dieses Hofkleid in der Küche an sich ganz berechtigt erschiene. Obendrein bieten die Volkstrachten herrliche Motive zu zweckmäßigerem und schönerem Gewand. Jede einzelne Frau kann nun wohl ganz still in ihrem Kreise dahin wirken, daß die Sitte allmählich in ihrer Verkehrtheit erkannt werde und sich aus sich selbst umgestalte. Wenn aber eine Handvoll Frauen für eine solche Kleiderreform stracks eine Agitation eröffnen, weibliche Meetings mit langweiligen Reden und desto kurzweiligeren Debatten abhalten und nicht nur eine neue Sitte *machen*, sondern auch neue gesellschaftliche Grundsätze so beiläufig als Garnitur zu den neuen Röcken aufsetzen wollen, dann haben sie schon die Schranken ihres Berufes durchbrochen. Nicht um des Gegenstandes willen, sondern wegen der Art, wie sie ihn angreifen, sind sie unweiblich geworden.

Das weibliche Talent der Nachahmung können wir gegenwärtig hinreichend in unserem ganzen Geistesleben verspüren. Die Gewandtheit, eine neue Zeitstimmung aufzunehmen und in geschmeidige Formen zu gießen, der Reproduktionsgeist, welcher den Frauen einen so entschiedenen Beruf für die Bühne gegeben, ist von den Frauen auch immer

mehr den Männern übermittelt worden. In der Leichtigkeit, mit welcher jetzt jegliches Wissen und jede Kunst Gemeingut wird, steckt mehr weiblicher Einfluß, als man ahnt. In männlicheren Zeiten vertiefte sich der einzelne in das einzelne; jetzt haben alle alle Weisheit mit Löffeln gegessen — aber es ist meist ein Schaumlöffel gewesen und das beste ist doch durchgelaufen.

Ich sprach oben von dem Einfluß des weiblichen Singchores auf die Kirchenmusik. Der entschied sich schon in alter Zeit. Wie viel größer ist jetzt der weibliche Einfluß auf die ganze schöpferische Tonkunst geworden, da die Frauen nicht bloß mitsingen, sondern auch komponieren und namentlich kunstrichtern, da sie ein „Publikum" geworden sind, auf welches der Tondichter vor allen Dingen rechnen muß. Man vergleiche z. B. die spröden, herben, einseitig männlichen musikalischen Formen und Gedanken aus Händels und Bachs Periode mit unserem heutigen flüssigen, zierlichen, schmiegsamen Stil, um dieses weiblichen Einflusses inne zu werden. Es ist in der ganzen Epoche keine einzige große schöpferische Tondichterin aufgetreten, und höchstens sind sinnigen Frauen kleine volkstümliche Lieder trefflich geglückt, während es mit dem ausgearbeiteten Musikstück und dem strengen, kontrapunktischen Satz, d. h. mit der höheren musikalischen Architektonik, bei den Frauen niemals recht flecken will. Und dennoch haben sie einen mächtigen Einfluß über unsere ganze musikalische Entwicklung erstreckt. Die Schnörkeleien und das zärtliche Girren der Zopfkomponisten haben sie schon auf dem Gewissen, dann zum guten Teil die Sentimentalitäten und Überschwenglichkeiten der Romantiker, und die Blasiertheit, Koketterie und raffinierte Putzsucht der neuesten Schulen obendrein. Wenn Mendelssohn manchmal so gar blaß und eintönig und traumhaft verschwommen im Kolorit wird, daß sich diese dünne Farbe unmöglich auf die Dauer halten kann, dann möge man sich nicht bloß seiner angeborenen weiblichen

Natur, sondern auch der weiblichen Einflüsse erinnern, die seine Entwicklung fortwährend begleiteten.

An der Ehre der geschmeidigen, wasserflüssigen Prosa im Schrifttum des neunzehnten Jahrhunderts haben die Frauen keinen geringeren Anteil. Was uns die oft so holperige, ungefüge Rede des sechzehnten Jahrhunderts noch immer so frisch und wunderbar anziehend macht, das ist dagegen der männliche Geist jener harten Zeit, der aus ihrer volkstümlich kernhaften Sprache wie Feuer aus einem Felsen bricht.

Bei einer raffinierten, aufs äußerste und äußerlich entfalteten Gesittung ist die Gefahr eines übermächtigen Vordringens der weiblichen Art in eben dem Maße nahe gerückt, wie gegenteils bei rohen Naturzuständen, in der Urzeit, im heroischen Zeitalter, im niederen Volksleben die zarte Weiblichkeit leicht von der wilden, ungeschliffenen Mannheit erdrückt wird.

Weit zeitgemäßer wäre daher am Ende statt einer „Emanzipation der Frauen“ eine „Emanzipation von den Frauen“.

Unsere Buchhändler spekulieren auf nichts eifriger als auf Damenlektüre: ein Dichter, den die Frauen kaufen, ist ein gemachter Mann. Die Frauen sind jetzt „ein Publikum“ geworden für den Poeten, wie sie vor zweihundert Jahren ein Kunstrichterkollegium im Hotel Rambouillet waren. Am Ende sind sie gar „das“ Publikum, und das Publikum erzieht sich seine Poeten. Können wir uns z. B. die „Amaranth“ von Redwitz denken ohne die Voraussetzung eines Frauenpublikums? (Doch bleibe hier auch nicht ungesagt, daß sich dieser Poet in seinen späteren Werken von den Frauen emanzipiert hat, ohne das echt und edel Weibliche verloren zu geben.)

Wir haben „weibliche Hochschulen“, Frauenzeitungen und Damenvorlesungen aller Art. Es gibt kaum eine Wissenschaft mehr, von der Metaphysik bis zur Maschinenkunde, welche nicht in eigenen Büchern zum besonderen Handgebrauch

der Frauen verarbeitet worden wäre. Von solch literarischer Betriebsamkeit im Frauendienste hat man sich noch nichts träumen lassen, als der Großvater die Großmutter nahm. Man hat aber damals auch nichts gewußt von dem rückwirkenden Einfluß, den die Frauen allmählich auch auf das wissenschaftliche Leben üben werden. Denn solche Beziehungen bleiben niemals einseitig.

Durchwandert die Säle unserer Kunstausstellungen: zwei Drittel der Gemälde sind in der Regel auf den Geschmack und das Urteil der Frauen berechnet. Hat der Ernst der Kunst dabei gewonnen?

Seit es bei den Damen der feineren Welt wieder vorherrschend „guter Ton“ geworden ist, kirchlich gläubig und politisch loyal zu sein, ist der Bruch mit der Revolution nicht bloß durch die Bajonette, sondern auch in der Stimmung der Massen entschieden. Haben die Frauen, jede durch gründliche Umkehr im eigenen Hause, einen solchen Umschwung bewirkt, dann haben sie in echt weiblicher Art ihren Beruf erfüllt. Aber Mission nach außen machen in der religiösen und sozialen Welt, das sollen die Frauen nicht. Das Haus ist ihre Gemeinde. Das unmittelbare Leben im Glauben und im Gebet liegt der Frauennatur oft viel näher als der männlichen. Wir mögen die Frauen darum glücklich preisen. Aber wenn sie mit dem Glauben nicht etwa Berge versetzen, sondern noch viel mehr, den Staat und die Gesellschaft neu bauen wollen und diese Rechnung mit ungleichartigen Größen auch bei den Männern in Kurs bringen, dann muß sich der Politiker seiner Haut wehren. Die Staatsmänner und Staatsbürger sollen als Menschen Gott im Herzen tragen; der Staat bleibt darum doch eine menschliche Anstalt und die Gesellschaft zeigt uns den Menschen zuvörderst von seiner wirtschaftlichen, beruflichen, ständischen Seite, nur mittelbar von seiner religiösen. Wer die Gesellschaft verjüngen und den Staat fortbilden will, der soll

freilich im Namen Gottes ans Werk gehen, aber als Politiker an ein politisches Werk. Der Satz, daß nur durch Gottes Wort die zerfallende Gesellschaft wieder aufgebaut werden könne, ist so allgemein wahr, daß er speziell wieder nichts besagt, und der Staatsmann nichts mit ihm anfangen kann. Er würde zum politischen Quietismus führen; er ist Frauenweisheit im guten und schlimmen Sinne. Eine neue Gliederung der Stände, ein neues Innungsleben, eine Neubelebung tüchtiger Sitten und Gesetze des Hauses schafft man nicht durch Gottes Wort. Gute Christen aber soll aus uns allen Gottes Wort schaffen, damit wir fähig sind, gute neue Gesetze und gute alte Sitten zu ertragen und zu üben. Die Heilige Schrift sagt: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist.

Es könnte mancher mich mißverstehen, als wolle ich jede höhere Bildung von den Frauen genommen wissen, als wolle ich die Frauen ganz und gar nur in die Haushaltung schlachten. Ich bin aber nicht entfernt ein solcher Barbar.

Molière hat folgende treffende Verse über die feinere Geistesbildung der Frauen:

„Je consens qu'une femme ait de clarté de tout:
Mais je ne lui veux point la passion choquante
De se rendre savante afin d'être savante;
Et j'aime que souvent, aux questions qu'on fait,
Elle sache ignorer les choses qu'elle sait:
De son étude enfin je veux qu'elle se cache,
Et qu'elle ait du savoir sans vouloir qu'on le sache.“

Das ist mir aus der Seele gesprochen. Eine Frau mag in künstlerischer und wissenschaftlicher Bildung ihren Geist aufs reichste entfalten; aber diese Bildung soll ihr nur in seltenen Ausnahmefällen Selbstzweck sein, die Frau soll nur ganz ausnahmsweise Profession davon machen. Dann wäre aber solche Bildung nur ein müßiger Putz des Geistes? Keineswegs. Der Mann, die Familie, die Freunde, die

ganze Umgebung einer Frau werden mittelbar die reichsten Früchte edler, durchgebildeter Weiblichkeit ernten. Herrschen soll die Frau, indem sie dient, den Mann aus seiner Beschränkung herausreißen, indem sie sich selbst beschränkt, Einflüsse üben, wo sie nur Einflüsse zu empfangen scheint. Das glänzendste Beispiel solch echt weiblicher Wirksamkeit in den höchsten Sphären des Geisteslebens gibt uns die neuere Kulturgeschichte in dem Verhältnis der Freundin Goethes, Charlotte von Stein, zu dem Dichter. Eine reichbegabte, tiefgebildete Frau, wirkt sie bestimmend mit auf die Gestaltung der deutschen Literatur, nicht indem sie selber auf den Markt tritt, Bücher schreibt u. dgl., sondern indem sie für den Freund und mit dem Freunde die Leuchte ihrer Gedanken entzündet und dadurch den versöhnten, milden, harmonischen Geist edler Weiblichkeit in des Dichters Seele gießt, der ihn auf dem klassischen Höhepunkt seines Wirkens so hoch vor allen auszeichnet. In diesem Sinne hat die Freundin teil an Tasso, an Iphigenie, an Egmont, an der italienischen Reise, die ja fast ganz für sie und im Gedächtnis an sie geschrieben wurde: sie hat teil an der Unsterblichkeit des Poeten, den sie bestimmen half, indem sie sich von ihm bestimmen ließ; und indem sie im Hause blieb, ist sie doch auch vor die Nation getreten, und ihr Name wird genannt werden, solange man Goethes Namen nennt.

Solch echter, in den Schranken der Weiblichkeit gehaltener Einfluß der Frauen tritt fast immer ein in den eigentlich klassischen Perioden des Kulturlebens der Nationen. Ich komme noch einmal auf die Musikanten zurück, die mir nun eben ans Herz gewachsen sind. Mozart und Haydn zeigen den versöhnenden, sänftigenden Einfluß edelster Weiblichkeit in fast jeder Note, die sie geschrieben. Sie hatten es beide gern mit den Frauen zu tun. Mozart hat ja von der Liebe so innig in Tönen gedichtet wie kein anderer; Haydn, in seinen Gedanken so deutsch gemütlich, in seinen

Formen so hellenisch plastisch, ist der größte Meister der Hausmusik. In seinen alten Tagen hat sich Vater Haydn noch besonders schöne Mädchenköpfe, die ihm in Wien aufstießen, malen lassen, zur Anlegung eines kleinen Schönheitskabinetts. Aber für ein „Damenpublikum“ haben beide niemals komponiert. Sie komponierten auch nicht vorwiegend für Männer, wie der spröde, in die Tiefen seines einsamen Geistes versunkene Sebastian Bach: sie komponierten für das ganze Volk, für Männer und Frauen zumal. Das ist ein ganz anderes Ding als die Herrschaft, welche ein Publikum überweiblicher Damen auf die moderne Kunstentwicklung übt. Von diesen Damen müssen wir uns emanzipieren, nicht von Frauen der anderen Art.

Die Deutschen hatten den großen Beruf in der Weltgeschichte, Mann und Weib zuerst in der ganzen Tiefe ihres Gegensatzes zu erkennen und namentlich die weibliche Natur frei zu machen, zu vollen Ehren zu bringen. Diese deutscheste Tat hat ihr kleines, aber wunderbar tiefsinniges Symbol in dem Charakter des deutschen Volksliedes gefunden. Das deutsche Volkslied ist männlich gegenüber den schwärmerisch weichen, weiblichen, oft weibischen Mollweisen der Slaven, gegenüber der schmiegsamen Anmut der italienischen Gesänge. Dennoch aber klingt weibliche Innigkeit und Gefühlsunmittelbarkeit wiederum so klar und edel aus den meisten männlichen Rhythmen und männlichen Dur-Weisen unserer Lieder hervor, daß männliche und weibliche Art zum reinsten Einklang wie bei keiner anderen Nation hier verbunden scheinen. Das haben die drei größten Meister der Versöhnung männlicher und weiblicher Art von den neueren Künstlern, Goethe, Haydn und Mozart, wohl herausgefühlt, denn gerade diese drei haben wiederum das deutsche Volkslied in Wort und Ton zur Verjüngung der ganzen Kunst in ihre klassischen Schöpfungen hinübergeleitet.

Mann und Weib denken und handeln nach den gleichen,

allgemein menschlichen Denk- und Sittengesetzen. Darum spricht man in der Logik nicht vom männlichen und weiblichen Geiste und in der Moral nicht vom männlichen und weiblichen Gewissen, sondern in beiden Wissenschaften nur vom Menschen. Die Psychologie dagegen scheidet schon zwischen Mann und Frau, und ihre Base, die Physiologie, noch viel mehr. Denn die Richtung, in welcher die Gesetze von Mann und Weib angewandt und entwickelt werden, ist eine unterschiedene. Es gibt nur einen menschlichen Geist, aber es gibt eine männliche und weibliche Seele, die mitbedingt ist durch die höchst verschiedenartige Nerven-, Knochen-, Blut- und Muskelbildung von Mann und Frau. Es entspringt daraus ein gesonderter männlicher und weiblicher Beruf.

Wir treten hier vor das große Geheimnis des Zusammenhanges zwischen dem sterblichen Leib und dem unsterblichen Geiste. Ein moderner Naturforscher sagt: die Gedanken werden vom Gehirn erzeugt, wie der Urin von den Nieren. Das ist keine neue Weisheit. Ein Materialist des achtzehnten Jahrhunderts hat sie etwas derber, aber gleich ernstlich gemeint, in folgenden Spruch gefaßt: „Wenn ein hypochondrischer Dunst in unseren Eingeweiden wütet, so kommt es nur darauf an, welche Direktion er nimmt. Steigt er aufwärts, so wird es ein sublimer Gedanke, steigt er abwärts, so wird eine Blähung daraus."

Zu so gemeiner Auffassung des Menschen wird derjenige nicht kommen, welcher im menschlichen Geiste zugleich den „Odem des Lebens", den göttlichen Geist erkennt, der in seinem Wesen und seinen Gesetzen unabhängig ist von den Besonderheiten des Körpers und des Geschlechts, in der Richtung der Entwicklung, die er einschlägt, aber mitbedingt durch den Körper. So kreuzt sich hier, wie in allen menschlichen Dingen, Willensfreiheit und Naturnotwendigkeit — göttliche Vorbestimmung.

Und ein Produkt dieser Kreuzung erkennen wir auch in den verschiedenen Berufen der Geschlechter. Das Weib kann tun, was der Mann tut, aber es soll es anders tun als der Mann. Er handelt in den Schranken der Sitte und des Hauses, und indem die Überweiblichkeit diese durchbricht, wird sie zugleich zur Unweiblichkeit.

Es ist höchst unlogisch, daß gerade die Materialisten, denen der Gedanke aus dem Hirn sich absondert wie der Urin aus den Nieren, für die Gleichartigkeit männlichen und weiblichen Berufes eifern. Für sie gibt es ja nur eine Sonderung der Geschlechter, zuletzt Überweiblichkeit und Übermännlichkeit; denn sie bleiben ja stecken in der körperlichen Ungleichartigkeit, welche ihnen die verschiedenen Phasen des Geisteslebens erzeugt, und von da gibt es für sie gar keine Brücke zu dem allgemein Menschlichen und Göttlichen im Menschen, außer in den Extremen, die sich berühren, indem das überweibliche Weib den Mann zum Weibe macht — auf der Stufe der veräußerlichten Gesittung — oder der übermännliche Mann das Weib zum Manne — im Zustande der Roheit und Barbarei. Wir erkennen in und mit der Besonderung der Geschlechter zugleich die Versöhnung des Gegensatzes; für den Materialisten gibt es eine Ausgleichung nur in dem widerlichen Bilde des Hermaphroditen.

Der griechische Mythus aber sagt, daß Atalantius, der Sohn des Hermes und der Aphrodite, zur Strafe von den Göttern in den geschlechtlosen Hermaphroditen verwandelt worden sei, weil ihm die Liebe gefehlt habe.

Viertes Kapitel

Zur Nutzanwendung

„Je länger Junggesell, je tiefer in der Höll'," — sagt das Volk. Wenn es aber schon nicht gut ist, daß der Mann allein sei, dann taugt das noch viel weniger für die Frau. Erst in der Familie finden wir den ganzen Menschen. Damit ist beileibe nicht gesagt, daß jeder sich verheiraten solle; aber einer Familie angehören, in einem Hause, zum mindesten in einer familienhaften Genossenschaft leben, sollte ein jeder.

Es gehört zu den höchsten und schwierigsten politischen Aufgaben der Gegenwart, diesen Zustand, von dem wir sehr weit entfernt sind, möglichst wiederherzustellen.

Wenn mich der praktische Staatsmann fragte, was denn alle die in den vorhergehenden Kapiteln angestellten Untersuchungen über den Gegensatz und die Entwicklung männlicher und weiblicher Natur zum Aufbau einer „deutschen Sozialpolitik" nützen sollen? dann würde ich ihm erwidern: sie sollen vor allen Dingen zu der Erkenntnis führen, daß wir in unserer Gesetzgebung und Verwaltung noch kaum einen Anfang gemacht haben, auf diesen Urgegensatz alles menschlichen Lebens und seine ungeheuren Folgen Rücksicht zu nehmen. Wie wollen wir da von einem organischen Staatswesen reden?

Nur wer die Ursachen und Folgen der verschiedenen Abstufungen des Geschlechtsgegensatzes erfaßt hat, wird die politische Bedeutung der Familie ermessen.

Schon hier wird der Staatsmann eingestehen müssen, daß in allen deutschen und europäischen Staaten noch wenig oder nichts geschieht, um die Stellung von Mann und Weib in ihrem fortlaufenden Entwicklungsprozeß statistisch zu er-

forschen und den Männern der Gesetzgebung und Verwaltung als ein hochwichtiges Material geordnet vorzulegen.

Unsere Zahlenstatistiker rechnen pflichtlich aus, wie viele Männer und Frauen, wie viele Familien im Lande leben, wie viele Durchschnittsköpfe die Familie zählt, wie viele Ehen alljährlich geschlossen werden, wie viele vereinzelte Existenzen neben den Familien hergehen, wie viele Familien in einem Hause wohnen, und wie die Menschen fruchtbar sind und sich mehren. Das ist eine recht nützliche Wissenschaft; aber soll dies unser ganzes statistisches Wissen von den Geschlechtern und der Familie bleiben? Dem Staatsmann soll ja doch nicht bloß ein Blick in das Kirchenbuch, es soll ihm auch ein Blick ins Haus eröffnet werden. Er soll auch wissen, wie das Verhältnis von Mann und Weib sich stellt in den verschiedenen Volksschichten, wie es sich entwickelt, stehen bleibt, zurückgeht. Hat denn die Familie des Kleinbauern, wo Mann und Weib noch in gleicher Bildung gefesselt sind und hinter demselben Pfluge gehen, den gleichen politischen Sinn, wie die höhere bürgerliche Familie mit ihren voll und übervoll entfalteten Geschlechtsgegensätzen? Sollen beide in der Gesetzgebung über einen Kamm geschoren werden?

Die Erkenntnis von diesen Dingen, nicht bloß in allgemeinen Umrissen, wie ich sie hier gezeichnet, sondern die genaue statistische Erkenntnis, die eindringt in das Detail nach den einzelnen Provinzen, Städten, Dörfern, eine Statistik die das fortlaufende Werden der Gestalten dieser Zustände aufzeichnet und vergleichend zusammenstellt, ist mindestens ebenso wichtig für die Staatsverwaltung als die Zahlenstatistik der Bevölkerung. Es handelt sich hier nicht um zufällige Aperçus, nicht um persönliche Ansichten und Erörterungen, sondern um ein Erkennen und Festhalten ganz bestimmter Tatsachen, die sich in der Sitte und Lebenspraxis des Volkes fest und klar aussprechen.

Gar häufig findet man aber, daß selbst Lokalbeamte, die doch nur an und mit dem Volk fortwährend ihre Amtstätigkeit zu üben haben, von den sozialen und Familienzuständen ihres Bezirks wenig oder nichts wissen. Es haben mir bei meinen Entdeckungsfahrten ins Innere von Deutschland Beamte mitunter ganz naiv dieses Geständnis selber abgelegt, ohne etwas Arges dabei zu ahnen. Sie leben unter dem Volk und sehen und hören täglich, was es treibt; weil sie aber weder die Bedeutung der täglich wahrgenommenen Einzelzüge seines Lebens ahnen, noch dieselben durch Vergleichung mit den Zuständen anderer Landstriche in ihrer Eigentümlichkeit zu erfassen wissen, so vegetieren sie ebenso bewußtlos in diesem Volksleben fort, wie der echteste Bauersmann. Forscht man bei solchen Leuten etwa auch nur, wie der gemeine Mann ihres Bezirkes seinen Tisch bestellt, so ist die regelmäßige Antwort, daß das Volk hier dasselbe esse, was man wohl auch anderwärts essen werde. Höchstens hört man, daß die Kost „gut" oder „schlecht" sei. Nun muß der Wißbegierige an ein förmliches, wohlberechnetes Inquirieren gehen, und von dem Frühstück bis zum Abendbrot, von der täglichen Kost bis zu allen festlichen Speisen im Jahreskalender durchkatechisieren, und so wird er zuletzt ganze Seiten von Notizen über eigentümliche Verhältnisse aufzeichnen können, wo man ihm anfangs gar nichts Besonderes zu sagen wußte. Der Beamte hatte also wohl die Kenntnis von diesen einfachsten Tatsachen des Volkslebens, aber er wußte nicht, daß darin etwas Unterscheidendes liege, er hatte kein Bewußtsein seiner Kenntnis — eben kein „Wissen", obgleich er alles „wußte" und schließlich auch mitteilte. Wenn aber nun ein solcher Beamter sich nicht einmal der unterscheidenden Küche seines Bezirkes bewußt geworden ist, wie viel weniger wird er die so viel subtileren, aber auch so viel gewichtigeren Unterschiede im Wesen und Leben der Familie erfaßt haben?

Rein wissenschaftliches Material über die Stellung von Mann und Weib ist in wahrhaft ungemessener Fülle angehäuft. In der Rechtsgeschichte und im Privatrecht wurde wohl kaum ein Kapitel gründlicher und vielseitiger durchgearbeitet als jenes, welches von den besonderen Rechtsverhältnissen des Mannes und Weibes handelt. Die allgemeine Kulturgeschichte strotzt von Aufzeichnungen über Frauensitte und Frauenbildung. Die vergleichenden ethnographischen Studien über die Beziehungen der beiden Geschlechter bei den verschiedenen Völkern sind vollends bereits so sehr Gemeingut der Bildung geworden, daß es schwer ist, hier noch wichtige Tatsachen zusammenzustellen, ohne trivial zu werden. Aber für die Ausnützung aller dieser Weisheit zur Erkenntnis des sozialen und politischen Geistes im Volk und vollends zu einer der Staatsverwaltung zu gut kommenden Erforschung des Lebens der Geschlechter und der Familien in einem Lande ist überall noch gar wenig geschehen.

Ich will nur auf eine einzige — freilich die gewichtigste — Tatsache in der Stellung von Mann und Weib hinweisen, um deren unabsehbare politische Konsequenzen anzudeuten, die keineswegs bereits ihre ganze Berücksichtigung im Staate gefunden haben.

Als Resultat unserer Betrachtung erschien uns nämlich die Geltung der Frauen im öffentlichen Leben als eine bloß indirekte, in der Familie vermittelte. Wir wollen einmal diese Tatsache nach ihrer ganzen Ausdehnung und ihrem praktischen Werte zergliedern.

Alle Nationen, selbst die rohesten, haben wenigstens eine Ahnung davon, daß die häusliche Tugend zugleich die öffentliche Tugend des Weibes sei. Geschlechtliche Unsittlichkeit entwürdigt darum das Weib noch unendlich tiefer als den Mann; sie ist Hochverrat an der Familie. Folgerecht bestrafen selbst Nomaden und Wilde den Ehebruch der Frau

schärfer als den vom Mann verübten; er ist eines der wenigen Staatsverbrechen, welche die Frau begehen kann. Selbst in unseren modernen Ehescheidungsgesetzen klingt diese Anschauung noch mitunter durch. Die alten Skandinavier gestatteten dem Manne Kebsweiber zu halten: die Frau aber verpflichteten sie bei Todesstrafe zur unverbrüchlichen ausschließlichen Treue gegen ihren Eheherrn.

Wir sind jetzt hoffentlich auf dem Punkte der Gesittung angelangt, wo derartige Unterscheidungen vom Gesetzgeber nicht mehr gemacht werden dürfen. Dagegen besteht eine andere Tatsache, die aus dem gleichen Urgrund quillt. Die Frauen sind gegenwärtig im allgemeinen ohne Zweifel sittlicher als die Männer. Sie haben den Libertinismus des achtzehnten Jahrhunderts weit gründlicher überwunden. Die meisten Männer schämen sich jetzt wohl, öffentlich solcher Unsittlichkeiten geziehen zu werden, mit denen ein galanter Herr vor hundert Jahren noch laut prahlte; die meisten Frauen sind dagegen wieder zu dem sittlichen Instinkt zurückgekehrt, sich solcher Unsittlichkeiten überhaupt, auch bloß vor sich selber, zu schämen. Das hat ihr ganz der Familie hingegebenes Leben gewirkt. Im Hause haben sie einen naiven religiösen Glauben, eine naive Sittlichkeit wiedergewonnen, so daß wir Männer sie hier auf Umwegen erst noch einholen müssen. Positiv ist hiemit also dasselbe bewiesen, was durch jene schärfere Bestrafung des Ehebruchs der Frau negativ bewiesen war.

Die Wahrheit, daß die Frauen durch das Haus besser sind als wir, aber auch durch das Haus in ihrer Wirksamkeit beschränkt, hat das germanische Altertum schon so tief erfaßt in der Anschauung, nach welcher ihm die Frauen vorzugsweise religiös geweiht erscheinen, vorahnend, Wunder wirkend mit göttlichen Zauberkräften, während den Frauen selbst der ältesten deutschen Götter- und Heldensage kaum irgend eine männliche Heldenarbeit zugeteilt wird. Eine so reine

und tiefsinnige Erfassung des Weibes finden wir wohl in der Urzeit keines anderen Volkes wieder.

Die Orientalin geht verschleiert außerhalb des Hauses; sie existiert überhaupt nur im Hause. Ihre freie Persönlichkeit geht unter in der Familie; ihr Haus ist nicht ihre Burg, sondern ihr Kerker. Das ist das Übermaß der Bindung weiblicher Wirksamkeit an das Haus, wie uns überhaupt der Orient die erdrückende, alles persönliche Leben tötende Übermacht der Familie zeigt.

In Rom, dem Rechtsstaate, kümmert sich die Regierung nicht um das Leben in der Familie. Die Frau lebt im Hause; die Kindererziehung gehört dem Innern des Hauses an. Aber der Mann, als die einzige politische Person, ist zugleich der politische Despot des Hauses. Der Staat erdrückt das persönliche Leben der Familie: er erkennt nicht an, daß das Walten der Frau im Hause zugleich ein politisches, ein öffentliches Wirken ist.

Und die römischen Frauen haben sich furchtbar dafür gerächt; denn durch sie ist die alte einfache römische Familiensitte und, in notwendiger Folge, auch die öffentliche Sitte zerstört worden. Weit flotter noch als unsere modernen emanzipierten Damen haben die Römerinnen einen Aufstand gemacht und Sturmpetitionen überreicht, um die Zurücknahme des den Luxus beschränkenden Oppischen Gesetzes zu erzwingen. Mit der von den Frauen eingeleiteten Üppigkeit im Hause war die Verderbnis des alten Römertums angebahnt, und als der stolze römische Staat in Trümmer stürzte, ist es mit zur tragischen Sühne dafür gewesen, daß er die politische Macht des Hauses und die politische Wirksamkeit der Frauen im Hause nicht erkannt hatte.

Hier ist der Punkt, wo man in Wahrheit von einer gebotenen Emanzipation unserer Frauen reden kann. *Die Familie muß politisch emanzipiert werden, dann sind die Frauen emanzipiert.*

Das Weib wirkt in der Familie, für die Familie; es bringt ihr sein Bestes ganz zum Opfer dar; es erzieht die Kinder, es lebt das Leben des Mannes mit; die Gütergemeinschaft der Ehe erstreckt sich auch auf die geistigen Besitztümer, aber vor der Welt kommen die eigensten Gedanken, die eigensten sittlichen Taten des Weibes meist nur dem Manne zu gut; auf seinen Namen häufen sich die Ehren, während man gar bald die Gattin vergißt, die ihm diese Ehren hat mitgewinnen helfen. Nun kann aber doch wahrlich die Frau fordern, nicht daß der Staat ihre Person teilnehmen lasse an dem öffentlichen Leben, wohl aber, daß er die große politische Macht der Familie, in weit höherem Maße als gegenwärtig, berücksichtige bei der Volksvertretung wie in der Staatsverwaltung. Wird man der Familie gerecht, dann wird man den Frauen gerecht, denn der Herd des Hauses ist ja der Altar, darauf sie ihr verschwiegenes und doch so entscheidendes Wirken für Gesellschaft und Staat niedergelegt haben.

Wir leben in einer Zeit, die gezwungen ist, mit neuen Wahlgesetzen, mit neuen Systemen der Volksvertretung Versuche anzustellen. Denn die alten Formen fallen hier auseinander. Über die beste neue Art der Volksvertretung aber gibt es schier so viele Meinungen, als Köpfe darüber urteilen. Jeder hat seinen besonderen Einteilungsgrund, nach welchem er das Volk neu gegliedert haben will, jeder seine aparte neue Art von Kammern und Landtagen. Man wird also in deutschen Landen so lange nach verschiedenen Richtungen experimentieren, bis sich der Kern einer allgemeineren Überzeugung über das Beste in allen den Versuchen gefestet hat, und dann gewinnt wieder ein bestimmtes neues Prinzip der Volksvertretung auf ein Menschenalter Bestand und Alleinherrschaft.

Da wir uns also eben in dieser Übergangszeit befinden, wo jeglicher Vorschläge zu einer neuen Zusammensetzung der Volksvertretung zu Markte trägt, so erlaube auch ich mir

im Interesse der wahren Emanzipation der Frauen folgenden Vorschlag.

Bei den Wahllisten soll nicht bloß auf Stand, Vermögen, Beruf rc. der Wahlmänner und Wahlkandidaten gesehen werden, sondern ihre Eigenschaft als Familienväter oder Junggesellen soll ebensosehr mitentscheiden über Wahlrecht und Wählbarkeit. Nur ein Familienvater oder Witwer kann Wahlmann sein; gewählt werden kann auch ein Junggesell; allein die Junggesellen müßten doch auch nur in geringerer Zahl gewählt werden dürfen, etwa so, daß in der Kammer höchstens auf zwei Familienväter ein Junggesell käme. Dünkt das den Hagestolzen zu hart, dann geben wir ihnen allenfalls zu, daß auch bei den Wählern auf je zwei Familienväter ein Junggesell mitwählen darf. Damit haben wir wenigstens unser Prinzip noch vollständig gerettet.

Diese Verkürzung der Junggesellen bei der Volksvertretung geschieht nicht etwa auf Grund des Spruches: „Je länger Junggesell, je tiefer in der Höll'," sondern aus folgenden beweglichen Gründen der sozialen Politik.

Streng genommen sollte eigentlich nur der Familienvater (Ehemann oder Witwer) als Vertreter des Volkes gewählt werden können, denn er allein ist der natürliche Repräsentant der großen öffentlichen Macht der Familie, die außerdem gar nicht vertreten und berücksichtigt ist. Nicht die Einzelperson, sondern die Familie ist die nächste Voraussetzung der Stände, der Gesellschaft, überhaupt der Volkspersönlichkeit. „In den Familien schaut," nach dem oben zitierten Worte J. J. Wagners, „das Volk sich selbst an." Wenn das Volk sich selbst erschaut und erkennt in seinen Familien, dann wird es seine Persönlichkeit auch am reinsten im kleinen widergespiegelt, d. h. vertreten wissen in einer mit Berücksichtigung der Familie gestalteten Volksvertretung. Der Mann ist nicht nur der rechtliche Vormund des Hauses:

alle Bildungs- und Gesittungsarbeit des Hauses wird durch ihn erst den weiteren Kreisen, der Öffentlichkeit vermittelt. Wo die Ehe eine wahre, eine geistig ebenbürtige und sittlich vollgültige ist, da weben stets zwei Personen in den vornehmsten Gedanken und Gesinnungen des Mannes — er selbst und seine Frau. In diesem hohen und reinen Sinn werden auch alle echten Ehefrauen mitvertreten sein im Parlament, wenn der Ehemann darin sitzt. Allein nicht bloß Mann und Frau, das „ganze Haus“ wirkt, in seinen Gliedern gegenseitig sich bestimmend, zusammen als eine moralische Gesamtpersönlichkeit. In dem „ganzen Haus“ ist auch gar mancher Junggesell, gar manche Jungfrau eingeschlossen, die als Verwandte oder Geschäftsgehilfin Unterkunft bei der Familie gefunden haben. Es gehört selbst das Gesinde dazu, worunter ich freilich nicht solche Knechte und Mägde verstehe, die auf jeden Georgi und Michaeli in einen anderen Dienst laufen. Sie alle werden insbesondere mitvertreten sein in dem Familienvater. Dabei mag man freilich auch ermessen, welches politische Gewicht in der Idee des Wiederaufbaues des „ganzen Hauses“ liegt, wie ich dieses im zweiten Buche gezeichnet habe, halb als eine Ruine der Vergangenheit, halb als das Zauberschloß einer besseren Zukunft. Endlich gibt dann doch der Besitz einer Familie, wofern nur die Ehegesetze die rechten sind, in noch weit höherer Weise eine Gewähr für die bürgerliche Gediegenheit des Volksvertreters und für sein natürliches Interesse an der Erhaltung des Staates als der bloße Besitz von Grundeigentum.

Dies ist also die einzige vernünftige politische Emanzipation, welche die Frauen noch anzustreben haben: die durchgreifende Berücksichtigung der Familie im Staate. Die Emanzipation der Frauen ist kurzweg zu verdeutschen in die „staatliche Anerkennung der Familie“.

Der Gedanke, daß nur als Familienglied auch der Mann

im Staate erst vollständig „seinen Mann stelle“, schaut unstreitig auch aus dem seltsamen Antrage auf Einführung einer „Hagestolzensteuer“ hervor, der vor einigen Jahren in mehreren deutschen Kammern eingebracht wurde. Dort haben die Antragsteller gewiß an den Spruch gedacht: „Je länger Junggesell, je tiefer in der Höll’.“ Es wäre aber doch sehr lustig, wenn man heutzutage, wo alles, was wir besitzen und tun, bereits besteuert ist, die Leute nun auch noch besteuern wollte für das, was sie nicht sind, nicht besitzen und nicht tun. Der Staat soll allerdings mit allen Mitteln dahin wirken, daß die furchtbare Zahl der von jedem Familienleben losgerissenen Einzelexistenzen, der Träger des proletarischen Geistes, verringert werde. Es ist aber ein großer Unterschied zwischen diesen vereinzelten Leuten und einem Hagestolz. Ein Hagestolz kann ebensogut in einer Familie leben und wirken wie eine alte Jungfer. Nur die Familie repräsentieren kann er nicht, das kann allein der Hausvater und Eheherr. Der Staat soll so wenig einen Prohibitivzoll auf die Ehelosigkeit als eine Prämie aufs Heiraten setzen. Nur die Überzahl familienloser, keinem Hause angehörender Sonderinteressen soll er beschränken. Das wird aber geschehen, wenn die Idee des „ganzen Hauses“ wieder zu höheren Ehren, und die Macht der Familie zur vollen politischen Anerkennung kommt [1]).

[1]) Der humoristische Einfall einer Hagestolzensteuer führt zu andern und zwar sehr ernsten steuerpolitischen Erwägungen. Man strebt gegenwärtig eifrigst, die Steuern gerecht zu verteilen und sucht aufs gründlichste das feste und wechselnde Einkommen jedes Staatsbürgers zu ermitteln, auf daß seine Steuerpflicht genau seiner Steuerkraft entspreche. Allein wenn ein Junggesell 6000 Mark jährlich einnimmt und ein Vater von sechs unversorgten Kindern gleichfalls 6000 Mark, so ist jener doch weit „steuerkräftiger“ und müßte weit stärker zur Steuer herangezogen werden als dieser. Beide

Selbst die freiesten Frauen, die in Gedanken für einen gleichen Beruf mit den Männern schwärmen, ahnen in der Regel den inneren Widerspruch, wenn es gilt, hier zur Tat zu schreiten. Zur Kandidatur für die französische Nationalversammlung von 1848 wurde von Männern Frau Dudevant, George Sand, vorgeschlagen. Aber mit dem natürlichen Takt eines Weibes wies die berühmte Dichterin, die man doch wohl für sehr freigesinnt, für sehr fehdelustig gegen die überlieferten Sitten halten mußte, das unsinnige Ansinnen der Männer entrüstet zurück.

Dem natürlichen Taktgefühl, dem angeborenen Konservatismus der Frauen muß man eben zu Hilfe kommen, indem man in der erhöhten Anerkennung der Familie zeigt, daß man den weiblichen Beruf im Hause versteht und politisch würdigt. Ignoriert aber der Staat die Familie, dann legt er selber ja den Frauen die Frage in den Mund, ob sie denn eine vollkommene Null im öffentlichen Leben für alle Ewigkeit sein und bleiben sollen?

---

zahlen aber die gleiche Steuer und das ist gar nicht gerecht. Die erste Grundbedingung eines gerechten Steuergesetzes ist die Berücksichtigung der Familienverhältnisse der Steuerzahler. Bei der Mietsteuer springt die hier waltende Ungerechtigkeit am klarsten ins Auge. Vermag man den oft sehr verschleierten Erwerb und Besitz jedes Bürgers ans Licht zu ziehen, damit, wie man sich anmutig ausdrückt, auch nicht die kleinste Summe „durch die Maschen des Steuernetzes schlüpfe", dann wird es der Staatsgewalt doch viel leichter sein, auch den Familienstand jedes Bürgers und die hiermit verbundenen Versorgungspflichten festzustellen. Die Gerechtigkeit der Rücksichtnahme auf diese Pflichten bei der Schätzung der Steuerkraft sieht wohl jeder ein. Allein man fürchtet die weiteren Konsequenzen. Unser moderner Staat blickt fast durchweg nur auf die Individuen, nicht auf die Familie. Wird er letzteres einmal tun, und er wird es tun müssen, dann ist ein Neubau des ganzen Staatsgebäudes aus den Fundamenten unvermeidlich. (1881.)

Wer dem Gedanken der in der Familie vermittelten politischen Stellung der Frauen weiter nachgeht, dem wird dadurch auch ein neues Licht aufgehen über die grenzenlose Halbheit in unseren bisherigen Zusammensetzungsarten der Volksvertretung.

Die Zensustheorie z. B. wägt die Stimme des einzelnen zur Volksvertretung nach der Summe des Beitrags, den derselbe durch seinen Besitz und Erwerb zum Nationalvermögen leistet. Da müßte aber doch wahrlich die Frau des armen Kleinbauern oder Handarbeiters, noch mehr die selbständige Taglöhnerin, die Künstlerin 2c. ebensogut ein Stimmrecht haben wie der Mann. Beide treiben das gleiche Geschäft, erwerben, besitzen, selbständig, stehen in der Bildung auf wesentlich gleicher Stufe. Warum läßt man solche Frauen nicht mitwählen zum Parlament? Auf die Frage muß die Zensustheorie schlechterdings die Antwort schuldig bleiben. Nur aus Instinkt, der Überlieferung folgend, handelt man gescheiter, als man in der Tat ist, und schließt die Frau ohne Grund von der Wahl aus. Denn wollte man zugestehen, daß die Frauen um deswillen nicht mitwählen, weil die Volksvertretung ja nicht ein Abbild der einzelnen in der Nation darbieten soll, sondern das verkleinerte Bild aller natürlichen Organismen der Volkspersönlichkeit, und folglich die Frauen ja schon vertreten seien in dem Organismus der Familie — so würde damit die Zensustheorie sich selber den Hals brechen, denn nur indem sie die politische Bedeutung dieser natürlichen Organismen leugnet, besteht sie.

Nur eine ständische Wahlform verträgt sich mit dem Erkennen und Anerkennen der Familie. Darum hat sich der einseitige moderne Konstitutionalismus auch niemals sonderlich mit der Lehre von der Familie befaßt; man geht nicht ohne Not aufs Glatteis, und aus der Idee der Familie wächst die Idee der natürlichen Stände auf.

Man rechnet z. B. aus, daß die ritterbürtigen großen Grundbesitzer einer Provinz etwa nur ein Zwanzigstel von sämtlichem Grund und Boden ihres Landstriches inne haben und demgemäß besteuert sind, und folgert nun hieraus, daß es doch schreiendes Unrecht sei, solcher Zwanzigstels-Minderheit ein gleiches Gewicht im Landtag einzuräumen wie der neunzehnfach mehr steuernden Mehrheit der übrigen Grundbesitzer. Vom Standpunkt der reinen Zensustheorie ist diese Folgerung ganz richtig. Ich frage dann nur immer wieder, woher man das Recht leitet, die selbständig erwerbenden Bäuerinnen und Taglöhnerinnen, noch mehr die sogar selbständig steuernden Putzmacherinnen, Lehrerinnen und Sängerinnen vom Wahlakt auszuschließen? Entweder stellt die Volksvertretung die gesamte Volkspersönlichkeit nach der Gliederung ihrer natürlichen Organismen dar — (und dies ist das einzige Mittel, die Proportionen des Urbildes auch auf das Abbild richtig zu übertragen) — oder sie ist bloß aus den erwerbenden und besitzenden Individuen gegriffen, wobei man davon absieht, das Volk als ein organisches Ganze, eine Persönlichkeit zu fassen. Im ersteren Falle gehört der Stand wie die Familie zu diesen natürlichen Organismen; und mit demselben Recht, womit man die Familie als solche vertreten sein läßt in den Männern, läßt man die ritterlichen Grundbesitzer gesondert wählen neben den Kleinbauern und wägt beide Gruppen als soziale Mächte im ganzen, nicht aber zählt man die Köpfe ihrer Mitglieder im einzelnen. Wer aber bloß die steuerzahlenden Individuen abschätzt und zählt, der hat gar kein Recht, die steuerzahlenden selbständigen Frauen zu übergehen. Sowie er es aber damit rechtfertigt, daß er die Frauen als nur in der Familie zählend gelten läßt, wird er seinem eigenen Prinzipe untreu und steht schon mit einem Fuß auf dem ketzerischen Boden der organischen Gliederung der Volkspersönlichkeit.

Die vereinzelten, familienlosen Frauen, namentlich der arbeitenden Klassen, werden in Zukunft den Staatsmännern noch manche schwere Stunde bereiten. Ihre Zahl droht sich in geometrischer Steigerung zu vermehren, während die Zahl der in der Familie wirkenden Frauen nur in arithmetischer wächst.

Nicht von der zunehmenden Ehelosigkeit spreche ich, sondern von der wachsenden Familienlosigkeit. Was nützt aller Beweis, daß der Beruf des Weibes in der Familie gegeben sei, wenn Tausende von Frauen keine Familie mehr finden können, die sie aufnimmt? Die Familie schließt sich, namentlich im wohlhabenden Bürgertum, immer enger ab; lieber mietet der moderne Hausvater drei wildfremde Mägde, als daß er ein einziges armes Bäschen in seine Familie aufnähme.

So sehen sich unzählige Frauen in den Zustand versetzt, welcher vollkommen dem des sozialen Proletariats entspricht. Sie sind beruflos, mittellos, familienlos. Das geht durch alle Stände.

Vom Stricken und Spinnen kann auch das genügsamste weibliche Wesen kaum mehr leben. Der Kreis der von Frauen selbständig betriebenen Geschäfte hat sich zwar nach anderen Seiten bedeutend, ja übermäßig erweitert, aber dennoch ist er viel zu klein für die täglich wachsende Masse vereinzelter verdienstloser Frauen. Hier bildet sich eine Gruppe der stillen und verschämten Armut, deren Elend auf ganz eigentümlichen und neuen Voraussetzungen beruht. Der Jammer dieser weiblichen Proletarier wird nicht in der Presse zur Schau getragen, wie bei dem männlichen Arbeitervolk; sie machen auch keine Aufläufe und bauen keine Barrikaden. Sie verhungern und verkommen ganz in der Stille, und ihr Notschrei stört nicht die behagliche Verdauung dinierender und soupierender Minister. Gott allein siehet ihr verschwiegenes Dulden. Auch daran möget

ihr erkennen, wie die Entsagung die eigentliche Pfahl- und Herzwurzel ist von dem natürlichen Konservatismus des Weibes.

In der Verzweiflung haben sich viele vereinzelte Frauen allerlei neue Hantierungen vom Zaune gebrochen, die oft nur halb Gewerb, halb Bettelei sind. Soll man es nun gestatten, daß auf solche Existenz hin die Frau sich etwa mit einem ähnlich proletarischen Mann verheiratet? Geben zwei halbe Existenzen zusammen eine ganze? Ich glaube nicht. Ein familienhaftes Haus wenigstens werden sie gewiß nicht geben, und ein familienloses Haus ist schlimmer als gar keines.

Als in den dreißiger Jahren der vielbesprochene „Donner der Julikanonen" nur insofern an der Spree widerhallte, daß die Berliner Schneidergesellen Krawall machten wegen der Schneidermamsellen, lachte man über diesen Kontrast großer Ursachen und kleiner Wirkungen. Ich glaube aber, es steckt eine dräuendere revolutionäre Zukunft hinter dem Krieg der Schneidergesellen gegen die Schneidermamsellen als hinter der ganzen Julirevolution. Denn die Not der Familienlosigkeit und der weiblichen Berufslosigkeit zeigt sich hier zusammengekoppelt mit der Angstfrage des Proletariats.

Die einfachen Hantierungen der Fabrikarbeiterinnen entsprechen noch allenfalls dem Begriff einer untergeordneten weiblichen Gewerbtätigkeit. Sie sind bloß eine Arbeit, kein Beruf, sie erheischen kein meistermäßiges Erlernen und drängen das Weib nicht, gleich so mancher anderen Arbeit, aus den Schranken ihres Geschlechts. Sieht man aber die von der verdorbenen Luft, dem Staub und Maschinenöldunst der Fabriksäle gebleichten Gesichter dieser Arbeiterinnen, die gekrümmten Gestalten kaum entfalteter Jungfrauen, und erwägt dabei die sittlichen Folgen eines derartigen massenhaften Zusammenlebens vereinzelter Bursche und Mädchen, dann

möchte man es wahrlich nicht auf sein Gewissen nehmen, die Fabriken als Zufluchtsstätten für berufslose Frauen besonders zu empfehlen.

Es haben ehrenwerte Fabrikherren wohl ein sittlich veredelndes Vereinswesen unter ihren Arbeitern begründet, welches den Männern ein Stück des Hauses ersetzen kann: die volle Familie niemals, den Frauen aber gar nicht. Was auf der einen Seite durch die Fabriken gewonnen wird, indem eine große Zahl von Frauen dort wenigstens Arbeit und Unterhalt finden, das kehrt sich anderseits wieder zum Schaden, denn Hunderte von Frauen, die, wenn sie ihren Eigenwillen opfern wollten, echt weiblich einer Familie dienen könnten, gehen, um frei und fessellos zu sein, in die Fabrik. Dadurch wird aber der Geist der Familienlosigkeit selber wieder gehegt, der eben darin wurzelt, daß jeglicher sein eigener Herr zu sein begehrt, und nicht erkennt, daß es höher ist, seinen Eigenwillen vor der großen sittlichen Institution der Familie zu beugen. „Eines andern Knecht soll niemand sein, der für sich selbst kann bleiben allein.“ Der Vers ist nicht für Frauen gemacht. Er war der Wahlspruch des Paracelsus, und ein Mann wie Paracelsus durfte wohl ein so stolzes Wort im Munde führen. Heutzutage aber will es ihm jeder Esel nachsprechen, der doch nichts weniger als ein Paracelsus ist.

Es gibt viele familienlose Frauen, die, wie man sagt, „von ihrem Gelde leben können“. Sie verkümmern aber auch als mit sich selbst zerfallene alte Jungfern. Sie stehen vereinsamt und ohne Beruf. Ich möchte sie dem aristokratischen Proletariat vergleichen. Ihr Geschlecht und ihre Stellung verbietet ihnen geschäftsmäßig zu arbeiten. Sie verzehren ihre Renten als unsers Herrgottes Tagediebe. Viele dieser Frauen üben Werke der Mildtätigkeit, um nur überhaupt etwas zu tun. Das ist gewiß ein heiliger Beruf für Frauenhand, und Gott wird ihnen vergelten. Aber

ein voller, ganzer, das Weib erfüllender Beruf ist es doch noch nicht, und ich glaube, viele von diesen in wohlhäbiger Unabhängigkeit lebenden Frauen beneiden manchmal eine arme Dienstmagd, der es vergönnt war, unter Müh und Plage sich in eine Familie einzuleben, die Kinder aufziehen zu helfen und liebzugewinnen, als wären sie ihr eigen Fleisch und Blut, und mit ihrem harten Stück Brot unvermerkt auch den Frieden eines weiblichen Berufs im Hause zu finden. Es ist wohl das fürchterlichste Ding, beruflos, ziellos ein Pflanzendasein zu leben, und sei es auch ein üppiges, und es gehört die ganze natürliche Entsagungskraft, der Duldermut einer Frau dazu, um bei einem solchen Dasein nicht aus der Haut zu fahren.

Als man den Kreis der Familie auch in den Städten noch weiter zog und eine wenn auch entfernte Base nicht vereinsamen ließ, solange noch ein Platz am Tische und eine Schlafstätte noch in den Dachkammern vorhanden war, da fanden solche arme Wesen nicht nur eine Häuslichkeit, sondern auch einen Beruf in der Familie, der sie nahe standen und als natürliche Hausgenossen einverleibt waren. Das ist anders geworden, wie ich im Kapitel vom „ganzen Hause“ zeigen werde. Aber muß es anders geworden sein?

Das Volk hält jede häßliche Frau vorweg für eine gute Haushälterin. In den gebildeteren Kreisen ist man jetzt versucht, jede häßliche Frau vorweg für eine Schriftstellerin oder für eine Gouvernante zu halten. Eine häßliche Frau ist in der Regel auch eine Verbissene, Verbitterte, Gekränkte. Und in der Tat ist die überwiegende Zahl der modernen Schriftstellerinnen lediglich durch Verbitterung über die Verschrobenheit ihrer Stellung in Familie und Gesellschaft, wozu sich noch der Fluch der raffinierten Überweiblichkeit gesellt haben mag, zur Schriftstellerei getrieben worden. Groll und Trotz gegen Gott und die Welt war oft genug die einzige

Begeisterung, welche sie ans Werk trieb, und doch — wie gemäßigt haben die meisten geschrieben gegenüber unseren im Weltschmerz unter die Literaten gegangenen Männern! Der soziale Roman ist seit Johanna Schopenhauers Tagen äußerst fleißig von Frauen angebaut worden. Damen aber, welche solche Romane schrieben, um der Gesellschaft Fehde anzukündigen, haben dies meist nur im Sinne eines veräußerlichten Aristokratismus getan. Bettler sollen Fürstenbrüder werden, — aber die Verbrüderung muß jedenfalls im Salon und mit Anstand vor sich gehen.

Neben den Schriftstellerinnen stehen die Gouvernanten. Die Frau soll erziehen; das beste Teil unserer Erziehung haben wir alle wohl von Frauen erhalten. Soll aber die Frau auch lehren und ein Gewerb aus dem Lehramt machen?

Sie soll lehren in der Familie. Sowie sie öffentlich lehrt, treten dieselben Gefahren ein, wie bei der öffentlichen Kunstübung der Frauen, und wenn die Frauen massenhaft dem Lehramt zuströmen, wenn es sich gleichsam von selbst versteht, daß jedes häßliche und nicht allzu reiche Mädchen aus guter Familie Lehrerin wird, dann ist damit bereits ein krankhafter Zug in der ganzen Physiognomie des weiblichen Geschlechts angezeigt.

Diese Gruppe vereinzelter Frauen ist umso gefährlicher, weil sie in der Tat einen echt weiblichen Beruf üben, nur nicht in weiblicher Art; weil auch am Ende weniger die Erscheinung an sich als die Massenhaftigkeit ihres Auftretens den Staatsmann stutzig machen muß.

Auch hier tritt immer wieder die Frage, wie die Familie diese tausend durch den weiblichen Lehrberuf sich absondernden Elemente aufs neue an sich ziehen könne, als die eigentliche Frage der „Nutzanwendung“ für den Staatsmann in den Vordergrund.

Auf die verschobene Stellung der beiden Geschlechter

zueinander übt das weibliche Erziehungswesen den entscheidendsten Einfluß. Ein Unterrichtsminister würde zwar gewiß darüber lachen, wenn man ihm sagte, daß das Studium des Gegensatzes von Mann und Weib speziell in sein Departement einschlage; es hat aber doch seine Richtigkeit. Zur gerechten oder verfälschten Herausbildung jenes Gegensatzes, in dem die Gesundheit und Dauerbarkeit der Familie beruht, wirkt die Erziehung aufs entschiedenste mit.

Ich verwies oben bereits auf den Einfluß der Dorfschulen, wo Mädchen und Buben bis zur Konfirmation auf denselben Schulbänken sitzen.

So treibt die Überweiblichkeit der feinen Welt in der Töchtererziehung dieser Kreise ihre erste tiefe Wurzel. Wo ein Mädchen schon mit dem Abecebuch auf den Isolierschemel einer aparten weiblichen Bildung gestellt wird, da ist es kein Wunder, wenn die erwachsene Dame zuletzt vor lauter Weiblichkeit zu Grunde geht.

Die erste Erziehung gehört der Frau, aber — in der Familie. Vornehme Damen schicken ihre kleinen Mädchen, wenn diese kaum ordentlich laufen können, häufig bereits in eine weibliche Pension, nicht um sie besser erziehen zu lassen, sondern um sie los zu werden. In einem Lebensalter, wo das Kind noch rein in der Zucht des Hauses stehen sollte, wird hier bereits die künftige Dame in ihm vorgebildet. Gegenüber solchen Müttern erscheint mir der berühmte Strauchdieb Matthias Weber, weiland Zeit- und Ruhmesgenosse des Schinderhannes, immer als ein höchst respektables Gegenbild. Als Weber vor seiner Hinrichtung gebeichtet hatte, sagte er zu dem Beichtvater, nun habe er nur noch einen Herzenswunsch: nur eine kleine Weile möchte er frei sein, um — noch einmal etwas recht Großes stehlen zu können! Als ihm der Beichtvater staunend diesen letzten Wunsch verwies, erwiderte der Räuber: „Ja, das wollt' ich,

ich würde das Geld nehmen und dafür mein armes Kind erziehen lassen. Es wird doch zu Grunde gehen!" Der Spitzbube hatte noch väterliches Gefühl; er hätte bei besseren Verhältnissen sein Kind gewiß nicht in ein Pensionat geschickt, um es los zu werden.

Die Tochter soll, noch weit entschiedener als der Sohn, möglichst lange in der elterlichen Familie gehalten werden, denn wenn sie auch nebenbei in die Schule geht, ihre Hochschule wird immer das elterliche Haus sein.

Die ausschließliche Bildung durch Privatunterricht, die vorzugsweise bei den Töchtern eingerissen ist, läßt zwar das Kind im Hause, trägt aber auch von der anderen Seite zu der bei dem weiblichen Geschlecht so verfänglichen Vereinzelung der Persönlichkeit und des Geschlechts bei. Überall liegen hier Keime, aus denen später die Überweiblichkeit aufsproßt.

Auch in den Städten sollte man die Mädchen bis zum zwölften oder vierzehnten Jahre durchaus in die Volksschule schicken, seien ihre Eltern so vornehm wie sie wollen. Die Kinder werden hier von den Kindern gemeiner Leute zwar manche Roheit lernen, sie werden aber auch vor der Ziererei überweiblicher Art gründlich bewahrt und erhalten Auge und Sinn für des Volkes derbe und kräftige Natur. Es liegt ein unberechenbarer Gewinn für die Charakterbildung der Männer und Frauen der höheren Kreise darin, wenn sie wenigstens in der Schule mit der Gesamtheit der Kinder aus dem Volke auf einer Bank gesessen und mit den barfüßigen Kameraden und Gespielinnen unter dem gleichen Kriegsrecht des Bakels gestanden haben.

Die Mädchen erhalten hier auch wenigstens noch männliche Schulmeister und keine weiblichen „Erzieherinnen". Sie sollen den Ernst und die harte Disziplin einer öffentlichen Volksschule durchkosten, als Präservativ gegen die Überweiblichkeit.

Das Weib kann die mannigfachsten Bildungsstoffe in sich aufnehmen; es kann in der Kunst und Wissenschaft festen Fuß fassen, und sofern es dadurch nur dem weiblichen Hauptberuf, welcher der Familie gehört, nicht untreu wird, mag eine solche anspruchslose und feine männliche Bildung auch dem Weibe ein köstlicher Schmuck werden. Dieses Ausnahmeverhältnis aber wird in den meisten weiblichen Erziehungsanstalten zur Regel verkehrt. Geradezu auf der Grundlage der Wissenschaft und Kunst soll hier das Mädchen erzogen werden. Und es ist das noch nicht einmal die männlich ernste, strenge Kunst und Wissenschaft, in welche mühsam einzudringen schon allein zur Zucht des Geistes wird, sondern bei der weiblichen Erziehung ist ein bloßes Dilettantenwesen mit Musik, Malerei und Poesie obenauf, die Sprachbildung zielt nicht auf die logische Zucht der Erkenntnis der Sprache und ihrer Gesetze, sondern auf ein renommistisches Parlieren. Wenn dazu der Unterricht in allen möglichen Wissenschaften von Frauen erteilt wird, die selbst niemals Gelegenheit hatten, die festen Fundamente eines streng wissenschaftlichen akademischen Studiums zu legen, was soll da anders herauskommen als eine Oberflächlichkeit, die zur echten Zucht des Geistes zu wenig und zur Bewahrung der naiven natürlichen Frauenart viel zu viel ist? So fängt denn der Blaustrumpf bereits im Institute an, und jene spezifisch weibliche Literatur der glänzend lackierten Oberflächlichkeit hat hier ihre wahre Universität gefunden.

Man spricht von der strengen Häuslichkeit, dem festen Charakter der Mütter und Frauen der guten alten Zeit, und im ehrenden Gedächtnis an sie nennt man den natürlichen Scharfblick, die natürliche Gesundheit und Schlagfertigkeit des Urteils „Mutterwitz“ — als den von der Mutter ererbten Witz. Diese Frauen mit den vollen ehrwürdigen Gesichtern in den großen steifen Halskrausen, die Frauen,

von denen wir den Mutterwitz geerbt, hatten aber auch ganz andere weibliche Erziehungsanstalten durchzumachen als unsere Pensionen und Institute, in denen gemeinhin der Mutterwitz totgeschlagen wird.

In der „Christlichen Kirchenordnung“ des Landes Braunschweig-Wolfenbüttel vom Jahre 1543 finden wir einen Abschnitt „Von der Jungfrouwen Scholen“, der uns ein höchst anschauliches Bild von den „Dameninstituten“ des sechzehnten Jahrhunderts gibt. Die Jungfrauen sollen in diesen Schulen lesen und schreiben lernen und zwar ziemlich bedächtig, nämlich „allein lesen“ in einem bis zwei Jahren. Dann lernen sie Psalmen singen, lernen den Katechismus und ein gutes Stück der Bibel auswendig. „Wer seine Jungfrauen mehr will lassen lernen, der lasse sie auch mit dem Schreiben lernen, geschriebene Briefe zu lesen“ u. s. w., wie es naiv genug heißt.

Wenn die Schulstunden der Mädchen vorüber sind, dann „sollen sie bei ihrer Mutter sein zu Hauſ', sollen etwas lesen, und lernen von ihrer Mutter tüchtig haushalten und was dar mehr zu gehöret. Man soll ihnen auch nicht zu viel auflegen, Maß ist zu allen Dingen gut. Man lasse die kleinen Kinder zu Zeiten auch spielen, daß sie darnach desto fleißiger zum Studieren wieder ankommen.“

Auch über die religiöse Erziehung in den Jungfrauenschulen redet die Schulordnung Dinge, die heute noch nützlich zu hören sind. Da heißt es unter anderem: „Salomon am Ende seiner Sprüche sagt, daß es nicht genug ist: wenn eine Hausfrau schön ist, so sie nicht auch gottesfürchtig ist: die nach Gottes Worte Gott allezeit in ihren Geschäften vor Augen hat. Gottlose Mütter fragen nichts nach Gott, das heißt nach Gottes Wort, darum halten sie auch ihre Knechte und Mägde nicht zu Gottes Wort und ziehen gottlose Kinder auf. Aber aus solcher Jungfrauenschule können wir

viele Hausmütter kriegen, die mit Gottes Wort zu Gottes Furcht gehalten sind, die gedenken bei Christo zu bleiben, in welchem sie getauft sind, die halten nachgehends ihre Kinder und Gesinde auch zu Gottes Wort" ... „Von solchen Hausmüttern, die Gott fürchten, wird nachmals die Stadt besetzet mit ihren Kindern, die fromme Bürger und Bürgerinnen werden, und kommt von ihnen ein edel Geschlecht, die Kinder Gottes werden durch den Glauben an Jesum Christum bis zum Jüngsten Tag: darum wollen wir traun solche Jungfrauenschulen nicht versäumen, sondern in Ehren halten."

Diese Jungfrauenschulen hatten auch damals schon eine „Jungfrauenschulmeisterin", obgleich die alte Zeit weit bedenklicher war als die unsrige in der Zulassung der Frauen zum Lehramt, und schon Karl der Große wollte, daß nicht Frauen, sondern Männer die Mädchen erziehen sollten. Allein die „Jungfrauenschulmeisterin" sieht dann doch ganz anders aus als die moderne „Erzieherin". „Zu dieser Schule soll man vorschaffen eine ehrliche Matrona, die wohl lehren kann und mit den Jungfrauen wohl und vernünftig kann umgehen, die Gottes Wort liebt und gern in der Bibel sonst was Gutes lieset." Aus dem Nonnenkloster geht die Jungfrauenschule hervor, darum fordert man zuerst eine Matrone zur Schulmeisterin, und zwar, da das Kloster wie die Jungfrauenschule im Sinne der Zeit nur die häusliche Erziehung ergänzen soll, womöglich eine verheiratete oder verwitwete, keine alte Jungfer. Joh. Ludw. Vives in seiner damals als klassisch anerkannten Schrift: „De institutione christianae foeminae" fordert sogar, daß der Mädchenschulmeister verheiratet sei und obendrein, daß er womöglich eine schöne Frau habe — „ita demum in alienas minime exardescet".

In diesen Jungfrauenschulen erkennen wir erst recht die ehrsamen Hausfrauen, wie sie uns von den Bildern Dürers,

Holbeins und Kranachs hellen Auges entgegenschauen, und in den modernen Pensionaten und Instituten mögen wir die Damenköpfe unserer Almanachkupfer und Modejournale erkennen.

Mit allen diesen Erörterungen über die politische Vertretung der Frauen durch eine erweiterte Anerkennung der Familie, dann über die vereinzelten Frauen und damit zusammenhängend über die Erziehung zur Überweiblichkeit habe ich also nur verschiedene Folgen der einen Tatsache dargelegt, daß der Beruf der Frauen überall in der Regel nur ein in der Familie vermittelter sein könne.

Diesem Zentralsatze sind aber überhaupt alle Untersuchungen über Wesen und Natur der Frauen zugewandt. Er ist der geheime Kern aller im vorhergehenden aufgestellten Thesen über den Geschlechtsgegensatz. Er führt uns auch hinüber zu dem nächsten Buche, welches von dem Ideal und der Reform des Hauses und der Familie handelt.

Wo aber bleibt die Nutzanwendung?

Was soll man denn beginnen mit den vereinzelten Frauen? Wie soll man die täglich wachsende Heerschar derjenigen mindern, die ohne ihr Verschulden losgelöst sind von der Familie, hinausgestoßen, einsam dastehend in der eigensüchtigen, wirr bewegten Welt, berufslos, mittellos, oder doch wenigstens von vornherein ohne Gnade verdammt zu einem verfehlten ziellosen Leben? Was soll man mit diesen Ärmsten anfangen? Soll man sie in Nonnenklöster sperren? in Pfründnerhäuser einkaufen? barmherzige Vereine aus ihnen organisieren? soll man die Witwenkassen erweitern, Lebensversicherungen für Schwestern und Basen gründen, die voraussichtlich alte Jungfern werden? soll man die Überzahl der familienlosen Frauen übers Meer nach Australien schicken? soll man sie totschlagen?

Mit einem Sturme solcher Fragen wird der Sozial-

politiker leicht vom praktischen Staatsmann übergossen. Er gibt aber auf so viele Fragen ganz kaltblütig nur eine einzige Antwort: „Beginnen" soll man mit der ganzen Legion der vereinzelten Frauen gar nichts. Man soll sie ihrer Wege gehen lassen nach wie vor. In allen den eben aufgeworfenen Fragen mögen gute Aushilfen für einzelne Fälle liegen — nur das Totschlagen will ich nicht empfohlen haben —, allein für den Krankheitszustand als Ganzes und in seiner Wurzel ist durch solche örtliche Linderung noch nichts gewonnen.

Man will aber helfen, augenblicklich helfen! — Ja man mag augenblicklich helfen, aber die Frucht wird sich frühestens zeigen binnen heute und fünfzig Jahren — gerade wie bei der „Reform der Gesellschaft". Wer in solchen Dingen sogenannte praktische Ratschläge begehrt, wundersame Geheimmittel, die von heute auf morgen wirken, der möge bedenken, daß in der Regel nur der Idealist oder der Scharlatan derlei praktische Ratschäge in sozialen Fragen gibt: der besonnene, ehrliche, gründliche und praktische Mann glaubt auch hier an keine Universalpillen.

Aber soll man denn solche Krankheitszustände ganz sich selber überlassen?

Gewiß nicht. Der Verfasser, welcher ein ziemlicher Ketzer im Glauben an die medizinische Fakultät ist, befolgt für seine Person bei Unpäßlichkeit das Selbstheilverfahren der Hunde, die sich lediglich durch Fasten, heftige Bewegung und Schlafen kurieren, und ist dabei so wohl gefahren, daß er seit seinen Kinderkrankheiten — unberufen! — für den Dittersdorfischen Doktor und Apotheker mehr Geld ausgegeben hat als für den wirklichen. Er glaubt auch, daß alle vernünftigen Heilmittel keinen andern Zweck haben können, als eine oder mehrere der Wirkungen dieser drei Naturhilfen künstlich zu erzielen.

Die Naturhilfen müssen wir auch für das soziale Heilverfahren aufsuchen. Die Rückführung der vereinzelten Frauen zur Familie wird nur dann erfolgen, wenn die ganze Nation wieder tiefer durchdrungen sein wird von dem Geiste der Familienhaftigkeit. Einen solchen „Geist“ zitiert man aber nicht wie ein Gespenst durch ein Zauberwort mit etwas sozialpolitischem Hokuspokus. Man kann ihn nur entzünden — langsam und allmählich — bei den einzelnen, man kann durch ein treffendes Wort den Leuten klarmachen, was sie wohl geahnt und gefühlt, aber nicht auszusprechen gewußt haben, man kann solchergestalt allmählich eine stille Gemeinde von Gleichgesinnten stiften, und in Jahr und Tag, wann vielleicht längst unsere Kinder an unsere Statt eingerückt sind, wird der ursprüngliche zündende Funke zu einem hellen Feuerschein geworden, der Geist wird in allem Volke „entzündet“ sein. So zu wirken soll der Stolz, aber auch zugleich die Selbstbescheidung des Sozialpolitikers sein.

Meine Antwort, wie man die vereinzelten Frauen ins Familienleben zurückführen solle, war darum in sehr wenigen Worten gegeben, sie folgt aber auch noch in vielen. Denn das ganze nunmehr folgende Buch vom „Haus und der Familie“ ist eigentlich auch eine Antwort darauf. Dort habe ich nämlich meine Ansicht über das Urbild der Familie, über ihren Verfall und Wiederaufbau niedergelegt. Ich habe wiederum viele einzelne praktische Ratschläge angedeutet, aber kein einziges Universalmittel. Den Geist der Familienhaftigkeit wünschte ich zu entzünden durch dieses Buch, und wenn mir dies gelänge bei einigen Wenigen, Gleichgesinnten, wenn ich nur ein Dutzend deutscher Männer und Frauen bewegen könnte, die verklungene Idee des „ganzen Hauses“ wieder in sich aufleben zu lassen, dann würde ich mich glücklich preisen, mit diesem Buche einen großen praktischen Erfolg gewonnen zu haben. Mit dem Geiste der

Familienhaftigkeit werden die Frauen nicht mehr fessellos und persönlich eigenherrisch ins Weite schweifen wollen; sie werden ihre Seligkeit wieder darin finden, zu Hause zu bleiben. Die Familien selber aber werden sie dann auch wiederum nicht mehr von sich stoßen, sie werden es Gott danken, die natürlichen Genossen des Hauses statt gemieteten Volkes wieder in ihre Mauern einziehen zu sehen. Ein jeder fange nur in seinem eigenen Hause an, dann wird die deutsche Familie bald reformiert sein.

Der Staat kann viel tun, er kann trefflichen Hebammendienst verrichten bei sozialen Geburten, aber selber ein neues soziales Leben zeugen oder gebären kann er nimmermehr. Und gerade den allgemeinsten Urverhältnissen der sozialen Erscheinungen gegenüber ist der Staat am ohnmächtigsten. Wo es nicht für das deutsche Haus begeisterten Männern und Frauen gelingt, einen wahren apostolischen Glaubenseifer für die große sittliche und nationale Idee der Familie anzufachen, da wird es dem Staat nie und nimmer gelingen, die verschobene Stellung des männlichen und weiblichen Geschlechtes in die rechte Linie zu rücken.

Das deutsche Haus baut sich auf wie die gotische Kirche: von innen nach außen. So wird aus dem Innern der Familien heraus die Stellung von Mann und Weib wieder ins Lot gebracht werden müssen. Dann wird auch wieder herrlich erfüllt werden, was Goethe so wunderbar schön von dem Beruf der Frauen gesagt hat und was ich den echten deutschen Frauen zur Erbauung, den modernen Damen aber zum Trutz als den rechten Zimmermannsspruch hiehersetzen will, da ich nun den letzten Balken zum äußeren Fachwerk meiner Familie aufgeschlagen:

„Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung:
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret.

Dienet die Schwester dem Bruder doch früh, sie dienet den Eltern,
Und ihr Leben ist immer ein ewiges Gehen und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für andre.
Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu sauer
Wird und die Stunden der Nacht ihr sind wie die Stunden des Tages,
Daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt,
Daß sie sich ganz vergißt und leben mag nur in anderen!"

Zweites Buch

Haus und Familie

Erstes Kapitel

Die Idee der Familie

Der philosophische Mythus Platons, Jakob Böhmes und so manches anderen Denkers, daß in dem Urmenschen Mann und Weib in einer Person vereinigt gewesen sei, findet seine praktische Deutung in der Ehe.

Die in ihre zwei Gegensätze gespaltene menschliche Gesamtpersönlichkeit sucht in der Ehe wieder einheitlich zu werden. In einem einzelnen Mann oder einer einzelnen Frau kann sich die Idee der Menschheit niemals vollständig darstellen. Ein Ehepaar gibt erst einen Mikrokosmus der ganzen Menschheit. Die Menschheit ist ausgegangen von dem „ersten Paar"; und wenn sie ausstürbe bis nur auf ein Paar, könnte sie doch wieder aufwachsen und blühend werden wie vorher.

Durch die leibliche und sittliche Verbindung von Persönlichkeiten der beiden Geschlechter zur Wiederherstellung des ganzen Menschen — die Ehe — entsteht die Familie. Denn mit jener Wiederherstellung des ganzen Menschen ist zugleich die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes gegeben, und die drei Elemente der Familie: Vater, Mutter und Kinder sind in ihr bereits vollständig vorausgesetzt. Die Familie ist darum der erste und engste Kreis, in welchem wir unser ganzes menschliches Wesen wiederfinden, uns in uns befriedigt und bei uns selbst daheim fühlen.

Sie ist die ursprünglichste, urälteste menschlich-sittliche Genossenschaft, zugleich eine allgemein menschliche; denn

mit der Sprache und dem religiösen Glauben finden wir die Familie bei allen Völkern der Erde wieder.

Die Ehe und die Familiengründung ist der erste Ausfluß des hohen Urrechtes des Menschen: der freien Persönlichkeit. Bei dem Tiere verbinden sich die Geschlechtsindividuen gattungsmäßig und eben darum nur vorübergehend: bei dem Menschen verbinden sich die Personen für die ganze Lebensdauer. Wenn moderne Sozialisten Staatskindererzeugungsanstalten an die Stelle der Familie setzen wollen, so heißt das nichts anderes, als die Bestialität an die Stelle der Menschlichkeit setzen. Um aber den Begriff der Familie logisch zu vernichten, muß z. B. Peter Leroux von einem Grundsatz ausgehen, welcher schon durch die bekanntesten physiologischen Tatsachen widerlegt wird: von dem Grundsatz: „die Menschheit ist virtualiter in jedem einzelnen Menschen. Die Menschheit ist der Mensch — der Mensch die Menschheit.“ Wir sagen umgekehrt: der einzelne Mensch kann nicht einmal für das verkleinerte Bild der Menschheit gelten, geschweige, daß er selbst die Menschheit wäre; die Menschheit ist erst im Bilde repräsentiert durch zwei Menschen, durch Mann und Weib, und wiederum nicht durch Mann und Weib in ihrer Vereinzelung, sondern in ihrer Verbindung durch die Ehe zur Familie.

Die Protestanten des sechzehnten Jahrhunderts sagten statt des „Ehestandes“ auch: der „echte Stand“. In der Tat ist er auch der Urstand, die Basis aller weiteren Gesellschaftsentwicklung. Als die Wiederherstellung des ganzen Menschen weihet die Kirche den Ehestand und erkennt in ihm eine göttliche Einsetzung.

Man hat es katholischerseits den Protestanten als eine Inkonsequenz vorgehalten, daß sie zwar ein für das ganze Leben bindendes Ehegelübde statuierten, dagegen ein gleiches Gelübde der Ehelosigkeit nicht wollen gelten lassen. In dem Ehegelübde ist aber eigentlich nur das Urrecht der

menschlichen Persönlichkeit, das Recht auf die Wiederherstellung des ganzen Menschen in der Vereinigung von Mann und Weib besiegelt und erfüllt; das Gelübde der Ehelosigkeit dagegen ist ein Verzicht auf dieses Urrecht. Der qualitative Unterschied beider Kategorien springt auch schon daraus hervor, daß eine auf Zeitdauer abgeschlossene Ehe eigentlich gar keine Ehe, ein logisches Unding ist, während sich eine auf Zeitdauer gelobte Ehelosigkeit recht wohl denken läßt.

Ich kann meine Persönlichkeit ganz und ungeteilt nur einer anderen Persönlichkeit darbringen, nicht aber einer Mehrzahl von Persönlichkeiten. Daher kann eigentlich nur aus der Monogamie eine wirkliche Ehe hervorgehen. Je reifer die Menschheit wird, um so allgemeiner wird die Monogamie.

Die Familie ist uns aber nicht bloß religiös, sondern auch sozial und politisch ein Heiligtum. Denn die Möglichkeit aller organischen Gliederungen der bürgerlichen Gesellschaft ist in der Familie im Keim gegeben, wie der Eichbaum in der Eichel steckt. In der Familie ist gegründet die sozialpolitische Potenz der Sitte, aus welcher das Gesetz hervorgewachsen ist. Die Familie ist überhaupt die notwendige Voraussetzung aller öffentlichen Entwicklung der Völker. Die Familie antasten, heißt aller menschlichen Gesittung den Boden wegziehen.

Der Staat setzt die Familie voraus, aber er ist keineswegs, wie man so oft behauptet hat, die erweiterte Familie, noch ist der Organismus der Familie schlechthin ein Vorbild des Staatsorganismus.

Die Familie ist nur das natürliche Vorgebilde der Volkspersönlichkeit, d. h. der bürgerlichen Gesellschaft. Beide sind, gleichsam als Naturprodukte unserer geschichtlichen Entwicklung, bestimmt durch die Idee der Sitte; der Staat dagegen ruht auf der Idee des Rechtes. So verkehrt es daher ist, den Staat als eine erweiterte Familie zu betrachten, so verkehrt ist es, bei der Familie oder der bürgerlichen Gesell-

schaft nach der beiden Organismen zu Grunde liegenden Rechtsidee zu fragen. In dem Wesen beider liegt gar keine Rechtsidee, wohl aber kann und muß der Staat die Familie wie die Gesellschaft hinüberziehen in *seine* Rechtssphäre. Aber auch dann noch betrachten wir mit gutem Grund das Familienrecht nicht als einen Teil des öffentlichen Rechtes, sondern des Privatrechts.

Es ist ein Zeichen der höchst niedrigen politischen Entwicklungsstufe des patriarchalischen Staates (der eben überhaupt nur annähernd für einen Staat gelten kann), daß hier wirklich der Staat als eine erweiterte Familie erscheint.

Wie der Staat auf den Schwerpunkt des Rechtes gestellt ist, so die Familie auf den Schwerpunkt der sich ergänzenden Liebe und der auf diese gegründeten bewegenden Mächte der *Autorität* und *Pietät*.

Die Familie steht unter der natürlichen Obervormundschaft der Eltern und speziell des Familienvaters. Diese Obervormundschaft ist ein Urrecht, in der Natur der Sache gegeben. Weil Vater und Mutter die Auctores, die Urheber der Familie sind, darum besitzen sie von selber auch die Auctoritas, die Macht der Autorität. Weil aber die Autorität die Gewalt des Urhebers ist, so ist sie andererseits gegründet auf die natürliche Liebe und Aufopferung des Erzeugers für sein Kind.

Ebenso steht der Mann zu seiner Frau in dem aus der Liebe hervorwachsenden Verhältnis der Autorität. Nicht gezwungen durch äußere Unterdrückung, sondern weil sie es ihrer Natur nach gar nicht anders kann und mag, tritt die Frau unter die Autorität des Mannes. So war es, seit die Welt stehet, und so wird es bleiben. Die Frau gibt ihren Namen auf und nimmt den Namen des Mannes dafür hin; denn in diesem Namen allein ist zugleich der durch die langen Reihen der Generationen fortlebende Namen der Familie gegeben. Ohne den „Familiennamen“, der naturgemäß von

der Frau das Opfer ihres eigenen Namens fordert, hätten wir keine Familiengeschichte. Die Familiennamen sind jüngeren Datums als die Personennamen, weil das historische Gesamtbewußtsein sich erst auf einer späteren, das heißt höheren Kulturstufe ausprägt. Der Bauer sagt: ich „heiße“ Karl und „schreibe mich“ Huber; der Personenname gehört schon der Zeit an, wo man nur mündlich verkehrte, der Familienname kam erst, als das Volk schreiben und lesen lernte.

Auch die Religion des Vaters wird für das Bekenntnis der Familie entscheidend; denn er ist der Repräsentant der Familie. Eine völlige Verschiedenheit der Religion beider Ehegatten kann gar nicht gedacht werden, denn eine solche Ehe würde von vornherein ihrem vollen Begriffe nicht entsprechen. Wo sie scheinbar vorkommt, da hat der eine oder andere Teil die Religion, welcher er dem Namen nach angehört, in der Tat bereits aufgegeben. Wohl aber wird z. B. Verschiedenheit der Konfession innerhalb der gemeinsamen christlichen Kirche eine wahre Ehe nicht unmöglich machen. Es liegt dann aber im Begriff der Familie, daß alle Kinder der Konfession des Vaters folgen, als des Hauptes, des Repräsentanten, des Namengebers der Familie. Ohne diese Voraussetzung kann wenigstens der historische Geist der Familie nicht aufrecht erhalten werden. Bei den Häusern der Fürsten und des hohen Adels, wo der historische Zusammenhang der Familie noch mit besonderer Sorgfalt gewahrt wird, gilt es daher als allgemeiner Grundsatz, daß die Konfession des Familienhauptes, d. h. eben die historische Konfession der Familie, maßgebend bleibe für alle Glieder der Familie. In Rußland, wo patriarchalische Zustände noch so tief in das soziale, religiöse und politische Leben eingreifen, müssen sich selbst die Schwiegertöchter des Kaisers bequemen, die Konfession des Hauptes der kaiserlichen Familie anzunehmen.

Das alles sind Ausflüsse des natürlichen Autoritätsverhältnisses in der Familie, für welche der Staat keine Analogie hat.

Schon bei der Aufstellung dieser einfachsten Begriffe der Familie öffnet sich vor uns ein wahrer Abgrund gewaltiger Konsequenzen. Fragt mich einer: warum bist du Protestant? so kann ich (wie mir dünkt ohne den Vorwurf der Oberflächlichkeit) nur antworten: weil mein Vater Protestant war. Ich bin es mit Überzeugung; aber ich würde zu dieser Überzeugung niemals gekommen sein, wenn ich nicht in protestantischen Anschauungen und Ideen aufgewachsen, wenn meine Familie nicht protestantisch gewesen wäre: mein religiöses Bekenntnis, scheinbar das Individuellste, was ich nur besitze, ist mir also wesentlich eingeimpft worden durch die Autorität der Familie. Der gemeine Mann hält darum das Abfallen vom Glauben der Väter („Umfallen" sagten unsere Vorfahren schlechtweg) auch deshalb für ganz besonders schimpflich, weil er darin neben anderem die größte Verleugnung der Familie sieht. Nur in Zeiten der wildesten religiösen Erregung werfen ganze Völker die Scheu vor einer solchen Verleugnung der Familie von sich. Darum sind aber auch die großen religiösen Krisen der Menschheit niemals ohne die gründlichste Umwälzung der Familie wie der Gesellschaft vor sich gegangen.

Wir ahnen gar nicht, wie sehr die Autorität der Familie unser innerstes Selbst gefesselt hält. Dieses Schauspiel wiederholt sich, wenn wir im großen statt auf einzelne Menschen auf ganze Generationen blicken. Die vergangenen Geschlechter stehen zu den gegenwärtigen im Verhältnis der Autorität, des Urheberrechtes, wie der Vater zum Sohn. Sie haben uns die Bahnen unserer Entwicklung fest bestimmt, und wir folgen diesen Bahnen so gewiß als ich Protestant bin und sein muß, weil mein Vater Protestant war. Aber auch diese Fesselung der natürlichen Autorität hat Maß und Ziel. Dem Kinde wird niemals der ganz gleiche Beruf mit

dem Vater zufallen, und wenn ich schon ein Protestant bin, weil mein Vater einer war, so bin ich doch ein ganz anderer Protestant als mein Vater.

Wenn das Familienhaupt den übrigen Gliedern der Familie gegenüber im Verhältnis der Autorität steht, so stehen diese zu ihm im Verhältnis der Pietät, der liebe- und ehrfurchtsvollen Hingebung. Ich sagte, auch bei den Generationen der Menschheit wiederhole sich das Verhältnis der väterlichen Autorität der vorangegangenen Geschlechter zu den nachfolgenden. So soll sich auch das Verhältnis der Pietät gegen die Vorfahren bei jedem lebenden Geschlechte wiederholen.

Autorität und Pietät sind die bewegenden sittlichen Motive in der Familie. Im Staate sind sie das nicht; sie treten hier in die zweite Linie zurück, und das Rechtsbewußtsein tritt an ihrer Statt in die erste Linie vor.

Aus dem Grundverhältnis der natürlichen Autorität und Pietät zwischen den Familiengliedern wächst die Familiensitte auf, welche das Familienleben formt und ordnet, wie das Gesetz die Formierung des Rechtsbewußtseins im Staatsleben ist.

Es ist hier am Ort, den höchst wichtigen Begriff der Sitte gründlicher zu bestimmen. Denn von der Familie geht das Regiment der Sitte aus, um sich über die bürgerliche Gesellschaft und, beim organischen Aufwachsen der Gesetze und Rechtsgewohnheiten, auch über den Staat zu verbreiten.

Die Entstehung der Sitte vergleiche ich mit der Entstehung des Volksliedes. Kein Volkslied hat einen bestimmten, nennbaren Verfasser. Solange man einen solchen noch nennen kann, ist das Lied auch kein wirkliches Volkslied geworden. Nur das Volk selber macht Volkslieder. Allein ein einzelner muß doch der erste Urheber gewesen sein? Ganz gewiß. Andere bildeten aber sein Lied weiter; ganze Gene-

rationen modelten es aufs neue um, so daß immer wohl Elemente des ursprünglichen Liedes blieben, aber auch so viele neue, an denen Hunderte mitgearbeitet, hinzukamen, daß zuletzt niemand mehr sagen kann, wer eigentlich das Lied gemacht hat. Wüßte man auch den Namen des Autors, so täte das gar nichts zur Sache. Das Lied ist sein Lied nicht mehr. Es sind hundert neue Lieder daraus hervorgewachsen, an welche hundert weitere Sänger Ansprüche haben, und als die Quintessenz dieser hundert Lieder erscheint zuletzt die eben geltende neueste Fassung als Volkslied. In fünfzig Jahren wird aber auch diese wieder in eine andere umgebildet worden sein. So entsteht und wächst das Volkslied, und ganze Generationen sind sein Dichter und Komponist gewesen.

Ähnlich geschieht es mit der Sitte. Eine Sitte kann niemals von einem einzelnen willkürlich gemacht werden: sie wird und wächst wie das Volkslied. Eine von einem einzelnen geschaffene Einrichtung wird erst zur Sitte, indem sie sich durch eine Reihe von Geschlechtern festsetzt, erweitert und fortbildet. Etymologisch ist dies angedeutet in den mit Sitte häufig gleichbedeutend genommenen Wörtern „Brauch“ und „Herkommen“. Die Sitte wird solchergestalt zu dem natürlichen, organischen Produkt einer ganzen Kette menschlicher Entwicklungen, und das Vorurteil, daß eine Sitte schon darum gut sei, weil sie sehr alt, ist in der Regel nicht unbegründet. Ein Volkslied muß auch alt sein, sehr alt, um recht echt und gut zu sein. Ein „ganz neues Volkslied“ ist eigentlich ein Unsinn. Denn ein solches Lied könnte wohl im Volke gesungen werden, aber es kann nicht vom Volke gemacht sein; dazu braucht es Zeit.

Es fragt sich nun aber weiter, was denn eigentlich der substantielle Wert der Sitten sei, die echt sind, weil sie alt sind. Sind sie auch gut, weil sie alt sind? sind etwa die ältesten die besten? Sollen wir unsern Trieb zur freiesten,

buntesten, individuellsten Entwicklung jener Sitten in Fesseln dahingeben, deren einziges Recht ihr langer Stammbaum ist? Sollten wir nicht nach eigenen Heften neue Normen der Lebenspraxis aufstellen, begründet auf die in der modernen Zeit unstreitig geläuterten Ideen der Freiheit, des Rechts, des Wohlstandes, der Bildung?

Hier stelle ich nun geradezu den paradoxen Satz auf, daß allerdings die meisten Sitten gut sind, weil sie alt sind, und daß wirklich in der Regel die ältesten die besten.

Wir erkannten oben die Sitte als das geschichtliche Produkt einer ganzen Kette menschlicher Entwicklungen. Sie ist ein Gefäß nicht des Witzes eines einzelnen, sondern der Weisheit der Jahrhunderte. Sie läuterte sich und wuchs mit denselben Generationen unseres Volkes, mit denen uns das ganze große Erbe unserer geistigen Fundamental-Anschauungen zugewachsen ist. Es wiederholt sich also auch hier ein Verhältnis, welches der väterlichen Autorität verwandt ist. Weil die nationale Sitte geschaffen ist von der ganzen Volkspersönlichkeit, darum legen wir ihr höheren Wert bei, als dem Brauch, welchen ein einzelner aufbringt. Man will ja auch nicht, daß ein einzelner die Gesetze mache; die Vertreter der ganzen Nation, nämlich der Fürst mit seinen Ministern zusamt den Volksabgeordneten beschließen die Gesetze. Glaubet man nun hier, daß es würdiger und besser sei, wenn ein solches Werk im Namen und Auftrag der ganzen Volkspersönlichkeit geschaffen werde: um wie viel höher muß man dann das Gewicht jener großen Volkskammer anschlagen, die seit Jahrhunderten tagt, um stetig und langsam die nationalen Sitten herauszubilden!

Aus den Sitten sprossen die allgemeinsten und dauerhaftesten Gesetze auf, die eigentlichen Grundgesetze der Staaten. Sie bauen eine Brücke von der Gesellschaft zum Staate hinüber. Wie die Kunstmusik sich verjüngt und erkräftigt, indem sie von Zeit zu Zeit immer wieder zum Born des

Volksliedes zurückkehrt, so verjüngt sich auch der Staatsorganismus durch jede neue Berücksichtigung der volkstümlichen Sitte. Die Rücksichtnahme auf die Volkspersönlichkeit anzubahnen und zu regeln, ist eben die Aufgabe der Sozialpolitik. Das Volk bleibt durch Jahrhunderte jung, während der einzelne in Jahrzehnten altert: darum ist die Volkssitte und das Volkslied ein wahrer Jungbrunnen für alternde Staatsmänner und Musikanten. Denn die schwer zu verwüstende Jugendfrische des Volkes sprüht und glüht in seinen Sitten und Liedern, und je älter Sitten und Lieder sind, um so jugendfrischer müssen sie natürlich sein, weil ihre Keime alsdann ja in dem frühesten Jugendalter des Volkes gesäet wurden.

Wenn aber die Sitte keimt, wächst und blüht, dann muß sie auch vergehen. Tausende von Sitten erstarren, sterben ab und werden vergessen. Die ursprünglichsten aber dauern fast immer am längsten aus, und auch darum sind sie gut, weil sie alt sind, denn sie haben die Feuerprobe der Jahrhunderte bestanden.

Ein jugendlich naives Zeitalter besitzt vorwiegend noch die rechte Unbefangenheit und den natürlichen Instinkt, um jene allgemeinsten und sittlichsten Sitten schaffen zu können, die für die häusliche und gesellschaftliche Lebenspraxis auf Jahrhunderte den Grund legen. An eine Sitte muß man glauben. Wenn wir aber auch ganz vortreffliche neue Grundlagen des Hauses und der Familie ersönnen, würden doch schwerlich noch einmal Sitten daraus aufwachsen, denn alle Welt würde unsere neuen Regeln kritisieren und nur die wenigsten würden sie gläubig hinnehmen und bewahren. Eine Epoche, welche so theoretisch schöpferisch ist auf dem Gebiete des Rechts wie die unsrige, wird es niemals praktisch auf dem Gebiete der Sitte sein. Wir werden die ererbten Sitten läutern, weiter bilden oder zerstören, in minder wichtigen Dingen werden wir auch allenfalls Keime zu neuen

Sitten pflanzen; aber Kardinalsitten der Nation, die bestimmend würden für den ganzen Charakter derselben, schafft unsere Zeit keine mehr. Wären darum die alten Kardinalsitten unseres Volkes auch minder gut als sie wirklich sind, so müßten wir sie doch festhalten, weil in ihnen eine Autorität gegeben ist, die, einmal gebrochen, für uns nie mehr wieder gewonnen werden kann. Die Nationen selber fallen in Trümmer, wenn einmal ihre Kardinalsitten fallen; denn in dem Aufgeben dieser Sitten ist zugleich der ganze Charakter der Nation, die innerste Kulturmacht derselben, verleugnet und abgeschworen.

Ich habe gezeigt, wie die Idee der Familie eine ganz andere sei, als die Idee des Staates, indem die Familie gegründet ist auf das Bewußtsein der liebevollen Autorität und Pietät unter ihren Gliedern, der Staat aber auf das Rechtsbewußtsein; wie dem entsprechend der innere Lebensgang der Familie geregelt wird durch die Sitte, der Lebensgang des Staates aber durch das Gesetz.

Dieser starre prinzipielle Gegensatz wird jedoch in der Wirklichkeit flüssig. Die staatlichen Rechtsverhältnisse greifen hinüber in die Familie, und der Staat, der eben nicht bloß nackter Rechtsstaat ist, sondern zugleich ein sozialer, in der Volkspersönlichkeit gewurzelter Staat, kann sich dem Rückschlage der Familienzustände durchaus nicht entziehen.

Hausregiment und Staatsregiment sind zwei grundverschiedene Dinge. Dennoch reißt der Verfall des Hausregiments auch das Staatsregiment unrettbar mit sich fort.

Als Landgraf Philipp der Großmütige von Hessen seinen Sohn Georg eines Tages aus der Schule rufen ließ, und dieser zierlich aufgeputzt mit neuen, engen, glatten Stiefeln und einem feinen hohen Filzhütchen erschien, schnitt der Vater dem geputzten Prinzen mit eigener Hand die Stiefel von den

Füßen ab und sandte ihn, mit einem Paar seiner eigenen großen Stiefel und einem rauhen Filzhut angetan, zum großen Gelächter der Gassenbuben zu seinem Lehrmeister zurück.

Man würde es heutzutage sehr unpolitisch finden, wenn ein Fürst seine väterliche Gewalt so angesichts der Öffentlichkeit übte, daß er einen Erbprinzen, und wäre derselbe gleich noch ein Abeceschütze, zur Strafe für ein häusliches Vergehen zum Spotte des Marktes preisgäbe. Vor dreihundert Jahren war das Verfahren Philipps im Gegenteil politisch. Zeigte der Fürst, daß er ein kraftvolles Hausregiment führe, so erwartete man auch ein kraftvolles Staatsregiment von hm. So war es in dieser ersten Blütezeit der neuen patriarchalischen Fürstensouveränetät. Im konstitutionellen Staatsrecht gibt es kein Kapitel vom Hausregiment, wohl aber in der Sozialpolitik.

Beiläufig bemerkt, ist die öffentliche und handgreifliche Demonstration des Hausregiments bei jenem Prinzen Georg gar nicht übel angeschlagen. Der Ahnherr der hessen-darmstädtischen Linie zeichnete sich nachgehends durch seine kluge, sparsame Führung des Staatshaushaltes aus, durch ein patriarchalisch-ökonomisches Staatsregiment.

Man begehrt gegenwärtig wieder dringender als vorher Anerkennung der Autorität des Fürsten, der Verwaltung, der Gesetzgebung, der Kirche, in Summa aller öffentlichen Lebensmächte. Das kann nichts anderes heißen, als daß man die bewußt oder instinktiv dargebrachte Beugung des Eigenwillens vor diesen Gewalten im Interesse der Gesamtheit fordert. Bei den Massen zieht dieser Geist des Respekts vor der Autorität nur ein, wenn das Geschlecht die volle Autorität der Familie wieder durchempfunden hat. Eine anscheinend wiedergewonnene Autorität der öffentlichen Mächte steht so lange wurzellos in der Luft, als in der Sitte des Hauses die Autorität des Hausregiments nicht restauriert ist. Es kann kein patri-

archalisches, rein auf das Verhältnis von Autorität und Pietät gegründetes Staatsregiment mehr bestehen in dem zivilisierten Europa, wohl aber ein patriarchalisches Familienregiment, und dieses letztere muß bestehen, wo ein echt konservativer Geist bei den Staatsbürgern einziehen soll. Im Hause allein aber kann bei uns das Volk den Geist der Autorität und Pietät noch gewinnen, im Hause kann es lernen, wie Zucht und Freiheit miteinander gehen, wie das Individuum sich opfern muß für eine höhere moralische Gesamtpersönlichkeit — die Familie. Und im Staatsleben, obgleich es auf eine andere Idee als die Familie gebaut ist, wird man die Früchte dieser Schule des Hauses ernten.

Der tiefste Grund zur Autorität in der Familie, zum Hausregiment, wird gelegt bei der Erziehung der Kinder.

Früher erzog man die Kinder im Hause; moderne Art ist es dagegen, sie möglichst früh hinaus in die Schule zu schicken. Die deutschen Fürstensöhne des sechzehnten Jahrhunderts wurden im früheren Knabenalter noch von ihren Müttern erzogen; später nahm der Vater in Gemeinschaft mit den Hofmeistern die Erziehung in die Hand. Regieren lernten die Prinzen gleichfalls im väterlichen Hause, indem sie schweigend zuhören durften, wenn wichtige Staatsangelegenheiten verhandelt wurden. Nachgehends schickte man sie fleißig in die Schreibstuben der fürstlichen Räte, auf daß sie dort mitarbeiten und die Kunst des Regiments von unten herauf kennen lernten. (Gegenwärtig hält man es zwar noch für passend, daß ein Prinz im Militär von unten herauf dient und zur Probe einmal Schildwache steht, würde es aber durchaus nicht mehr für passend halten, wenn er sich auch durch die Bureaus der Ministerien von unten auf arbeitete, obgleich er doch später weit mehr regieren als kommandieren soll.) Hatte der Prinz zu Hause ausgelernt, dann ging er in die Fremde, d. h. an den Hof eines be-

freundeten deutschen Fürsten, um anderer Leute Art und Weise kennen zu lernen. Auch dort kam er in die Zucht des Hauses und lernte fremdem Hausregiment sich fügen. Auf diese Art bildete man zwar keine Gelehrten (obgleich Ludwig der Getreue von Hessen-Darmstadt bei seinem häuslichen Erziehungskursus das ganze Corpus juris auswendig gelernt hatte); aber man bildete Persönlichkeiten.

Der Segen solcher echten familienhaften Gesellenerziehung ging früher durch alle Stände. Wer Kavalier werden wollte, der zog nicht auf die Pagerei, sondern ging zu einem erfahrenen alten Hofherrn, in dessen Haus er wie in kindlichen Pflichten und Rechten gehalten wurde und nebenbei alle Handgriffe eines Kavaliers erlernte. Der Künstler suchte sich seinen Meister auf, und der Meister machte eine Schule, die zugleich eine Schule der häuslichen Autorität war. Nicht bloß die Kunst, auch das Familienleben wurde trocken durch die Akademien. Bei dem Handwerk lebt das heutzutage noch halb und halb in alter Weise fort. Der echte Bauer allein aber gehet noch bei keinem anderen auf die hohe Schule der Landwirtschaft als bei seinem eigenen Vater. Dadurch ist zwar die bekannte Verstocktheit gegen ökonomische Fortschritte unter das Bauernvolk gekommen; allein auf der anderen Seite ist auch der Bauer ein umso größerer Virtuos der Persönlichkeit geblieben, familienhafter und in seinem Stand gefesteter als irgend ein anderer moderner Mensch.

Es gehört jetzt zum vornehmen Ton, die Kinder so früh als möglich aus dem Hause zu schaffen, oder sie wenigstens im Hause ganz an einen gemieteten Hofmeister abzugeben. Man sagt, unsere Berufs- und Erwerbsverhältnisse sind so kompliziert geworden, daß sich der Vater der häuslichen Erziehung seiner Kinder gar nicht mehr widmen kann. Damit wäre aber nur der Beweis geführt, daß unsere Erwerbsverhältnisse überspannt und maßlos geworden sind, daß wir in Vieltuerei und der Hetzjagd nach Geldgewinn uns selber

verderben, nicht aber daß wir unsere Kinder der häuslichen Erziehung entreißen müssen. In unserer statistischen und finanzpolitischen Zeit mißt man die Arbeit nur nach dem daraus hervorspringenden materiellen Erwerb. Das ist grundfalsch. Die häusliche Kindererziehung ist eine Arbeit, durch welche man gar nichts erwirbt — höchstens Gottes und seiner Kinder Segen — und dennoch sollte sie die vornehmste Arbeit eines jeden Staatsbürgers sein. Wer aber von vornherein keine Zeit hat, seine Kinder selbst zu erziehen, dem sollte auch das Heiraten von Rechts wegen von vornherein verboten sein. Man verbietet ja auch das Heiraten wegen mangelnder Subsistenzmittel. Die häusliche Erziehung gehört auch zur Subsistenz der Familie; denn der Mensch lebt nicht vom Brote allein.

Der Zeitpunkt, in welchem die häusliche Erziehung übergehen muß in die öffentliche, wird nach den verschiedenen Kulturstufen der Völker ein verschiedener sein. Wir können die häusliche Erziehung nicht mehr so weit erstrecken wie das Mittelalter: nicht aus dem eitlen Grund, daß die Familienväter keine Zeit mehr übrig hätten für ihre Kinder, sondern weil der Staat eine ganz andere Stellung zur Familie eingenommen hat. Denn in der Schule baut sich der Staat eine Brücke zur Familie und macht ein in der modernen Staatsidee tief begründetes Oberaufsichtsrecht über die Familie geltend, wie es das Mittelalter nicht gekannt hat. Ihrer Form nach gehört die Schule dem Staat, ihrem Inhalte nach aber sollte sie eine Vertretung und Fortsetzung des Hauses sein. Ganz verkehrt aber ist das moderne Extrem, nach welchem die Schule das Haus absorbiert und überflüssig macht.

Unser modernes Schulwesen ist aufgekommen mit der Reformation, mit der modernen Fürstensouveränetät, mit der modernen Staatsidee des sechzehnten Jahrhunderts. Das ist eine kulturgeschichtliche Tatsache von großer Tragweite. Die

Stellung der Schule zur Familie hielt auch gleichen Schritt mit der Entwicklung jener Staatsidee.

Zuerst bildete sich die absolute Fürstengewalt als das entscheidende Moment im neuen Staate heraus, der die Feudalwelt stürzte. Die Organisierung der Schulen als Bildungsanstalten war damals eine Frucht des Humanismus und der Reformation; ihre Organisierung als Erziehungsanstalten dagegen eine Frucht des neuen Staatslebens. Die neuen souveränen Fürsten mochten wohl fühlen, daß die Idee der in ihrer Person dargestellten Staatsallmacht, die sich ihnen vorerst noch wie eine dunkle Ahnung aufdrängte, den mittelalterlichen Absolutismus der Familie und der häuslichen Autorität beugen müsse. Die Anlegung der öffentlichen Schulen bot ein vortreffliches Mittel dazu; denn in diesen Schulen tritt ja das Kind aus der Autorität der Familie heraus unter die Autorität einer öffentlichen Anstalt. Kein Jahrhundert war eifriger in der Gründung öffentlicher Schulen und in der Zerstörung der Winkelschulen als das sechzehnte. Beiläufig bemerkt trat man durch die Schulen auch nicht bloß der Übermacht der Familie entgegen, sondern nicht minder der Übermacht der Kirche.

Wie aber die neue Fürstensouveränetät sich selber noch keineswegs frei gemacht hatte von den patriarchalischen Reminiszenzen des Mittelalters, so ging auch der patriarchalische Geist der Familienautorität vorerst noch durch die neuen Schulen. Es gab noch keine Schullehrer und Schulgehilfen, sondern Schulmeister und Schulgesellen. Sie handhabten als Patriarchen der Schule die väterliche Autorität. Luther nennt die Schulmeister auch Zuchtmeister, Bildung und Zucht war eines. An den zehn Geboten lernten die Kinder das Abece, und am Vaterunser und am Glauben lernten sie buchstabieren. Um sich zum Lateinsprechen zu rüsten, mußte der Tertianer der Lateinschule vorerst den ganzen Terenz auswendig lernen, und durfte dann in der

Klasse (bei dem „Haufen" pflegte man etwas zuchtmeisterlicher zu sagen) nur Lateinisch reden. Durch so harte Zucht kam die Autorität des Hauses in die Schule. Man vermeinte auch, aus ein und demselben Schulbuche müsse für alle Ewigkeit gelernt werden. Von Melanchthons griechischer Grammatik ist z. B. in alten protestantischen Schulordnungen ausdrücklich gesagt, daß „Grammatica Philippi für alle Zeiten" Schulgrammatik bleiben müsse. Wisset ihr nicht, daß auf ererbten Büchern aus der väterlichen Bibliothek ein ganz anderer Segen ruhet, als auf neu erkauften? Jene Bücher lebt man durch; die neuen liest man bloß durch. Darum saß ein eigener huldreicher Zauber in der alten Weise, welche in Schule und Haus die Lehr- und Hausbücher von Geschlecht zu Geschlecht forterben und immer brauchbar bleiben ließ, während der ganze grelle Individualismus der modernen Zeit losgelassen ist in dem Brauch, daß jeder Schulmeister mit einem eigenen Lehrbuch experimentieren muß.

Die politische Entwicklung blieb aber nicht stehen bei der absoluten Fürstensouveränetät. Während der Blütezeit dieser neuen Herrschergewalt wurden allmählich neue Gedanken über die Rechtsordnung des Staates wissenschaftlich durchgearbeitet. Sie gingen dann auch in die öffentliche Meinung, in die Staatspraxis über. Da gab es keinen Glauben mehr an patriarchalische Autorität, nicht im Staate, auch nicht in der Familie. Wäre es nicht Barbarei gewesen, wenn die Schulmeister allein noch patriarchalische Autorität geübt hätten? Neue Ideen wurden allmächtig: Gleichheit des Rechts, Gleichheit der Stände, Freiheit der Staatsbürger, allgemeine Humanität, allgemeine Weltverbrüderung. Es war eine Periode der Verleugnung des Hauses und der Familie, wie ich weiter unten nachweisen werde. Das Haus mußte also auch aus der Schule fortgeschafft werden. Basedow, der selbst aus dem elterlichen Hause fortgelaufen war,

weil er die häusliche Zucht seines Vaters, eines Perückenmachers, nicht ertragen wollte, begründete den Philanthropinismus in der Erziehung, der sich ebenso bestimmt auf die Theorien Lockes, Rousseaus ꝛc. stützte, wie es nachgehends die Staatsgrundsätze der Revolution getan. Bildung aller Art sollte den Kindern gleich gebratenen Tauben in den Mund fliegen. „Bitter für den Mund, ist fürs Herz gesund“ — war ein verachteter Bauernspruch geworden. Der Mühsal und Plage der häuslichen Zucht sollte die liebe Jugend ganz überhoben werden. Der Schmutz der Armseligkeit des bürgerlichen und bäuerlichen Hauses kam der feinen Welt plötzlich zur haarsträubend genauen Anschauung. Man erkannte dabei freilich nicht, daß doch auch die etwas kannibalisch klingende Redeweise der Bauern einen tiefen Sinn birgt, nach welcher just der Bube, der am meisten Läuse hat, dereinst der gesündeste, kräftigste und schmuckste Bursche werden wird.

Die philanthropischen Erzieher trieben nicht nur den Geist der häuslichen Zucht aus der Schule, sondern sie suchten überhaupt die Schule an die Stelle des Hauses zu setzen. Dies fand abermals die Sympathie und Begünstigung des Staates, der gerade in die Phase des modernen Bureaukratismus überzugehen begann. Der bureaukratische Staat, welcher alles eigentümliche soziale Leben verneinte, wollte noch viel weniger der Familie die Berechtigung eines selbständigen sittlichen Kreises im öffentlichen Leben zuerkennen. Er suchte daher den Sieg der reinen Schulerziehung über die Hauserziehung nach Kräften zu fördern.

Die Zucht- und Meisterlosigkeit des Geschlechtes, welches Deutschlands tiefste Erniedrigung in der Napoleonischen Zeit miterlebt und teilweise mitverschuldet hat, hing nicht wenig mit der Zerstörung aller patriarchalischen Autorität in Schule und Haus zusammen. Aus den neumodischen Schulen, in welchen vernünftige Überzeugung und freundschaft-

licher Verkehr die alte Zucht ersetzen sollte, kamen tausend anmaßliche Vielwisser hervor, aber gar selten ein Charakter. Wie sehr das Zeitalter, da es die gesunde Praxis der überlieferten häuslichen Zucht aufgegeben, einem pädagogischen Theoretisieren verfiel, und darüber den einfachsten Mutterwitz in Erziehungsfragen verlor, zeigt das Beispiel des Philosophen Fichte. Dieser Denker, der selbst der philanthropischen Erziehungsspielerei in seinen Schriften als ein Reformator gegenübersteht, wandte sich an den Philosophen Johann Jakob Wagner, um ihn als Erzieher für seinen anderthalbjährigen Knaben zu engagieren, weil „das Kind beim ersten Erwachen seiner Vernunft gleich als völlig vernünftig behandelt werden, daher unablässig in verständiger und gesetzter Gesellschaft sein solle, die sich mit ihm unterhalte, als ob es selbst verständig sei“. Erst als die Ausführung des Problems herannahte, nahm Fichte wahr, daß der anderthalbjährige Kleine noch nicht einmal zwei Worte deutlich sprechen konnte, also schlechterdings außer stande war, die ihm zugedachte philosophische Erziehung bereits aufzunehmen! Im Gegensatz zu Fichtes „verständiger und gesetzter Gesellschaft“ für Kinder, die eben laufen lernen, sagt der Bauer: „Jung bei jung und alt bei alt; denn was jung ist, das spielt gern, und was alt ist, das brummt gern.“

Durch die Entfernung vom Hause und ihre Folgen führte der Weg zum Wiedererkennen des Wertes der altmodischen realistischen häuslichen Erziehung. Indem wir abkommen von dem Begriff der bureaukratischen Staatsallmacht, indem wir die Bedeutung der sozialen Mächte wie der Familie neben dem Staate wieder zu würdigen beginnen, können wir uns auch einer Umgestaltung unseres Erziehungswesens nicht lange mehr entschlagen. Wir müssen dem Hause wiedergeben, was des Hauses ist; in der Schule aber nicht den Geist der häuslichen Zucht verleugnen, sondern vielmehr verklärt und geläutert wiederum walten lassen. Radowitz unterscheidet ein-

mal die Perioden der Pädagogik nach „geprügelten und geschmeichelten Generationen“, die sich fort und fort wechselsweise folgen, denn die Väter suchen vorzugsweise das bei den Söhnen nachzuholen, was man in ihrer Jugend versäumte. Dem Lehrer des nachmaligen Grafen Eberhard im Barte von Württemberg, Johannes Nauclerus, ist „eingebunden“ worden, dem Jungherrn nicht zu viel Lateinisch zu lehren, „sondern wäre genug, wenn er schreiben und lesen kundt“. Infolgedessen empfand Graf Eberhard später den Mangel gelehrter Bildung so bitter an sich selber, daß er die Gelehrten aufs höchste in Ehren hielt, und dieweil er selbst kein Latein gelernt, stiftete er die hohe Schule in Tübingen, damit andere Leute umso besser Latein lernen möchten. — Unsere Generation war noch halb und halb eine „geschmeichelte“; es wird also wohl wieder eine „geprügelte“ kommen müssen.

In Nordamerika, wo das Familienleben fast ganz untergeht in dem Rennen und Jagen nach Gelderwerb, besteht auch kaum eine häusliche Erziehung. Die Frauen, die dort überhaupt für das eigene Führen der Haushaltung zu vornehm sind, mögen sich noch viel weniger mit der Zucht ihrer unartigen Rangen plagen; die Väter haben keine Zeit dazu. Auch gehört es zur amerikanischen Freiheit, dem Kind möglichst seinen Willen zu lassen. Strenge Übung der häuslichen Autorität wäre eine „feudale“ Reminiszenz aus der Alten Welt. Dafür ist denn auch die großstädtische amerikanische Gassenjugend die ungezogenste und bösartigste, die es gibt. Die Volksschulen können nicht gedeihen, weil die Vorschule der häuslichen Zucht fehlt, weil überhaupt nur dann ein Volk für das ganze Erziehungswerk begeistert und opferwillig sein wird, wenn die Väter bei der Übung des häuslichen Erzieheramtes dessen Bedeutung selber durchempfunden haben.

Ein höchst merkwürdiger nordamerikanischer Schriftsteller

und Agitator, der Kongregationalist Theodor Parker, legt in einer seiner geistvollen Abhandlungen die Schattenseiten des Erziehungswesens seines Landes mit großem Scharfblicke dar, kommt aber zuletzt zu der Forderung, daß die Erziehung und Bildung für alle Menschen eine möglichst gleichmäßige und ausgedehnte werden, daß der künftige Arbeiter dieselbe Erziehung erhalten müsse, wie der künftige Gelehrte ꝛc. Das ist echt amerikanisch. Wer die Gesellschaft nivellieren will, der muß nicht damit anfangen, daß er den Besitz ausgleicht, sondern die Erziehung. Die Erziehung erhält ihren Grundton im Hause, welches ein anderes ist je nach deu verschiedenen Gesellschaftsgruppen. Der Arbeiter wird seinen Sohn ganz anders erziehen als der Gelehrte. Darum ist noch lange kein Kastenwesen in dieser sozialen Unterscheidung der häuslichen Erziehung festgestellt. Denn wenn in dem Sohn des Arbeiters ein mächtiger Charakter und ein Talent steckt, dann durchbricht er den Bann des Hauses und wird in seiner Bildung sich bis zum höchsten wissenschaftlichen Range durcharbeiten. Die Erziehung soll also — im Gegensatz zu der Forderung jenes Amerikaners — für jeden gesellschaftlichen Kreis die beste sein, aber nicht für jeden die gleiche. Maß und Richtung sind hiebei bezeichnet durch die Familienzustände, das Haus der einzelnen Gesellschaftsgruppen. Daran mag man die Bedeutung des Hauses und der häuslichen Erziehung für das Fortbestehen wie für die Verjüngung unserer gesamten bürgerlichen Gesellschaft erkennen.

Die modernen „Rettungshäuser“ sind neben anderem ein tatsächlicher Beweis, daß man die Bedeutung der Familienzucht für die Erziehung wieder begreifen lernt. Nicht bloß Waisenkinder, sondern überhaupt familienlose Kinder, Kinder, welche „hinter den Hecken jung geworden“ sind, sollen hier ein Haus wiederfinden; zuerst sollen sie erzogen werden in christlicher Familiensitte, in der liebevollen Zucht des Hauses, und alsdann gebildet in allerlei nützlicher Kenntnis;

zuerst soll ihnen das Haus erschlossen werden und nachher die ganze Welt. Darin ist ein großer Gedanke geborgen.

So schrieb ich vor fast einem Menschenalter. Seitdem ist das Schulwesen mächtig vorgeschritten, aber nicht immer fortgeschritten. Auf die geschmeichelte Generation folgte zwar nicht die geprügelte (denn Prügel sind streng verpönt), wohl aber die „stramm" abgerichtete. Die Schule soll gleichmäßig, gattungsmäßig erziehen, die Schüler sollen in geschlossener Front, gleichen Schrittes auf dem breiten Heerweg des Wissens marschieren, wie ein gut exerziertes Regiment. Die Gerechtigkeit der Noten, des Examens entscheidet; die statistische Tabelle, von einem Gewimmel schön geordneter Ziffern erfüllt, gibt doch zuletzt das allein wahre Bild der Leistung von Schülern und Lehrern. Statt in der individuellen Liebe zum Lernen erzieht man die Kinder in der Furcht vor schlechten Noten und mißlungenem Examen. Die materielle Lage der Lehrer hat sich ungemein verbessert, dafür ist ihnen aber die Freiheit der Berufsübung ungemein beschnitten worden. Es ist fast unmöglich, ein recht schlechter oder ein recht guter Lehrer zu sein. Die Schablone der Lehrordnung verhindert das eine und erschwert das andere, wenigstens bei den Volksschulen. Nur auf Universitäten existieren noch ganz schlechte Lehrer neben überragend vortrefflichen — kraft der akademischen Freiheit. Der Volkslehrer darf seine Schüler nicht persönlich behandeln, das widerstritte der allgemeinen Gleichheit und Gerechtigkeit; aber die unpersönliche Schablone widerstreitet jeder subjektiv genialen Pädagogik, und die hat doch immer das Höchste geleistet. Privatinstitute zur persönlichen und familienhaften Erziehung von Kindern unabhängiger Eltern, die kein Examen, sondern das Leben ins Auge gefaßt wissen wollen, sind im Aussterben begriffen; denn ein Examen droht den Söhnen doch, das Freiwilligenexamen. Die Verstaatlichung alles Schulwesens und die Abwendung der Schule von der Familie führt mit Macht

zum Staatssozialismus, aus welchem leicht ein Sozialismus ganz anderer Art erwachsen könnte, und in dem Streben nach militärisch straffer Festigung jeglicher Staatsgewalt hat man fast vergessen, daß der stärkste Schutz des Staates und der Gesellschaft in einem kräftig eigenartig und vielgestaltig entwickelten Familienleben gegeben ist. (1881.)

Auf den uranfänglichen Stufen der Zivilisation der Völker ist das Familienleben schon kräftig entwickelt, das Staatsleben dagegen schlummert noch. Auch der Gedanke der Freiheit und des persönlichen Menschenrechtes des Individuums schlummert noch, während das Recht der Familie bereits entschieden zum Bewußtsein gekommen ist.

Dadurch entsteht eine Zwingherrschaft des Hauses, eine Despotie der Sitte, die im patriarchalischen Zustand jede andere öffentliche und private Freiheit verschlingt. Und doch ist diese Zwingherrschaft zugleich der älteste Adelsbrief des Menschen; denn in der Despotie der Familien- und Stammessitten ist der erste Grundunterschied einer Horde roher Wilden von einer Horde Bestien gegeben.

Während bei uns die Familie schier aufgehoben wird durch die Fessellosigkeit des Individuums, droht die Familie bei rein patriarchalischen Zuständen das Individuum geradezu zu vernichten. Schwache und krüppelhafte Kinder werden bei den alten Germanen, bei den Indianern Nordamerikas und selbst noch bei den Spartanern ausgesetzt und getötet, damit sie die Familie nicht verunzieren und belästigen. Uneheliche Kinder, die der Familie doch nur zur Schande gereichen würden, wurden früher von den Kabylen ohne weiteres erdrosselt. Im Orient kaufte der Bräutigam die Braut seinem Schwiegervater ab, nicht als *seine* Sklavin, sondern um sie als Sklavin der allgewaltigen Familienidee zu bezeichnen. Eine alte Jungfer zu bleiben, ist nirgends schimpflicher

als im Orient; denn nur in der Familie gilt das Weib, nicht als Individuum. Die Furcht, mehr Töchter zu besitzen, als man verheiraten kann, führt in Indien nicht selten zum Kindermord. Bei den Hindus, wo überhaupt so manches Symbol einer richtigen Idee in ungeheuerlicher Verzerrung dargestellt wird, zeigt die Witwenverbrennung, wie sich der Despotismus der Familie bis zur Vernichtung des Individuums steigert. Gerade bei dem ritterlichsten indischen Volke, bei den Radschputen, ist die Witwenverbrennung bis in die neueste Zeit nicht auszurotten gewesen: wie uns bei diesem besonderen Stamm so mancher mittelalterlich romantische Zug in der phantastischen Umbildung des Orients entgegentritt, so auch in der Witwenverbrennung der bis zur wahnsinnigen Selbstvernichtung gesteigerte mittelalterliche Kultus des Hauses und der Minne. Die Wolga-Kalmüken behandeln ihre Frauen mit der feinsten patriarchalischen Courtoisie; sowie aber die Frau im Hauswesen etwas versieht, hört die Courtoisie auf (denn der Genius des Hauses steht höher als die persönliche Würde des Weibes) und die Sünderin wird tüchtig durchgepeitscht. Die Peitsche, womit dies geschieht, zugleich Schwert und Zepter des Hausregiments, wird aber wie eine heilige Reliquie von Geschlecht zu Geschlecht aufbewahrt.

Das merkwürdigste Beispiel, in welchem Grade ein Volk geradezu aufgehen kann in der Familie und dem damit zusammenhängenden familienhaften Stammesleben, geben übrigens die Zigeuner. Schon der Name, den sich das Volk selber gibt, „Rom“ oder „Romanisaal“ heißt nach der Auslegung des großen Zingaristen Borrow Familienvolk. Das Volk hat kein Land, keine Stadt, kein Haus, es ist nur bei sich selbst zu Hause, d. h. beim Stamm, bei der Familie. Diese einzige Basis des Volkslebens ersetzt ihm jede andere. Nur innerhalb der Familie und des Stammes gibt es eine Sittlichkeit, gibt es Recht und Gesetz; die ganze übrige Welt

ist dem Zigeuner vogelfrei. Den Bruder der großen Stammesfamilie soll er nicht betrügen, nicht bestehlen, er soll ihm kein Geld schuldig bleiben; wenn er andere Leute betrügt oder bestiehlt, so hat das nichts zu sagen. Denn nur innerhalb des Stammes gilt das Sittengesetz. Wenn der Bruder ihn beleidigt, so ist seine Ehre gekränkt und er fordert eklatante Genugtuung; der Fremde dagegen mag ihn treten, mag ihm ins Gesicht speien, das kränkt seine Ehre so wenig, als der Biß eines Hundes meine Ehre kränkt — es reizt höchstens seine geheime Rache. Die Familienpietät ist des Zigeuners Religion, der Gehorsam gegen die Sitte der Stammesfamilie seine Staatsbürgerpflicht. Jede öffentliche sittliche Macht wird bei ihm verschlungen von der Familie. Der Zigeuner hat Familienüberlieferungen. Er liebt es, dieselben beim Feuer des nächtlichen Lagers im Walde den Seinen zu erzählen und träumend in dem vergangenen Glanze seines Geschlechtes zu schwärmen. Aber er hat keine Volksgeschichte. So fest die Familie sein Volk zusammenhält, so zerbröckelt ihm ihr Absolutismus doch wieder den historischen Begriff des Volkes in die Erinnerung an lauter einzelne Familien. Der Zigeuner rettet Einzelzüge aus seiner Familienüberlieferung oft mit wunderbarem historischem Instinkt; aber er kann uns nicht einmal andeuten, wann sein Volk nach Spanien, nach Europa gekommen ist. Er weiß nicht, woher es kommt und wohin es geht. So vernichtet das Übermaß der Familienhaftigkeit den historischen Geist nicht minder, wie auf den kahlen Höhen der Zivilisation die Verleugnung der Familie denselben auslöscht. Wie könnte der Zigeuner auch eine Geschichte seines Volkes haben, da eine Geschichte der anderen Völker für ihn so wenig existiert, als für uns eine Geschichte der Hunde? Erst indem ein Volk an anderen Völkern sich reibt, indem es sein Wesen mit dem ihrigen vergleicht und mißt, wird es sich auch seiner eigenen Volkspersönlichkeit historisch bewußt. Eine Familien-

und Stammestradition, die sich bloß in sich selbst versenkt, kann niemals zu einer Volksgeschichte werden.

Die Zigeunermutter wacht über ihrem Kind wie die Löwin über ihrem Jungen. Aber so tief die wilde Mutterliebe in ihrer Brust sitzt, bringt sie doch auch diese der Idee der Familie zum Opfer dar. Oder wollt ihr lieber sagen dem Idol der Familie? Noch im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ließ die deutsche Justiz gelegentlich ein ganzes Dutzend Zigeuner der Reihe nach an den Chausseebäumen aufknüpfen, lediglich weil sie Zigeuner waren. Da nämlich der Stamm der Zigeuner alle Draußenstehenden im Punkte des Bestehlens und Betrügens für vogelfrei erklärte, so erklärte die Justiz alle Zigeuner im Punkte des Hängens für vogelfrei. Oftmals bot man Generalpardon jedem, der die Schlupfwinkel der übrigen Horde angeben wollte. Sie ließen sich aber der Reihe nach aufhängen und schwiegen. Es ist hiebei vorgekommen, daß man hochschwangere Mütter — aus Menschlichkeit! — von der Exekution ausnahm, um sie vorerst gebären zu lassen. Dann erst wurden sie zum Galgen geführt und ihnen Pardon unter derselben Bedingung wie den anderen geboten. Allein sie überwanden selbst die Mutterliebe, die ihnen befahl, zum Schutze des verlassenen neugeborenen Wurmes ihr Leben zu erhalten und den Stamm zu verraten; sie ließen sich aufhängen, zu Ehren des allmächtigen Familiengeistes ihres Volkes, und überließen das Kind unserem Herrgott und ihren Henkersknechten.

Das urpatriarchalische Übermaß des Familientums, welches die Familie zu einem Moloch macht, dem die freie Persönlichkeit in den Rachen geworfen wird, ist in den Überlieferungen auch des deutschen Volksaberglaubens noch tief in das germanische Mittelalter hereingedrungen. Aus dem dunkelsten Altertum dämmert dort der Glaube herüber, daß ein Hausbau am festesten wird, wenn man ein lebendes Kind in die Fundamente einmauert. Vernichtet werden muß

der einzelne, vernichtet das teuerste Kleinod der Familie, ein unschuldiges Kind, damit das ganze Haus feststehe über der Leiche des zu Tode gemarterten Einzelmenschen.

Auf den bloßen Grundlagen der natürlichen Autorität und Pietät kann die Familie sich erweitern zum familienhaften Stamm; die Familiensitte kann als Stammessitte den Schein eines bürgerlichen Gesetzes annehmen, die Sühne des Hausfriedensbruches kann sich in der Blutrache bis zum Vernichtungskrieg ganzer Völkerstämme erweitern: allein niemals wird diese quantitative Ausdehnung der Familie den Stamm auch qualitativ auf die Potenz eines Staatsvolkes erheben. Die starre, reine Familienherrschaft erzeugt die Gesittung, um sie selber wieder zu verschlingen. Der bloße Familienstaat erstarrt; das bezeugt die Geschichte des Orients zur Genüge. In großen Zügen hat sie ihre Warnungen aufgezeichnet, wohin die ausschließliche Übermacht des Familienprinzips führt, wenn das Staats- und Gesellschaftsleben daneben verkümmert und verkrüppelt bleibt. Sorgen wir aber, daß die Nachwelt nicht bei uns selbst ein Warnungszeichen nach entgegengesetzter Seite erkennen muß, ein Warnungszeichen, wohin die einseitige Übermacht des Staatsprinzipes führt, wenn die Familie und das Haus daneben verleugnet wird!

Der organische Zusammenhang des Hausregiments mit dem Staatsregiment besteht am unmittelbarsten in der germanischen Urzeit; er lockert sich in der Feudalzeit; er löst sich auf in dem modern bureaukratischen Staate. Die Familie sinkt dem letzteren zur bloßen statistischen Formel herab. Wie der Patriarchalismus die Familie fälschlich als das Vorbild des Staates ansieht, so tragen die mechanischen Administrationsschulmeister unserer Zeit den Staat in die Familie hinüber und möchten gar auch das Haus nach ihrem Schubladensystem der Statistik und Verwaltung regiert wissen.

Die Sittenlehre der Edda hebt noch an mit der Sitte

des Hauses. Erst aus der Sittlichkeit der Familie wächst ihr die allgemeine Sittlichkeit hervor. So setzt auch das germanische Altertum das Haus voran, als den wahren Herd der öffentlichen Sittlichkeit, der nationalen Kraft und Tugend. Es kennt nicht nur ein durchgreifendes Hausregiment, sondern auch eine entsprechende Hauspolizei. Seltsam genug steigert sich bei den alten Deutschen die Autorität des Hausvaters zum Übermaß wegen der Ohnmacht des staatlichen Elementes, während der altrömische Bürger ein Tyrann des Hauses sein konnte kraft der Übermacht der Staatsidee, die in ihm, dem Bürger, allein den ganzen Menschen sah.

Im patriarchalischen Deutschland war die Polizei Sache der Familie; sie ward vom Hausvater über alle zu derselben gehörige Personen geübt. In unseren meisten modernen Strafgesetzbüchern dagegen kann das allgemeine Büttelamt des Staates selbst bis zu den unerzogenen Kindern am häuslichen Herde vordringen. Es ist schon ein Zeugnis besonderer Mäßigung und Anerkennung der Familie, daß das bayerische Gesetz von 1813 der Polizeibehörde bloß das Recht der „Mitwirkung“ zugesteht, wenn der Vater seinem bösen Buben die Rute appliziert, wofern derselbe gegen ein öffentliches Gesetz gesündigt hat.

Dem entgegen möchte ich einen Zug der deutschen Volkssitte stellen, welcher anzeigt, wie tief der Gedanke, daß der Vater nicht bloß der Meister, sondern auch der verantwortliche Stellvertreter seiner Kinder sei, heute noch im Volksbewußtsein wurzelt. Wenn eine Krankheit durch „Besprechung“ geheilt werden soll, dann ist zum Gelingen durchaus nötig, daß der zu besprechende Kranke den vollen Glauben an die Besprechung habe. Soll aber ein Kind durch Besprechung geheilt werden, dann muß der Vater für das Kind den Glauben an die Besprechung haben. Dem Bauern geht also die Stellvertretung des Kindes durch den Vater so weit, daß um des Glaubens

willen, den der Vater hat, das kranke Kind geheilt werden kann. Und dieser Vater soll dem Staate gegenüber nicht einmal mehr die volle Zucht seines Kindes auf sein Gewissen und seine Verantwortung nehmen dürfen!

In den lateinischen Rechtsbüchern des deutschen Mittelalters heißt der Gemeinfreie, der in Beziehung zur Gesellschaft nur homo liber ist, in Beziehung auf sein Weib baro. Es symbolisiert das tiefe Durchdrungensein des Zeitalters von der Würde des Hausregiments, daß der Hausvater allezeit Freiherr ist über Frau und Kinder.

Bei den Juden vom alten Schlag, die bekanntlich noch viel mehr altpatriarchalische Familiensitten bewahren als wir, hört man häufig die echt jüdische Redewendung, daß der Sohn den Vater nicht *seinen* Vater nennt, sondern umschreibend sagt: er ist „*der Vater über mich*"; selbst der Oheim ist wohl auch noch „der Onkel *über ihn*". Das ist der ins Hebräische übersetzte baro des mittelalterlichen Hauses.

Vor den Wagen der Cybele ist ein Löwe und eine Löwin gespannt, beide ziehen *unter einem Joch*. Sie sind ein verwunschenes Ehepaar, Hippomenes und Atalante. Zur Strafe wurden sie hier eingejocht, weil Hippomenes sich des Undankes gegen Aphrodite schuldig gemacht, und nun in dem Frevel, der Frevel gebärt, das Heiligtum der Cybele entweihen mußte mit seiner persönlich schuldlosen Frau, auf daß beide, als das gesamthaftbare Ehepaar, die völlig gleiche Strafe treffe.

Die altdeutsche Gesamtbürgschaft der Gemeinden hatte ihr Fundament in der noch älteren Gesamtbürgschaft der Familie. Durch Frevel und Niedertracht eines einzigen Familienglieds konnte das ganze Haus zu Schande werden und seine bürgerlichen Rechte und Ehren verlieren. Bei einer solchen Haftbarkeit aller Familiengenossen geht die freie Persönlichkeit auf in der Familie; die Autorität der

Familien muß bis zur wirklichen Herrschaft entwickelt und die Sitte des Hauses ein festes, heiliges Gesetz sein, bei dessen Aufrechthaltung einer für den anderen einsteht.

Beim gemeinen Manne finden sich auch jetzt noch mehr Trümmer dieser altertümlich strengen Anschauung der Familie, als in der feinen Welt, in welcher man sich nicht mehr gar viel daraus macht, wenn ein Vetter oder eine Base ein mauvais sujet ist. Die Selbstherrlichkeit des Individuums ist auch hier das Losungswort der Zivilisation. Selbst essen schmeckt am besten.

Als man Anno achtundvierzig in der Not des Augenblickes mehreren deutschen Kammern Gesetze vorlegte, welche die Gesamtbürgschaft der Gemeinden in Fällen des Aufruhrs wiederherstellen sollten, machten die meisten Abgeordneten ein kurioses Gesicht zu dieser Institution aus den germanischen Urwäldern. Das lebende Geschlecht konnte kein rechtes Verständnis von der tiefen sittlichen und politischen Bedeutung dieser Gesamtbürgschaft haben, weil es die Gesamtbürgschaft der Familie nicht mehr kennt, die auf einer ganz anderen Idee des Hauses ruht als die unsere, ganz andere Sitten des Hauses erzeugte; weil unsere Gemeinden längst vergessen haben, daß sie ursprünglich ein Clan gewesen sind, und weil unser Staatsregiment erst an der Außenpforte der sozialen Politik angekommen ist. In England, wo die Sitte des Hauses weit dauernder gewesen als bei uns, ist auch die Gesamtbürgschaft der Gemeinden ein stetiges Rechtsherkommen geblieben bis auf diesen Tag.

Der einzige Ort, wo im modernen Leben noch ein patriarchalisches Hausregiment eingewachsen ist in den Organismus einer öffentlichen Korporation, ist — die Kaserne. Die Kaserne steht aber der Phalanstere der Sozialisten bedenklich nahe. Man sieht, ein Spiel mit den Analogien patriarchalischer Zustände kann in unserer Zeit mitunter Kinderspiel mit Feuerzeug sein. In der Kaserne existiert noch eine Art

öffentliches Familienleben. Die Truppe, welche beim gemeinsamen Kartoffelschälen auf dem Kasernenhof eine gemütliche Hausdisziplin durchgemacht hat, wird im Felde umso besser zusammenzuhalten wissen. Wenn um der Schuld eines einzelnen willen eine ganze Rotte kriegsrechtlich dezimiert wird, das ist noch so etwas wie Gesamtbürgschaft der Familie. Die Stärke der altdeutschen Heerverfassung beruhte großenteils auf der Haftbarkeit der einzelnen Streit- und Stammesgenossen füreinander. Der Organismus der Familie gab Basis und Vorbild zur militärischen Organisation, und die wohlgeschulten römischen Legionen konnten diesen sogenannten Barbaren nicht widerstehen. Aber unsere Familie ist eben nicht mehr die altdeutsche und soll sie nicht mehr sein. Das gute Recht des Individuums und die berechtigte Idee des modernen Staates tritt dazwischen. Die Kaserne besteht im modernen Leben, weil die Ausnahme neben der Regel bestehen soll, und in diesem Sinne mag man das im Stile eines großen mit absolutem Hausregiment geleiteten Familienlebens eingerichtete Hauswesen unserer Soldaten wie einen letzten Nachklang der Familienorganisation des alten Heerbannes anerkennen. So hat sich denn auch die patriarchalische Autorität, der familienhafte Korpsgeist unter den Soldaten als ein kräftiger, rücksichtsloser Gegendruck in Tagen allgemeiner Zuchtlosigkeit gut bewährt.

Hier bin ich abermals bei dem Punkt angelangt, wo sich der Gegensatz von Familie und Staat als ein flüssiger zeigen muß. Aus dem Autoritätsprinzip der Familie geht niemals das Rechtsprinzip des Staates hervor, aber der in der Familie genährte Geist der Autorität und Pietät soll auch heute noch Staatsregiment und Staatsbürgertum durchdringen, weihen und verklären.

Gerade so steht es mit dem Verhältnis der Sitte des Hauses zum Gesetz des Staates. In der Urzeit fällt Familiensitte und Staatsgesetz zusammen. In den Perioden des ent-

wickelten Rechtsbewußtseins kristallisieren sich die instinktiven Sitten zu einem Gewohnheitsrecht, welches die Grundlage der ältesten und allgemeinsten Gesetze der Völker wird. Von da an ist Sitte und Gesetz für alle Folgezeit theoretisch geschieden. Praktisch soll aber der Geist der Volkssitte immerfort erfrischend und verjüngend auch durch das bewußte Rechtsleben gehen. Nur der tote Rechtsstaat, nur der starr mechanische Verwaltungsstaat hebt diesen innerlichen, ideellen Zusammenhang zwischen Sitte und Gesetz geflissentlich auf.

Es gehört zu den reizvollsten Aufgaben der Philosophie wie der Staats- und Volkswissenschaft, die öffentlichen Rechtsgewohnheiten der Völker mit den Resten der überlieferten Familiensitten zu vergleichen, auf daß man inne werde, welch geheimnisvoller Austausch zwischen der Sitte des Hauses und der nationalen Gesetzgebung besteht. Da kann man ahnend hinabschauen in die unergründliche Tiefe des Seelenlebens der Nationen. Ein Volk wie die Franzosen, welches nicht mehr fähig ist, Hausregiment zu führen und zu ertragen, kann auch mit keinem Staatsregiment mehr zurechtkommen. Und doch sind Hausregiment und Staatsregiment grundverschiedene Dinge geworden. Je gefesteter die Sitte des Hauses, um so gefesteter ist das Gesetz. Das Rechtsleben des französischen Staates wird gipfeldürr werden, weil die Sitte des Hauses abgeschnitten ist, welche allein den Wurzeln neue Säfte zuführen könnte. Im achtzehnten Jahrhundert entwickelte sich auch bei uns der Geist der Familienlosigkeit: der Polizeistaat und die sozialistische Standeslosigkeit folgte im neunzehnten: nun wird die Umkehr folgen müssen oder der Ruin.

Es ist aber die Sitte des Hauses gerade derjenige Punkt, wo j e d e r e i n z e l n e Großes wirken kann, um (mit einem Modeausdruck) „die Gesellschaft zu reformieren," tüchtigen Bürgersinn zu wecken, einen echt konservativen und loyalen Geist im Volke zu begründen, das Staatsregiment zu stärken.

Die höchste Aufgabe für den Neubau der halb zertrümmerten Gesellschaft ist für jeden gegeben in der Erneuerung der Familiensitten. Selbst den Frauen ist hier das Reich ihrer politischen Wirksamkeit angewiesen. Statt über neue Verfassungen zu phantasieren, wollen wir unsere Familie wieder in Zucht und Ordnung bringen, dann sind wir auch politische Männer. Wer den Teufel bannen will, muß selbst rein sein. Im eigenen Hause müssen wir zuerst uns rein machen.

Die neuen guten Gesetze werden von selber kommen, wenn erst einmal die gute Sitte wieder da ist; denn die Gesetze, das organische Produkt der Sitte, stehen entweder in fortwährendem lebendigem Austausch mit den Sitten, oder sie sind bloß ein beschriebenes Stück Papier. An unseren Kindern und Enkeln wird es sein, die alten Formen in Staat und Gesellschaft, die uns noch zum leiblichen Notbehelf genügen, umzubilden, wenn wir erst einmal gesorgt haben, daß sich eine würdigere, größere und strengere Lebenspraxis herausbilde, und daß das kommende Geschlecht die rechten Männer habe, um neue, bessere Staatsformen ertragen zu können. Wo wir das aber nicht tun, werden die nach uns kommen, noch schlimmer daran sein als wir; die Sünden der Väter werden sich an den Söhnen rächen, und unser eigen Blut wird, wie ein schneidendes Wort des Volksmundes sagt, unsere Knochen im Grabe verfluchen.

Zweites Kapitel

Das ganze Haus

Es zeigt die Auflösung des Familienbewußtseins an, daß es mehr und mehr Sitte wird, die einzelnen Genossen des „Hauses“ in Gruppen abzusondern: Mann und Frau, die Kinder, das Gesinde, die Geschäftsgehilfen ꝛc. bilden in dem vornehmeren Hause je eine Familie für sich. Der alte Gedanke des „ganzen Hauses“ ist damit faktisch aufgehoben.

Schon die Ausdehnung der Familie selber wird von der nivellierenden modernen Gesittung immer enger gefaßt. In den bürgerlichen Kreisen hält man es für höchst kleinstädtisch und altmodisch, entferntere Verwandtschaftsgrade noch zur Familie zu ziehen. Die Aristokratie und die Bauern dagegen, die auch hier als „Mächte des sozialen Beharrens“ erscheinen, erkennen die Familie noch in viel weiteren Grenzen an. Ein Andergeschwisterkindsvetter gehört dem Bauern noch zur nächsten Verwandtschaft, und er läßt ihm seinen vollen vetterlichen Schutz angedeihen. Vettern und Basen werden bis in die entferntesten Grade förmlich aufgesucht, man ist stolz auf eine recht große Sippe und beobachtet sorgfältig die Verwandtschaftstitulaturen. Bei Fürsten und Bauern sagt man noch „Herr Vetter“ und „Herr Bruder“; im feineren Bürgerstande sind diese Titel Rokoko. Ja dem Bauern fallen die Begriffe der „Verwandtschaft“ und „Freundschaft“ auch sprachlich noch ganz zusammen. „Freundschaft“ in der Bauernsprache ist Blutsfreundschaft. Ein „Freund“ ist jedenfalls ein Vetter; wäre er das nicht, so müßte man ihn durch das geringere Prädikat eines „guten Freundes“ unterscheiden. Der patriarchalische Araber rechnet sogar den bloßen Milchbruder noch zu seinen wirklichen Verwandten.

Das allmähliche Zusammenschrumpfen des uranfänglich auf den ganzen Stamm ausgedehnten Begriffes der Verwandtschaft mit zunehmender Zivilisation geht durch die historische Entwicklung des gesamten Volkes. Bis auf Innocenz III. galt die Verwandtschaft schon im siebenten Grade als ehehindernd. Dieser Papst beschränkte das Ehehindernis auf den vierten Grad, und später ging man noch weiter zurück. Im patriarchalischen Rußland sind die Verwandtschaftsgrade noch in ganz mittelalterlicher Weise ein unbedingtes Ehehindernis.

Den Gleichnamigen nennen wir einen „Namens*vetter*". Das ist ein beachtenswerter Ausdruck. Der Bauer sieht heute noch den Namensvetter nicht als einen ganz Fremden an, wenn ihm derselbe auch noch so fern stehen sollte. In dem Namensvetter steckt ihm eine *mögliche* Vetterschaft, deren Enthüllung späteren Forschungen der Genealogen vorbehalten bleibt. Bis dahin gilt der mögliche Vetter einstweilen als ein halber wirklicher Vetter. Lächelt nicht über diese Heilighaltung des eigenen Namens; es schlummert eine sittliche Idee darin, — der Instinkt der Familienehre! Je familienhafter die Völker und Stände sind, umso skrupulöser sind sie mit dem Namen. Beim hohen Adel und den echten Bauern sucht die Familie selbst ihren kleinen Kreis herkömmlicher Vornamen erblich beizubehalten, und wenn alle Prinzen eines Hauses Friedrich Wilhelm und alle Jungen einer Bauernsippschaft Hans und Peter heißen, so liegt beiden das gleiche Motiv konzentrierten Familienbewußtseins zu Grunde. Die Gevatterleute zählen dem Bauer zwar an sich schon zu den Verwandten; er nimmt sie aber auch am liebsten aus seiner wirklichen Verwandtschaft. Das Wort „Gevatter" — compère — bestätigt etymologisch diese uralt volkstümliche Auffassung. Schon dieser äußere Grund wirkt dann mit, daß die Familie auch in den Namen auf einen bestimmten engen Kreis beschlossen bleibt; denn die moderne Unsitte,

den Kindern andere Namen als die der Gevattersleute beizulegen, kennt der echte Bauer noch nicht.

Im gebildeten Mittelstande herrscht die vollendetste Willkür bei der Wahl der Vornamen; es kommt hier nur die persönliche Liebhaberei, nicht die Familie in Betracht. „Es ist eins wie die Kuh heißt, wenn sie nur gute Milch gibt.“ Sehr charakteristisch ist der hier um sich greifende Brauch, den Kindern nachgehends einen Phantasievornamen statt ihres echten Taufnamens beizulegen. Während bei ausgeprägtem Familiengeiste ein Vorname für ganze Generationen, durch ganze Jahrhunderte gelten wird, hält er hier nicht einmal für den einzelnen durchs ganze Leben wieder. Wer etwa als kleiner Bube Christoph hieß, den tauft man, wenn er in die Flegeljahre kommt und zu nobel wird für den Christoph, in einen Alexander um u. s. w. Um die Juden zu einer größeren Assimilierung mit unserem sozialen Leben zu führen, hat sie der moderne Staat gezwungen, sich Vor- und Zunamen nach deutscher Art beizulegen. Die Resultate dieses Experiments sind höchst bemerkenswert. Die echten Juden vom alten Schrot und Korn, die noch eine Familienhaftigkeit besitzen, welche uns Deutsche oft beschämt, fixierten einfach ihre alt nationalen Namen zu der neuen befohlenen Form. Die modernisierten Juden dagegen, denen mit der Nationalität zugleich das Familienbewußtsein und der soziale Konservatismus entschwunden ist, sprangen nun sofort zu den wunderlichsten Phantasienamen über, die mit der Abstammung, dem Beruf und der Persönlichkeit dessen, der sie trägt, gar keinen Zusammenhang mehr haben und, indem sie den Juden verstecken sollten, den Juden von seiner schwachen Seite gerade erst recht hervorhoben. Statt ihrem Adler, Hirsch, Bär (großenteils Namen, die von den alten bildlichen Wahrzeichen der Judenhäuser entnommen waren) die stolzen nationalen Patriarchennamen eines Moses, Abraham, Isak 2c. vorzusetzen, suchten sie sich hinter einen roman-

tisch-ritterlichen Adelbert, Hugo oder Richard zu verbergen. Den Mädchen gaben sie die seltensten Phantasienamen, wie Veilchen, Blümchen, Lilli, Mimili, oder wandelten gar die nationale Miriam in den von allen Frauennamen am meisten christlich geweihten der Maria um. Wie läßt uns hier der Name in die innersten Zustände der Familienverfassung hineinschauen!

Untersuchungen über die Geschichte der Tauf- und Familiennamen geben dem Kulturhistoriker gar merkwürdige Aufschlüsse über die Wandlungen im nationalen, gesellschaftlichen und Familiengeiste des Volkes. Im früheren Mittelalter z. B. herrschen in Deutschland die echt deutschen Taufnamen fast ausschließend. Das Volk nennt seine Söhne nach den Helden der eigenen Vorzeit. Im späteren Mittelalter dagegen, als die Weltherrschaft der römischen Kirche festgegründet war und vielfach die nationalen Besonderungen ausglich, nehmen die lateinischen und griechischen Namen der Heiligensage überhand und verdrängen die altdeutschen. In der Reformationszeit und den nächstfolgenden Jahrhunderten kommen die biblischen Namen Alten und Neuen Testamentes besonders in Schwung. Es bildet sich sogar eine Unterscheidung vorwiegend protestantischer und vorwiegend katholischer biblischer Namen. In unserer Zeit geht die adelige Familie wieder mehr zu den mittelalterlich ritterlichen Vornamen zurück, der Bauer hält fest an der Überlieferung der letzten Jahrhunderte, in der nivellierten und verfeinerten bürgerlichen Welt dagegen ist ein bis zu vollständiger Konfusion gesteigerter Eklektizismus eingerissen. Man greift nach den Namen aller Zeiten und Nationen und läßt die Wahl dabei lediglich durch Zufälligkeiten und persönliche Liebhaberei entscheiden. Der Name charakterisiert die Persönlichkeit, die Familie, den Stand, den Beruf nicht mehr. Er sinkt zu einem rein äußerlichen Abzeichen zurück, und wenn ein ehrsamer Schneider seine Kinder Athelstan, Jean-

Noë und Oskar oder Natalie, Zaire, Olga und Iphigenie taufen läßt, so ist das im Grunde nicht mehr wert, als wenn er sie einfach numeriert; denn jene Namen sind hier ebenso unlebendig wie die tote Nummer.

Die allgemeine Festigung der Familiennamen geht in Deutschland mit der Herausbildung der einzelnen Gesellschaftsgruppen Hand in Hand. Indem der deutsche Kleinbauer im sechzehnten Jahrhundert die Grundsteine zu dem modernen Bauernstande legt, organisiert er seine Familiennamen, die sich früher größtenteils auf Spitznamen oder wechselnde Eigenschaftsnamen beschränkt hatten. Ohne Familiennamen können wir Deutsche uns auch keine soziale Namhaftigkeit denken.

In Japan, wo (wie in China) Familie und Staat noch vollständig zusammenfallen, und eben darum ein echtes Staatsleben noch so wenig existieren kann wie ein echtes Familienleben, wird selbst der Familienname des einzelnen nicht respektiert von der patriarchalischen Staatsallmacht. Er ist überhaupt noch kein bleibender. Dies zeigt die tiefste Stufe des sozialen Bewußtseins an. Der erwachsene Mann führt dort einen anderen Namen als das Kind. Kommt ein neuer Oberbeamter in eine Provinz, so müssen alle Untergebene, welche denselben Namen wie er führen, sich einen neuen Namen suchen. Das Staatsoberhaupt erteilt nicht nur neue Titel, sondern es ehrt auch ausgezeichnete Männer durch Verleihung eines neuen Namens. Bei uns verleiht umgekehrt der Fürst die größte Auszeichnung dadurch, daß er einen neuen Namen *zu einem alten* stempelt; denn das Adelsprädikat besagt im Grunde nichts anderes. Einen neuen Namen nimmt man nur dann an, wenn der alte gar zu häßlich und lächerlich, oder wenn er mit einem unauslöschlichen Schimpf bedeckt worden ist. Darin bekundet sich das germanische Bewußtsein von dem *historischen Zusammenhalt der ganzen Familie*.

Überhaupt ist das Wesen des **Namens** als der notwendigen Marke der freien menschlichen Persönlichkeit von keinem Volke tiefer erfaßt und folgerechter ausgebildet worden als vom deutschen. Das hängt zusammen mit der dem deutschen Geiste eigentümlichen klaren Erkenntnis des Berufes der beiden Geschlechter und der Familie. Kein Volk hat gleich dem unseren den Namen stets in Ehren gehalten. Unser jetzt gangbares System der Tauf- und Familiennamen ist ein wunderbares, allmählich aus unserer ganzen Gesittung hervorgewachsenes Zeugnis, wie wir neben der Bindung des Individuums an Stamm und Familie zugleich doch auch wieder dessen eigenartige Persönlichkeit anerkennen. Das Altertum hatte diese folgerechte Durchführung der Familiennamen nicht, weil es eben die Bedeutung der Familie und des Stammes noch nicht in ihrer ganzen Tiefe entwickelt hatte. Aus den sozialen Kämpfen des deutschen Mittelalters ging mit einer neuen Idee der Familie und Gesellschaft auch der moderne Organismus der Namen hervor und die ganze gesittete europäische Welt, die mit uns teilgenommen an diesen Kämpfen, genießt jetzt mit uns auch diese Frucht.

Es besteht ein großer Unterschied zwischen den deutschen Personen- und Familiennamen. Da die alten Deutschen, welche nur Personennamen kannten, diesen eine weissagende Kraft beimaßen, so wählten sie dieselben als schmückende, glückverkündende Ehrennamen, und die besten Eigenschaften des Mutes, des Glückes, der Liebe und Treue sind in ihnen versinnbildet. Die Familiennamen kommen viel später: sie sind nicht gewählt, wie der Taufname des Kindes, sondern geworden, allmählich entstanden und darum von sehr ungleichem Wert. Das familienhafte Volk der Deutschen hat so tiefe Poesie in seinen uralten Personennamen geborgen und oft so entsetzliche Prosa, ja Schlimmeres als dies, in seinen späteren Familiennamen. Hätten wir die letzteren heute zu erfinden, so würden wir sie besser und schöner

machen — vielleicht nur gar zu schön! Wir würden die vielen gleichlautenden Berufsnamen, wie Müller, Schmied, Schneider &c., beseitigen, die eigentlich gar keine unterscheidenden Namen mehr sind, wir würden die vielen Spitz- und Scheltnamen verwerfen, und es gäbe keinen Klopstock, keinen Schmutzer, keinen Rindfleisch, keinen Kußmaul, keinen Angstwurm. Diese Namen entstammen offenbar einer Zeit, wo die naive Poesie des Volksmundes nicht mehr mitwirkte bei der Namengebung und andererseits jene bewußte und reflektierende Bildung noch nicht vollauf erwacht war, welche Wort und Gegenstand überall in Einklang zu bringen sucht. Und doch mögen wir uns auch von einem unschönen oder nichtssagenden Familiennamen nicht gerne trennen. Der beharrende deutsche Familiengeist spricht sich neben anderem darin aus, daß so viele treffliche deutsche Familien den Mut haben, ihren häßlichen Namen zu ertragen. War es doch der Name ihrer Väter, welche sie nicht verleugnen wollen!

Mit der „ganzen Familie“ hängt nun das „ganze Haus“ zusammen. Die moderne Zeit kennt leider fast nur noch die „Familie“, nicht mehr das „Haus“, den freundlichen, gemütlichen Begriff des ganzen Hauses, welches nicht bloß die natürlichen Familienglieder, sondern auch alle jene freiwilligen Genossen und Mitarbeiter der Familie in sich schließt, die man vor alters mit dem Worte „Ingesinde“ umfaßte. In dem „ganzen Hause“ wird der Segen der Familie auch auf ganze Gruppen sonst familienloser Leute erstreckt, sie werden hineingezogen, wie durch Adoption, in das sittliche Verhältnis der Autorität und Pietät. Das ist für die soziale Festigung eines ganzen Volkes von der tiefsten Bedeutung.

Wir haben noch Familienfeste, aber kaum mehr Hausfeste, Familiensitten, aber kaum Sitten des Hauses, keine Tradition des Hauses. Es gibt gar viele Leute, die, wie wir mit charakteristisch einfältigem Ausdruck sagen, „ein

Haus machen", aber nur noch gar wenige, die ein Haus haben. Das Haus als Inbegriff einer sozialen Gesamtpersönlichkeit, das „ganze Haus", hat der Vereinzelung der Familie weichen müssen. Hierin liegt eigentlich eine weit bedenklichere sozial-politische Tatsache als in der zunehmenden Lockerung der Familienbande. Das Familienbewußtsein stellt sich schon von selber wieder her; das Bewußtsein des Hauses aber wird, einmal erloschen, kaum wieder zu entzünden sein. Durch das Absterben des Hauses, als der halb naturnotwendigen, halb freiwilligen Genossenschaft, ist ein Mittelglied zwischen der Familie und der Gesellschaftsgruppe verloren gegangen und die günstigste Gelegenheit zur sozialen Wirksamkeit und Machtentfaltung des Hausregiments vernichtet.

Vordem rechnete man selbst die Nachbarn wenigstens halb und halb noch mit zum ganzen Hause. Die Nachbarschaft trägt nach altem Stil die Toten des Hauses zu Grabe. Wenn arme Leute den Singchor der Schulknaben nicht bezahlen konnten, dann traten an manchen Orten die Nachbarn des Verstorbenen zusammen und sangen am offenen Grabe und beim Leichengottesdienst. Jedes Ereignis des Hauses mußte dem Nachbar angekündigt, zu jedem größeren Feste des Hauses mußte er geladen werden. Kurz nach einer glücklichen Entbindung versammelten sich die Nachbarinnen bei der Wöchnerin und tranken das „Kindsbier". „Nachbar" ist dem Bauern die freundschaftliche Titulatur, welche zunächst nach dem „Vetter" kommt; sie steht um einen Grad höher wie „Landsmann" und um zwei Grade höher wie ein bloßes: „guter Freund".

Diese Heranziehung des Nachbarn zum „ganzen Hause" hat ihren guten historischen Grund in der Geschichte der deutschen Familie. Um den Hof des Stammvaters siedelten sich in uralter Zeit allmählich die weiter abzweigenden Glieder der Sippe an, und wenn dann zuletzt aus dem Hofe ein

Weiler entstand, so waren ja alle Ortsgenossen auch Stammesgenossen, alle Nachbarn auch Vettern. In der Jachenau in Oberbayern herrschte bis zur neuesten Zeit der Brauch, daß zur Hochzeit aus jedem Hause des Dorfes ein Gast geladen werden mußte: alle Gemeindegenossen zählten zur Familie, alle Häuser zum „Hause". Es gibt auch heute noch abgeschlossene kleine Dörfer in Deutschland, in denen sämtliche Familien wirklich untereinander verwandt, alle Nachbarn Vettern sind, und das „ganze Haus" sich erweitert zur „ganzen Gemeinde". In solchen Dörfern bewahren sich dann nicht nur die originellsten Sitten, sondern es herrscht da häufig auch das fröhlichste wirtschaftliche Gedeihen. Wenn aber den Landgemeinden zugemutet wird, jeden fremden Lump unbesehen in ihren Verband aufzunehmen, dann werden sich die ordentlichen Leute nachgerade dafür bedanken, alle Nachbarsleute wie halbe Vettern anzusehen.

Eines der merkwürdigsten Dörfer, in welchem der familienhafte Zusammenhang aller Ortsnachbarn gleichsam das Dorf selbst zu einem „ganzen Hause" macht, ist Gerhardsbrunn auf der Sickinger Höhe in der Pfalz. Mitten in einer nivellierten, von den Einflüssen der französischen Herrschaft tief berührten Gegend gelegen, hat es lediglich durch den Familienzusammenhalt seine Eigentümlichkeit zu retten gewußt. Und es ist dabei reich geworden bei nur mäßiger Gunst der Lage. Fast alle Familien des Ortes sind untereinander verwandt; und bei allen wirtschaftlichen Interessen erscheint das Dorf als eine festgeschlossene Verbrüderung. Dem Gesetze nach darf es dort keine geschlossenen Erbgüter, nicht Majorate oder Minorate geben. Damit aber jede Familie in Glanz und Wohlstand bleibe, stehen alle Ortsnachbarn für einen Mann und machen durch eine treu bewahrte Sitte jenes Gesetz illusorisch. Die Familie beschließt, wer von den Kindern das Gut erben soll. Für die Nichterbenden sucht man in den Nachbardörfern, wo der

Boden wohlfeiler ist, ein Stück Landes anzukaufen, oder sie finden im Heimatdorf selbst ihr Unterkommen. Wollte einer, der bei solcher Erbteilung durch die Familie zu kurz gekommen, gerichtliche Klage erheben, so würde das Gut zu gleichen Teilen zerstückt werden müssen. Keiner aber wagt eine solche Klage, für die ihn die Verachtung des ganzen Hauses und der ganzen Gemeinde treffen würde. Und das ist mitten in der „aufgeklärten" Pfalz. Die Gemeinde hält so klettenfest zusammen, daß sie neben der offiziellen Gemeindeordnung noch eine private Ordnung aus alter Zeit bewahrt und handhabt. Um in der damit zusammenhängenden Gemeindeversammlung stimmfähig zu werden, muß man Familienvater sein. Sämtliche verbrüderte Ortsgenossen hielten sich bis vor wenigen Jahren einen Flurschützen nach eigenem Schnitt, der die Übertreter der Flurordnung um mäßige Summen pfänden durfte ohne Protokoll. Man glaubte, dergleichen innere Gemeindepolizei müsse man im stillen abmachen und nicht jeden kleinen Feldfrevel gleich an die große Glocke der öffentlichen Polizeistube hängen. Diese Familiengemeinde hat sich eine Kirche und ein Schulhaus gebaut nach eigenen Rissen, mit eigenen Händen — und mit kaum glaublich geringem Geldaufwand. Sie bewirtschaftet die Felder nach gemeinsamem überliefertem Plan, und diese Felder ertragen, als ob ein ganz besonderer Segen auf ihnen ruhe. Es ist der Segen des Familienzusammenhanges und der guten Nachbarschaft in einer Gemeinde, die da stehet wie ein einiges „ganzes Haus".

Es gehört heutzutage viel Mut, viel Selbständigkeit dazu, wenn ein Familienvater aus den gebildeteren Schichten des Bürgertums die Idee des „ganzen Hauses" noch praktisch aufrecht halten will.

Wenn der Beamte, der Gelehrte es ja wagt, in den der häuslichen Muße gewidmeten Abendstunden mit Frau und Kindern und Gesinde sich um einen großen Tisch zu setzen,

so möchte er wenigstens gewiß nicht gern in dieser Situation von einem Dritten überrascht werden, denn man würde ihn einen Sonderling nennen. Und doch ist gerade ein regelmäßiges Zusammensein des ganzen Hauses so fein und löblich und unbezahlbar für die Festigung des Familienbewußtseins, für die Kräftigung des Hausregiments.

Bei vielen deutschen Bauerschaften ist der einzige Umstand, ob das ganze Haus einschließlich des Gesindes an einem Tisch sitzt, gerade maßgebend für die Beantwortung der Frage, ob das Gesindeverhältnis dort schon ein rein rechtliches geworden oder ob es noch ein teilweise patriarchalisches sei, ob die alten Sitten überhaupt verschwunden sind, oder ob sie festgehalten und fortgebildet werden.

Wenn der reichere Handwerker oder Kaufmann die Lehrjungen, Gesellen oder Gehilfen mit seiner Familie am selben Tisch essen ließe, dann glaubt er gegenwärtig schon der Würde seines Hauses etwas zu vergeben. Und doch ist es gerade durch dieses Ausschließen von Gesinde und Geschäftspersonal aus dem Kreise des „ganzen Hauses“ gekommen, daß jene Leute keinen rechten Respekt mehr haben vor dem Hausvater und Meister, oder daß der Respekt jedenfalls nicht über ihre Lehr- und Dienstzeit hinausreicht. Früher hielt das Band, welches den Lehrling an den Meister fesselte, oft für das ganze Leben fest. Der Meister stand auch dann noch als Patriarch dem Lehrling gegenüber, wenn dieser längst selber Meister geworden war. Er redete den ehemaligen Lehrling, und mochte es derselbe zu noch so hohen Würden und Ehren gebracht haben, seine Lebtage mit „Er“ an, während dieser ihm mit dem respektvollen „Ihr“ erwiderte. Weil der Lehrling dem Hause des Meisters wirklich angehört hatte, darum nur konnte sein Verhältnis zu jenem immer ein kindliches bleiben. Nicht aus Kriecherei und Bedientensinn entsprang dieses Herkommen, sondern aus der Pietät des deutschen Familiengeistes. Je mehr die

freiwillige Anerkennung einer natürlichen Autorität in allen Bezügen unseres bürgerlichen Lebens altfränkisch ward, umso sicherer mußten die späteren Geschlechter politisch haltlos und sozial meisterlos werden. Wie will man jetzt neue künstliche Autoritäten im Gesellschaftsleben schaffen, bevor man den alten natürlichen einen neuen Widerhalt gegeben hat!

Gegenwärtig hört man in den Städten häufig, daß sich sogar die Knechte und Mägde einer und derselben Herrschaft gegenseitig mit „Sie" anreden! Also haben diese Leute gar keine Ahnung mehr von ihrer natürlichen Verbrüderung als Glieder desselben Hauses. Es macht sich zwar lustig, ist aber doch sehr probat, wenn der Hausherr neu eintretenden Dienstboten die Verpflichtung auflegt, sich binnen vierundzwanzig Stunden mit ihren bereits zum Hause gehörigen Genossen zu duzen, andernfalls wieder hinzugehen, wo sie hergekommen sind. Das wäre schon ein kleiner Versuch zur „Reform der Gesellschaft".

Im alten deutschen Bauernhaus redete der Herr den Knecht mit „Du" an, der Knecht den Herrn mit „Ihr". Also ganz dieselbe Anrede wie zwischen Vater und Kind. Ja es kam sogar häufig vor, und ist bei abgeschlossenen Bauerschaften noch immer nicht ganz verschwunden, daß das Gesinde seine Herrschaft „Vater" und „Mutter" anredet. Noch charakteristischer für die ehemalige Familienhaftigkeit des Gesindes ist ein alter Brauch, der sich auf schleswigschen Bauernhöfen vereinzelt erhalten hat. Das Gesinde gibt nämlich nur denjenigen Familiengliedern die respektvollere Anrede mit „Ihr", welche im Alter ihm vorangehen: wer jünger ist und wäre es der Dienstherr selber, den nennt die Magd „Du". Das Gesinde betrachtet sich also geradezu als ein Glied der Familie. Dabei ist freilich vorausgesetzt, daß an ein willkürliches Wechseln des Dienstes gar nicht gedacht wird; das Gesinde weiß, daß es auf Lebenszeit Versorgung im Hause findet.

Bei manchen norddeutschen Bauerschaften zeigt sich der Begriff des Gesindes noch immer so innig mit dem der Familie verwachsen, daß reiche Bauersleute ihre Kinder auf ein paar Jahre zum Dienst auf andere Höfe, wie auf eine hohe Schule der Häuslichkeit schicken. Die Kinder sollen einmal sehen, wie es draußen zugeht, und wer später recht befehlen will, der muß auch vorher einmal recht gedient haben. Es sind aber gerade keine in der Feudalzeit geknechtete und verdorbene, sondern uralt freie Bauerschaften, bei denen sich eine so freie und edle Auffassung des Gesindes praktisch erhalten hat.

Die Familienhaftigkeit des deutschen Gesindes, das Zusammenleben zu einem „ganzen Haus", wird besonders gerühmt in der Zeit unseres unverdorbenen ältesten Volkstumes. Als dagegen die Deutschen durch die grausamen Kriege mit den Römern und die trüben Gärungen der Völkerwanderung roher wurden, grausamer, üppig, beutegierig, da verblaßte auch die Idee des ganzen Hauses. Das menschlich so viel unwürdigere römische Verhältnis des Herrn zum Knechte dringt nun auch in das deutsche Haus, und die ganze Rohheit und Barbarei in den Strafgesetzen und dem Untersuchungsverfahren der späteren Jahrhunderte entwickelt sich zuerst gegen das Gesinde. Und dennoch ist nachgehends der Kern des deutschen Hauses wieder gerettet worden und ging aus dem Schutt und der Verwilderung der Völkerwanderung wieder rein hervor. So unzerstörbar war die deutsche Idee der Familie, die als eine neue, zündende in die Welt getreten ist und uns stark gemacht hat, die antike Welt zu überwinden, das Christentum in uns aufzunehmen und so die große neue Kulturepoche des deutsch-christlichen Mittelalters aufzubauen.

Am Grabe des Herrn werden nach altheidnischem deutschem Brauch Knechte desselben geopfert. Dahinter steckt eine schauerliche Barbarei, es steckt aber auch eine tiefsinnige Auf-

fassung des „ganzen Hauses“ dahinter, wie die indische Witwenverbrennung ein Symbol der Unteilbarkeit der Familie ist und in ihrer Grundidee abgedämpft fortklang in der altdeutschen Anschauung, welche die Wiederverheiratung einer Witwe mit tiefem Schimpf belegte. „Wenn es auf den Herrn regnet, trauft es auf den Knecht“ Das Gesinde soll im „ganzen Hause“ sein Schicksal als eins erkennen mit dem des Herrn. Auf mehreren Kirchhöfen Südbayerns und Tirols fand ich Familiengräber angesehener, ja vornehmer Leute, in welchen — laut Inschrift — auch die Särge alter treuer Dienstboten des Hauses beigesetzt waren. Das ganze Haus behauptete sich bis ins Grab. In einem bloßen Vertrags- und Mietsverhältnis hatten jene Dienstboten zu ihrer Herrschaft gewiß nicht gestanden, sondern auch zugleich in einem gemütlichen.

Die alten Dienstbotenordnungen räumten dem Herrn weit größere Rechte ein als den Dienern, verfügten sogar mancherlei Dienstzwang in offenbarer Erinnerung an die alte Hörigkeit. Kein vernünftiger Mensch wird daran denken, jene harten alten Polizeistatuten wiederherstellen zu wollen. Wir gehen aber auf der entgegengesetzten Seite zu weit, wenn wir das Dingen des Gesindes zu einem bloßen Arbeitsvertrag machen mit gleichen Rechten auf beiden Seiten. Denn wir dingen eine Magd nicht bloß zur Arbeit, wir fügen sie auch ein in unser Haus, und Friede und Unfriede des Hauses, Sitte und Unsitte der Kinder können vielfach mitbedingt sein durch das Gesinde. Die Autorität des Hausvaters muß auch gegenüber der modernen Dienerschaft bestehen, und der Dienst im Hause hat nicht bloß seine rechtliche und wirtschaftliche, sondern auch seine sittliche und gemütliche Seite.

Wenn unsere Mägde einmal die deutschen Sprach- und Gesellschaftsaltertümer studieren, so werden sie finden, daß das gegenwärtig ihnen so besonders verhaßte Wort „Magd“ ein sprachliches Zeugnis ist für den früheren innigen Zu-

sammenhang des Gesindes mit dem Hause. Bei den Angelsachsen bezeichnete die „Maégd" gerade das, was wir im umfassenden Sinne das „ganze Haus" nennen; Maégsceaft ist die Verwandtschaft, und die Spillmagen und Schwertmagen leiten auch nicht aus dem Magen ihren Ursprung, sondern hängen eben mit den Sprachwurzeln dieser Maégd und Maégsceaft zusammen. Magd ist ein Ehrentitel, der aus dem Familienleben, als sich dasselbe verengerte, auf die Dienstbotenkreise ausschließlich überging. Während unsere Voreltern noch der Mutter Gottes keinen schöneren Namen zu geben wußten, als indem sie dieselbe die reine „Magd" nannten, kündigt einem jetzt die niedrigste Dirne den Dienst, wenn man sie Magd tituliert, statt ihr die nobleren Prädikate einer Köchin oder eines Stubenmädchens zu geben!

Die Sprachforschung liefert überhaupt gar merkwürdige Urkunden zur Geschichte des fortschreitenden Zusammenschrumpfens des Familienbegriffs. Worte wie Gesinde, Magd, Haus, Sippe u. s. w. hatten früher sämtlich einen weit umfassenderen Sinn als jetzt. Von den Etymologen können unsere Hausväter lernen, daß das Radikalmittel wider die Entartung des Gesindes nicht in Medaillen und Prämien für brave Mägde u. dgl. besteht, sondern in der entschiedenen Aufnahme des Dienstboten in den Bann des „ganzen Hauses". Dann muß es das Gesinde selbst wieder als eine Ehre anerkennen, wenn es gründlich unter die hausväterliche Polizei und Strafgewalt gestellt wird. Im deutschen Volksaberglauben tun selbst die Hausgeister den faulen Knechten und Mägden die Ehre an, sie zu züchtigen für ihre Lässigkeit im häuslichen Dienst. Sie blasen ihnen das Licht aus, ziehen ihnen im Bette die Decke vom Leib, stoßen ihnen die Milchkübel um. Das geschieht den „Mägden" und „Knechten". Ein modernes Stubenmädchen, eine Köchin oder ein Bedienter ist dagegen gar nicht mehr wert, daß ein Hausgeist sich herabläßt, ihnen eine tüchtige Lektion zu geben.

In vielen süddeutschen Städten von noch etwas altmodischem Schnitt ist es in den Gasthöfen der Brauch, daß der Wirt mit seiner Familie an der Spitze der Gasttafel sitzt und nicht bloß vorschneidet, sondern auch vorißt. Auf dem Dorfe sitzt dann am unteren Ende der Tafel auch das Gesinde. Der meist korpulente Wirt mit seiner korpulenten Familie soll nicht bloß den Vorsitz führen als die leibhaftige Urkunde, daß seine Küche gut anschlägt; er soll auch dem Gaste den Eindruck gemütlicher und patriarchalischer Häuslichkeit selbst im Wirtshause schaffen, er soll der Gasttafel das Gepräge einer Haustafel geben: als Hausherr sitzt er obenan vor allen Gästen. Dies ist der letzte Abglanz jener väterlichen Würde, welche in früheren Jahrhunderten der deutsche (und englische) Gastwirt seinen Gästen gegenüber behauptete, zugleich ein Zeugnis, wie tief das Bedürfnis des „ganzen Hauses“ im deutschen Geiste gewurzelt ist.

Wenn der Familienvater, auch der vornehme und reiche, nicht mit dem Kaffeetisch das Tagewerk einleitet, sondern mit einem gemeinsamen Gebet, zu welchem sich Weib und Kinder und Gesinde — das „ganze Haus“ — um ihn versammeln müssen, dann meint man wohl, das sei Zopf und Muckerei. Ein solcher gemeinsamer Antritt des Tagewerks ist aber ein Wahrzeichen des Zusammenhaltens und Zusammenhängens des „Hauses“. Darum ist er ganz abgesehen von seiner sittlich-religiösen Bedeutung auch in sozialem Betrachte Gold wert. Wenn man nicht in die Kirche gehen konnte, dann las nach alter Sitte der Hausvater dem ganzen Hause am Sonntagmorgen aus der Postille vor. Am Weihnachts- und Neujahrsabend versammelte er das Haus um sich und las ein Kapitel aus der Bibel; das gleiche geschah wohl auch an jedem Sonntagabend. Ging die Familie zum Abendmahl, dann sprach der Hausvater als Eröffnung des Ganges zur Kirche ein Gebet in der Familienhalle. Bei vereinzelten Bauerschaften geschieht das alles noch.

Merken die städtischen Väter denn nicht, daß sie mit dem Aufgeben dieser Sitten freiwillig eines der stolzesten Attribute ihrer Stellung im Hause aus der Hand gegeben haben? Wahrlich, der Hausvater sollte den letzten Rest, der ihm von der hauspriesterlichen Würde seiner Urahnen verblieben, nämlich das Amt, dem „ganzen Hause" vorzubeten, nicht so leichtsinnig wegwerfen. Es steckt mehr Ehre, Rang und Herrscherrecht darin für einen stolzen Geist als in einer ganzen Kollektion von Titeln und Orden. Gar viele arme Schächer von Familienvätern sehen das recht gut ein, fürchten aber doch, der „feingebildete" Nachbar möge sie auslachen. Sie schämen sich nicht, wenig und nichts zu sein in ihrem Hause, aber viel zu sein, Priester und Herr des Hauses zu sein, des schämen sie sich! „Die Feigheit ist's, die uns verdirbt", wie's in dem alten Burschenliede heißt. Denn es gehört mehr Mut und begeisterte Überzeugung dazu, in der Sitte, im sozialen Leben, im Hause mit der Revolution zu brechen, als im politischen. Der politisch-konservative Mann kann sich in bewegter Zeit höchstens verhaßt machen, der sozial-konservative aber wird dem ganzen vornehmen und geringen Pöbel lächerlich erscheinen, und das fürchtet der Philister weit mehr als jenes. Der nivellierende Radikalismus hat sich jetzt in die feste Zitadelle der häuslichen und bürgerlichen Lebenspraxis zurückgezogen, und wir dürfen uns nicht verhehlen, daß der sozial Konservative heute noch ganz in derselben ungedeckten Position ficht, wie der politisch Konservative Anno achtundvierzig, und er hat nicht darauf zu hoffen, daß ihm jemals Polizeidiener, Gendarmen und mobile Kolonnen sekundieren werden. Viel Feind', viel Ehr'!

Bei der Wiederherstellung der gefesteten Häuslichkeit, der ganzen Familie und des ganzen Hauses schließt sich aber Ring an Ring, ein Schritt führt zu Tausenden und selbst die wirtschaftlichen und politischen Konsequenzen der oft scheinbar harmlosesten und gleichgültigsten Gebräuche sind hier

kaum abzusehen. Aus dem Neubau des Hauses wächst ein Neubau der Gesellschaft und des Standes unabwendbar hervor. Ich will dafür nur noch ein kleines Beispiel heranziehen. Zu der Idee des ganzen Hauses gehört es auch, daß Eltern und Großeltern, wenn sie sich in ihren alten Tagen zur Ruhe setzen, im Hause der Kinder wohnen. Auf dem Lande ist dafür von Anbeginn her meist schon ein eigenes Stübchen vorgesehen; allein selbst bei den schwankenden Wohnungs- und Erwerbsverhältnissen der Städter läßt sich diese schöne Sitte noch in sehr vielen Fällen aufrecht erhalten. Am festesten aber zeigt sich dieses Zusammenwohnen von Großeltern, Kindern und Enkeln auf dem Lande, wenn der Grundbesitz geschlossen ist. Bei Gleichteilung der Güter, wenn Grund und Boden, Haus und Hof zu einer beweglichen Ware wird, muß dieses Beisammenbleiben der Alten und Jungen allmählich verschwinden. Es wird, wie in den Städten, eine zufällige, keine notwendige Erscheinung mehr sein. Zieht der Volkswirt diesen großen sittlichen Faktor auch mit in Berechnung, wenn er die Vorteile der geschlossenen und geteilten Güter gegeneinander wägt? Kann der Statistiker eine Ziffer finden zur Schätzung des Segens, der ins Haus kommt, wenn die Kinder auf dem Schoße der Großmutter den Überlieferungen der Familie lauschen können, und den alten Leuten in denselben Räumen, wo sie ihre Jugend verlebt, das Alter „wiederblühsam“ wird im Kreise der Enkel und Urenkel? Ist die Unverträglichkeit der Jungen mit den Alten, die in den Städten das Zusammenwohnen von ganzen Generationen einer Familie so selten macht, nicht mitbedingt durch den Geist der absoluten modernen Geldwirtschaft, welche das wirtschaftliche Interesse der einzelnen so hoch erhoben hat über das wirtschaftliche Interesse der Familien und Körperschaften? „Es gibt nur eine böse Schwiegermutter in der Welt, aber jeder glaubt, er habe sie.“ Gefällt euch dieser Gedanke besser oder der andere,

daß das Haus erst ganz ist und auch der ganze Segen des Hauses erst in ihm wohnt, wenn Urahne, Großmutter, Kind und Enkel einträchtig beieinander wohnen und das Gesinde im Hause einheimisch wird, gleich als habe es dazu gehört von Anbeginn und zähle auch zu den Kindern des Hauses?

Wir werden aber unsere deutschen Zustände rücksichtlich des „ganzen Hauses" immer noch tröstlich und hoffnungsreich finden, wenn wir nach Amerika hinüberschauen. Amerika hat nach Meister Goethes Wort „keine verfallenen Schlösser und keine Basalte"; es hat aber auch nicht einmal eine Ruine von dem, was wir im stolzen (die Philologen sagen im „eminenten") Sinne das „ganze Haus" nennen. Die Nordamerikaner der besseren Klasse führen freilich meist ein sehr strenges, abgeschlossenes eheliches Leben; allein gerade durch die hier waltende Ausschließlichkeit kommen sie nicht einmal zum vollen Begriff der Familie, geschweige zu dem des Hauses.

Es gibt kein Gesinde, sondern nur gemietete Dienstboten in den Vereinigten Staaten. Darum ward dieses Land das gelobte Land fauler, hoffärtiger, meisterloser Mägde, und viele verlegene Ware der Art, für die es in Deutschland keinen Abnehmer mehr gab, ist bereits mit Glück und gutem Absatz dorthin exportiert worden.

Die Mietverträge mit den Dienstboten laufen dort in der Regel nur auf einen Monat. Kündigungsfristen sind keine vorbehalten, und wenn die Magd am letzten Abend des Monats aufkündigt, kann sie am nächsten Morgen gehen. So ist schon vorweg dafür gesorgt, daß die Dienerschaft im Hause nicht warm wird, daß sie beileibe nicht dazu kommt, ein wirkliches Glied des Hauses zu werden, daß ihre schwankende proletarische Stellung nur ja keine gesellschaftlich feste werde. Eine solche nordamerikanische Magd, die sich nicht „verdingt", sondern „vermietet", kleidet sich dann wie eine Dame, läßt sich Mistreß titulieren, und wenn (was

in den Mittelklassen gewöhnlich ist) der Hausherr die Schuhe selber putzt, Haus und Straße kehrt und mit dem Henkelkorb zu Markte geht, so hat seine Mistreß Magd nichts dagegen einzuwenden.

Auch das Verhältnis der Gesellen zum Meister, des Gehilfen zum Geschäftsherrn, welches im „feudalen alten Europa“ vordem eine Art Adoption war, ist in der Neuen Welt zum bloßen Mietvertrag veräußerlicht worden. In den deutschen Großstädten ist man mehrenteils auch schon zu diesem Fortschritt gekommen. Gesellen werden nach der Stückzahl ihrer Arbeiten bezahlt oder vermieten sich auf kurze Dauer für bestimmte einzelne Arbeiten. Fragen die ökonomischen Verteidiger der Gewerbefreiheit auch nach den ungeheuren sittlichen und sozialen Nachteilen, die aus diesen Verhältnissen erwachsen? Und wenn auch aus keinem anderen Grund, so wäre schon allein um deswillen das Innungswesen einer verjüngten Wiederherstellung würdig, weil nur durch Innungen das familienhafte Verhältnis zwischen Meister und Gesell dauernd wieder befestigt werden kann.

Die schrankenlose Gewerbefreiheit Nordamerikas läßt es schon an sich kaum zu, daß der Gesell und Gehilfe sich im „Hause“ einbürgere. Eine ungeheure Masse von Arbeitern und Geschäftsleuten wandert ja dort fortwährend probierend von einem Geschäft zum anderen. Ein Müllergesell, der sein Glück übermorgen als Kaminfeger versucht, im nächsten Quartal bei einem Maurer handlangert und übers Jahr vielleicht von dem Geschäft profitiert, das er weiland seinen Müllereseln abgelernt hat, und selber Sackträger wird, kann doch weder bei seinen Eseln noch bei seinen Meistern recht zu Hause sein. Bei den größeren stabilen Geschäften dagegen ist der Herr überall um so mehr geneigt, seine Familie außer Verkehr mit seinen Arbeitsgenossen zu setzen, als die Abschließung der engeren Familie vom „Hause“ von vornherein ein Gunddogma des häuslichen Anstandes in den Vereinigten Staaten ist.

Hier kann uns Deutschen recht klar werden, wie viele Nachklänge des alten Zunft- und Gewerbewesens in den häuslichen Sitten unseres kleinen Gewerbestandes noch festsitzen. Die Sitte des Hauses und die Satzung der Gilde bedingen sich gegenseitig. Was für die Festigung dieser Sitte des Hauses bei der Aristokratie Hausgesetze und Familienverträge gewirkt haben, das wirkte im Bürgerstand das Gesetz der Gewerbgenossenschaft. In Amerika kann es vorkommen, daß sich ein Geselle auf Monatsgage arglos ohne weitere Klausel vermietet, und wenn der Zahltag kommt, zahlt ihm der Meister etwa nur Dreiviertele des Bedungenen unter dem Vorgeben, der Rest gleiche den Schaden aus, den ihm der Geselle durch Abnützung der Werkzeuge, mißlungene Versuche u. dgl. gemacht! Eine solche Überlistung würde bei unsern Handwerksmeistern auch der ärmste Teufel, der zäheste Geizhals für schimpflich halten, und zwar lediglich deshalb, weil in ihm noch immer der Gedanke dämmert, daß ein Gesell als Genosse des Hauses nach nobleren Grundsätzen behandelt werden müsse als ein fremder Dritter, mit dem man bloß einen Mietvertrag abgeschlossen hat. Dahinter spuken alte, scheinbar längst begrabene Zunftideen.

Wenn der Geselle nicht einmal einen Wochen- oder Monatslohn erhält, sondern nach der Zahl der gearbeiteten Stücke bezahlt wird, dann ist die vollständigste Ablösung vom Hause des Meisters damit attestiert und besiegelt. Solange bei uns der Geselle noch einen wesentlichen Teil seines Lohnes in Naturalleistungen, in Kost und Wohnung, bezieht, dürfen wir die Hoffnung nicht aufgeben, daß für den gewerbetreibenden Mittelstand der Begriff des „ganzen Hauses“ noch zu retten sei. Als das Verhältnis des Gesellen zum Meister noch ein durchaus familienhaftes war, erhielt er gar keinen Lohn, sondern nur die häusliche Verpflegung, dazu höchstens ein geschenktes Geld. In dem Maße, als der Geselle mehr in klingender Münze bezahlt wird, löst sich dieses Verhältnis.

Ebenso geht es beim Gesinde. In einem alten Handwerksburschenlied zeigt sich jener innige Zusammenhang der häuslichen Verpflegung mit der Hausangehörigkeit recht klar empfunden. Der Geselle zählt je in einem Verse auf, was er an jedem Wochentage arbeitet und was ihm dafür zu teil wird; zuletzt am Samstag zahlt ihm der Meister den Lohn, aber zuallerletzt in der Sonntagsfrühe geht er noch zur Frau Meisterin „und kriegt ein reines Hemde". Solange die Handwerksburschen diesen Vers vom „reinen Hemde" noch singen können, brauchen wir uns noch nicht vor nordamerikanischen Zuständen zu fürchten.

Das seit der französischen Revolution immer ungestümer andrängende Begehren, alle öffentlichen und privaten Naturalleistungen in Geld zu verwandeln, hat seine tiefe soziale Schattenseite. Bisher hat man nur die (oft gleichfalls problematischen) wirtschaftlichen Lichtseiten ins Auge gefaßt. Wie das Ingesinde durch die ausschließliche Geldlöhnung frei gemacht von den Banden des Hauses und also auch dem Hause entfremdet wird, so treibt die Kapitalisierung der Naturalabgaben den Bauer aus seiner ländlichen Abgeschlossenheit in die Stadt, und wo er sonst dem Grundherrn patriarchalisch verhaftet war, wird er es jetzt dem Geldjuden — aber jedenfalls nicht patriarchalisch.

Kehren wir noch einmal zum Hauptthema dieses Abschnittes zurück.

Ein recht augenfälliges Zeichen der Lockerung der Bande des Hauses und der Familie liegt in der immer mehr abkommenden Familiengastfreundschaft. Wer auch nur zehn bis fünfzehn Jahre zurückdenkt, wird wahrgenommen haben, daß man sich zusehends entwöhnt hat, Verwandte und Freunde des Hauses bei sich zu beherbergen. Statt den Gast durch einen solennen Familienschmaus zu ehren, führt man ihn wohl gar an die Gasttafel des Wirtshauses. Das würde zu unserer Väter Zeit eine grobe Beleidigung gewesen sein.

Merkwürdigerweise hat sich die Familiengastfreundschaft in vielen Städten und Dörfern des westlichen Mitteldeutschlands noch in hohem Grade lebendig erhalten, während sonst gerade dort die alten Familiensitten am meisten abgestorben sind. Daran mag man die Fähigkeit zur Wiedererweckung eines tiefern Familienlebens auch in diesen sozial aufgelösten Gauen erkennen.

Bei der mäßigen Gastfreundschaft, die heutzutage in unsern Städten noch geübt wird, ist es höchst charakteristisch, daß man sich in den meisten Familien bestrebt, in Gegenwart eines Gastes, und stehe er dem Hause noch so nahe, die Sitte des Hauses zu verbergen. Von hundert Familien z. B., in denen noch ein Tischgebet gesprochen wird, werden neunundneunzig dieses Gebet weglassen, wenn ein Gast am Tische ist. So macht man's auch mit dem andern Herkommen des Hauses. Die Kinder werden vom Tische geschickt, die Mägde müssen das Zimmer räumen, Hund und Katze werden vom Ofen verjagt, das ganze Haus wird suspendiert. Man schämt sich jeder originalen häuslichen Sitte angesichts anderer Leute, statt daß man stolz auf dieselbe sein sollte. (So schämt man sich auch, eine eigentümliche, seinen Bedürfnissen angemessene, eine persönliche Wohnung sich zu bauen, und machte alle Häuser nach außen über einen Leisten, da doch noch lange nicht alle Insassen über einen Leisten gemacht sind.) Der Gast soll durchaus nicht merken, daß er in einem individuell organisierten Hause ist; es soll ihm vorkommen, als sei er in dem Hause der nivellierenden Zivilisation — im Wirtshause. Dies ist ein Gegenstück zu dem, was ich oben von den süddeutschen Wirtshäusern alten Stiles erzählte. Der Gast soll sich aber nach dem Hause richten und nicht das Haus nach dem Gaste.

Jene alte Gastfreundschaft, die in so inniger Beziehung zu dem Gedanken des „ganzen Hauses" steht, hat sich aus der Stadt auf das Land zurückgezogen. Wenn noch irgend

jemand im schönsten Sinne des Wortes „ein Haus macht“, dann sind es die deutschen Landpfarrer. Bei ihrer Vereinsamung suchen sie in dem Hause ihre soziale Welt. Wer als Student einmal im Lande umhergezogen ist, heute bei diesem, morgen bei jenem verwandten, befreundeten, empfohlenen oder auch ganz unbekannten Pfarrer Quartier suchend, der kennt dieses selige Behagen, überall ein Daheim zu treffen, überall eine Familie von originellem Gepräge, einen Hausherrn, der noch ein Charakterkopf, ein Haus, das noch ein wirkliches, eigenartiges und ganzes Haus ist. Dies sind die Wanderungen, auf denen man Charaktere und Sitten kennen lernt. Der deutsche Bursch nennt solche Art, als Gast von Familie zu Familie zu wandern, mit prächtigem Ausdruck „onkeln“. Man begrüßt ja gleichsam jeden gastfreundlichen Hausherrn als seinen Onkel und läßt sich auf einen oder ein paar Tage zum Neffen adoptieren. In diesem „onkeln“ liegt eine Fülle aus dem echt deutschen Leben gegriffener Poesie, die uns in der Erinnerung auch bei greisem Haupte noch warm wie Maiensonne ins Herz hineinscheinen wird. Das ist die Poesie des schönen Bildes vom „ganzen Hause“, — eine halb verklungene Sage.

Schon mancher Landpfarrer hat sich all sein Hab und Gut wegonkeln lassen. Das war nicht gescheit. Aber nur ihr sollt ihn nicht meistern und sagen, daß es nicht gescheit gewesen, die ihr in den großen Städten auch die letzten Trümmer des „ganzen Hauses“ niederzureißen fleißig seid, eine Sitte des Hauses nur noch bei verschlossenen Türen kennt, die Gastfreundschaft im Wirtshause übt, nur die Narren, wie das Sprichwort sagt, Onkel heißet und in euren Haus- und Familiengesetzen als ersten Paragraphen aufstellt, daß der eigene Mund der nächste Vetter sei.

Drittes Kapitel

Die Familie und die bürgerliche Baukunst

Wie eine Illustration dem Texte, stellt sich dieses Kapitel dem vorigen gegenüber. Die Architektur des modernen Wohnhauses ist das steinerne Sinnbild der erlöschenden Idee vom „ganzen Hause".

Die besseren städtischen Bürgerhäuser aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert öffnen dem Eintretenden sogleich große Hausfluren, Vorplätze und Höfe. Häufig ist das ganze Erdgeschoß lediglich Vorhalle; die Wohnungsräume beginnen erst im ersten Stock.

Diese großen Vorplätze waren aber allen Hausgenossen zur gemeinsamen Benutzung; sie sind gleichsam die Allmende des „ganzen Hauses". Dasselbe gilt von den traulichen Galerien und bedeckten Gängen, welche gegen den innern Hofraum oft durch alle Stockwerke gingen. Hier soll man sich versammeln und ergehen können, hier sollen die Kinder beim Regenwetter sich tummeln und spielen. In der warmen Jahreszeit tafelte das ganze Haus häufig auf dem Flur des ersten Stockes, ein schönes Herkommen, welches in Oberdeutschland noch nicht ganz erloschen ist. Jener besonders wichtige Raum war in den Bürgerhäusern katholischer Gegenden häufig sogar mit einer Hauskapelle geziert, indem an der Hauptwand ein großes Kruzifix aufgestellt war mit einem Betstuhl.

In den reichen Bürgerhäusern erschienen diese Vorplätze mit Säulen, Bildnereien und Gemälden geschmückt, und an dem im Hofe traulich rauschenden Brunnen fehlte selten allerlei zur Kurzweil angebrachter Zierat von wasserspritzenden Nymphen, speienden Delphinen und derlei Dingen.

Wir belächeln jetzt diese Spielereien der Rokokozeit, und unsere Künstler könnten solchen Zierat in der Tat viel vernünftiger, kritischer und kunstmäßiger machen. Dennoch erscheint uns auch wieder jener kindisch phantastische Schmuck ehrwürdig, er ist geweiht; denn er gibt Zeugnis von dem behaglichen, sinnigen Stilleben der deutschen Familie in einer Zeit der Erniedrigung, wo eine deutsche Politik verloren gegangen war, von einem deutschen Reiche nur noch der Schatten übrig geblieben, und das deutsche Volk allein noch Rettung für sich gefunden hatte in der Gediegenheit, Ehrenhaftigkeit und Innerlichkeit des *deutschen Hauses*.

Der „häusliche *Herd*", welcher jetzt nur noch eine Redefigur, war auch vor Zeiten einmal eine Wirklichkeit. Im alten deutschen Bauernhause stand der Herrscherstuhl der Hausfrau hinter dem Herde. Im reicheren Bürgerhaus war die Küche eine stattliche, oft schön gewölbte Halle, und in geselligen Stunden versammelte sich wohl auch die Familie in der Küche und verzehrte ihr Abendbrot am „häuslichen Herd". Dort wies auch der Volksglaube den guten Hausgeistern ihren vornehmsten Sitz an, in eigens am Herde angebrachte kleine Nischen legte man ihnen Speise, auch etwas Reisholz und zuzeiten ein Käppchen und ein Röckchen zum Lohn für treue Dienste.

In den modernen großstädtischen Privathäusern sind fast alle dem „*ganzen Hause*" dienende Räume auf das dürftigste Maß beschränkt: die breiten Vorplätze sind zu einem armseligen schmalen Hauseingang zusammengeschrumpft, statt der Familie und der Hausgeister tummeln sich nur noch Mägde und Köchinnen in der profanierten Küche; namentlich sind aber die Höfe (die früher nur in den engen Gassen der Handwerker und Kaufleute eng und klein waren, in patrizischen Quartieren aber weit und schmuckreich) jetzt selbst bei den reichsten großstädtischen Häusern häufig zu schmalen, feuchten, stinkenden Winkeln geworden, wohin

keine Sonne und kein Mond dringt, die heimeligen inneren Galerien sind durchaus verschwunden, und wo sonst das ganze Haus auf dem Hausflur getafelt, da verzehren jetzt höchstens des Hauses Bettelleute dort ihr Gnadenbrot.

Paris und London und New York kann man in unseren neuen deutschen Großstädten wiederfinden; wer aber das deutsche Haus suchen will, der muß in alte abgestorbene Reichsstädte gehen, und wo einer in Romanen die trauliche schmuckreiche innere Einrichtung der patrizischen deutschen Wohnung aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert abgeschildert siehet, da wird ihm vielleicht das Herz noch einmal weit bei dem Gedanken an das Behagen des deutschen Hauses.

Wir begreifen wohl noch den gleichsam poetischen Wert jener Räume für das häusliche Leben, aber nicht mehr den reellen, weil uns die alte Gesamthäuslichkeit kein notwendiges Bedürfnis mehr ist.

Der Blick auf die dem „ganzen Hause“ gewidmeten, für den Häuserspekulanten überflüssigen Vorplätze, Galerien, Höfe 2c. leitet zu einer ethnographischen Parallele. Bei den meisten aufgelösten mitteldeutschen Bauerschaften ist die volkstümliche örtliche Bauart der Häuser zugleich mit der Volkstracht aufgegeben worden, und man baut möglichst billige und rentable viereckigte Wohn-Kasten im kleinen, wie in den Städten im großen. Hier ist denn auch der Hausflur, obgleich er für das Bauernhaus noch viel wichtiger als für das bürgerliche, zu einer winzigen Ecke zusammengegangen. Bei den reichen, selbständigen, an alter Art festhaltenden Bauerschaften des deutschen Nordens und Südens dagegen finden sich noch große, stolze Hausfluren als die Regel, ja in Oberdeutschland noch offene und bedeckte Galerien und Erker bei den Bauernhäusern. In manchen rheinischen Gegenden kann man den Wohlstand eines Bauern ziemlich sicher nach der Größe seiner Hausflur bemessen. Der bäuer-

liche Proletarier hat da oft gar keine Hausflur, nicht einmal einen Hausgang. Man tritt durch die Haustür unmittelbar in die Küche, wohl gar in die Wohnstube, wodurch das Haus eine verzweifelte Ähnlichkeit mit einer Hundehütte erhält. Oder der Hausgang ist so eng, daß ein schmaler, hungriger Mensch wohl hindurchgehen kann; wenn er aber drinnen stirbt, so kann man ihn im Sarg nicht hinaustragen. Es ist diese Beschränkung sogenannter überflüssiger Räume keineswegs immer durch die Mittellosigkeit des Erbauers geboten. Da in solchen mitteldeutschen Taglöhnerfamilien die Häuslichkeit und das Familienleben überhaupt leider auf sein kleinstes Maß zusammengeschrumpft ist, so bedarf man in der Tat der Räume nicht, die der ganzen Familie dienen sollen. Nicht durch neue Hausfluren, sondern durch einen neuen Geist der Familienhaftigkeit wäre also hier die Bauart zu verbessern. Die stolzen Hausfluren kommen dann wieder von selber, auch im armen Hause.

Ähnlich wie mit dem Hausflur des Bauernhauses verhält es sich mit dem Hofraum. Auch der äußere Schmuck des Hofes ist kein übler Maßstab für den Wohlstand des Bauern. In der Pfalz haben die alten Hoftore der reichen weinbauenden Ortschaften geradezu einen monumentalen Charakter. Als die Mordbrennerbanden Ludwigs XIV. die Pfalz verbrannten, wurden die Häuser in diesen Dörfern zerstört, nur die massiven, in stattlichen Spitzbogen und Rundbogen gewölbten Hoftore blieben mehrenteils stehen und stehen heute noch neben den später neu wieder angebauten Wohnungen und legen Zeugnis ab von dem Reichtum und der Wohnlichkeit dieser Bauerndörfer in alter Zeit. Auf dem Schlußstein des Torbogens ist die Jahreszahl der Erbauung eingehauen, oft auch der Name des Erbauers oder das Zeichen seines Berufes, nicht selten steht auch ein Vers dabei, der uns anzeigt, was in jenem Jahre Korn und Wein gegolten. Auch ziert wohl mancherlei Ornamentenwerk

die großen Sandsteinblöcke der Torpfeiler. Wo hält wohl jetzt noch der Bauer so viel auf den sinnigen und massiven Schmuck seines Hauses und Hofes? Haus und Gehöfte der damals so reichen Pfälzer Weinbauern muß wie eine kleine Burg anzuschauen gewesen sein, während freilich anderwärts der deutsche Bauer zu selbiger Zeit auch noch in Lehmhütten wohnte, die an die Hütten der Wilden erinnern. Zu dem stattlichen Doppeltor stimmte die hohe steinerne Hofmauer. Das Haus stand mit der schmalen Giebelfronte gegen die Straße gekehrt, die Längenseite mit den meisten Fenstern und der Haustür ging also auf den Hof; ein unberechenbarer Vorteil für ein Bauernhaus, denn auf seinen Hof soll der Bauer aus dem Fenster schauen, nicht auf die Straße. An der Langseite im Hofe war die große steinerne Bank angebracht, auf welcher das „ganze Haus" am milden Sommerabend plaudernd beisammen saß. Durch diese Frontstellung des Hauptgebäudes und den beschlossenen Hof war das Haus gleichsam überall *nach innen gekehrt*, während wir es jetzt mit der langen Straßenfassade *nach außen* gewendet haben. In diesem einzigen Umstande liegt eine ungeheure Krisis im Familienleben angedeutet. Der trauliche Binnenhof hat den besten Teil seiner Bedeutung für die gemütliche Häuslichkeit verloren, seit wir die Hauptseite des Hauses von ihm weggewendet haben und höchstens noch die Küchen- und Abtrittsfenster auf den Hof schauen lassen. Nur durch den Hof konnte man ins Haus gelangen; man trat nicht unmittelbar von der Straße in das Heiligtum des Hauses ein. In dem Maße, als die Familie an öffentlicher Bedeutung verloren hat, sind die Häuser gegen die Straße offener geworden. Im Orient, wo die Idee der freien Persönlichkeit wie der Gesellschaft und des Staates noch vielfach gefangen gehalten ist in dem Bann der übermächtigen Familie, sind die Häuser in gleichem Extrem ganz nach innen gekehrt, der Harem kerkermäßig abgeschlossen:

das Haus hat gar keine Straßenfronte, weder architektonisch noch sozial. In jenen Bauernhöfen der reichen Pfalz mußte der Bauer, wenn das große Hoftor hinter ihm ins Schloß gefallen war, sich fühlen nicht wie der Türke im Kerker seines Hauses, wohl aber wie der Ritter in seinem Burgfrieden. Ahmte er vorzeiten doch selbst den Ritter darin nach, daß er die Strafe des Burgfriedensbruches in seinem Hofe so gut versinnbildete, wie der Ritter in seinem Schloßhofe. Wo dieser das Bild der abgehauenen blutigen Hand als Warnungsmal für den Friedensbrecher aufstellte, da nagelte der Bauer den schlimmsten Friedensbrecher seines Hofes, den Habicht oder die Eule, zum warnenden Exempel an das Scheuertor:

„Wer diesen Burgfrieden bricht,
Der wird also gericht.“

Es ist eine höchst bemerkenswerte Tatsache, daß in der ganzen bayerischen Vorderpfalz, wo fast durchaus das löbliche Herkommen noch herrscht, die Bauernhäuser nach innen, nach dem Hofe gekehrt zu stellen und nur die schmale Giebelfront auf die Straße zu richten, eine große Reinlichkeit und Ordnung die Hofräume auszeichnet, während in dem angrenzenden Westrich, wo man die Häuser mit der Langseite nach außen gewendet hat, Schmutz und Unordnung als unmittelbare Folge eingezogen ist. Die Straße selber wird hier zum Hof, die Misthaufen sitzen auf der Straße, das Ackergeräte fährt lüderlich daneben umher, der Hof ist offen geworden, er ist aus dem Frieden des Hauses herausgerückt, der Gasse preisgegeben; das Heiligtum des Hofes aber wie des Hauses, wie der Familie, vor allem des deutschen Hauses und der deutschen Familie, ist gegründet in deren Abgeschlossenheit und Innerlichkeit.

In der mannigfaltigen Bauart unserer Bauernhäuser, die sich sehr genau nach ethnographischen Gruppen abscheidet und hierin den Volkstrachten entspricht, hatte sich die wunder-

bar reiche Vielartigkeit des deutschen Volksgeistes ein schönes Denkmal gesetzt. Es bezeichnet andererseits den viel tieferen Standpunkt des slavischen Volkslebens, daß das slavische Bauernhaus überall gleichförmig, ohne bildungsfähige architektonische Motive ist und z. B. durch das ganze weite russische Reich gleich bleibt in der Dürftigkeit und Nüchternheit seiner Linien und dem Schmutz seiner inneren Ausstattung. Wo noch eine ursprüngliche Bauart des deutschen Bauernhauses besteht, da sollte man sie zu erhalten, nötigenfalls mit Schonung ihrer charakteristischen Formen zu verbessern suchen. Außerdem wäre es jetzt hoch an der Zeit, in Bild und Schrift eine Zusammenstellung aller deutschen Volksbauweisen ebensogut wie aller deutschen Volkstrachten zu veranstalten; denn in vielen Strichen dürfte bald mit dem letzten echten Bauernrock auch das letzte echte Bauernhaus verschwunden sein.

Während sich vordem ein Herrenhaus und Schloß wieder dadurch vor dem stattlichsten Bürger- und Bauernhaus auszeichnete, daß es, wenn auch nicht an sich größer, doch Höfe, Galerien, Vorplätze und offene Hallen in weit größerem Verhältnisse besaß, sieht man jetzt in den Städten sogar fürstliche Paläste, die nicht einmal eine weite, stattliche Vorhalle, geschweige denn einen ordentlichen Hof besitzen, und die sich nur durch den Portier und die Schildwachen als Paläste legitimieren. Es lag ein tiefer Sinn in der Forderung, daß ein Herrenhaus gerade die dem „ganzen Hause" geweiheten Räume, die unnützen und doch so notwendigen, in doppeltem Maße besitzen solle; denn die höchste Bedeutung der Aristokratie wurzelt darin, daß sie die Familie und das „Haus" am umfassendsten auf die soziale Potenz erhoben hat. Solche von echt aristokratischem Schmuck entblößte Herrenhäuser namentlich der modernen Beamtenaristokratie in den großen Residenzstädten nennt man in Norddeutschland sehr passend „Hotels", da dergleichen Gebäude in der Tat eines besseren und deutschen Namens in der Regel nicht wert sind.

Schauen wir in das Innere unserer Wohnungen, so findet sich's, daß das „Familienzimmer“, der gemeinsame Aufenthalt für Mann und Weib und Kinder und Gesinde immer kleiner geworden oder ganz verschwunden ist. Dagegen werden die besonderen Zimmer für einzelne Familienglieder immer zahlreicher und eigentümlicher ausgestattet. Vater, Mutter und Kinder beanspruchen für sich bereits eine ganze Reihe verschiedenartiger Gemächer. Man raffiniert förmlich darauf, neue Zimmer zu erfinden. Sie sollen auch im einzelnen wieder charakteristisch ausgestattet werden. Die Vereinsamung des Familiengliedes selbst im Innern des Hauses gilt für vornehm; sie ist darum schon in dem Äußeren einer „fashionablen“ Einrichtung zu veranschaulichen. Die eigentlichen „Familienmöbel“ sind altväterisch geworden. Als der Großvater die Großmutter nahm, da galt es noch als das Wahrzeichen eines soliden Hauses, eines Hauses vom alten Glanze, daß die Braut einige kapitale Familienmöbel, alte, treue Diener des Hauses, zur Aussteuer mitnehmen mußte. Jetzt gilt umgekehrt nur diejenige Aussteuer für vornehm, bei welcher alles funkelneu ist. So tief haben uns die Tapezierer, Schreiner und Möbelhändler unterjocht! Das Ehebett existiert nur noch bei den Bauern und den Engländern, und die Wiege der Kinder steht nicht mehr zu Handen bei dem Bett der Eltern. Das „Kinderzimmer“ muß vielmehr möglichst entfernt vom elterlichen Schlafgemache sein; denn ein „gebildeter“ Vater kann in der Regel gar kein kleines Kind mehr schreien hören. Wer aber Kinder in die Welt setzen will, der muß sie auch können schreien hören, und wer das eine nicht kann, soll auch das andere bleiben lassen.

Ganz besonders sind hier wiederum die Bauernhäuser ins Auge zu fassen. Hier ist die ganze Familie schon durch den gemeinsamen Beruf aller ihrer Mitglieder viel enger zusammengeschlossen als in der Stadt, darum auch im Hause

vorzugsweise auf gemeinsame Räume angewiesen. Nichtsdestoweniger sucht man jetzt in den reicheren Bauernhäusern gleichfalls eine Menge gesonderter Räume und isolierter Winkelchen anzubringen, die dem alten Bauernhause ganz fremd waren. Hierin zeigt sich's schon, daß das patriarchalische Zusammenleben und Wirken der Bauernfamilie gebrochen ist. Ein Haus mit vielen kleinen Stuben ist gar kein ordentliches Bauernhaus mehr. Selbst das wirtschaftliche Hausregiment wird zerstört durch die vielen gesonderten kleinen Räume; in der großen Familienhalle dagegen, wo der Speisetisch zur Seite des Herdes steht, *herrscht* der Bauer und die Bäuerin. So ist z. B. in alten Bauernhäusern der Stall häufig unmittelbar an die Küche angebaut und durch einen bedeckten Gang mit derselben verbunden, damit die Hausfrau die Hantierung des Gesindes in Küche und Stall mit *einem* Blick übersehen und ihr Zepter ungeteilt führen könne.

Ein herrliches Muster altpatriarchalischer Einrichtung zeigt in dieser Beziehung das alte Sachsenhaus, wie es Justus Möser geschildert und wie es bei den reichen oldenburgischen Marschbauern und in Schleswig heute noch besteht. Hier steht der Herd im Mittelpunkte des Hauses, und hinter dem Herde thront die Bauernfrau. „Ohne von ihrem Stuhle aufzustehen, übersieht sie zu gleicher Zeit drei Türen, dankt denen, die hereinkommen, heißt solche bei sich niedersetzen, behält ihre Kinder und Gesinde, ihre Pferde und Kühe im Auge, hütet Keller, Boden und Kammer, spinnt immerfort und kocht dabei. Ihre Schlafstelle ist gleichfalls hinter dem Herde, und sie behält aus derselben eben diese große Aussicht, sieht ihr Gesinde zur Arbeit aufstehen und sich niederlegen, das Feuer anbrennen und verlöschen und alle Türen auf- und zuschlagen, höret ihr Vieh fressen, die Weberin schlagen, und beobachtet wiederum Keller, Boden und Kammer. Wenn sie im Kindbette liegt, kann sie noch

einen Teil dieser häuslichen Pflichten aus dieser ihrer Schlafstelle wahrnehmen. Jede zufällige Arbeit bleibt ebenfalls in der Kette der übrigen. Sowie das Vieh gefüttert und die Dresche gewandt ist, kann sie hinter ihrem Spinnrade ausruhen, anstatt, daß in anderen Orten, wo die Leute in Stuben sitzen, so oft die Haustür aufgeht, jemand aus der Stube dem Fremden entgegengehen, ihn wiederum aus dem Hause führen und seine Arbeit so lange versäumen muß. Der Platz beim Herde ist der schönste unter allen." So zeichnet Möser das plastische Bild der Bauernfrau, die in der patriarchalischen Würde längst verklungener Zeiten von ihrem Sitz hinterm Herde das ganze Haus beherrscht. Auf diesem Herde aber brennt das Feuer den ganzen Tag und glimmt die ganze Nacht hindurch, urväterlicher Poesie zu Ehren und der modernen Feuerpolizei zum Trotz; wann aber der Hausherr stirbt, dann wird nach altem Brauch das Herdfeuer gelöscht.

Auf der untersten Stufe bäuerlicher Armut treffen wir freilich ein scheinbar ähnliches Bild wieder, wo auch die ganze Familie auf einen einzigen häuslichen Raum zusammengedrängt ist, aber nicht in eine weite, geräumige Wohn- und Speisehalle, sondern in ungesunde Winkel, nicht im Bewußtsein der Familienhaftigkeit und des Familienregiments, sondern bloß aus Not.

Wenn der Städter sieht, wie in der Bauernhütte oft nicht bloß die Familie, sondern dazu auch noch Hühner, junge Gänse und Enten, Hunde und Katzen in einer Stube zusammenwohnen, dann macht ihm dies wohl den Eindruck des äußersten Elendes, und er bedauert die armen Leute recht herzlich, die mit Hühnern und Gänsen ihr Zimmer teilen müssen. Ein Zeichen von Wohlstand und Gesittung ist es nun freilich nicht, wenn das „ganze Haus" mitsamt den Haustieren in einer einzigen engen Stube lebt und webt. Es bleibt aber doch noch sehr die Frage, ob es unappetitlicher und gesundheitswidriger, wenn, wie auf dem

elendsten Bauerndorf, Hühner und Gänse in der Stube sitzen, oder, wie in den reichen Häusern Wiens, die Mägde in der Küche schlafen. Und ob wir jenen armen Leuten nicht das beste Teil ihres häuslichen Behagens mitnähmen, wenn wir, ich will nicht sagen die Kinder, sondern auch nur die Hühner und Gänse, Hunde und Katzen in ein besonderes Gemach einquartierten, das ist eine zweite Frage.

Wer will entscheiden, was menschenwürdiger sei: das bittersüße Elend dieses gemeinsamen Lebens oder die Vereinsamung eines wohlbezahlten Fabrikarbeiters?

Jene Haustiere, mit welchen die arme Bauernfamilie ihr Zimmer teilt, sind ihr in der Tat Glieder des Hauses. Der Bauer schließt oft eine keineswegs sentimentale, sondern durchaus naive Freundschaft, aber eine Herzensfreundschaft, mit seinem Vieh, von der die wenigsten Stadtmenschen einen Begriff und ein Verständnis haben. Sein Vieh ist ihm eine notwendige Ergänzung zum „ganzen Hause", und es charakterisiert das alte deutsche Bauernhaus vieler Stämme, daß der Stall mit der Wohnung wenigstens *unter einem Dache steht*.

Ein armes geplagtes Bäuerlein, welches über niemand Herr und Meister ist, übt ein absolutes Hausregiment wenigstens über sein Vieh. Es ist ein wunderbares Geheimnis der Menschennatur, daß der Mensch nicht fröhlich leben kann, er habe denn eine andere lebende Seele, und wär' es auch bloß ein Hund, *die er meistere*. Gegenüber unserem Hunde sind wir wie allwaltende Götter, schicksalspinnende Dämonen. Darum vertraut der echte Hund blind seinem Herrn. (Was freilich ein Hund im stillen Sinne denkt, wenn er die frevliche Hand des Herrn leckt, die ihn malträtiert, das hat uns bis jetzt noch keiner gesagt.) Darum finden wir in der Genossenschaft der Tiere eine Ergänzung, die uns kein menschlicher Umgang bieten kann. Das Hausvieh soll im Hausregiment unser eingeborenes Gelüsten zum auf-

geklärten Despotismus auf seinen Rücken nehmen, und es ist noch lange nicht menschenunwürdig, wenn die armen Leute ihr Geflügel in der Wohnstube herbergen. Der Bettelmann ist zufrieden, weil er seinen Hund als seinen letzten Knecht behandeln kann, und der Hund dankt ihm dafür, indem er seines Zuchtmeisters letzter Freund wird. Der rohe Materialismus unserer Zeit, der die Existenz bloß nach dem Essen und Trinken abmißt, sagt freilich, es sei eine Sünde, wenn man erbetteltes Brot auch noch mit einem Hunde teile. Es stehet aber geschrieben: der Mensch lebt nicht vom Brote allein, und ich möchte es nicht auf mein Gewissen nehmen, auf dem Wege der Besteuerung den armen Mann dahin zu bringen, daß er seinen letzten Freund und Hausgenossen zum Schinder führt.

Treibt ihr dem Bauern seine Hühner und Gänse, Hunde und Katzen aus der Stube, so zerstört ihr seine Häuslichkeit. Man lasse jeden nicht nur nach seiner Fasson selig werden, sondern auch schon auf Erden möglichst nach seiner Fasson glücklich sein. Zu einem ganzen Hause gehört auch ein Hund, und den alten Jungfern muß der Mops, gerade wie beim Bettelmann, das ganze übrige Haus ersetzen. Der Fanatismus, mit welchem gegenwärtig so mancher, der gar nicht recht weiß, was eigentlich ein Hund ist, für die Vertilgung der Hunde durch hohe Steuer eifert, zeigt eben auch, wie sehr die Idee des „ganzen Hauses“ sich verdunkelt hat. Denn gerade darin bewährt sich so recht die läuternde und veredelnde Kraft des hausgenossenschaftlichen Lebens, daß dasselbe selbst der in seinen Kreis gezogenen Tierwelt eine höhere Weihe, daß es selbst dem Verhältnis des Menschen zum Tiere eine humane Deutung gibt.

Das ist derselbe Hund, der Hausgenosse, den wir auf mittelaltrigen Grabsteinen zu Füßen des Hausvaters und der Hausmutter ausgehauen sehen. Für Mohammeds Hündlein ist ein Platz im türkischen Himmel reserviert, und in

dem frommen Mittelalter durfte der Hund — nicht bloß der steinerne, sondern auch der lebendige — die Familie in die Kirche begleiten. Es wurde den Leuten wohl häuslicher in der Kirche, wenn während des Gebetes der Hund zu ihren Füßen lag. Heutzutage verbietet die Polizei nun gar das Mitnehmen der Hunde ins Wirtshaus. So steuert unsere ganze Zeit der eigensüchtigen Vereinzelung zu, der Vereinzelung selbst zwischen Mensch und Hund. Aber freilich, wo der Menschen so viele geworden sind wie in den Großstädten und auch der Hunde so viele, da kann der Hund nicht mehr überallhin mit dem Menschen gehen. In den Massen vereinsamt der Mensch, im kleinen Häuflein wird er gesellig.

Ein deutscher Meister, Schnorr, hat die Austreibung des ersten Menschenpaares aus dem Paradiese dargestellt, den Verwiesenen folgt auf dem Bilde nur — der Hund. Das ist ein tiefsinniger Gedanke, eines deutschen Meisters würdig. In dem treuen Haustier ist uns in der Tat der letzte Zeuge der unschuldsvollen Freundschaft aller Kreatur aus dem Paradiese nachgezogen.

Ich knüpfe nach dieser Abschweifung wieder an bei meiner Kritik der Räume des modernen bürgerlichen Wohnhauses.

Jene dem „ganzen Haus" gewidmeten Plätze und Hallen sind also auf das kleinste zusammengedrängt, die Gastzimmer für Freunde des Hauses u. dgl. sind entweder ganz verschwunden oder doch bedeutend beschränkt worden. Der bedeutsamste Raum im vornehmeren bürgerlichen Hause wird dagegen einem ganz neuen Gemache zugeteilt: dem Salon.

Aller architektonische Schmuck, der sonst auf Hof, Vorhalle, Hausflur und Familienzimmer verwendet wurde, kommt jetzt dem Salon zu gut. Es ist aber dieser Schmuck nicht mehr, wie bei dem alten Familienzimmer, durch eine feste, langsam und organisch nur sich umbildende Sitte bestimmt, sondern er wechselt nach Mode und persönlicher Laune. Der

Salon dient aber auch nicht, wie jene Räume, dem „Hause“, sondern der „Gesellschaft“, und diese Gesellschaft des Salons ist weit entfernt, gleichbedeutend zu sein mit dem engen, festgeschlossenen Kreis der Freunde des Hauses. Die nichtsnutzige, soziale Fiktion der sogenannten „Gesellschaft“, als des Inbegriffs einer Gruppe von interessanten oder eleganten feinen Leuten, bei denen man von den bürgerlichen, häuslichen und sittlichen Qualitäten absieht, die bonne société, bezeichnet vielmehr geradezu die Auflösung des häuslichen Freundeskreises und des Familienlebens.

Die wohlhabenden Leute hatten wohl immer ihr Prunk- und Staatszimmer, und auch im reichen Bauernhause wird die stattlich geputzte „Obenhinaufstube“ nicht fehlen. Das sind aber keine Salons. Der Unterschied ist ein sehr wesentlicher, ein sozial begründeter. Die Staatsstube stand neben der Familienstube in zweiter Linie, sie diente den Festlichkeiten des *Hauses*; sie hatte ihren typischen Schmuck, ihre herkömmliche, provinziell unterschiedene Einrichtung, die so fest stand wie die Sitten, welche die Feste des Hauses regelten. Sie war nicht der Schauplatz der gewöhnlichen häuslichen Geselligkeit. Die Freunde des Hauses versammelten sich im Familienzimmer. Der Salon dagegen hat das Familienzimmer in zweite Linie geschoben; er ist zum bedeutsamsten Raum des modernen Hauses geworden; da er aber fast nur eine negative Bedeutung für die Familie hat, so ist in dem Salon der Schwerpunkt des architektonischen Hauses außerhalb des sozialen gerückt und damit das „ganze Haus“ windschief geworden. In den großen Städten gibt es jetzt unzählige Familien der „guten Gesellschaft“, die selbst ihre Gesundheit dem Salon zum Opfer bringen. Wohn- und Schlafzimmer werden in die ungesundesten und engsten Räume des Hauses verlegt, damit nur für den Salon der beste und glänzendste Teil übrig bleibe. Hinterdrein wundert man sich dann noch, warum die Cholera nicht aus

unseren großen Städten auszutreiben sei! Das ist ja dieselbe vornehme Lumperei, die mit dem elegantesten Rock gleißt, darunter aber kein ganzes Hemd auf dem Leibe hat. Wo noch ein echtes Familienleben ist, da sollte das Familienzimmer das stolzeste Gemach sein, und die Hausfrau sollte in demselben thronen, wie jene niedersächsischen Bauernfrauen hinter dem Herde; gegenwärtig aber würden sich unzählige Hausfrauen schämen, wenn ein Fremder zufällig in ihr Familienzimmer geriete statt in das Empfangszimmer oder den Salon.

Der Salon ist, wie schon sein Name besagt, ein dem deutschen Hause aufgepfropftes fremdes Gewächs.

Es ist überhaupt ein trauriges Wahrzeichen, daß wir für viele Räumlichkeiten des Hauses die deutschen Namen vergessen haben, und beweist, wie tief sich französische Anschauungen in unsere häuslichen Sitten einfressen. Souterrain, Parterre, Beletage rc. sind uns viel geläufiger als die entsprechenden deutschen Wörter. Von dem unübersetzbaren „Hotel" der Minister und großen Herren habe ich bereits geredet. Den „Salon" können wir zum Glück ebenfalls nicht übersetzen. Ja es erscheint sogar bereits als fast allgemeine deutsche Sitte, die Geschosse des Hauses nach französischer Art zu zählen, so daß man die Beletage den *ersten* Stock nennt u. s. w., da es doch deutsche Art gewesen, von dem auf dem Kellergeschoß (dem Raume der Werkstätten, Kaufmannsgewölbe und Trinkstuben) errichteten Stock anzufangen nnd also das Parterre als den ersten, die Beletage als den zweiten Stock zu bezeichnen u. s. f. Nur in einzelnen Landstrichen hat sich die deutsche Art, die Geschosse zu zählen, noch erhalten, was dann der viel allgemeiner eingebürgerten französischen Weise gegenüber zu allerlei Konfusion führt und auch ein Zug im Bilde der deutschen Einheit ist.

Gerade solch ein Aufnehmen nicht eines einzelnen fremden Wortes, sondern eines auf fremder Anschauung beruhen-

den Brauchs und noch dazu bei einem so nahe liegenden und so tief ins nationale Leben eingewachsenen Gegenstande wie das Haus, ist fürwahr ein böses Omen.

Für den einzelnen ist das moderne Haus wohnlicher, geräumiger geworden, für die Familie enger und ärmer, wie überhaupt die meisten Verbesserungen unserer Lebensweise vorwiegend den Junggesellen und Hagestolzen zu gut kommen. Das architektonische Symbol für die Stellung des einzelnen zur Familie war im alten Hause der Erker. Im Erker, der eigentlich zum Familienzimmer, zur Wohnhalle gehört, findet der einzelne wohl seinen Arbeits-, Spiel- und Schmollwinkel, er kann sich dorthin zurückziehen: aber er kann sich nicht abschließen, denn der Erker ist gegen das Zimmer offen. So soll auch der einzelne zur Familie stehen, und nach diesem Grundgedanken des Erkers müßte von Rechts wegen das ganze Haus konstruiert sein.

Der Erker war auch in künstlerischer Beziehung der eigentümlichste Schmuck unserer bürgerlichen Privatarchitekturen im Mittelalter wie in der Renaissancezeit. Wenn Nürnberg von seinen Kunstdenkmalen auch nichts weiter gerettet hätte als seine zahlreichen schönen Erker, so würde es bloß darum immer noch ein für die deutsche Kunstgeschichte höchst wichtiger Punkt bleiben. Eben weil der Erker nichts Zufälliges ist am deutschen Hause, sondern eine wesentliche Idee desselben versinnbildet, ist er eine wirklich volkstümliche Form selbst in unserer bäuerlichen Architektur geworden. In dem oberdeutschen Gebirgshaus ist der Erker aufs mannigfaltigste und sinnreichste angebracht, in Mitteldeutschland schmückte er im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert wenigstens die reicheren Bauernhäuser, und in den äußersten Nordostmarken Deutschlands sind die sogenannten Beischläge und Balkone an den Bauernhäusern noch heute als eine Art verkrüppelter Erker übrig geblieben. In alten Schlössern und Herrenhäusern findet man häufig den Erker prunkvoller und

kunstreicher ausgeschmückt als irgend einen andern Raum; manchmal scheint sich die ganze Baukunst eines einzelnen Besitzers erschöpft zu haben in der Herstellung eines neuen prächtigen Erkers am altväterlichen Hause. Da ist dann aber auch außen die reichste Steinmetzarbeit angebracht, innen Täfelwerk und Holzschnitzerei, bemalt und vergoldet und mit bedenksamen Versen und Sprüchen geziert, und solch ein Erker erscheint dann am Hause wie der Chor an der Kirche, als das schmuckreichste Heiligtum des Hauses.

Der Eifer, mit welchem die moderne Baupolizei ihr Interdikt gegen die Erker seit mehr als hundert Jahren gehandhabt hat und noch handhabt, ist höchst charakteristisch. Die äußerliche Gleichmacherei der Häuser hängt eng zusammen mit der Nivellierung des Staates, der Gesellschaft, der Familie, die einen Grundzug der Bestrebungen des achtzehnten und teilweise auch noch des neunzehnten Jahrhunderts bildet. Damit die Häuserfronten glatt nach dem Lineal abgeschnitten seien und dem Nachbar die Aussicht nicht verdorben werde, rasiert man die Erker, die ein organisches, notwendiges Produkt des deutschen Familienlebens geworden sind! Als ob die Häuser da seien um der Aussicht willen, *als ob das Haus von außen nach innen gebaut werde und nicht vielmehr von innen nach außen!*

Mit diesem Sinne bin ich in das Zentrum des vorliegenden Kapitels gekommen. Die *kunstgeschichtliche* Tatsache, daß das Mittelalter Häuser und Burgen und Kirchen von innen heraus gebaut hat, die äußeren Maße und Formen nach dem Bedürfnisse des Innern, nach den praktischen Zwecken des Hauses frei gestaltend, während wir als rechte Doktrinäre schablonenweise von außen nach innen bauen: diese kunstgeschichtliche Tatsache müssen wir als in der entsprechenden *sozialen* wurzelnd erkennen.

Wir bauen auch in der Gesellschaft, in der Familie symmetrisch, mechanisch von außen nach innen, statt organisch

von innen nach außen. Darum helfen alle Experimente nichts, einen modernen, wirklich lebensfähigen Stil für unsere Häuserbauten zu finden. Der eine Baumeister probiert's mit der Gotik, der andere mit der Renaissance, ein dritter mit dem griechisch-römischen, ein vierter mit dem byzantinischen, ein fünfter gar mit dem Zopf. Es gibt aber immer nur neu zusammengesetzte Häuserdekorationen, keine wirklich neuen Häuser. Das architektonische Haus der Zukunft muß von innen heraus gebaut werden, wie das soziale. Schafft erst die neue Familie, dann wird diese Familie sich selber ihr Haus bilden, — „anleiben".

Wenn also einmal unsere Salons wieder veröden, dagegen aber eine allgemeine Sehnsucht nach einer wirklichen Familienhalle, nach stattlichen Hausfluren, Höfen und Galerien, vor allem aber nach dem traulichen Erker empfunden wird, das heißt wenn wir wieder einmal eine neue und feste Sitte des Hauses gewonnen haben, dann wird auch ein neuer, organischer bürgerlicher Baustil da sein, und die Baumeister werden gar nicht wissen, wie sie zu demselben gekommen sind. Sie sind dann auch nicht zu ihm gekommen, sondern er zu ihnen. Wie können sie aber jetzt Häuser von innen heraus bauen, wo die Mode alle architektonisch entwicklungsfähigen Innenräume des Hauses für überflüssig erklärt?

Viele werden sich nicht einmal einen klaren Begriff machen können von dem, was es heißt, von „innen heraus" zu bauen; andere werden befürchten, daß dabei in der Regel ein abenteuerliches, für das künstlerische Auge monströses Ganze zu Tag kommen wird. Ich verweise aber nur auf die schönsten Muster echter deutscher Bauernhäuser, wie sie sich in den Hochgebirgen finden und bereits in der Kunstarchitektur überall nachgeahmt werden. Diese sogenannten Schweizerhäuser sind in ihrer Grundlage rein nach Rücksichten der häuslichen Zweckmäßigkeit von innen heraus gebaut und doch

sind sie bei dem im Volke lebenden, in seiner Sitte geregelten naiven Schönheitssinn von selber so schön geworden, wie ein Volkslied schön, wie eine Volkstracht malerisch wird.

Bei den bürgerlichen Häusern wie den Schlössern und Burgen des Mittelalters kommt noch ein anderer Umstand hinzu, der ihnen ganz besonders das Gepräge des Gewordenen, organisch Erwachsenen aufdrückt. In der Regel hat eine ganze Reihe von Geschlechtern an dem massiven altväterlichen Hause umgebaut, erweitert, geschmückt, fortgebildet und zwar immer in freier Gestaltung, nach Bedürfnis, nach eigenen Heften, nicht nach einem konventionellen Plan. Man ist dabei oft zwanglos bis zur ästhetischen Barbarei gewesen. Allein wie eine Sitte in der Familie und Gesellschaft wächst und wird, so ist hier auch das Haus geworden, es blieb das alte und ist doch ein anderes. So machte selbst das steinerne Haus denselben von der Poesie geweihten Gang der Entwicklung durch, welcher der Volkstracht, der Volkssitte, dem Volkslied einen idealen Wert verleiht. Ein Denkmal nicht bloß des Erbauers, sondern auch seiner Söhne und Enkel war es in einem so tiefen Sinne das Eigentum der Familie, als einer historisch wachsenden und fortblühenden Kette von Geschlechtern, wie es das moderne Haus mit seinen unterschiedlosen, fortbildungsunfähigen Räumen und seinen wechselnden Mietern und Besitzern niemals werden kann. Derselbe Zauber ruht auf jenem alten Hause, der uns eine mittelaltrige Kirche, an welcher Jahrhunderte weitergebildet, verbessert und verdorben haben, in dichterischem Schimmer verklärt, während uns eine künstlerisch vielleicht weit schönere und reinere neue gotische Kirche kalt läßt.

Hier möge ein kurzer kulturgeschichtlicher Rückblick auf die Entwicklung unserer bürgerlichen Architektur vergönnt sein.

Im Mittelalter nahm das reichere Bürgerhaus seine architektonischen Motive von der Kirche, der Burg und dem Rathaus und verarbeitete sie eigentümlich. Es entsprachen

diese maßgebenden Vorbilder den drei großen mittelaltrigen Mächten der Hierarchie, der Ritterschaft und des Bürgertums. Diese Mächte werden im sechzehnten Jahrhundert gebeugt durch die neue Fürstensouveränität. In der Eingangsepoche zur neuen Zeit schreibt Machiavell bedeutsam ein Buch vom „Fürsten", und das Urbild aller Architektur wird von nun an der fürstliche Palast. Die Burg wird zum Schloß, die Renaissance- und Rokokokirche wird zu einem prunkvollen Palaste Gottes, das reichstädtische Rathaus entlehnt seine Motive von dem Königsschloß. Wie nun aber auch Hofsitte und Hoftracht allmählich eindringt in die bürgerlichen Kreise und zuletzt eine vornehme allgemeine Sitte und Tracht der europäischen gebildeten Welt an die Stelle der bürgerlichen Nationaltrachten und Sitten setzt, so gestaltet jetzt auch der Bürger sein Haus nach dem Muster des Palastes, und die nationale bürgerliche Bauart verschwindet in allen großen Städten Europas.

In Italien hatte Machiavell seinen „Fürsten" geschrieben; von Italien aus begann der neue Palaststil seinen Eroberungszug durch unseren ganzen Weltteil. Nach den italienischen Einflüssen kamen die französischen im Zeitalter Ludwigs XIV. Die nationalen Architekturformen wurden dem schulmäßig erfaßten antiken Schönheitsideale geopfert. Nun konnte man nicht mehr von innen heraus bauen, denn die Bedürfnisse, die Sitten, die sozialen und häuslichen Zustände des klassischen Altertums waren ja ganz andere gewesen als die unsrigen. Man gelangte daher zu einer dekorativen äußeren Symmetrie der Gebäude, die mit der Gestaltung der Innenräume in keinem organischen Zusammenhang mehr stand: das Gesamtergebnis war eine tote Scheinarchitektur.

Es ist nun höchst merkwürdig, kunstgeschichtlich aber noch gar nicht genügend beachtet, wie sich die deutsche Hausarchitektur zu dieser großen Krisis verhielt.

Das deutsche Bauernhaus wurde bis etwa in die Mitte

des vorigen Jahrhunderts nur wenig und äußerlich von den neuen Bauformen berührt. Zu derselben Zeit aber, wo die Volkstrachten im westlichen und mittleren Deutschland zu verschwinden beginnen, wird dort auch das Bauernhaus nach städtischem Muster umgestaltet. Es verliert seine lokalen und volkstümlichen Räume und Formen; da es aber anderseits akademisch regelrechten Schmuck der städtischen Wohnhäuser sich nicht aneignen kann, so sinkt es zur gemeinsten und häßlichsten Bauart herab, ähnlich wie der städtisch gekleidete Bauer (den man in der Pfalz einen „Manschettenbauer“ nennt) immer am geschmacklosesten gekleidet ist. Wo dagegen Bauernsitte und Bauerntracht erhalten blieb, da ist auch in der Regel das eigentümliche, nationale, malerische Bauernhaus gerettet worden.

Weit interessanter ist der Umbildungsprozeß des Häuserbaues in den Städten. Im sechzehnten Jahrhundert verschwindet der deutsche Baustil rasch bei Kirchen und Schlössern. Nicht so bei dem bürgerlichen Wohnhause. Der deutsche Erker, der den antikisierenden Formen schnurgerade widerspricht, behauptet sich bis ins achtzehnte Jahrhundert. Die deutsche Art, das Haus mit der schmalen Giebelfront gegen die Straße zu kehren, kämpft bis zur Zopfzeit, meist siegreich, um ihr Recht, obgleich der neu aufgekommene italienische und französische Baustil mit den schmalen spitzen Giebeln durchaus nichts Gescheites anzufangen weiß und breite, gleichförmige Fassaden verlangt. Die altdeutschen treppenförmig aufsteigenden Giebelwände erhalten sich sogar durch die ganze Rokokoperiode. Gotische Kreuzgewölbe werden in den Reichsstädten noch tief im siebzehnten Jahrhundert bei den Hausfluren und Kaufhallen der Bürgerhäuser angebracht, während man sie bei jedem anderen Bau längst als barbarisch verworfen hatte. Die innere Anlage des Hauses bleibt gleichfalls in dieser Zeit noch die altertümliche; bei den öffentlichen Architekturen hatte man längst verlernt, von

innen heraus zu bauen, bei dem bürgerlichen Hause verstand man es noch.

In diesen höchst merkwürdigen Tatsachen spiegelt sich die Zähigkeit der deutschen Familiensitte. In seinem Hause hat der Deutsche zu allerletzt sich selber aufgegeben. Schloß und Kirche und Rathaus waren schon lange verwelscht, verzopft worden in den neuen Formen des europäischen Geschmackes: da bewahrte das bürgerliche Haus allein noch die Reste der alten nationalen Überlieferung. Fürwahr diese Tatsache wiegt schwer für den Kulturhistoriker. Sie hängt eng zusammen mit der anderen: daß der deutsche Bürger in dem altfränkischen Hause sich damals aus Instinkt tüchtig und ehrenhaft erhielt, während die vornehme Welt in den neumodischen Prunkpalästen entartete und verlüderlichte. In ihrem politischen Leben hatten die deutschen Reichsstädte frühzeitig das alte Rom kopiert, so daß auch in dem kleinsten, reichsstädtischen Krähwinkel Konsul und Senat gespielt wurde, frühzeitig das römische Recht eingeführt, frühe schon die ganze römische Kunst und Wissenschaft der Renaissance gehegt: dennoch blieb die Sitte wie der Bau des Hauses in diesen Städten deutsch bis gegen die neueste Zeit und gar mancher Reichsstädter, der auf dem Forum ein grauenvoller Spießbürger, ist in seinem Hause ein ehrwürdiger deutscher Patriarch gewesen.

Erst das Zeitalter Ludwigs XIV. pfropfte den französischen Palaststil mit Erfolg auch dem deutschen Bürgerhause auf. Die veränderten politischen und wissenschaftlichen Zustände lassen damals eine Menge neuer Städte aufblühen, in denen Raum gegeben war, sich nach französischem Muster mit breiten symmetrischen Fassaden anzubauen. Ja es werden von einzelnen Fürsten ganze Musterstädte in dieser Art gebaut, die man in ihrer äußerlichen Regelmäßigkeit damals für die schönsten Städte hielt, während man sie heutzutage für die langweiligsten hält. Als Kurfürst Karl Friedrich von der

Pfalz im Jahre 1718 um Erneuerung der erloschenen Privilegien der Stadt Frankenthal angegangen wurde, fragte er die Abgeordneten des Frankenthaler Stadtrats, wie ihre Stadt angelegt sei? Die Antwort lautete: sie sei „auf den Mannheimer Fuß angelegt“ — und die Privilegien wurden erneuert.

Wie bei diesen „auf den Mannheimer Fuß“ angelegten Städten das lebendige Werden und Wachsen der ganzen Stadt dem Schulgesetz einer äußeren Symmetrie geopfert wird, so geschieht es von nun an in reißend schnellem Fortschritt auch bei den einzelnen Häusern. Seltsam genug befreiten wir unsere Gärten fast in derselben Zeit von der Tyrannei der Baumschere und den geradlinig zugeschnittenen Alleen und Hecken und symmetrischen Beeten, als die gleiche Tyrannei der geraden Linie und der Fenstersymmetrie bei dem bürgerlichen Hause durchaus den Sieg gewann. Dieser Widerspruch in äußeren Dingen wiederholt sich im tiefsten Seelenleben der Nation. Gerade in der Zeit, von der ich eben geredet, in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, befreit sich ja unsere Nationalliteratur, unsere Wissenschaft, unsere Kunsttheorie von dem steifen Regelzwange des Zopfes, und doch wird in demselben Zeitpunkt unser politisches, soziales und häusliches Leben einseitiger als je zuvor nach der geraden Linie zurecht geschnitten, ausgeebnet und in die Fessel der Symmetrie geschlagen. Die Poesie als Kunst blüht auf, während die Poesie im Volke, in der Gesellschaft, im Hause erlischt.

Das ist das gleiche Schauspiel, wie wenn wir heute geradlinig symmetrische Häuser neben die krummlinig naturwüchsigsten englischen Gärten bauen.

Die Zeit ist aber nicht mehr fern, wo man diesen Widerspruch nicht bloß erkennen, sondern auch im Praktischen herausfühlen wird, und mit einer organischen Erneuerung des Familienlebens werden uns die geradlinig symmetrischen

Wohnhäuser wieder ebenso widernatürlich erscheinen, als weiland die geradlinig zugeschnittenen Hecken und Alleen bei der Erneuerung eines nationalen Kunstlebens.

Für das Recht der krummen Linien, der Winkel und Ecken, erhebe ich daher hier meine Stimme aus dem gleichen Grund, aus welchem ich sie in einem anderen Buche erhoben habe für das Recht des Waldes neben dem Feld, der Berge neben den Ebenen, des natürlichen Volkslebens neben einer ausgleichenden Zivilisation. Das mittelalterliche Haus hatte ein ganz bestimmtes persönliches Gepräge, eine dem Familienleben entsprechende Individualität. Darum liebte man es auch, dem Privathause einen persönlichen Namen zu geben. Wir finden Häuser nach der Familie genannt, wie das „Haus Limpurg“ in Frankfurt a. M., nach Erinnerungen aus der alten Götter- und Heldensage, wie das Haus „zum großen Schmied Wieland“ in Würzburg; nach Erinnerungen aus der Volkssage, wie die Häuser „zum kurzen Heinrich“, „zur schönen Müllerin“ rc.; dazu kommen noch tausend andere oft phantasiereiche und phantastische Häusernamen von allen möglichen Dingen der Natur und des Aberglaubens entlehnt. Das organische Haus hatte einen Namen; das symmetrische hat eine Nummer. So hatten auch die alten gewachsenen Straßen ihre historisch „gewordenen“ Namen; die neuen gemachten Straßen tauft man willkürlich, und in der am meisten symmetrischen Stadt Deutschlands, in Mannheim, konnte man sich nicht einmal bis zu einem gemachten Namen der schnurgeraden Straßen aufschwingen, sondern ist bei dem bloßen Buchstaben stehen geblieben, und hat solchergestalt gleichsam die ganze Stadt zu einem Abecebuch in Großfolio gemacht. (Neuerdings hat man den Mannheimer Straßen Namen gegeben. Aber die sonst so fortschrittlichen Mannheimer sind konservativ in Sachen ihrer Häuser: sie bleiben standhaft bei den alten Buchstaben und Ziffern

ihrer „Quadrate“ und kennen ihre eigenen Straßennamen nicht.)

In dem Kunstbau reicher städtischer Privatarchitekturen sind wir bereits aus ästhetischem Bewußtsein wieder abgekommen von der Übertragung des absolut symmetrisch-italienisch-französischen Palaststiles auf das bürgerliche Wohnhaus. Man hat es wohl endlich begriffen, daß eine solche Fassade, die bei den großartigen Massen eines Königsschlosses imposant erscheinen kann, inhaltlos und nüchtern wird, wenn man sie auf ein gewöhnliches Haus überträgt. Wir sehen demgemäß in Städten wie München und Berlin mancherlei künstlerisch wohlgelungene Versuche, einzelne Häuser wieder mit zierlichen Erkern, schönen Giebeln, malerischen Galerien u. dgl. zu schmücken. Allein dies sind eben doch nur künstlerische Studien, die man bei den Prunkgebäuden reicher Leute versucht. Sie sind der Erkenntnis des Schönen bei dem einzelnen Meister, nicht dem häuslichen Bedürfnis des städtischen Volkes entquollen.

Die wahren Häuser des modernen Bedürfnisses sind und bleiben vorerst noch die traurigen kahlen Wohnungskasernen unserer Großstädte, bei denen alles auf Geldgewinn und Geldersparnis ausgerechnet ist, jede individuelle Gestaltung verpönt, weil sie nutzlos Geld kosten würde, jeder sinnige Schmuck unterlassen, weil man Geld dafür wegwerfen müßte, jede Berechnung auf den dauernden Wohnsitz einer Familie und vollends ganzer Generationen derselben Familie beseitigt, weil Häuser und Wohnungen eine wandelbare Ware geworden sind, hineingezogen in den tosenden Wirbel der allgemeinen städtischen Kapitalwirtschaft.

Man hat in unserer Zeit wieder ganze Musterstraßen mit großem Aufwande von Kunst und Geld gebaut — wie weiland ganze Musterstädte. Es sind aber doch nur Paradestraßen geworden, keine *wirklichen* Straßen und auch keine eigentlich *neuen* Straßen. Das glänzendste und

großartigste Beispiel der Art ist wohl die Ludwigsstraße in München. Sie nimmt sich bei aller Schönheit im einzelnen dennoch aus wie ein totes akademisches Modell, nicht wie eine natürliche Straße. Sie müßte imponieren durch ihre Länge, wenn sie nicht so breit geraten wäre, daß man gar nicht merkt, wie lang sie eigentlich ist. Allen ihren schönen Häusern sieht man es an, daß sie theoretisch ersonnen, nicht aus dem praktischen Bedürfnis von innen heraus gebaut worden sind. Sie ist eine Straße von Palästen, nicht von Häusern. Die meisten ihrer Häuser sind — ganz nach der Weise des Palastbaues — in so übergroßen Maßen angelegt, daß man meint, sie sollten von zwölf Fuß hohen Menschen bewohnt werden. Jedes Haus hat nur eine Front, keines ein Profil. Dies ist aber das fast untrügliche Kennzeichen eines organisch von innen heraus für die Familie gebauten Hauses, daß es sich stark und mannigfaltig profiliert, während das mechanisch symmetrisch für eine Summe von einzelnen Mietinsassen gebaute Haus gar kein Profil hat. Darum gewährt die Ludwigsstraße auch nur eine architektonisch stattliche, nicht aber eine malerische Perspektive. Sie symbolisiert die Zeit ihrer Entstehung: das Nivellement der modernen Bildung und der modernen Geldwirtschaft ist in solchen Straßen dargestellt, nicht das individuelle Leben der Familie. Solche Straßen schauen sich langweilig an, wie in Parade aufmarschierte Militärkolonnen. Eine natürliche Straße dagegen, wo große und kleine, vorspringende und zurücktretende, stark und schwach profilierte Häuser zusammenstehen, sieht malerisch aus, wie eine in den mannigfaltigsten Formen bewegte Volksversammlung.

Bei der kitzligen Frage, wie es denn hier (vorerst wenigstens ästhetisch) besser zu machen sei und wie neue Straßen malerisch angelegt werden müßten, komme ich nun freilich ebensosehr mit unserer Baupolizei in Konflikt wie bei den Erkern. Das einfachste Muster einer schönen Straßenlinie

ist der natürliche Fußpfad, den des Wanderers Fuß unwillkürlich immer in anmutig geschwungenen Wellenlinien zeichnet, niemals schnurgerade. In derselben Linie wachsen auch heute noch in unseren Dörfern häufig die Straßen auf; man verständigt sich über die allgemeine Richtung, innerhalb derselben aber legt jeder sein Haus nach Bedürfnis, Sitte und eigenem Geschmacke an, und zuletzt wird eine malerisch gewundene Straße mit reicher Profilierung der Häuserfronten daraus, ganz von selber, ohne Absicht und Theorie. In unseren Gärten ahmen wir längst den schönen Linienschwung des natürlichen Fußpfades auch bei künstlichen Wegen nach: wer gewinnt den Ruhm, in unseren Städten die erste anmutig gekrümmte neue Straße wieder zu bauen? Etwa eine Straße von so anmutigen Windungen wie die stolze Maximiliansstraße in Augsburg, oder die sich in einem so spitzen Winkel gabelförmig spaltet, daß man vom Hauptarme aus gleichzeitig den Einblick in beide Seitenzweige hat, wodurch bei dem in den Scheitelpunkt des Winkels gestellten Hause die schönste Gelegenheit zu einem großen Prachterker oder auch zu einem alle drei Arme beherrschenden Turm gegeben ist! Zu solchen malerischen Straßenführungen bieten unsere alten Städte noch Muster ohne Zahl; es gilt nur die Ehre der ersten Nachahmung zu erwerben!

Selbst die äußere Dekoration unserer Wohnhäuser, in der wir eine so überwiegende Meisterschaft gewonnen haben, trägt fast immer den Stempel der inneren Unwahrheit. Denn auch dieser Schmuck des architektonischen Hauses steht mit dem inwendigen sozialen Hause in gar keinem notwendigen Zusammenhange mehr. Ein reicher Schuster läßt etwa sein Haus mit Löwen ornamentieren, ein Schneider das seine mit Adlern, ein Kaufmann mit gotischen Drachen! Was in aller Welt hat aber ein Schneider mit Adlern zu schaffen, oder ein Schuster mit Löwen oder ein Weinhändler mit Drachen? Auch das Ornament des Hauses

darf daher kein zufälliges sein; es muß den Bewohner charakterisieren.

Da sind in dem alten Brauch, die Gewerbszeichen des Erbauers oder kleine genreartige Szenen aus seinem Berufsleben am Hause auszuhauen, doch ganz andere Motive zu wirklich neuer und geistvoller Ornamentik gegeben. Auch an den Häuserschmuck durch Heiligenbilder und Gruppen aus der heiligen Geschichte darf hier erinnert werden. Welch großartiges Denkmal häuslichen und künstlerischen Sinnes haben sich vorzeiten die Bürger Augsburgs gesetzt, indem sie die Außenwände fast jedes bedeutenderen Privathauses mit großen Freskobildern aus der heiligen und Profangeschichte oder mit Darstellungen aus dem bürgerlichen Berufsleben bedeckten, und welche Schmach hat die spätere Zeit auf sich geladen, indem sie diese Bilder, darunter wirkliche Kunstwerke, großenteils mutwillig zerstörte und übertünchte!

Und hier soll auch der schönen alten Sitte gedacht sein, welche das Haus innen und außen mit ernsten und gemütlich heiteren Versen und Sprüchen schmückte. Die Bauerschaften, die, von dem Rationalismus der Zeit berührt, das löbliche Herkommen aufgaben, über ihrer Haustür einen Spruch oder Vers eingraben zu lassen, haben sich damit den reichsten Quell epigrammatischer Volkspoesie selber verstopft. Wo aber die alte Sitte des Hauses, Volkstracht und volkstümlicher Häuserbau bewahrt blieben, da blüht auch meist solche Spruchdichtung heute noch. Dieser „Hausschatz“ deutscher Spruchverse ist in seiner Art nicht minder reich an lauterem Golde wie das eigentliche Volslied. Ich getraute mir wohl ein kleines Büchlein zusammenzustellen voll sinniger Weisheit aus dem Volksmund, voll beschaulicher und erbaulicher, naiver und drolliger Verse, die alle nur von Haustüren und Innen- und Außenwänden deutscher Bauernhäuser abgeschrieben sein sollten.

So schrieb der gottesfürchtige Bauersmann vorzeiten an sein neues Haus:

„Wo Gott nicht gibt zum Haus sein' Gunst,
Da ist all unser Bau'n umsunst."

Oder:

„Wir bauen hier so feste
Und sind doch fremde Gäste:
Wo wir sollen ewig sein,
Bauen wir so wenig ein."

Ein dritter setzte einfach den Spruch über seine Tür: „Der Herr segne unsern Eingang und Ausgang." Ich kann mich des Gedankens nicht entschlagen, daß in den hundert Jahren, seit eine solche Inschrift etwa steht, nicht wenigstens ein Mann aus- oder eingegangen sei mit einer Spitzbuberei im Sinne, die er beim zufälligen Blick auf diesen Spruch habe bleiben lassen.

Das beliebteste Thema weltlicher Verse an den Bauernhäusern gilt dem Protest gegen unbefugte Kritik des Hausbaues.

„Was stehet ihr für diesem Haus
Und laßt die bösen Mäuler aus?
Ich hab' gebaut, wie mir's gefällt,
Mich hat's gekost mein gut Stück Geld."

Oder:

„Wer da bauet an Markt und Straßen,
Muß Neider und Narren reden lassen."

Feiner und eleganter findet man denselben Gedanken an städtischen Rokokohäusern ausgesprochen in der Inschrift: „Plures judices quam artifices." Sehr häufig ist er auch zu einem allgemeinen Sittenspruch erweitert, der das stolze Selbstgefühl des Bauherrn und seine Gleichgültigkeit gegen fremdes Urteil überhaupt ausspricht. Hierher gehört der schöne plattdeutsche Hausspruch:

„Wat frag ick na de Lü!
Gott helpet mi!“

Als das Seitenstück dazu mag folgender oberdeutscher Spruch dienen, den ich im Elsaß an einer einsamen Mühle fand, in knorrigen, wie mit dem Dreschflegel geschriebenen Lapidarversen:

„Tu Recht! steh fest! kehr dich nicht dran,
Wenn dich auch tadelt manch ein Mann:
Der muß noch kommen auf die Welt,
Der tut was jedem Narr'n gefällt.“

In manchen Gegenden dehnt sich diese Spruchpoesie auch auf die Nebengebäude des Hauses aus, namentlich sind mitunter die Gemeindebackhäuser ganz bedeckt von Versen voll derben Humors. Eine einfach schöne Inschrift für Scheunen und Wirtschaftsgebäude ist die mittelalterliche: „Gott versieh die Deinen“, welche sich an den Ruinen des Klosters Otterberg in der Pfalz befindet. Am reichsten und mannigfaltigsten ist der Schatz dieser Hausepigramme noch da, wo auch die Wohnstube an passender Stelle mit Inschriften geschmückt ist. Als Probe dieser meist erbaulichen oder humoristischen Poesie der Familienhalle möge hier ein Vers stehen, der über dem ungeheuern altväterischen Ofen einer Bauernstube im Illertal angebracht ist:

„Wenn Haß und Neid
Brenneten wie ein Feuer,
Dann wär' das Holz in dieser Zeit
Nicht gar so teuer.“

An alten großen Standuhren in unseren Bauernstuben kann man das tiefsinnige Wort lesen:

„So geht die Zeit
Zur Ewigkeit.“

Es sind aber die meisten dieser Hausverse ein wirkliches Gemeingut des Volkes, denn sie finden sich in mancherlei

Varianten oft in den entlegensten Gegenden wieder. So kann man z. B. jenen Vers aus dem Illertale auch in der Pfalz über Haustüren lesen, wo er sich wohl auf das teure Bauholz beziehen soll und dann noch zu der Würde einer Haustüreninschrift erhoben wird durch den moralischen Zusatz:

„Ob's aber auch gibt der Neider gar viel,
So geschieht doch alles wie Gott will."

Sind nun solche Sprüche nicht ein köstliches Ornament des deutschen Hauses, auch des städtischen, dem sie früher nicht fremd waren? Wer aber hat den Mut, einen schönen Vers und ein schönes Bild wieder über seine Haustüre setzen zu lassen?

Wenn uns Nordamerika in sozialer Beziehung das Bild des Hauses gibt, wie es nicht sein soll, dann trifft dies auch in architektonischer zu. Nicht bloß das „ganze Haus" trägt hier das Gepräge des Wechselnden, Flüchtigen, sondern auch die Wohnung. Man baut die Häuser fabrikmäßig und bewohnt sie meist nur auf kurze Dauer. Ein Haus, welches fünfzehn bis zwanzig Jahre gestanden, ist dort ein altes Haus und reif zum Abbruch. Man macht wohl auch transportable gußeiserne Häuser. Nur in einer Zeit, wo das Haus ein rein symmetrischer Kasten geworden ist und alle individuelle Gestaltung verloren hat, kann man auf die Idee kommen, Häuser aus Eisen fabrikmäßig zu gießen. Unsere eisernen Industriepaläste, bei welchen dieses Verfahren zum höchsten technischen Kunststück ausgebildet ist, erscheinen dementsprechend als das Äußerste, was in schablonenmäßig symmetrischem Bau geleistet werden kann. Die organische Freiheit der architektonischen Formen ist hier so weit ertötet, daß der ganze Bau eigentlich nur aus der vieltausendmaligen Wiederholung eines einzigen Pfeilers, eines Sprenggitters,

eines Stabes &c. besteht, welche nach dem einmal gefertigten Metall fabriziert und dann in toter Gleichförmigkeit bis ins Unendliche zusammengefügt werden können.

Wir sind hiermit auf der äußersten Spitze des Gegensatzes zur mittelalterlichen Architektur angekommen. Jeder Säulenknauf, jeder Pfeiler, jeder Fensterbogen war dort selbständig, individuell, persönlich ornamentiert. Nur in der Gesamtanlage saß die Symmetrie, daneben ging dann die Durchbildung des Einzelnen überall ihren eigenen, freien Weg. Welch ungeheurer Sprung von diesem architektonischen Detail, bei welchem kein Blatt, kein Schnörkel wie der andere gewunden ist, und die persönliche Menschenhand, ähnlich wie die schaffende Natur selber, zwar das Ganze nach gleichem Plan und Gesetz, aber im einzelnen doch kein Stück wie das andere bildet und niemals sich selbst wiederholt — und der modernen Eisenarchitektur, die über die einmal gegebene Form weniger magerer Glieder und Ornamentstücke in tausendmaliger Wiederholung das Ganze mechanisch abgießt! Greller ist die schroffe prinzipielle Scheidung zweier einander so nahe liegender, in vielen Stücken auch noch so innig verbundener Epochen nirgends ausgesprochen.

Von dem für den sozialen Konservatismus so wichtigen Einleben langer Generationen der Familien in dieselben festgegründeten Räume kann bei dem wandelbaren nordamerikanischen Hause gar nicht die Rede sein. Die meisten Familien wohnen dort ohnedies zur Miete und sind alljährlich auf der Wanderschaft nach einer neuen Wohnung. Darum beschränkt man auch den Hausrat auf das Notdürftigste. Selbst bei wohlhabenden Familien übersteigt dessen Wert oft nicht die Summe von 250 Dollars. Dies ist doch die Armseligkeit im Schoße des Reichtums. Je wandelbarer Haus und Hausgerät, desto wandelbarer ist natürlich auch die Sitte des Hauses.

Als äußerster Gegensatz alter deutscher Sitte gegen neue

amerikanische erscheint hier das Herkommen in einigen unserer ehemaligen Reichsstädte, wo nicht nur glänzend ausgestattete Prunkzimmer im Patrizierhause zur Schau eingerichtet sind, deren reiches Mobiliar fast niemals benutzt wird, sondern auch eigene Staatsküchen, sogenannte „Putzküchen“, d. h. Küchen, in denen man niemals kocht, sondern die, mit einer Überfülle des besten blankesten Kochgeschirres ausgestattet, gleichfalls nur zur Augenweide und Zierde des Hauses dienen.

Nicht einmal die Zimmerwände sind in New York durchgängig niet- und nagelfest. Man ist dort auf die charakteristische Erfindung gekommen, die Zwischenwände verschiebbar zu machen, so daß man eine Reihe von kleineren Zimmern beliebig in größere verwandeln kann. Und zwar treten sich die verschiedenen in einem Hause wohnenden Familien solche erweiterte Räume gegenseitig für bestimmte Gesellschaftstage ab! Man hat also sogar aus den Zimmern ein Stück Möbel gemacht und leiht seine Zimmer aus! Das vollkommene Widerspiel hierzu findet sich in den Münchener Vorstädten, wo seit alter Zeit einzelne Zimmer und Stockwerke eines Hauses käuflich erworben werden, während Hausflur, Treppe 2c. Gemeinbesitz sind. Es mußte sich hierfür ein eigenes Rechtsherkommen ausbilden, das Herbergsrecht; denn man nennt dort den Teilbesitz eines Hauses „Herberge“.

Von Hausfluren, Vorhallen und anderen dergleichen „unnützen“ Räumen ist in dem großstädtischen nordamerikanischen Hause natürlich äußerst wenig zu sehen. Auch die besten architektonischen Motive für einen traulichen Hof fallen von selbst weg, da man äußerst selten Nebengebäude an diesen Häusern anbringt. Wie beim Mobiliar, so vermeidet man auch bei der Zimmerverzierung alle auf das „ganze Haus“ berechnete Bequemlichkeiten. Nur der einzelne hat sein egoistisches Behagen. Daher speist die Familie im

Kellerraum (zu Deutsch „Souterrain"), und das Gesinde schläft in der Küche.

Ganz ähnliche schauerliche Einrichtungen brechen sich mehr und mehr in den deutschen großen Städten Bahn. Auch in Wien schlagen bereits die Mägde am Abend ihr Bett in der Küche auf, um es am Morgen wieder abzuräumen. Die modernen himmelhohen Häuserkasernen gerade in den reichsten, gewerbfleißigsten Straßen unserer Großstädte, in Straßen, welche in der knickerigen Austeilung der inneren Räume und Winkel nur in den Ghettos und Judengassen des Mittelalters ihresgleichen finden, zeigen an, daß auch das Haus der Gier des Gelderwerbs geopfert ist. So mußten naturgemäß unsere kommerziellen Straßen auch architektonisch zu Judengassen werden.

Viele rühmen es als ein glänzendes Zeichen großstädtischen Lebens, daß man in solchen Häuserkasernen jahrelang wohnen möge, ohne die Mitinsassen auch nur dem Namen nach zu kennen, und daß eine ganze Familie aussterben könne, ohne daß es die Hälfte der übrigen Hausgenossen nur merke. Es ist dieses Zeichen aber fürwahr ein sehr trauriges.

In Bremen, wo noch so manches von der alten hanseatischen Gediegenheit übrig geblieben ist, herrscht heute noch, mehr als in einer anderen größeren deutschen Stadt, das Verhältnis, daß der wohlhabendere Mann allein in seinem Hause wohnt. Mietsleute bloß um des Geldes willen ins Haus zu nehmen, galt dem vornehmeren deutschen Bürger in den Reichsstädten früher als etwas Unfeines. Es liegt dieser Auffassung ein Stolz zu Grunde, den ich nicht verdammen möchte, weil er zusammenhängt mit der Idee, daß das väterliche Haus das ausschließliche Heiligtum der Familie sein und bleiben solle. Der stolze englische Spruch: „My house is my castle" wird geradezu lächerlich, wenn man dabei an eine Mietwohnung denkt. So ist es ein Segen unseres Dorflebens,

daß auf dem Lande je nur eine Familie ein Haus bewohnt. Zahlreiche Mietsleute im Dorfe sind der sichere Beweis, daß es kein echtes Bauerndorf mehr ist. Das uralte deutsche Sachsenhaus hat darum, so groß es auch sein mag, immer nur ein Erdgeschoß, und der echte niedersächsische Marschbauer soll sich mitunter fürchten, in den Städten eine Treppe hinaufzusteigen. In der Tat, dem geheimen Grauen, welches ihn beim Anblick der aufgetürmten Stockwercke beschleicht, läßt sich eine tiefe Begründung und Deutung geben.

Es besteht für das Wohnhaus ein natürliches Normalmaß. Wird dasselbe bedeutend überschritten oder ist man bedeutend unter demselben zurückgeblieben, so ist allemal ein bedenklicher sozialer Zustand angedeutet.

Im einen Falle erhalten wir die Wohnkaserne, ein Produkt der Überzivilisation, im anderen die Hütte, das Haus der Unzivilisation.

Es muß aber dieses Normalmaß nach zwei Richtungen bestimmt werden. Einmal für die Größe des Hauses an sich und dann für die Verhältnisse seiner einzelnen Teile zueinander.

Für die Größe des Hauses läßt sich in der von der Natur hinreichend begrenzten Ausdehnung der Familie der Maßstab finden. Aus einer Familie können bei Lebzeiten der Stammeltern wohl drei bis vier vollzählige Familien werden. Eine größere Vervielfältigung gehört zu den seltenen Ausnahmen. Hiemit ist auch ein natürliches Maß für die größte Ausdehnung des Hauses gegeben. Ein Haus, in welchem mehr als vier vollständige Familien wohnen, ist schon monströs und wird zur Kaserne.

Nun braucht aber eine arme Familie viel weniger Raum als eine reiche, schon weil die Diener, Gehilfen 2c., die Mitglieder des „ganzen Hauses", mit dem aufsteigenden Stand und Vermögen zahlreicher werden. Es ist also in jenem Normalmaße selber schon ein genügender Spielraum gegeben:

das Haus wächst naturgemäß mit der sozialen Bedeutung der Insassen, ohne daß es ins Endlose und Ungeheuerliche wachsen könnte. Ein reicher Mann kann noch ein echtes Wohnhaus von einer Größe bauen, in welcher ein für arme Familien berechnetes Haus bereits eine Kaserne würde, und der fürstliche Palast tritt naturgemäß weit über die Normalverhältnisse der bürgerlichen Häuser hinaus.

Ein ähnliches Maß läßt sich für die Verhältnisse der einzelnen Teile des Hauses finden. Ich deutete oben bereits auf jene modernen Kunstwohnhäuser, die sich schon dadurch vorweg als künstliche und gemachte ausweisen, daß ihre gesamte architektonische Gliederung zu groß gegriffen ist.

Die mittlere Mannesgröße gibt hier ein festes und zugleich dehnsames Normalmaß. Denn was ist natürlicher, als daß der Mensch selber die Maßeinheit seines Hauses sei? Ein Wohnhaus, dessen Fenster in ihrer Höhe eine mittlere Mannesgröße bedeutend überragen, sieht unwahr aus, denn es gibt das Bild, als müsse es von Riesen bewohnt werden. Aus einem Hause dagegen, dessen Fensterhöhe nicht einmal die halbe Manneshöhe erreicht, lugt eine beschränkte Existenz, wo nicht gar Elend und Verkümmerung. Ein Wohnzimmer wird nicht über dritthalb Mannesgrößen hoch sein dürfen, wenn es nicht den Eindruck eines unwohnlichen Saales machen soll.

Über diese natürlichen Maße gehen die mittelaltrigen Wohnhäuser fast niemals hinaus, häufiger bleiben sie, dem das Enge und Individuelle bis zum Äußersten anstrebenden Geiste der Zeit gemäß, hinter denselben zurück. Auch zwang der karge Raum, welcher in den festungsmäßig abgeschlossenen Städten dem einzelnen Hause vergönnt war, nicht selten zu engen und winkligen Bauten, die ich gewiß nicht als Muster empfehle. Anders schon ist es in der Renaissance- und Rokokozeit. So unglücklich diese Periode für das künstlerische Element in der Architektur ist, so musterhaft ist sie in vielen

Stücken für das praktische beim bürgerlichen Wohnhaus. In den inneren und äußeren Verhältnissen desselben wird fast durchweg das natürliche Maß eingehalten. Denn der Gedanke des sozialen Hauses und der Familie war damals noch weit lebendiger als späterhin. Unsere traulichsten Zimmer, Erker, Höfe, Hausgärtchen ꝛc. stammen aus dem Jahrhundert vor dem Dreißigjährigen Kriege. Man baute das Haus eben damals noch von innen heraus, während jetzt unsere weit kunstreicheren, gelehrteren und geschmackvolleren Architekten in übermäßigen Proportionen experimentieren, weil sie über dem Streben nach großartigen Formen vergessen, daß doch immer der Mensch das Maß seines Hauses bleibt und daß sie nicht für den Riesen Goliath, sondern für fünf bis sechs Fuß hohe Menschen Häuser bauen sollen.

Ein ander Ding ist es bei öffentlichen Gebäuden, die nicht für die Familie bestimmt sind, sondern für die Gemeinde, das Volk, den Fürsten mit seinem ganzen Hofstaat u. s. w. Hier ist es naturgemäß, daß man entsprechend über die Maße des Hauses hinausgehe, und der Baumeister wird hier nur umso charakteristischer in großartigen Massen und Maßen gestalten können, wenn er beim bürgerlichen Hause sich auf die kleineren natürlichen Verhältnisse beschränkt.

Es wäre eine der schönsten Aufgaben der neuerdings erstandenen „gemeinnützigen Baugesellschaften“, durch ihre Musterbauten für die kleinen Leute dahin zu wirken, daß die Familie wieder als das natürliche Maß des Hauses betrachtet werde. Es mögen diese Gesellschaften beherzigen, daß es im Geiste ihrer Mission als einer sozialen liegt, nicht Wohnungskasernen hinzustellen, und seien dieselben noch so trefflich eingerichtet, sondern wirkliche Familienhäuser, kleine Häuser, die von innen heraus gebaut sind.

Das Familienhaus und die echte Sitte des Hauses bedingen sich gegenseitig. Das Extrem der Wohnungskaserne

ist das große Gasthaus; dort hört die Familie ganz auf und nur noch das egoistische Individuum sitzt in allen Winkeln. Die Baugesellschaften würden häufig Fluch auf sich laden statt des Segens, wollten sie Wohnungskasernen, Hotels für Arbeiter bauen, statt der Familienhäuser. Sie dürften sich nicht verwundern, wenn die Arbeiter durch die architektonische Wohnungskaserne allmählich auch in der sozialen Kaserne des Sozialismus heimisch würden; denn der arme Mann verträgt das massenhafte Zusammenwohnen noch weit weniger als der Reiche.

Scharf gegenüber der Wohnungskaserne steht die Hütte des bäuerlichen Proletariers. Sie zeigt an, daß das „ganze Haus“ noch eine ungegliederte Masse ist. Darum aber trifft diese armselige Hütte, wo Hausflur, Wohn- und Schlafzimmer, Küche und Stall in einem Raum beschlossen sind, doch wieder mit dem glänzenden Hotel zusammen: beide verneinen die gegliederte Familie. Nur daß die Bauernhütte eine Zukunft hat, das Hotel keine.

Die Schilderung und Kritik des bürgerlichen Wohnhauses im modernen Deutschland, wie sie dieses Kapitel gegeben, gilt der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, denn sie wurde im Jahre 1853 niedergeschrieben. Seitdem ist vieles besser geworden und mancher hier ausgesprochene Wunsch erscheint als eine seitdem erfüllte Prophezeiung. Unsere Häuser wurden gesünder und geräumiger angelegt; hier griff die neue Wissenschaft und Praxis der Hygiene fördernd ein. Manch stilvolles, reich geschmücktes Privathaus ist an die Stelle der kahlen, armen Wohnungskasernen getreten; wir wurden reicher, und wer reich ist, der kann leicht geschmackvoll sein. Das deutsche Bürgerhaus der Reformationszeit gab vielfach das Vorbild zu schönen und behaglichen Neubauten, an welchem auch die starken Profilierungen nicht mehr fehlen,

und kräftig vortretende Erker und stattliche Giebel uns erfreuen. Noch größere Fortschritte machten wir in der traulichen Ausstattung unserer Zimmer, dank dem neuauflebenden Kunstgewerbe. Aber je reicher das Haus angelegt und ausgestattet wird, umso seltener wird es freilich, daß auch der mäßig bemittelte Mann ein — schuldenfreies — Haus sein eigen nennen und es allein bewohnen könne. (1881.)

Viertes Kapitel

Verleugnung und Bekenntnis des Hauses

Ein Rückblick auf die geistige Entwicklungsgeschichte der deutschen Nation in den letzten hundert Jahren zeigt uns, daß die großen Begründer unserer modern klassischen Literatur, welche im vorigen Jahrhundert Deutschlands Geltung in Poesie und Wissenschaft so glänzend vor allen Völkern Europas heraushoben, der nationalen Entwicklung der Familie (wie der Gesellschaft) gleichsam um des Prinzips willen Feindschaft bieten mußten. Gerade in dem Zeitraum, wo man mit Recht sagte, daß die Existenz unserer Nation vorwiegend eine literarische gewesen sei, wurde in der deutschen Literatur nichts gründlicher ignoriert als die Familie und ihre Interessen.

Die Familie war nicht recht hoffähig bei unseren großen Literatoren, man schob sie vornehm beiseite wie die Nationalität. Es hängt naturnotwendig zusammen, daß Weltbürgertum, Übersehen der gesellschaftlichen Mächte und Unterschätzung der Familie allezeit vereint auftreten.

Die Humanitätsidee verschlang den Gedanken an die Familie, über der Menschheit wurden die Menschen vergessen, über dem idealen Menschen das Volk in seiner derben, oft auch rohen Realität. Nur die Jurisprudenz hatte noch ihre trockenen wissenschaftlichen Kategorien für die Familie, und die moralistischen Denker mühten sich ab, die Idee der Familie möglichst langweilig und trivial auseinanderzulegen.

Justus Möser, der Prophet der sozialen Wissenschaft, blieb einsam stehen mit seinen meisterhaften Abhandlungen über die Sitte des deutschen Hauses; ja er konnte seinen Posten überhaupt nur einnehmen, indem er sich stemmte gegen

die ganze literarische und politische Strömung der Zeit. Weit vorausschauend, war er doch der größte Reaktionär seiner Tage. In seiner Schilderung und Verteidigung der osnabrückischen Bauernhäuser, in seiner vortrefflichen Zeichnung des Kampfes, welcher damals zwischen dem alten deutschen Familienleben und der neu aufkommenden Empfindsamkeit und der Leichtfertigkeit der Sitten gefochten wurde, hat er uns nicht bloß schriftliche Urkunden bewahrt von der Rettung deutscher Sitte und Art im bürgerlichen Hause, als ihrem damals fast einzigen Zufluchtsort, sondern Mösers ganze literarische Persönlichkeit selber ist uns zugleich Urkunde und Zeugnis.

So fällt auch in dieselbe Zeit, wo die Familie von der feineren literarischen Bildung ignoriert wurde, die größte Blüte der deutschen Hausmusik. Auch sie ist uns Urkunde für den Geist der damaligen bürgerlichen, nicht der vornehmen Kreise. Unsere großen Literatoren nehmen so gut wie keine Notiz von den gleichzeitig wirkenden Musikern, Künstlern ersten Ranges, die alle in der Hausmusik den ersten Grund ihrer Größe gelegt haben. Diese im deutschen Hause gewurzelte Kunst ward eben auch vornehm über die Achsel angesehen. Ahnet man wohl, wenn man die sämtlichen Werke Klopstocks, Lessings, Goethes, Herders, Schillers durchliest, die kultur- und kunstgeschichtliche Bedeutung der gleichzeitig wirkenden größten Tonsetzer Händel, Bach, Gluck, Haydn, Mozart und Beethoven? Ist diese völlige Neutralität zwischen zwei so eminenten, durch ein ganzes Jahrhundert nebeneinander herlaufenden Erscheinungen nicht eine der wunderbarsten kulturgeschichtlichen Tatsachen? Zu derselben Zeit, wo der Poet das deutsche Haus erst vergessen und nach Rom und Hellas wandern mußte, um dichterisch ideal zu sein, wirkte unser größter Meister geistlicher Hausmusik, Sebastian Bach, und der größte Meister weltlicher Hausmusik, Joseph Haydn. Darin ist der Gegensatz

der deutschen Bildungsaristokratie und des in das Haus als in seine letzte Zitadelle geflüchteten deutschen Bürgertumes jener Zeit aufs tiefste kunstgeschichtlich ausgesprochen. Schon ist aber gegenwärtig Bach teilweise wiedererstanden aus seiner Vergessenheit: Haydn wird wiedererstehen, so gewiß unsere Generation sichtbarlich wieder heimzukehren beginnt in das Heiligtum des Hauses.

In unserer literarischen Sturm- und Drangperiode war die Ketzerei gangbar, daß das Genie gar nicht zum ordentlichen Ehemann tauge, daß ein guter Hausvater notwendig ein Philister sei. Mit einer solchen Frucht der Kultur müßten wir billig erröten vor den Hindus mit ihrer vom tiefsten Familienbewußtsein zeugenden Satzung, wonach der Mann erst vollkommen ist, wenn er aus drei vereinigten Personen besteht: ihm selbst, seinem Weibe und seinem Sohne.

Die Moralisten der alten Schule, wie Mendelssohn, Garve, Sulzer, Engel &c., welche die ethischen Ideen des Hauses, der Ehe, der Familie mit flachen Wasserfarben ausmalten und bei der Beurteilung des deutschen Hauses aller naturgeschichtlichen und historischen Individualisierung entbehrten, gaben den Männern der „Genialität“ sogar ein gewisses Recht, wenn dieselben diese in der Literatur spießbürgerlich gewordenen Dinge entweder ganz beiseite schoben oder sie in grob sinnlichem Realismus auffaßten. In der Opposition gegen jene moralistische Langweiligkeit schwärmte man also mit Diderot für die Familienverhältnisse der Südseeinsulaner, und Heinse definierte, wie wenn er eben von Otohaiti käme, „die eigentliche, wahre Liebe als den Drang, mit einer Person vom andern Geschlecht ein Kind zu erzeugen; wobei die Liebe ihrer Natur nach so lange dauere, bis das Kind geboren sei und seinen Eltern Freude mache“. Er klagt dann, daß man in unserer Poesie diese Leidenschaft nie in ihrer Fülle finde. „In unsern Schauspielen und Romanen ist alles gewissermaßen nur Vorspiel dazu, ein

leeres Wortgeklingel, welchem Leser und Zuhörer ihr eigenes Gefühl beilegen, das oft nicht darinnen ist.“ Er fordert dann weiter auf, das Mädchen seiner Wahl auszusuchen nach der Kraft und Gesundheit des Körperbaues und ihrer wahrscheinlichen Tüchtigkeit, gesunde und starke Kinder zur Welt zu bringen.

So konnte man allen Ernstes zu einer Zeit schreiben, wo die Dichter sich mit der Hausordnung des griechischen Olymps besser vertraut zeigten als mit der Sitte des deutschen Hauses und wo trotzdem andererseits die beste deutsche Hausmusik gemacht wurde! In der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts kehrt sich die Sache um. Wir wurden familienhafter und gewannen eine reiche Literatur des Volks und Hauses; dafür wurde das musikalische Leben von einer Genialitätssucht der Hyperromantik ergriffen, die den Zeiten des Ardinghello durchaus nichts nachgibt.

Das Familienleben der wenigsten unter den Meistern unserer großen Literaturepoche ist biographisch bedeutsam geworden.

Dritthalbhundert Jahre früher hatte Luther noch aus dem Schoße der Familie heraus seine weltgeschichtliche Sendung vollführt; er war ein öffentlicher Charakter auch als Familienvater, und ohne Kenntnis von seiner Häuslichkeit würde man den ganzen Mann gar nicht verstehen. Um Reden an die deutsche Nation zu schreiben, schrieb er Tischreden.

Das häusliche Leben unserer literarischen Reformatoren dagegen ist meist etwas ganz Zufälliges, Gleichgültiges, eine reine Privatsache. Ja sie entäußerten sich wohl gar des Hauses, um Poeten zu werden.

Selbst bei Goethe, der uns das epische Idyll vom deutschen Bürgerhause, „Hermann und Dorothea“ gesungen, bei Goethe, der so unendlich viel dem altbürgerlichen elterlichen Hause verdankte, der ohne die Schule der Familie gewiß nicht dieser

Olympier voll sicheren Maßes und seliger Versöhntheit geworden wäre, verlieren sich in der fortschreitenden literarischen Entwicklung diese geheimen innigen Wechselbezüge zwischen dem geistigen Schaffen und dem Familienleben immer mehr.

Die romantische Dichterschule im Anfang unsers Jahrhunderts griff zwar wieder in den reichen Schatz des deutschchristlichen Lebens im Mittelalter. Allein vorerst war es doch nur mehr die Dekoration mit der Außenseite altdeutscher Zustände, welche man hervorzog. Trotz aller Märchen und Sagen, Mönche und Nonnen, Ritter, Knappen und Edelfrauen ging das deutsche Haus ziemlich leer aus. Man hat außerdem nicht ohne Grund aufmerksam gemacht auf die große Zahl der unglücklichen und gelösten Ehen, der Selbstmorde aus leidenschaftlicher Liebe und der durch zügelloses, unhäusliches Leben zu Grunde gegangenen Persönlichkeiten, die man unter den Dichtern und Dichterinnen dieser Schule findet.

Professor Hundeshagen in Heidelberg hat unlängst (1854) in einer gedankenreichen akademischen Rede „über die Natur und geschichtliche Entwicklung der Humanitätsidee“ den Humanitarismus unserer klassischen Literaturperiode nach seinen guten und schlimmen Seiten mit scharfer Kritik geschildert. Er bemerkt dabei, „daß der humanitarische Sturm und Drang in Ländern von einem politischen Leben voll lebendiger Realität und im Wesen gesunder Besonderung, wie dasjenige Englands, weniger exzentrisch war, rascher und gründlicher abgearbeitet wurde und großenteils nur mit Hinterlassung wohltätiger Folgen vorüberging“. In England war eben die überlieferte Familie wie die Gesellschaft eine so feststehende historische Tatsache, daß wohl die humanitarische Geistesbewegung an diesem Felsen zerschellen konnte, nicht aber umgekehrt, wie in Deutschland, der Fels zerbröckelt wurde von der anströmenden Flut.

In der englischen Literatur selbst des achtzehnten Jahr-

hunderts spiegelt sich die Tatsache, daß in jenem Lande die Sitte des Hauses oftmals eher zu pedantisch starr als zu locker gewesen ist. Der familienhafte Geist, welcher schon die Sitten und Institutionen der alten Angelsachsen veredelte, ist durch alle Jahrhunderte eine Auszeichnung des britischen Volkes geblieben. Der Geschichtschreiber Schlosser sagt bezeichnend, als er erzählt, wie der angelsächsische König Edwy durch sein Liebesverhältnis zu der schönen Buhlerin Elgiva die Hälfte seines Reiches verlor: „Edwy beleidigte durch dieses Verhältnis die englische Nation, die auch jetzt noch lieber von einem als Privatmann und im häuslichen Leben schätzbaren König einiges Übel erduldet, als daß sie einen Wüstling, wenn dessen Regierung auch nicht gerade schlecht ist, mit Gelassenheit auf ihrem Throne sieht.“

Gerade in der Faustperiode unserer neueren deutschen Literatur war es, wo man recht gründlich zu vergessen begann, daß in der ältesten überlieferten Form der Faustsage bei dem Pakte des Doktor Faust mit dem Teufel auch der Hauptpunkt verzeichnet stehet: „daß Faust sich nicht verehelichen dürfe, sondern nach der römischen Priester Weise den Ehestand abschwören solle,“ wobei ihm aber selbstverständlich der anderweitige Umgang mit Frauen nichts weniger als verpönt wird.

Der Teufel, der freilich auch ein Genie ist, ist selber gleichfalls nicht verheiratet. Er hat nicht einmal eine Mutter, sondern bloß eine Großmutter. Die alte Zeit war viel zu tief überzeugt von der sittlich veredelnden Kraft des Hauses, als daß sie sich den Teufel en famille hätte denken können.

Der Rationalismus, welcher in unserer großen Literaturperiode der treibende Sauerteig der deutschen Wissenschaft war, zog gegen überlieferte Sitten und Gebräuche grundsätzlich zu Felde, weil er sie nicht rationell zu begründen wußte, weil er überhaupt ein Feind der Tradition war. Und die Sitte des Hauses war mit darunter.

Zwar ging man nicht mit jener direkten Feindschaft der Familie zu Leibe, mit welcher man die organisch gegliederte Gesellschaft angriff, allein man ignorierte, man verleugnete sie. Etwas so Reelles wie das Haus bot kein ideales Interesse für die gebildete Welt. Man schob das Haus literarisch in den Winkel und lernte es theoretisch geringschätzen. Jetzt erntet gerade das damals unberührte Bürgertum die Früchte dieser Periode der „Verleugnung des Hauses". Wie äußerlich faßt z. B. selbst der hausbackene Voß, der doch seinen mitstrebenden Zeitgenossen gegenüber eigentlich noch wie ein Hausvater von altem Schrot und Korn dichtet, die Sitten des Hauses! Wie widerwärtig präsentieren sich dieselben vollends in den schönseligen Familienromanen und Familiendramen jener Zeit!

Gerade diese ästhetisch längst gerichteten Familienschauspiele sind darum kulturgeschichtlich von höchster Wichtigkeit und nach ihrer sozialen Bedeutung noch lange nicht hinreichend gewürdigt. Sie kamen aus Frankreich zu uns herüber. Es ist aber auch gar nicht das deutsche Haus, welches in denselben gezeichnet wird, sondern das französische unter deutscher Firma. Der einflußreichste Poet solcher Familienstücke, Kotzebue, beutet die deutsche Sitte des Hauses vielmehr in der Regel nur in ihrer Verzerrung als plumpe Karikatur aus. Aber gerade in diesen Schauspielen fühlte sich das deutsche Publikum wirklich zu Hause, ein Beweis, daß es schon gar nicht mehr recht wußte, wie eigentlich ein deutsches Haus aussah.

Frau v. Staël, welche ihre Kenntnis deutscher Zustände nicht aus dem Volke, sondern aus den Salons schöpfte, schrieb damals folgendes merkwürdige Urteil über das deutsche Familienleben nieder: „In Deutschland gibt es in der Ehe beinahe gar keine Ungleichheit zwischen den beiden Geschlechtern. Dies rührt daher, daß die Weiber die heiligen Bande ebenso oft zerreißen wie die Männer. Die Leichtigkeit der

Ehescheidung hat in die Familienverhältnisse eine Art von Anarchie gebracht, welche nichts in seiner Wahrheit und in seiner Stärke bestehen läßt. Um etwas Heiliges auf Erden zu bewahren, ist es doch wohl besser, daß es in der Ehe eine Sklavin, als zwei starke Geister gebe."

Wer erkennt wohl in diesen Zügen die deutsche Familie? Erscheint es nicht vielmehr, als ob hier französische Zustände gezeichnet seien? Die Beobachtung der Frau v. Staël war eben nicht aus dem deutschen Volk, sie war aus der damaligen französierten gebildeten Gesellschaft in Deutschland geschöpft, die mit der französischen Literatur, der französischen Theorie zugleich die französische Praxis des Familienlebens herübergenommen hatte, die Familienlosigkeit, an welcher das französische Volk über kurz oder lang zu Grunde gehen wird.

In den französisch-deutschen Familienlustspielen damaliger Zeit liegt die komische Pointe gewöhnlich darin, daß die Kinder ihre Eltern, die Frauen ihre Männer und umgekehrt betrügen und überlisten und zwar in den zartesten und heiligsten Punkten der Familienehre und Sittlichkeit. Diese Überlistung wird dann als feine, schlaue, geistreiche „Intrigue" belacht, während man die alten deutschen Volkspossen, wo die Komik gewöhnlich dadurch recht drastisch gemacht wird, daß der Mann seine Frau prügelt, als ungeheuer unsittlich und gemein verabscheut. Ich halte auch dafür, daß diese dramatischen Prügeleffekte sehr gemein gewesen, aber doch nicht halb so gemein als die angeblich feinen Betrügereien zwischen Gatten, Eltern, Kindern und Blutsfreunden, die selbst heute noch sehr häufig die „Intrigue" der aus Frankreich importierten Lustspiele und Bluetten bilden, und denen auch ein vornehmes und feines Publikum noch immer behaglich zuschaut, während es „sittlich entrüstet" die Loge verlassen würde, wollte man ihm die alten Prügelstücke wieder vorführen. Das Mittel war in letzteren zwar grob gewählt, der Zweck der Prügel aber in der Regel ein sehr löblicher.

Wenn man solche Stücke, in denen die Verhöhnung aller Sitte und Ehre des Hauses, sofern sie nur in „anständigen" Formen geschieht, glorifiziert ist, und die noch immer scharenweise auf den Brettern umgehen, wenigstens von solchen Bühnen verbannte, die Unterstützung aus öffentlichen Geldern erhalten, so wäre dies doch ein ganz anderer Akt von ästhetischer Volkserziehung und von Sittenpolizei, als wenn man sonst gute Stücke um einiger politisch liberaler Phrasen willen verbietet.

Der allerabgedroschenste, unvermeidlichste Witz in den Lustspielen des achtzehnten Jahrhunderts galt dem „Hörnersetzen". Dem Wortspiel mit den Hörnern entrinnt man fast in keinem komischen Stück, und in der Oper ist selbiger Zeit das triviale Bild bei der Instrumentation selbst bis zu den Hörnern im Orchester abgejagt worden. Es ist, als gäbe es gar nichts Lustigeres auf der Welt als Ehebruch.

Man muß zur Ehre des gegenwärtigen Geschlechtes bekennen, daß wir die feine Schlüpfrigkeit der Wielandschen und Kotzebueschen Schule, welche unsern Vätern noch ganz „nobel" erschien, auf der Bühne schon für etwas unfein halten. Wir haben zugenommen an „Prüderie", weil der Familiengeist wieder zu erstarken beginnt [1]. „Prüderie" und das entgegenstehende „Koketterie" sind zwei Worte und Begriffe, welche dem Zeitalter Ludwigs XIV. recht zu eigen gehören; denn jede Zeit hat ihre eigentümlichen und neuen Worte, an denen man ihren Geist erkennen mag. Koketterie ist das Manöver des Hahns — coq —, der mit gespreiztem, auf dem Boden schleifendem Flügel buhlend in bald weiten, bald engen Kreisen um die Henne herumsteigt, dann aber

---

[1]) Ich erkannte oben mit Freuden an, daß wir seit der Abfassung dieses Buches im Häuserbau große Fortschritte gemacht hätten: — sind wir im sittlichen Geiste unserer dramatischen und novellistischen Literatur gleich tüchtig fortgeschritten? 1881.

auch der Henne, die mit der gleichen Taktik sich einen Hahn zu fangen sucht. Prüderie dagegen ist der sittliche Instinkt, welcher uns treibt, das Auge mit Ekel von dieser Hahnenszene abzuwenden. Wir können uns also gratulieren, daß unser Theaterpublikum wieder so prüde zu werden beginnt.

Als mit der französischen Herrschaft eine Menge französischer Sitten sich unvermerkt in unser häusliches und bürgerliches Leben einstahlen, war ihnen durch die allgemeine Geistesströmung der vorhergegangenen Jahrzehnte bereits freie Bahn gemacht worden. Im deutschen Westen, wo das französische Regiment am längsten und nachdrücklichsten gewaltet, wo die französische Gesetzgebung tief ins Volksleben eindrang, ist auch die deutsche Sitte des Hauses heute noch am entschiedensten gebrochen. Nicht bloß von innen heraus, auch von außen herein ward das deutsche Haus unterwühlt. Als Symbol hiefür mag es erscheinen, daß wir für das von den deutschen Völkern am reichsten und tiefsten ausgebildete Institut der „Familie" gar kein gangbares echt deutsches Wort mehr besitzen, und daß eben diese lateinische Familia von dem Erbfeind der deutschen Sitte des Hauses, von dem römischen Recht, uns angeheftet worden ist.

Gerade hier scheint es mir am Ort, anschaulich zu machen, wie tief das Einschleichen fremder Sitten in das Haus zugleich das ganze politische und wirtschaftliche Leben eines Volkes umgestalte. Ich wähle dazu eine ethnographische Parallele.

In der bayerischen Rheinpfalz haben sich bekanntlich französische Gesetze und französische Sitten seit mehr als einem Menschenalter festgesetzt. Die nivellierenden Ideen des vorigen Jahrhunderts, deren literarisches, theoretisches Eindringen bei den Gebildeten ich eben angedeutet, sind hier durch die französische Revolution und die Napoleonische Herrschaft auch in das kirchliche, soziale und häusliche Leben des Volkes eingezogen. Hieran knüpft sich nun eine höchst

merkwürdige Umstimmung in der ganzen Denkart der Pfälzer. Die französische Fassung sozialer Freiheit und Unabhängigkeit unterscheidet sich von der deutschen wesentlich dadurch, daß sie das Individuum als solches selbständig und fessellos machen will, während es deutsch ist, in der Macht und Unabhängigkeit der Gesellschaftsgruppe und der Familie, welcher der einzelne angehört, seine persönliche Unabhängigkeit mit eingeschlossen zu finden. Dieser Gegensatz wird aus dem folgenden deutlicher werden. In der Pfalz hat sich die französische Idee der Fessellosigkeit des Individuums im Volke so fest genistet, daß nicht nur die Familienzustände dadurch eine ganz veränderte Gestalt gewonnen haben, sondern auch die sozialen und wirtschaftlichen einer völligen Umwandlung entgegengehen. Der Drang jedes einzelnen, sich ganz frei auf die eigenen Beine zu stellen, hat hier eine Güterzerstückelung, überhaupt eine fortwährende Zerspaltung aller wirtschaftlichen Existenzen, ein Fluktuieren alles Vermögens und Besitztums zur Folge gehabt, welches in Deutschland seinesgleichen nicht wieder findet. Diese Zustände hängen aufs engste mit dem gelockerten Familiengeiste zusammen. Der einzelne will seine persönliche Fessellosigkeit nicht dem Glanz und der Macht der Familie opfern; der Vater würde nicht ruhig sterben können, wenn er, um die Familie dauernd in Ansehen und Besitz zu erhalten, das Erbteil der nachgeborenen Söhne verkürzte und ihnen allenfalls aufgäbe, im Dienste und als Gehilfen des älteren Bruders, des Erbherrn, das gemeinsame Ansehen der Familie fördern und mehren zu helfen. Diese letztere echt deutsche und, wenn man sie recht erfaßt, tief sittliche Auffassung erscheint dem mit der französischen Idee der individuellen Fessellosigkeit großgewachsenen Pfälzer als bare Unsittlichkeit. Das Erbe zerfällt also in gleiche Teile und die Mehrzahl der Kinder wird dadurch in der Regel gezwungen, in fremdem Dienste, ja als Taglöhner, ihr Brot zu ver-

dienen. Mit einem bewundernswerten Heldenmut des Fleißes und der Ausdauer — denn dieser zeichnet namentlich die Vorderpfälzer aus — plagen sich nun die Leute, um auf einem winzigen Gütchen zu darben und — frei zu sein, von den Wucherjuden beherrscht zu werden und — frei zu sein, in fremden Dienst zu gehen, Knecht zu werden, Taglöhner zu werden und — frei zu sein. Seltsamer Widerspruch! In seines Bruders Hause als Gehilfe und bevorzugter Diener zu arbeiten und den Besitz der Familie als einer moralischen Persönlichkeit dauernd zu wahren, nennt man unerträgliche Sklaverei, dagegen im Dienste fremder Leute zu taglöhnern, Freiheit! So läßt sich auch der Geselle und Lehrjunge in der Pfalz selten mehr die Familienzucht im Hause des Meisters gefallen; er kann ja kraft der Gewerbefreiheit jeden Tag selber Meister werden oder Lohnarbeiter als „sein eigener Herr", und Lohnarbeiter zu sein dünkt ihm weit ehrenvoller als der Familie des Meisters, dem „Ingesinde" im alten stolzen Sinne des Wortes, beigesellt.

Nun möge aber das Gegenbild folgen, ein Bild der deutschen Art, nach welcher der Mann nicht für sich allein fessellos zu sein begehrt, sondern seine Freiheit sucht in der Macht und Ehre seines Hauses. In Nordwestdeutschland sitzen noch Bauerschaften, bei denen der Hof, die „Stelle", als Stamm- und Erbgut der Familie noch in eben der Weise hoch und heilig gehalten wird, wie der Patriot sein Vaterland heilig hält. Hier ordnen sich die jüngeren Söhne, wenn sie nicht auswärts ihr Glück suchen, dem älteren Bruder, dem Gutserben freiwillig unter, dienen ihm als bevorzugte Knechte aus demselben Drang, aus welchem die Pfälzer eine solches Verhältnis verabscheuen — aus Freiheitsdrang. Sie würden es für eine unwürdige Sklaverei halten, bei fremden Herren zu taglöhnern, während sie mit Stolz des väterlichen Hauses Diener sind. Sterben nachgeborene Söhne, die als sogenannte „alte Jungen"

ledig bleiben und im Dienste ihres Bruders sitzen, dann vermachen sie in der Regel ihren kleinen Erbschaftsanteil und ihr erspartes Geld wiederum dem Gutsherrn, obgleich derselbe ja ohnedies schon fast alles besitzt, obgleich die jüngeren Geschwister einen solchen Zuschuß viel besser brauchen könnten, obgleich die natürliche Regung des Neides gegen den Bevorzugten davon abmahnen könnte. Allein es ist auch eigentlich gar nicht der ältere Bruder, dem solchergestalt selbst die Ersparnisse seiner Geschwister wieder zufließen: es ist das Haus, die Familie, dem diese Erbschaft vermacht wird, und der ältere Bruder erscheint hier nur als die Personifikation des Hauses. Also umgekehrt wie bei den Pfälzern opfert hier der einzelne sein ganzes persönliches Interesse für das Gedeihen des Hauses, umgekehrt wie in der Pfalz würde hier der Vater nicht ruhig sterben können, welcher um des egoistischen, augenblicklichen Vorteils der einzelnen Kinder willen sein Gut teilte, die „Stelle" zerstörte, die Familie zerstreute, das väterliche Haus zu einer bloßen Abstraktion machte. Dem in deutscher Familienhaftigkeit großgewachsenen niedersächsischen Hofbauern würde eben dies wieder wie bare Unsittlichkeit aussehen, was dem Pfälzer Humanität, göttliches und menschliches Recht dünkt.

Hier mag man erkennen, wie tief unsere sozialen und wirtschaftlichen Zustände in der Familie gewurzelt sind. Der gleiche Trieb nach Unabhängigkeit und Besitz führt zu direkt entgegengesetzten Zuständen, *weil das Verhältnis des Individuums zur Familie anders gefaßt wird*, und jede der beiden Parteien glaubt, bei ihr allein sei die Unabhängigkeit gewonnen, bei der andern die Sklaverei. Ohne Vergleich sittlich tiefer als die modern französische scheint mir freilich die deutsche Auffassung, wonach das Individuum seinen Eigennutz und seine Fessellosigkeit zum Opfer geben soll an das Haus. Und zwar wird „das Haus" hier nicht bloß gedacht als die gegen-

wärtige Generation; sondern die große historische Kette unserer Familie in Vergangenheit und Zukunft ist es, vor deren Glanz und Macht das Interesse des einzelnen verschwinden muß. Soll der einzelne nicht auch seinen persönlichen Vorteil dem Vaterlande, der Nation opfern? Wohlan! Die Familie ist eine ebenso gewaltige, eine ebenso heilige und für die Entwicklung der Menschheit maßgebende Tatsache wie die Nation. Ist der aufopfernde Patriotismus etwas sittlich Großes, dann muß dies auch die aufopfernde Familienhaftigkeit sein, wie wir sie in der Sitte jener norddeutschen Bauern verkörpert finden.

Die aufopfernde Familienhaftigkeit ist der beste Rechtstitel des Adels; sie ist es, die ihm auch als moderne Institution eine Zukunft verheißt. Merkwürdig genug trifft sich's, daß es in der Pfalz eben auch keinen grundbesitzenden Adel mehr gibt, und daß wiederum die Franzosen es waren, die ihn von dort vertrieben haben. Auch diese Tatsache hängt zusammen mit der Verleugnung des Hauses, der historischen Familie in der pfälzischen Volkssitte.

Im achtzehnten Jahrhundert waren es mehr die literarischen, im neunzehnten mehr die politischen und sozialen Einflüsse Frankreichs, welche auflösend in unser Familienleben eindrangen. Die Sitte des Hauses — das war die beste Provinz, welche uns die Franzosen weggenommen haben. Leider sieht es im Punkte dieser Sitte in gar vielen vornehmen deutschen Häusern aus wie im Elsaß, wo man Französisch zu reden noch nicht recht gelernt, das Deutschreden aber schon halb vergessen hat. Übrigens ist die Wiedereroberung des deutschen Hauses langsam, doch stetig wieder vorgeschritten, seitdem wir uns politisch und literarisch wieder freigemacht von der französischen Herrschaft. Als in den Dreißigerjahren französische literarische Einflüsse in der jungdeutschen Schule auf kurze Zeit wieder zu spuken begannen, drängte sich der Gedanke, daß ein Genie kein guter Ehemann sein könne, das

alte Vorurteil von der Philistrosität des Hauses und der Familie, auch sogleich wieder als eine moderne belletristische Doktrin hervor. Das war nur ein flüchtiges Anzeichen, aber es ist leicht zu deuten.

Nicht Klagen voll Verzweiflung, sondern Klagen, darin eine geheime fröhliche Hoffnung schlummert, dürfen wir gegenwärtig über unser Familienleben erheben. Wir wachsen im Hause, und das ist wahrlich auch ein politischer Zuwachs für die Nation. Wie ganz anders steht jetzt die Wissenschaft zum Hause als vor hundert Jahren! Die Familie ist von der Wissenschaft unendlich tiefer erkannt, sie ist zugleich wieder ein Gegenstand des öffentlichen Interesses in unserem Volke geworden. Erkenntnis ist schon halbe Besserung.

Auch in der Geschichte der Wissenschaft der beiden letztvergangenen Jahrhunderte ist die „Verleugnung des Hauses“ mit großen Lettern eingezeichnet. Die gänzliche Verkennung der Idee der Familie hängt hier innigst zusammen mit jener schiefen Fassung der Staatsidee, die sich wie eine erbliche Krankheit durch die ganze Staatswissenschaft des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts fortgeschleppt hat.

Die Staatswissenschaft hatte ebensogut ihre Renaissance und ihr Rokoko wie die bildende Kunst. In dem mittelalterlichen Feudalstaate war die Staatsidee unterjocht worden von den Mächten der Gesellschaft und der Familie. Niemals hat die Sozialpolitik einseitiger überwogen als im Mittelalter. Von dieser Einseitigkeit suchte man sich in der Zeit der Renaissance zu befreien. Mit den römischen Schriftwerken, mit den römischen Tempeln und Bildsäulen zog man die römische Staatsidee wieder aus dem Schutte der Jahrhunderte hervor. Die Wissenschaft knüpfte — wie die Kunst — da wieder an, wo die Römer aufgehört hatten; was dazwischen lag, suchte man zu vergessen. Hugo Grotius sieht in dem Staate nur die Vereinigung freier Menschen zum Aufbau des Rechts und zur Förderung der allgemeinen

Wohlfahrt. Hobbes erklärt den Staat für eine durch Vertrag verbundene Gesellschaft von Individuen, die sich solchergestalt verbündet haben, um dem Elende des Naturzustandes ein Ende zu machen, während Rousseau einen Vertrag der einzelnen aufstellen will, durch welchen, umgekehrt wie bei Hobbes, das Heil und Glück des Naturzustandes wieder heraufbeschworen werden soll. Damit waren die großen historischen Mächte der Gesellschaft und der Familie theoretisch in die Ecke geschoben. Pufendorf setzt in seinem Naturrecht die allgemeine Moral an die Stelle der geschichtlich gewordenen Sitte und des Gesetzes. Diese Sitte aber ist ebenso gewiß die Lebensbedingung der Gesellschaft und der Familie, wie die Rechtsidee die Lebensbedingung des Staates ist.

War der Staat nur ein Vertrag, waren die gesellschaftlichen Zustände nur paktiert worden, beides aus bloßen Gründen der Not und der äußeren Nützlichkeit, dann lag die Folgerung nahe, in der Ehe auch bloß einen Vertrag zu sehen. Da hatte der heidnische Jurist doch noch eine viel tiefere Anschauung von der Ehe als die christlichen Humanisten des achtzehnten Jahrhunderts (wie denn überhaupt die antike Welt fast überall tiefer ging im Original als in der Kopie der Renaissance), wenn er sagt: „Nuptiae sunt conjunctio maris et feminae, et consortium omnis vitae divini et humani juris communicatio."

Die deutschen Philosophen des vorigen Jahrhunderts vertieften und erweiterten die Staatsidee des Hugo Grotius, aber sie blieben zu ausschließend bei der Rechtsseite des Staates stehen und fielen dadurch immer wieder in die Vertragstheorie zurück. Dieser Zauberbann ist es, der selbst den zum größten Ethiker geborenen Kant zurückhält, das ethische Moment im geschichtlich aufwachsenden Volksleben, die in schönem Doppelsinne „sittliche" Macht in der Gesellschaft und Familie in der Theorie des Staates wieder zur

vollen Geltung zu bringen. Wo daher der Staatsrechtslehrer in dieser ganzen Periode der „Renaissance" der Staatswissenschaften vielfach die glänzendsten Lichtseiten aufzeigt, da siehet der Sozialpolitiker, wie sich zugleich daneben die tiefsten Schatten lagern.

Der einseitige Rechtsstaat mußte theoretisch zur Lockerung der Ehegesetzgebung, praktisch zur allmählichen Verleugnung des Hauses führen. Der Staat als bloße Rechsanstalt kennt bloß Individuen, Staatsbürger. Er siehet ab von der naturgeschichtlichen Tatsache der Volkspersönlichkeit, die in den zwei mächtigen Organismen der Gesellschaft und der Familie vor uns steht, geadelt durch die sittliche Potenz der historischen Sitte. Er hält darum jedes Opfer persönlicher Freiheit, welches der einzelne der Idee der Gesellschaft und der Familie bringen muß, für eine Rechtsbeschränkung, die man beseitigen müsse.

Mit dieser Auffassung, die als eine unwiderstehliche kulturgeschichtliche Tatsache den ganzen Geist des achtzehnten Jahrhunderts mitbestimmte, hängt die allmählich eingetretene Praxis einer immer lockereren Ehegesetzgebung eng zusammen. In dem Maße, als unsere Gesetze humaner geworden sind, lassen sie die eigenen Rechte der Familie als einer sozialen und sittlichen Macht zurücktreten zu Gunsten der egoistischen Freiheit des Individuums.

In unsern Besitzverhältnissen ist z. B. der Begriff des Familieneigentums fast ganz verloren gegangen. Wir vergessen zuletzt völlig, daß es überhaupt noch anderes Privateigentum geben könne, als das einzelnen Personen zugehörige. Der alte Rechtsspruch: „so mancher Mund, so manches Pfund," ist uns bei den Familienerbteilungen ein so natürliches, gar keines Beweises bedürfendes Axiom geworden, wie etwa, daß zweimal zwei vier ist. Mit diesen Erbteilungen wird das Los auch um die Sitte des Hauses geworfen; sie wird in Fetzen zerrissen wie das Vermögen. Es

ist das große Verdienst der Aristokratie und einiger alter Bauerschaften, daß sie uns wenigstens ein Bild dessen bewahrt haben, was eigentlich Familieneigentum heißt, und was dessen soziale und politische Bedeutung ist.

Nach einem uralten, durch Geschichte und Sage verbürgten Rechtsgrundsatz fast aller europäischen Staaten war ein Friedensbruch dem Manne dann erlaubt, wenn es der unmittelbaren Bestrafung der an seinem Weib, seiner Tochter, Mutter oder Schwester verletzten Hausehre galt. Wo die Heiligkeit des Hauses gebrochen wird, da tritt hier sofort ein Ausnahmerecht an die Stelle des Gesetzes. Die Familie steht dem alten Germanen insofern höher denn das Gesetz, als sie der Zweck des Gesetzes ist. Der ganze künstliche Organismus des Staates ist ihm wesentlich vorhanden, um den natürlichen Organismus der Familie sicher zu stellen, und der Friede der Familie steht über dem Landesfrieden.

Das ist eine einseitige, aber tiefe und großartige Auffassung des Hauses, patriarchalischen Zuständen entquollen, in der Tat nicht mehr passend für unser entwickelteres öffentliches Rechtsbewußtsein. Aber wie hünenhaft gewaltig steht diese Opferung der allgemeinen Rechtssicherheit für das Haus neben unserer schwächlichen Verleugnung des Hauses zu Gunsten persönlicher Fessellosigkeit!

So sind auch unsere Rechtsbegriffe in Betreff des Hausregiments, der väterlichen Gewalt 2c. erstaunlich milde geworden. Eine wohltuende Humanität ist hier eingezogen, aber es fragt sich, ob nicht hinter dieser Humanität gegen den einzelnen eine Barbarei gegen das Ganze lauert, ob nicht, wie selbst Herder, der große Verkünder der Humanität, sagt, „das, was wir Kultur nennen, oft bloß eine verfeinerte Schwachheit ist?“

Allen Rücksichten hat man Rechnung getragen, nur nicht der sozialen Bedeutung der Familie als Gesamtpersönlichkeit, nur nicht der Rettung der Sitte des Hauses.

Wir brauchen nur unsere deutschen Landesgesetzgebungen, wie sie vor hundert Jahren bestanden, nachzusehen, um die ungeheure Umwandlung inne zu werden, welche bei der öffentlichen Meinung über die Familie eingetreten ist. Da sind scharfe Strafen angesetzt gewesen auf heimliche Verlöbnisse nicht nur von solchen, die noch unter elterlicher Gewalt stehen, sondern auch für die, welche bereits im Besitz ihrer eigenen Gewalt waren. Der Akt der Verlobung selbst ist jetzt eine ganz freie Sitte geworden, wobei es sich höchstens noch um ein geselliges Familienfest handelt. Zu unserer Großväter Zeit dagegen hatte dieser Akt auch noch seine im Gesetz geforderten Formalitäten; ein Verlöbnis unter vier Augen war, wie gesagt selbst den unabhängigsten Brautleuten verboten, und durch die Zuziehung wenigstens zweier Freunde als Zeugen mußte der Vorgang sein offizielles Gepräge erhalten.

Nach gemeinem kaiserlichen Recht konnten die Kinder enterbt werden, wenn sie ihre Eltern und Großeltern vorsätzlich geschlagen, ja nur mit schweren ehrenrührigen Injurien traktiert hatten, oder wenn der Sohn für seine zur Schuldhaft gekommenen Eltern nicht bürgen wollte, oder wenn Kinder wider ihrer Eltern Willen ein „leichtfertiges, unehrliches Gewerb“ ergriffen hatten, z. B. Scharfrichter, Komödianten oder dergleichen geworden waren.

Hatten die Eltern aber selber ein derartiges Gewerbe betrieben, so durften sie die Kinder nicht enterben, wenn dieselben wider ihren Willen das Gleiche taten. So untrennbar dachte man in alter Zeit die ganze berufliche und soziale Stellung des Kindes mit der des Vaters zusammenhängend.

Ein merkwürdiges Zeugnis dessen, daß man sich die Stellung des Weibes gar nicht isoliert, sondern nur im Mittelpunkte der Familie denken konnte, liegt in dem alten Gesetzesparagraphen, wonach Eltern, welche ihre Tochter fünfundzwanzig Jahre haben alt werden lassen, ohne ihr zur Ehe zu helfen, dieselbe nachgehends nicht mehr enterben

können, wenn sie zu Fall käme oder sich wider ihrer Eltern Willen verlobte. Es liegt also den Eltern indirekt die Pflicht ob, für ihre Tochter einen Mann zu suchen. Das kommt uns, die wir inzwischen so viele Romane gelesen haben, freilich sehr possierlich vor.

Daß unsere Strafgesetze seit hundert Jahren im allgemeinen milder geworden sind, dafür aber an strenger und konsequenter Handhabung gewonnen haben, wird jedermann als einen Fortschritt anerkennen. Vielleicht ist jedoch der Übergang von äußerster Strenge zur äußersten Milde bei keinem Verbrechen so grell gewesen als beim Ehebruch. Wo im vorigen Jahrhundert noch Todesstrafe auf demselben stand, da sühnt man ihn jetzt durch eine milde Gefängnisstrafe oder eine Geldbuße. Würde man die organische Volkspersönlichkeit im Staate gründlicher anerkennen, dann müßte der Ehebruch, wenn auch nicht mehr mit dem Tode, so doch mit einer schweren Strafe gebüßt werden. Denn in der freventlichen Zerstörung des Heiligtums der Familie wird der Organismus der Volkspersönlichkeit in seinem innersten Nerv verletzt. Ist die Ehe ein bloßer Vertrag, dann mag Ehebruch mit einer Geldbuße immerhin genügend bestraft sein. So scheint auch die gebildete und vornehme Gesellschaft im Zeitalter Ludwigs XIV. und XV. gedacht haben. Als die politische und soziale Vertragstheorie für die wahre Offenbarung des Zeitgeistes galt, da brachen die vornehmen und gebildeten Leute die Ehe, wie man einen lästigen Kontrakt bricht, hurten nach Herzenslust und berühmten sich dessen, während drakonische Ehebruchsgesetze gleichzeitig den Tod auf solchen „Kontraktbruch" setzten, und ein Quartier im Turm mit einem täglichen Frühstück von Peitschenhieben auf die Hurerei. Aber diese Gesetze galten nicht für den feinen Mann, sie galten nur für das rohe, gemeine Volk. Und dieses suchte in der Tat so gut als möglich seine alte strenge Familiensittlichkeit zu retten.

Jetzt haben wir ein milderes Gesetz, und die vornehmen und gebildeten Leute sind in dem besprochenen Punkte entschieden sittlicher geworden, es gehört nicht zum feinen Ton, lüderlich zu sein, und wer es noch ist, der schämt sich dessen und ist es insgeheim. Dagegen ist aber der gemeine und arme Mann in seiner Familiensittlichkeit an gar manchen Orten umsomehr zurückgegangen; er zehrt jetzt noch an den praktischen Resultaten der Lehren des achtzehnten Jahrhunderts. Es ist keine Schulweisheit so hoch und fein, daß sie nicht durch alle Gesellschaftsschichten bis herunter in die letzte Hütte der Armut dränge, wenn sie sich überhaupt einmal bei den Gebildeten der Nation festgesetzt hat. Die Ausbreitung einer falschen Doktrin hat hier eine fatale Ähnlichkeit mit dem Weltgange der Seuchen.

Ähnlich war es im Zeitalter der Renaissance mit den phantastisch originellen Denkern gegangen, die ebenso weit von der Rechtsbegründung des Staates wie von der geschichtlichen Tatsache der Gesellschaft sich ferne hielten und dafür den Träumen einer ganz neuen sozialistischen Gesellschaftsordnung nachhingen. Was Plato über eine neue Idealgesellschaft philosophiert, was der Gnostiker Epiphanes über Weiber- und Gütergemeinschaft gedacht, Campanellas Vorschläge über Kindererzeugung als Staatsangelegenheit, die Frivolitäten der französischen Materialisten des achtzehnten Jahrhunderts über das Familienleben, wie die Schwärmereien der modernen Kommunisten und Sozialisten, welche die Familie als eine der patriarchalischen Urzeit angehörige überlebte Form betrachten; — das alles ist, verdünnt und verflüchtigt, zuletzt bis in die Bildungsatmosphäre unserer großstädtischen Proletarier gedrungen. So mancher „gebildete" Bummler findet es gar nicht uneben, daß ihm ein neuer Glaube gegründet ist, welcher der Lüderlichkeit ein so heiteres Schlaraffenleben verheißt. Wie der „solide Mann" aus Indifferentismus allmählich, ohne es selbst zu wissen,

zur Verleugnung des Hauses kam, so hatte der Lump nun auch eine geistreiche Rechtfertigung für sein geflissentliches Abschwören der häuslichen Tugend gefunden. Beides aber erscheint als der letzte Niederschlag wissenschaftlicher Strömungen, die anfänglich bei den hervorragendsten Geistern ihrer Zeit ihr gutes kulturgeschichtliches Recht gehabt hatten. Wenn aber irgendwo, dann gilt es im Haus und der Familie daß man nicht gar zu gescheit sein soll. „Wer Geck wird, dem fängt's im Kopf an.“

Mit der Verflüchtigung des Familienbewußtseins im Volk ging die steigende Leichtigkeit der Schließung und Lösung der Ehen Hand in Hand. So werden auch bei den konservativen Bauerschaften Ober- und Niederdeutschlands weit weniger Ehen geschlossen, als bei dem der altväterlichen Sitten baren mitteldeutschen Landvolk. Ist die Ehe nur ein Vertrag, dann ist es Barbarei, ihre Lösbarkeit zu erschweren. Von Frankreich, wo die Zivilehe am volkstümlichsten geworden ist, verbreiteten sich darum auch die milden Ehescheidungsgesetze über Deutschland. Überhaupt ist Frankreich die eigentliche Zentralwerkstätte für die Auflösung der Familie. Den bloßen bürgerlichen Ehevertrag haben die Franzosen in den letzten Jahren sogar den Muselmännern von Algerien mit einigem Erfolg annehmlich gemacht. Bekanntlich hält kein Volk fester an seinen patriarchalischen Familiensitten als die Araber, und doch sind vor dem Präfekturrat von Konstantine Zivilehen von Arabern abgeschlossen worden, wobei der Bräutigam, darunter der Abkömmling einer der ältesten Familien des Landes, auf sein nationales und religiöses Recht der Vielweiberei Verzicht leistete. Wenn nun gar die Türken bis zur Zivilehe zivilisiert werden, wie sollen da die Deutschen noch mit der kirchlichen Trauung hinter der Zeit zurückbleiben! Im „finsteren“ Mittelalter kommen umgekehrt bloß kirchliche Ehen vor, welche nicht als bürgerliche gelten.

Wer überall nur zärtliche Sorge für das Individuum trägt und nichts weiß von dem Opfer der Privatneigungen für das Ganze und für die Idee, der wird für eine möglichst leichte Auflösbarkeit der Ehen stimmen. Soll der einzelne zu seiner Qual auf sein Leben lang an eine Person gefesselt sein, die ihm zuwider ist? Und ist es nicht sittlicher, eine Ehe zu lösen, die doch keine wahre, als ein lügnerisches Scheinverhältnis fortbestehen zu lassen? Wenn die Ehe ein bloßer Vertrag ist, allerdings. Nur daß dann auch der Schmied von Gretna-Green oder ein Maire eine passendere Person sein wird, den Trauakt zu vollziehen, als ein christlicher Geistlicher. Auch würde hier für die Männer der Vertragstheorie auf die bei den Europäern in Täbris in Persien herrschende Sitte der „temporären Ehen“ zu verweisen sein. Die dort weilenden Griechen aus Konstantinopel pflegen nämlich mit den Töchtern der nestorianischen Christen in Täbris Ehen für die Dauer ihres dortigen Aufenthaltes abzuschließen. Der Vertrag wird mit allen Förmlichkeiten, oft auch im Beisein eines Priesters, für eine bestimmte Reihe von Jahren oder Monaten vollzogen, und dafür eine festgesetzte Summe entrichtet. Oft hat der neue Ehemann bereits eine Frau in Konstantinopel und erfreut sich dann also der Bequemlichkeit des Postillons von Lonjumeau, auf jeder Station eine Ehehälfte zu finden.

Es liegt in dem Wesen der Familie, daß sie das Beharrende, Feste sei, welches Geschlechter, Stämme, Nationen zusammenhält. Der Segen des „Hauses“ für die ganze Erziehung der Menschheit bestünde nicht ohne die unlösbare Bindung der Familie. Die Ehe erhält erst ihre Weihe, die Weihe der vollständigen Hingabe von Mann und Frau, durch ihre Unlösbarkeit; in diesem Sinne ist sie eine göttliche Einsetzung, in diesem Sinne wird sie von der Kirche eingesegnet. Gar mancher, der sich in der Ehe unglücklich fühlt und davonlaufen möchte, wenn er könnte, wird durch

den Gedanken an ihre Unlösbarkeit dazu kommen, sich in der Ehe zurechtzufinden. Andere Ehen sind und bleiben unglücklich. Hier aber soll der einzelne dennoch die Ehe aufrecht erhalten, in dem Bewußtsein, daß es groß sei, um einer großen Idee willen, um der Familie willen, sein Kreuz zu tragen. Man muß auch hart sein können, — absonderlich gegen sich selbst. Zu einem lügnerischen, unsittlichen Scheinverhältnis soll aber eine solche Ehe dennoch nicht werden; denn wer von den beiden Ehegatten noch christlich und sittlich gesinnt ist, der soll nie aufhören zu arbeiten, daß er den andern zu sich herüberziehe. Dadurch wird auch eine solche unglückliche Ehe nicht ohne Weihe und Segen bleiben. Und wenn beide Ehegatten sich dabei nicht lieben können in romantischem, poetischem Minnedienst, dann sollen sie sich lieben um der „Familie“ willen, um des „Hauses“ willen, um des heiligen, unlösbaren Bundes willen, den sie geschlossen, und einander in dieser Liebe ertragen. Darin finde ich Größe des Charakters, Begeisterungsfähigkeit und Aufopferungsmut für eine der größten Ideen dieser Welt — für die Idee des Hauses — und eine heldenmäßig christliche Liebe. Wo dagegen die Eheleute gleich auseinanderlaufen, weil ihre Herzen nicht stimmen, weil eines das andere nicht ertragen mag, ja selbst weil eines das andere als in ungeahnte sittliche Verderbnis gesunken erkennt, da wird sein Verhätschelung des lieben Ich, Armut an Begeisterung, an Liebe und an Opferfähigkeit und kleinmütige Feigheit. Ist die Gesetzgebung streng, dann wird man auch weniger leichtsinnige Ehen schließen. Man wird sich hüten vor einer Spekulationsheirat. Im südwestlichen Deutschland, wo die Gleichteilung des Guts bei den Bauern herrscht, wo infolgedessen die Kleingüterwirtschaft überwuchert, infolgedessen eine Überzahl zu früh geschlossener, in ihrer Existenz schwankender Ehen sich eingestellt hat, infolgedessen die besitzlose Bevölkerung fortdauernd wächst und wiederum infolgedessen die

Auswanderung fortdauernd zunimmt — in diesem Teile Deutschlands sind Spekulationsheiraten zur Aufbesserung des allzu kleinen väterlichen Erbstückes fortwährend an der Tagesordnung. Dort haben auch die französischen Ehegesetze, die eine möglichst leicht zu schließende und zu lösende Ehe gestatten, den tiefsten Eingang in das Bewußtsein des Volkes gefunden. Die Früchte ernten wir teils schon jetzt; noch mehr werden sie ernten, die nach uns kommen.

Der unserer Zeit eigentümliche Versuch der Ehe zwischen Juden und Christen gehört auch in das Kapitel von der Verleugnung des Hauses. Der echte Jude besitzt noch ein sehr tiefes und konzentriertes Familienleben, in dem Bewußtsein des Hauses beschämt er manchen Deutschen. Die Sitten seines Hauses sind dann aber auch natürlich echt jüdische. Er wird sie unter allen Umständen nicht verschmelzen wollen mit deutschen und christlichen Sitten. Als ein Glied des auserwählten Volkes Gottes, eines Volkes, bei dem die Begriffe von Nation und Religion, von Familie und Religion untrennbar zusammenfallen, wird er es überhaupt verschmähen, bei den Töchtern der Gojim ein Weib zu suchen. Aus demselben Grunde ist eine wahre Ehe auch zwischen Türken und Christen undenkbar. Dem Muselmann steht jeder Ungläubige außerhalb der Nation, außerhalb des Staates, der Gesellschaft und des Hauses. Die Intoleranz ist ihm ein religiös-politisches Grunddogma, wie schon in der Schrift gesagt ist von Ismael, dem Ahnherrn der Araber: „Seine Hand wider jedermann, und jedermanns Hand wider ihn; er wird gegen allen seinen Brüdern wohnen.“

Ganz anders dagegen steht es mit den „aufgeklärten“ modernen Juden, an die man allein denken muß, wenn von Ehen zwischen Christen und Juden die Rede ist. Für sie existiert das altjüdische Haus so wenig mehr als der altjüdische Glaube. Sie haben sich aber auch nicht positiv etwas anderem zugewandt, also im vorliegenden Fall dem

deutschen Hause und dem Christentum. Was wir hier als deutsche Sitte des Hauses aus unserm Volksleben zusammengestellt haben, das wird ihnen alles Barbarei und Mittelalter sein. Also nur auf die Verleugnung des Hauses, auf die Verleugnung nationalen Familiengeistes ist die Möglichkeit einer Ehe zwischen Christen und Juden gegründet. Darum finden solche Ehen auch am meisten Anklang bei den Franzosen, als demjenigen Volke, welches es im ganzen christlichen Europa am weitesten gebracht in der Verleugnung des Hauses.

(Ich streiche diese Ausführung auch in der neuen Auflage nicht, obgleich sie heute leicht mißverstanden und im Sinne einer Judenhetzerei gedeutet werden könnte, die ich aus tiefster Seele verabscheue und auch damals, als ich jene Worte schrieb, verabscheut haben würde, wenn solche Hetzerei selbiger Zeit in Deutschland denkbar gewesen wäre. Ich ehre einen Juden, der ein rechter Jude sein will: er mag in seiner Absonderung beharren, und wir bleiben bei uns. Ich ehre einen Juden, der ein guter Deutscher sein will: wir wollen ihn mit aller Kraft verdeutschen helfen, was aber, beiläufig bemerkt, nicht geschieht, wenn wir ihn zur Tür hinauswerfen. Nur mit einem Juden, der gar nichts sein will, nicht einmal ein Jude, weiß ich nichts anzufangen. Er soll aber auch mit uns Deutschen und Christen nichts anfangen wollen, sonst wehren wir uns unserer Haut. Es gibt übrigens auch getaufte Deutsche genug, die gar nichts sein wollen und doch mit allen Leuten anbinden, die noch etwas sind. Ich kehre jedoch zurück zu meinem Text und sage: wenn der eine Ehegatte deutsch, der andere französisch ist, dann muß die Familie über kurz oder lang entweder deutsch oder französisch werden; denn jede Familie hat einen nationalen Charakter; bleibt sie national in der Schwebe, dann wird und bleibt sie auch dauernd keine echte Familie. Ebenso geht es mit der Religion. Wenn Christ und Jude

sich heiraten, dann wird die Familie entweder christlich werden oder jüdisch; denn jede Familie bedarf eines religiösen Charakters, und glaubten beide Ehegatten glaubenslos zu sein, so würde ihnen selbst dieser ihr Unglaube wieder zur Religion und ihre Ehe kann treu und wahr werden. Aber eine wahre Ehe, in welcher dem einen Gatten Trug und Wahn dünkt, was dem andern Gatten das Heiligste, eine Ehe des dualistischen Gegensatzes in den tiefsten Bedürfnissen des Gemütes, in den letzten Quellen des Trostes und der Hoffnung ist wenigstens als vollgültig echte Ehe nicht denkbar. [1881.])

Wie politische und volkswirtschafliche Fragen sich oft vollständig umkehren, wenn man den *sozial-politischen* Maßstab an sie legt, so erhalten auch die Rechts- und Humanitätsfragen über strenge oder milde Ehegesetze, Zivilehe, Christen- und Judenehe, Ehebruch, die Stellung der unehelichen Kinder u. s. w. eine ganz andere Nase, wenn man die Familie dabei als soziales Institut, als das eigentliche Herz der Volkspersönlichkeit ins Auge faßt, das Haus als das organische Vorgebilde der Gesellschaft und die strenge Sitte des Hauses als das Allerheiligste des nationalen Geistes, als den Urquell der echten Loyalität.

Ich zeigte oben, wie diese Auffassung in unserer modernen Gesetzgebung allmählich immer mehr zurückgetreten ist. Es ist im Gegensatz hiezu das große Verdienst der sogenannten *historischen* Schule unter den Politikern und Rechtsgelehrten, die Bedeutung der organischen Volkspersönlichkeit für den Staat wieder zum Bewußtsein gebracht und den Wert der Sitten in und neben den Gesetzen wieder wissenschaftlich gewürdigt zu haben. Die Ergebnisse dieser Richtung kommen keiner Lehre in größerem Maße zu gut als der Lehre von der Gesellschaft und der Familie.

Savignys klassisches Wort, „daß die Gesetze nichts anderes sein können, als die ins Bewußtsein aufgenommene natür-

liche Ordnung, daß die Gesetze nichts Neues schaffen, sondern nur das Bestehende (— ‚das Gewordene‘ —) anerkennen können, so wie man im Staate nichts anderes suchen dürfe, als die äußere Form, die sich das innere Leben der Nation auf natürliche Weise selber geschaffen“ — zeigt recht eigentlich den Weg, der aus dem Staatsrecht hinüberführt in die Sozialpolitik. Auf diesem Wege hat dann auch eine Wiedergeburt unserer verflachten Gesetzgebung über die Familie bereits begonnen.

In der Zeit politischer Ohnmacht und nationaler Erschlaffung, da wir noch gefangen waren in der Herrschaft Frankreichs, fanden wir die strenge alte Sitte des Hauses lächerlich und verleugneten das Haus. So wird es ein Zeichen der politischen Erhebung unserer Nation sein, wenn wir die Glorie dieser Sitte wieder mit Stolz und durch die Tat anerkennen.

Als unsere Urväter, die germanischen Barbaren, zum ersten Male auf der Bühne der zivilisierten Welt erschienen, da gaben sie in der strengen Zucht und Sitte der Familie die erste Urkunde ihrer sittlichen Kraft und Überlegenheit, davor die ausgelebten Römer erschraken wie arme Sünder. Nicht bloß Tacitus war im ersten Jahrhundert mit Staunen erfüllt vor der Reinheit und Großheit des deutschen Familiengeistes: noch jahrhundertelang nachher sprachen die römischen Schriftsteller ihre Bewunderung über die deutsche Sitte des Hauses aus. Und zwar gibt hier der Feind dem Feinde dieses Ehrenzeugnis. Selbst der glühende Ketzerhaß konnte nicht verhindern, daß die rechtgläubigen Katholiken Roms den Goten, den verhaßten arianischen Ketzern, den Preis der häuslichen Tugend zugestanden.

Hier erscheinen unsere Männer des Rechtes, der Politik und der Kirche vor Gott und der Welt gesamthaftbar verpflichtet, dahin zu wirken, daß mit der schlimmsten Revolution im Innern des Hauses gebrochen werde, damit uns

unsere ältesten Ahnen, bärenhäuterischen Andenkens, nicht länger in dem Punkte der häuslichen Sittlichkeit beschämen, und wir in dem Organismus des „Hauses" nicht nachgerade zurückkommen weit hinter die Barbaren der germanischen Urwälder.

In derselben Zeit, da man in der Praxis der Politik und Gesetzgebung die Familie auf die Seite schob, bekümmerte sich auch die Kirche möglichst wenig um dieselbe. Auch auf ihr lastet die Schuld, mitgewirkt zu haben zur Verleugnung des Hauses. Es war ein gewisser Pastoralhochmut, der es für eines schriftgelehrten Geistlichen wenig würdig hielt, allzu tief in das Amt der Privatseelsorge hinabzusteigen. Der Pfarrer glaubte genug zu tun, wenn er auf der Kanzel seinen Pfarrkindern gegenüberstand, sollte er ihnen auch noch ins Haus rücken? Anderseits war aber auch seit der französischen Revolution bei den Gemeinden jene Begriffsverwechslung gangbar geworden, welche Freiheit und individuelle Fessellosigkeit für gleichbedeutend nahm. Man würde dem Geistlichen die Tür gewiesen haben, der sich um das Familienleben seiner Gemeindemitglieder bekümmert hätte. Den Spruch des Engländers, daß unser Haus unsere Burg sei, travestiert man sich dahin, daß jeder in seinen vier Wänden treiben könne, was ihm beliebe.

Gegenüber jenem Pastoralhochmut, der das Haus zu gering achtete für ein Objekt priesterlicher Wirksamkeit, mögen wir wohl jener in Einfalt frommen Maler der alten Zeit gedenken, die, wie van Eyck, Memling oder Dürer, ihren Szenen aus dem Leben Christi und der Heiligen dadurch den würdigsten Hintergrund zu geben suchten, daß sie dieselben mitten in das deutsche Haus versetzten. Da finden wir zum Exempel die Jungfrau Maria mitten in einer mit getreuester Liebe abkonterfeiten deutsch-bürgerlichen Wohnstube, und zu ihren Füßen liegt zusammengeringelt die Hauskatze, während der Engel des Herrn hereintritt, um die Jungfrau als die gesegnetste unter den Frauen zu be-

grüßen. Die trauliche Häuslichkeit schien herrlich und würdig genug als Rahmen zum Erhabensten und Heiligsten.

So verweilten die alten Prediger gerne bei dem sinnigen Gedanken, wie Christus selbst dem „Hause" die größte Ehre angetan, indem er zuerst seine Herrlichkeit den Jüngern bewiesen habe bei einem Feste des Hauses, bei der Hochzeit zu Kana.

Den Predigern ward auch vorzeiten eingeschärft, fleißig allem Volk zu lehren, daß Gott selbst den Ehestand eingesetzet habe, und zu wachen, daß Zucht und Ehre in den Familien gewahrt werde, „auf daß Gott nicht eine harte Strafe lasse kommen auf unser Land".

Unsere Vorfahren suchten jedem Ereignisse des häuslichen Lebens durch eine religiöse Weihe Bedeutung zu geben. Unzählige schöne Gebräuche dieser Art sind ganz vergessen und verschollen. So herrschte z. B. im sechzehnten Jahrhundert und wohl auch noch später bei protestantischen Eltern die schöne Sitte, das Kind im Mutterleibe durch einen feierlichen Akt des Gebetes „Christo zuzutragen". Denn auch die ungeborenen Kinder, wenn wir sie Christo mit dem Gebete zutragen, sollen seine Mitgenossen sein. „Nimmt er sie nun an, so taufet er sie selbst mit dem heiligen Geiste, ehe sie bei uns zur Wassertaufe kommen." Also auch das totgeborene Kind soll durch diesen tiefsinnigen religiösen Hausbrauch zum Erben des Reiches Gottes eingezeichnet werden. Und zwar ist dieser Brauch nicht bloß dem einzelnen anheimgegeben, die Kirche nahm auch seiner wahr, und er ist geregelt in den damaligen Kirchenordnungen.

Die Kirchenordnung bekümmerte sich noch um die Hausordnung. So kann man etwa in der Kirchenordnung auch einen eigenen Abschnitt über die Hebammen finden. Die Prediger sollen die Hebammen unterweisen, wie sie eine Frau, welche Mutter wird, christlich zu trösten und zur Danksagung zu vermahnen haben, „um deswillen, daß ihr

die Gnade, Kinder zu gebären, von Gott verliehen ward, welche nicht allen Frauen gegeben ist“. In treuherzig naiver Weise wird dann beigefügt, daß Gott selbst bei der Geburt zugegen sei, und — wo niemand hilft — selber die Stelle der Hebamme vertrete.

Solange noch die Sitte des Hauses jedes bedeutendere Familienereignis mit irgend einer religiösen Weihe umgab, solange noch häufige Familienfeste Verwandte und Nachbarn in Freud und Leid zusammenführten, war damit der Kirche zugleich eine Handhabe gegeben, um Kirchenzucht und Hauszucht miteinander gehen zu lassen.

Es besteht in diesem Punkte noch immer ein großer Unterschied zwischen Stadt und Land.

Bei einigen besonders konservativen schleswigschen Bauerschaften ist es noch üblich, daß der Hausvater eine Magd nur dann dingt, wenn sie verspricht, allsonntäglich die Kirche zu besuchen. In dem auch auf dem Lande städtisch gewordenen, sozial und kirchlich unterwühlten Mitteldeutschland dagegen pflegt man eine katholische Magd um deswillen nicht gerne in Dienst zu nehmen, weil sie nicht nur zu viele Feiertage im Kalender hat, sondern auch durch die in der Beichte gegebene strengere Kirchenzucht regelmäßiger als eine protestantische Magd zum Kirchenbesuch möchte angehalten werden.

Wo der Städter — dessen Familienfeste überhaupt fast ganz erloschen sind — das Herüberreichen der Hand der Kirche in seine Häuslichkeit als einen unerträglichen Eingriff der Pfaffen in seine persönliche Freiheit ansehen würde, da fordert der Bauer vom alten Schrot immer noch die Mithaftbarkeit der Kirche für sein Haus als etwas Selbstverständliches. Er *will* für sein Haus die Privatseelsorge, die in der Stadt ein so mißliebiges Ding geworden, und der Pfarrer, der sich bloß in der Studierstube und auf der Kanzel bewegt, ist ihm ein Nichtstuer. Er sucht sich einen kleinen

Hausgottesdienst zu schaffen, und wäre es auch nur, indem er den Morgen- und Abendsegen und das Tischgebet mit dem „ganzen Hause“ spräche. Es gibt da noch mitunter Hausväter von wahrhaft priesterlicher Erscheinung, die ihr Haus regieren „recht als ein Amtmann Gottes in dieser Welt“. Die erweiterten Hausandachten, Bibelstunden, dazu auch die Auswüchse des Konventikelwesens, welches die Gemeinde vergißt über dem Haus, finden darum bei den Bauern weit leichter Eingang als in der Stadt, weil bei ihnen schon das Haus als solches in Glauben und Aberglauben religiös gestimmt ist.

In der modernen Stadt dagegen ist das Haus aller religiösen Beziehungen bar geworden. Man findet sich ja gerade darum in der Kirche mit dem lieben Gott ab, damit er einen im Hause ungestört lasse. Wenn's hoch kommt, hält man sich etwa für Cholerazeiten ein Stück Hausandacht in Reserve.

Auf dem Lande ist es in neuester Zeit mitunter eifrigen strenggläubigen Geistlichen der jüngeren Generation wieder gelungen, die Kirchenzucht in einer Ausdehnung in das Haus hinüberzutragen, daß man staunen muß, wenn man die früheren Zustände gekannt hat. Städter lassen sich dergleichen noch lange nicht gefallen. In einer protestantischen Landgemeinde des westlichen Mitteldeutschlands sah ich ein höchst merkwürdiges Exempel der Umwandlung, welche ein einziger Geistlicher in der oben berührten Richtung gewirkt hatte. Das Dorf war, wie die ganze Gegend, wohlhabend, aufgeklärt, dabei in Auflösung und Indifferentismus des kirchlichen Lebens befangen. Trotzdem gelang es dem Geistlichen, binnen zehn Jahren wieder eine vollständig organisierte Privatseelsorge durchzuführen, zuerst ungern, dann gern gesehen, Eingang zu finden in die Häuser der Familien, die Hausandacht wieder aufzurichten und den Grund zu einer strengen Kirchenzucht zu legen. Er hat in Betreff der

Ehre und Zucht des Hauses alte Satzungen wieder geltend gemacht, die dem modernen Bewußtsein ganz wider den Strich laufen, und ist doch bei seinen, wenn schon halbwegs modernisierten Bauern damit durchgedrungen. Er läßt z. B. kein gefallenes Mädchen zum Abendmahl zu, wenn sie nicht, wie man in dortiger Gegend sagt, „vorgestanden“ hat, d. h. vor versammeltem Presbyterium in der Kirche ihre Schuld bekannt, Reue gezeigt und Besserung gelobt. Bräute, welche nicht mehr Jungfrauen waren, und es trotzdem wagten, mit einem Kranz auf dem Kopfe vor dem Altar zu erscheinen, exkommunizierte er. Seitdem ist auch hiebei die alte Sitte wieder fest geworden; — auf wie lange? Das weiß ich nicht; denn allzu scharf macht schartig.

Früher ging man bekanntlich in solcher Härte gegen das Individuum noch viel weiter. Man ließ uneheliche Kinder, die doch nichts dafür können, daß sie unehelich geboren wurden, und häufig gescheiter sein sollen als die ehelichen, in keine ehrsame Zunft eintreten; der echt geborene Mann wollte kein unecht geborenes Mädchen zur Frau nehmen, und wo sich ja ein solches Paar darüber hinausgesetzt hätte, wäre doch die Braut noch von der Kanzel herunter als ein Hurkind proklamiert worden. Das ist sehr hart gegen das völlig unschuldige Individuum, und wir freuen uns, daß dergleichen abgekommen. Aber diese Härte war eingegeben von der tiefen Ehrfurcht vor der überwältigenden sittlichen Idee der Familie, und unsere Humanität ist häufig entquollen aus der Verleugnung des Hauses.

Der Jehovah des alten Bundes sagt den Hebräern, dem patriarchalischen Familien- und Stammesvolk, daß die Sünden der Väter an den Kindern sollen heimgesucht werden bis ins vierte Glied. Einschneidender kann die tötende Übermacht der Familie des Orients und der Urzeit über alles individuelle Recht gar nicht ausgesprochen werden als in dieser furchtbaren Verheißung. Es gibt aber auch ein anderes

Extrem, wo die Familie erdrückt wird von der schrankenlosen Berechtigung des Individuums, und bei diesem Extrem stehen wir.

Bei unseren Bauern also kann wohl noch die Zucht der Kirche bis zur Familiensitte durchdringen.

Der Bauer trägt aber nicht nur die Kirche ins Haus; er trägt auch gerne das Haus in die Kirche. Seine häuslichen Nöte läßt er im katholischen Oberdeutschland als Votivbild malen und hängt dies in die Kirche; dort werden solche Tafeln zu Tausenden als Vermächtnis für künftige Geschlechter aufbewahrt, eine Leidenschronik der Familien. In der Kirche hat er, gleich dem Edelmann, seinen angestammten Familienplatz. Er geht wo möglich mit dem ganzen Hause zum gemeinsamen Abendmahl. Er findet es nur dann in der Ordnung, wenn seine Kinder in der Kirche getauft, seine Brautpaare am wirklichen Altare getraut werden, während es in den Stadtkirchen viel zu kalt und zugig für die Vornahme solcher Handlungen geworden ist, weshalb die Stadtleute hier nun wieder einmal ausnahmsweise im Hause bleiben, wo sie gerade das Haus verlassen sollten.

Ein sinniger Brauch ist in neuerer Zeit hie und da durch Bibelgesellschaften eingeführt worden: jedem Brautpaar, vornehm oder gering, wird am Traualtar eine Bibel geschenkt als ein durch die Erinnerung an diesen Moment zum Hausbuch ganz besonders geweihtes Exemplar der Heiligen Schrift.

In Oberdeutschland, wo altväterliche Familienhaftigkeit in manchen Städten und bei vielen Bauerschaften noch so fest sitzt, erstreckt sich der Kultus des Hauses auch noch in einer Ausdehnung auf den Kirchhof, von der man in Mitteldeutschland wenig mehr weiß. Selbst die Bauern schmücken hier die Gräber ihrer Angehörigen noch jahrelang und beten in Tagen der Erinnerung bei denselben. Der aufgeklärte Mann in Mitteldeutschland hält das im allgemeinen für eine überflüssige Sentimentalität. In den größeren Städten ge-

hört es hier allenfalls noch zum guten Ton, ein Grab in den ersten Jahren zu pflegen; auf den Dörfern dagegen läßt man es verfallen. Namentlich bieten die Kirchhöfe der ehemals reformierten Gemeinden im deutschen Südwesten einen traurigen Anblick. Da macht kein Kreuz, keine Gedenktafel, kein Baum, keine Blume das Grab geliebter Toten kenntlich, nur ein Rasenstück bezeichnet das Kopfende eines Grabes wie des andern, und rasch überwuchert wildes Gestrüpp die versinkenden Erdhügel. Keine Gedächtnisfeier führt die Überlebenden zeitweilig zurück zu den Gräbern ihrer Angehörigen. Dadurch ist der Familiensitte ein reiches Gebiet entrissen. Der Allerseelentag mit seinem schweigsamen Gottesdienst vor den geschmückten Gräbern ist ein Fest, um welches wir Protestanten im Interesse des Familiengeistes die Katholiken beneiden müssen. In Augsburg, wo noch so manche altprotestantische Sitte fest wurzelt, feiern auch die Protestanten ein Allerseelenfest auf dem Kirchhof: zum Unterschied von den Katholiken haben sie es auf Allerheiligen gelegt.

Der Adel und das bürgerliche Patriziat hat seine Familiengräber; dem armen Manne hat man dagegen auf vielen unserer großstädtischen Kirchhöfe nicht einmal ein eigenes Grab gegönnt. Wer sich nicht für teures Geld seine gesonderte Ruhestätte erkaufen kann, den legt man mit vier, fünf anderen in eine große Grube, ein sogenanntes Freigrab, auf welchem kein Baum gepflanzt, kein Kreuz aufgerichtet werden darf. Es ist dies eine empörende Sitte, häufig vom bloßen Eigennutz der Gemeinden eingegeben. Den Waisen des armen Mannes bleibt da nicht einmal ein Grab, welches sie ihres Vaters Grab nennen, welches sie pflegen und schmücken und mit Zeichen versehen können, durch welches man sonst das Grab eines Christenmenschen unterscheidet von dem Ort, wo ein Hund verscharrt ist. Man spricht von der Familienlosigkeit des städtischen Proletariats: was tut man denn aber, um es familienhaft zu machen?

In der Blütezeit des bureaukratischen Regiments, die zugleich die Blütezeit der Verleugnung des Hauses gewesen, wurde zuerst durch volkswirtschaftliche Bedenken das Auge der Staatsmänner wieder auf die Familie gelenkt. Über den Geldkasten führte der Weg ins Allerheiligste des bürgerlichen Lebens. Das Haus ward wieder ein Stoff für den Verwaltungspolitiker, als man dem plötzlich erhobenen Schreckensruf von der drohenden Übervölkerung nachzudenken begann. Zuerst sprach man von den vielen Kindern, dann von den leichtsinnigen Ehen und so fort, bis man zuletzt bei der Sitte des Hauses ankam. Ein charakteristischer Gang. Da ungefähr, als man das Wasser bis zum Mund gestiegen wähnte, dachte man wieder an die sozial-politische Potenz der Familie!

Man erging sich eine Zeitlang in widerwärtigen Untersuchungen über eine mögliche Verminderung der „Kinderproduktion" (ganz so wie man etwa über eine Verminderung der Hunde debattiert), über die Beförderung der Ehelosigkeit u. s. w. Man übersah aber, daß zumeist dadurch die leichtsinnigen Ehen so überzahlreich geworden, weil das Haus verleugnet, weil die sittliche Würde des Hauses in dem Bewußtsein der ganzen Nation so tief heruntergedrückt war. Nicht die vielen Kinder an sich sind vom Übel, wohl aber die vielen Kinder, *die kein Haus haben*. Von ihnen gilt der Spruch: „Viele Kinder sind Gottes Segen im Haus: aber sie ziehen einem das Hemd vom Leibe weg."

Von innen heraus muß die Familie neu gebaut werden wie die Wohnung, fest in Ehren, Zucht und Sitten, dann wird die Klage verstummen über die Vielkinderei und man wird wieder sprechen wie vorzeiten, daß viele Kinder Gottes Segen seien.

Es ist ein bedenkliches Zeichen, so etwas wie nationale und soziale Altersschwäche, daß uns der Kinderreichtum Armut, der Kindersegen ein Unsegen geworden ist.

Gar köstlich sagt noch Fischart in der Gargantua: „Die Kinder sind der Eltern schöner Wintermaien, Leidvergeß' und Wendunmut, des Vattern Aufenthaltung, Leitstäb', Krucken und Stützen, in welchen sein Alter wiederblühsam wird, sind der leiblich Nam' seines Stammes, Spiegel seiner vergangenen Jugend, Anmaßung seiner Gebärden, Angesicht und Angestalt, gleichwie eine gezeichnete Herd'."

Das klingt uns armen Leuten jetzt wie Ironie, weil wir für unsern Kinderreichtum das Haus noch nicht wiedergewonnen haben, und doch ist es das fröhliche, überzeugungsvolle Bekenntnis eines stärkeren, jugendlicheren Geschlechtes, das bei sich selbst zu Hause war.

So wie sich die Gesellschaft in Individuen zersplittert und das Recht der Familie preisgegeben wird dem Recht der Individuen, ist jedes zweite Kind in der Ehe ein Überfluß. Es wird uns aber ergehen wie den Frauen in den alten Volkssagen, die, weil sie den Kindersegen verachtet, hundert Kinder auf einmal statt eines einzigen bekamen.

Übrigens wird im „zentralisierten Deutschland" auf dem platten Lande noch wenig über Übervölkerung geklagt. Dies ist begreiflich. Denn es herrscht da immer noch eine gewisse Geschlossenheit der Familie, des Besitzes und des Erwerbs, die Leute heiraten später, und wer nichts hat, der verzichtet häufiger auf die Gründung einer Familie. Im „individualisierten Deutschland" dagegen, wie in den meisten Städten, wo das Recht der Familie so vielfach der Freiheit des Individuums preisgegeben ist, wo Besitz und Erwerb fluktuiert und sich zersplittert, wo schrankenlose Gewerbefreiheit und Güterzerstückelung viele tausend unberechtigte Familienexistenzen ans Licht rufen, wo die Leute früh heiraten, und weil jeder sein eigener Herr sein kann, auch jeder heiraten zu müssen glaubt: — dort ist auch die Übervölkerung mit dem ganzen Gefolge ihres Unsegens eingezogen.

Unversöhnlicher sind überhaupt in Sachen des Hauses

und der Familie die Gegensätze wohl niemals widereinander gestürmt als zu gegenwärtiger Zeit. Die geistige Strömung, unser sittliches Kulturbewußtsein, hat sich jetzt entschieden dem Wiederaufbau der alten Sitten des Hauses wieder zugewendet; die einseitig materielle Entwicklung dagegen, die bloß zählen und rechnen kann, und die sich, wie der derbe Schweizer sagt, für drei Batzen des Teufels Schwanz durchs Maul ziehen läßt, führt ebenso direkt davon ab.

Durch das immer entschiedenere Vorherrschen der Kapitalwirtschaft, durch den beschleunigten Verkehr ist die ganze europäische Gesellschaft beweglicher geworden. Seßhafte Bevölkerungen schwinden, wandernde treten an ihre Stelle. Die wandelbare Sitte der Stadt droht die gefestete des Landes zu verschlingen. Es wird allmählich zur Ausnahme, daß der Sohn an demselben Orte bleibt, wo der Vater gelebt hat. Nordamerika, welches die am meisten fluktuierende Bevölkerung der Welt besitzt, zeigt uns darum auch nur noch den winzigen Rest eines „Hauses". Als der Sohn in der Regel noch das Geschäft seines Vaters fortsetzte, konnten die Sitten des Hauses leicht stabil bleiben. Auch diese ehemalige Regel ist jetzt in den Städten fast zur Ausnahme geworden.

Berechtigtes frühes Heiraten wird bei unsern Erwerbsverhältnissen immer seltener. Wie soll aber der Vater die Sitte des Hauses fest in die Kinder pflanzen, wenn ihn diese erst als einen Mann mit greisen Haaren kennen lernen, wenn er stirbt, bevor sie zu Vernunft und Einsicht gekommen sind? Daß der Großvater oder gar der Urgroßvater den Enkeln und Urenkeln die Überlieferungen des Hauses erzählt, das wird bei dem späten Heiraten bald nur noch in Gedichten vorkommen. Es ist eine Kalamität geworden, wenn die Leute früh heiraten, eine Kalamität, wenn sie spät heiraten; und wenn sie ehelos bleiben, so ist dies auch eine Kalamität.

In diesem Kapitel von der Verleugnung des Hauses habe ich jedem Nachweis von dem Verschwinden des Familiengeistes in den unmittelbar hinter uns liegenden Perioden Andeutungen über das Wiederaufblühen dieses Familiengeistes in der Gegenwart gegenüberzustellen gehabt. Die Wissenschaft ist von der Idee des abstrakten Vertrags- und Rechtsstaates umgekehrt zur Erkenntnis und Würdigung der organischen Volkspersönlichkeit bei der Herausbildung der öffentlichen Rechtszustände. Damit ist der Familie der rechte Platz gewonnen in der Staatswissenschaft. Die Kirche nimmt sich des Hauses wieder an. Das Haus ist überhaupt wieder ein Gegenstand des öffentlichen Interesses geworden, und gar manche vergessene Sitte desselben wird gegenwärtig restauriert. Die Aristokratie sucht ihre alten Hausgesetze wieder hervor, die sie vor fünfzig Jahren als alten Plunder verlacht hat. Die Regierungen denken wieder an Gesetze zur Erweiterung der Fideikommisse, zur Neubegründung und Festigung von bäuerlichen Erbgütern.

Sind das nicht lauter erfreuliche Anzeichen vom Wiederaufbau des Hauses? Aber auch die Verleugnung des Hauses steht noch daneben. Um den bittersten Hohn allen jenen erfreulichen Zeichen der Zeit entgegenzusetzen, brauchen wir nur ein Zeitungsblatt aufzulegen, in dessen Inseraten neben verlorenen Taschentüchern und Geldbeuteln auch „eine Frau gesucht“ wird. Selbst in der lüderlichsten Zeit des vorigen Jahrhunderts wäre wiederum ein solcher Hochverrat an der Majestät der Familie undenkbar gewesen. Wer ein solcher Einfaltspinsel ist, daß er seine Frau nicht selber suchen kann, der hat überhaupt gar kein Recht zu heiraten. Er ist ein Unmündiger.

Hier öffnet sich wieder eine schauerliche Aussicht in die Zerstörung des Familiengeistes. Vor einigen Jahren wurde in Berlin durch die Polizei ein „Heiratsbureau“ aufgehoben, wo sich eine ganze Schar junger Männer hatte betrügen lassen durch die Ausbietung von jungen Damen mit Ver-

mögen bis zu 300 000 Talern. Wenn der Heiratslustige seine Gebühren erlegt hatte, so erhielt er regelmäßig den Bescheid, die gewünschte Dame habe bereits anderweitig gewählt. Daß eine solche Betrugsanstalt mit dem Ausbieten von reichen Bräuten, die gar nicht existierten, nicht nur einige Zeit bestehen, sondern auch gute Geschäfte machen konnte, ist eine schwere Anklage wider die namentlich in den großen Städten herrschende Verachtung aller Würde des Hauses.

So erscheint uns auch im häuslichen Leben (wie im gesellschaftlichen und politischen) der Geist dieser Übergangszeit als ein doppelköpfiges Wesen, welches verfährt gleich jenem alten Weibchen, das, vor dem Bilde des Erzengels Michael betend, nicht nur dem himmlischen Rittersmann, sondern auch dem von seinem Schwert niedergeschlagenen Teufel eine Kerze anzündete; aus Vorsicht nämlich, da man ja nicht wissen könne, ob nicht St. Beelzebub auch wieder einmal obenauf komme.

Wie der Komponist eines Rondos kehre ich beim Schlusse dieses Kapitels zum Anfange desselben zurück.

In der poetischen Literatur wie in der bildenden Kunst wurde uns vor hundert Jahren dargetan, daß es nichts sei mit der deutschen Sitte des Hauses. Wir haben aber eine tröstliche Verheißung des Gegenteils darin, daß dieselbe Sitte gerade in der Poesie und Malerei jetzt wieder immer mehr zu Ehren kommt.

Ich könnte hier auf viele bedeutsame Erscheinungen verweisen; ich will aber nur von zweien Männern reden, und sie sollen gelten für viele.

Der eine ist der Dresdner Maler Ludwig Richter. Mir deucht, wir haben seit dem sechzehnten Jahrhundert keinen Künstler besessen, der das Haus- und Familienleben des deutschen Volkes so tief durchempfunden und so treu im Bilde widergespiegelt hat, wie Richter in seinen zahllosen Holzschnittzeichnungen. Darum hat sich auch das deutsche

Volk alsbald zu Hause gefühlt in seinen Bildern; er ist der volkstümlichste Zeichner der Gegenwart geworden. In den tausend Szenen, in welchen Richter die Plage und das Glück des häuslichen Lebens malt, hat die Nation jenen deutschen Familiengeist verkörpert wiedergeschaut, den sie besitzen sollte und großenteils nicht mehr besitzt. Möge hier die Kunst eine Prophetin neuer Entwicklungen sein! Es klingt uns aus Richters Zeichnungen ein Ton entgegen wie eines Volksliedes: der Stoff ist aus dem täglichen Leben gegriffen, die Behandlung die natürlichste, und doch liegt ein dichterischer Zauber über diesen Darstellungen, den man nicht definieren, den man auch nicht nachahmen kann, ohne der Meister selber zu sein. Jeder meint, gerade so würde auch er es gezeichnet haben, und doch kann es kein anderer gerade so zeichnen. Richter schlägt fast alle Akkorde des in der deutschen Häuslichkeit gewurzelten volkstümlichen Gemütslebens an. Das tolle Treiben der Kinderstube, die schwärmerische Minne der Jugend, Hochzeitzüge und Kindtaufen, die Last der häuslichen Arbeit und das Behagen des gesegneten Mahles im Familienkreise, das gemütliche deutsche Kneipenleben, die Not der armen Hütte und den Schmerz des Trauerhauses — das alles und unzähliges andere weiß er mit wenigen empfundenen Bleistiftzügen wie ein Gedicht vor uns hinzustellen. Und weil er der geborene Maler des deutschen Hauses ist, darum hat er auch den Hund so lieb und hat ihn in hundertfältig verschiedener Charakteristik überall seinen Menschen beigesellt und dieses Tier des Hauses origineller, vielseitiger und poetischer behandelt als wohl irgend ein moderner Meister. Mit den drolligen Hunden ist ihm denn auch der deutsche Spießbürger am possierlichsten gelungen. Ein Ehepaar mit einer Rotte Kinder zu zeichnen, die nichts weiter tun als am Mittagstisch Kartoffeln essen, und eine solche Tiefe der Empfindung des göttlichen und menschlichen Friedens in ein solches Bildchen zu legen, wie es Richter

bei mehreren Darstellungen der Art getan, das vermag nur ein deutscher Meister, ein Meister, welcher die ganze Bedeutung des Hauses für das deutsche Volksleben selber durchgelebt hat. Richter legt seine Szenen wohl auch gerne in den Frieden des Waldes oder in die weite Landschaft gesegneter Feldfluren oder in heimelige Gartenlauben: aber auch da merken wir es seinen idealeren Figuren sogleich an, daß sie in einem deutschen Hause daheim sind und den Frieden dieses Hauses mitgebracht haben in Wald und Feld und Garten. Richter gibt uns jedoch in der Regel nicht gerade das moderne Haus, er läßt gerne etwas von der Romantik mittelalterlichen Lebens oder von dem schlichten Ernst altväterlicher Zustände in diese neue Welt herüberleuchten. Ja es ist uns mitunter, als gebe er weniger ein Bild des jetzigen Hauses denn ein Märchen vom deutschen Hause, welches anhebt mit den Worten: „Es war einmal…“ Doch zeichnet er wiederum auch nicht die Gestalten aus der „guten alten Zeit“, wie sie wirklich gewesen sind, er verschmelzt bloß ihre guten Motive mit den modernen Erscheinungen. So möchte ich die Sitte des Hauses in der Wirklichkeit verjüngen helfen durch die Wiederaufnahme der verklärten guten Sitten der Vergangenheit, wie es Richter als Künstler in seinen Zeichnungen getan. Denn die alte Zeit mag ich gerne die gute alte Zeit nennen, aber immer in der Voraussetzung, daß unsere Zeit die bessere sei.

Ludwig Richter zeichnet uns alles Gute, Liebe und Schöne, was im deutschen Hause wohnen mag, als ein Lichtbild. Höchstens geißelt er die Philister mit harmlosem Humor. Ihm zur Seite möge nun hier der andere Mann stehen, von dem ich zu reden versprochen: der ist ein Bußprediger, welcher die Verderbnis, die über das Haus gekommen, in kühnen Zügen umrissen, die Blüte des in alter Ehrenfestigkeit gegründeten Hauses zwar auch mit großem Glanze geschildert hat, mit ungleich größerer Macht aber und mit

einer Fülle der zürnenden sittlichen Begeisterung den Verfall der häuslichen Sitte, daß ihm hierin kein anderer deutscher Schriftsteller der neueren Zeit gleichkommt. Dieser Mann ist Jeremias Gotthelf. Nicht mit Unrecht gab er sich den Namen Jeremias; denn wie jener klagende Prophet auf die Trümmer von Jerusalem, deutet er uns immer wieder auf das zertrümmerte Heiligtum der deutschen Familie. Seine Bücher sind ohne Form und Maß, bald zu breit und bald zu lang, aber es sprüht ein so frischer Geist voll natürlicher Poesie in ihnen, daß man in dem Verfasser mit Recht ein Stück von einem Shakespeare gefunden hat. Shakespeare als Dorfpfarrer im Kanton Bern. Die ideelle Bedeutung der Kunst und verfeinerten Gesittung für das nationale Leben wird von Gotthelf nicht verstanden; er will sie gar nicht verstehen. Er ist ein ebenso großer Barbar gegen den ästhetischen Humanismus, wie die ästhetischen Humanisten des klassischen Zeitalters Barbaren gegenüber dem Haus und der Familie waren. Und wie der feinfühlige, liebevolle, von den Grazien geweihte Richter nicht Bilder genug zeichnen kann, so kann dieser derbste Realist voll unbändiger Naturkraft, dieser zürnende Bußprediger in seiner groben, hagebuchenen Schweizerart nicht Bücher genug schreiben für das gebildete deutsche Publikum! Es bewundert ihn, — wenn es nicht vor ihm erschrickt. Das ist nicht bloß ein literarisches, das ist auch ein kulturgeschichtliches Phänomen. Feine norddeutsche Kritiker behaupten, Gotthelfs Schriften leuchteten zwar von einem wunderbaren poetischen Funkensprühen und seien voll fesselnder Ursprünglichkeit; allein man könne alle diese Bücher nur anfangen, nicht auslesen. Ich habe an mir selber im Gegenteil wahrgenommen, daß, wenn man nur ein einziges Buch von Gotthelf ordentlich zu lesen angefangen hat, der Verfasser einen gar nicht wieder losläßt. Er packt uns wie mit dämonischer Faust und reißt uns in seinen Gedankengang hinein, wir mögen wollen oder nicht.

Und doch sind es immer nur die einfältigsten Themen, meist das Haus, die Familie, was er behandelt. Er hat unter andern ein kleines Büchlein geschrieben, betitelt: „Dursli, der Branntweinsäufer.“ Die Fabel ist so einfach, daß man sie in drei Zeilen ausschreiben könnte, die ganz gewöhnliche Geschichte eines Familienvaters, der sein Haus durch sein wüstes Kneipenleben ins Elend bringt, aber ganz zuletzt in der zwölften Stunde wieder umkehrt. Diese Sache ist eben nicht neu und die Moral auch nicht. Aber durchaus neu ist die Gewalt der Schilderung, mit welcher uns dieser moderne Jeremias in den immer steigenden Verfall des Hauses blicken läßt: da wächst die simple Geschichte vor unsern Augen zu einer furchtbaren Tragödie auf, und wo die Katastrophe kommt — so klein und gewöhnlich, daß sie ein regelrechter Poet gar keine Katastrophe mehr nennen würde —, da malt sich das einfache Bild des dem Abgrund zustürzenden Hauses so naturwahr in seinen tausend Einzelzügen vor unsern Augen aus, daß es uns die Brust zusammenschnürt, und wir dem Verfasser zurufen möchten, er möge aufhören, wir halten's nicht länger aus! Und wo dann der Sünder sich bekehrt und Buße tut, und eine ganze Familie, die schon wie abgestorben war, wieder auflebt, und Friede und Segen wieder einzieht in das verödete Haus, da möchten wir dem Verfasser abermals zurufen, er möge innehalten, denn der stille Jubel wolle uns das Herz zersprengen.

Das ist der Quell der Poesie, der in dem deutschen Hause verborgen ist und nur des Poeten harret, der den Mosisstab besitzt, um ihn herauszuschlagen. Diese einfachen und doch so großen Motive des deutschen Hauses und der Familie, das sind die Perlen, welche wir in unserer glänzendsten Literaturperiode vor die Säue geworfen haben, oder wo sie diese nicht mochten, kam höchstens der hinkende Bote oder ein ähnlicher Kalendermann, um sie aufzuheben und in seinen Schnappsack zu stecken.

Fünftes Kapitel

Die Familie und der gesellige Kreis

Die Sitte des geselligen Lebens soll in der Familiensitte wurzeln. Die echte bonne société ist das zum Freundeskreise erweiterte Haus. Je weiter sich der gesellige Kreis von der Familie entfernt, um so bedeutungsloser wird er, und um so sicherer kann man auf den Verfall der Familie selbst schließen.

England und Frankreich liefern in ihren nationalen Grundsätzen den Beleg hiezu. Die Geselligkeit des französischen Salons hat mit den Familiensitten nur noch den äußerlichsten Zusammenhang; in England ragt das Familienleben und die Sitte des Hauses überall auch in die weiteren Kreise der Geselligkeit hinein. In England gilt es für aristokratisch, alten Hausbrauch noch zu besitzen und festzuhalten; von Frankreich dagegen ging jener vornehme Ton aus, welcher die größte Feinheit in der Verleugnung häuslicher Lokalsitten findet.

Die gemeinsame Wohnhalle ist im altenglischen Hause zugleich der Festsaal. Der Platz am Kamin, der auch bei der zahlreichsten Gesellschaft sein Recht als der beste Platz in der Halle behauptet, symbolisiert, ähnlich dem deutschen Erker, das Hinübergreifen der Familie in den geselligen Kreis. Bei dem echten Holländer schließt sich die Familie ab von der erweiterten Geselligkeit: er führt daher die Freunde des Hauses nicht in die Wohnhalle, sondern er hält sich dafür eigene Prunk- und Staatszimmer, die in der Regel jedoch das ganze Jahr leer stehen. Seine Wohnhalle und seinen Kamin baut der Engländer unter allen Himmelsstrichen wieder auf, wo er sich nur dauernd ansiedelt. Gesellige und

Familiengemütlichkeit sind ihm zugleich in diesen Zauberkreis gebannt. Selbst im Tropenlande macht er in den Wintermonaten ein Feuerchen in den Kamin. Und wäre die Luft auch noch so sommerlich, das Feuer im Kamin ist ihm wie eine Opferflamme, die auf dem Altar der Hausgötter lodert, und nur wo diese gnädig sind, wird auch die gesellige Freude eine reine sein.

Das gesellige Leben im deutschen bürgerlichen und bäuerlichen Hause hat seinen Ausgang genommen aus der Spinnstube der Hausfrau. Dort saß die Mutter an den langen Winterabenden mit ihren Mägden spinnend, die Kinder spielten, der Mann schaute zu, sprach mit darein, las wohl auch etwas vor; dann kamen Freunde und Freundinnen des Hauses, spannen und plauderten, aßen und tranken auch mit, und der Familienkreis erweiterte sich zum geselligen Kreise. Je gesunder, fröhlicher und fruchtbringender deutsche Geselligkeit sein soll, umsomehr wird man zu diesem altväterlichen Urbilde zurückkehren müssen. Spinnen gehörte weiland auch zur Gemütlichkeit des deutschen Hauses, wie der Platz am Kamin zum englischen. Jetzt ist Spinnen kaum mehr ein nützliches Geschäft. Nur ganz arme und ganz vornehme Leute spinnen noch. Fürstinnen und Prinzessinnen fangen allenfalls aus romantischer Passion wieder einmal zu spinnen an, verschmähen dabei das bürgerliche Nürnberger Spinnrad und lassen die mittelalterliche Spindel wieder in weiten Kreisen über den Fußboden tanzen. Es ist ihnen wohl, als hätten sie mit der Märchenspindel der alten Zeit auch so etwas von dem verklungenen Märchen vom deutschen Hause wieder herübergenommen in ihre hellen, hohen, kalten Prunkgemächer.

Religiöse Feste, welche, wie Weihnachten und Ostern, bei den romanischen Völkern wesentlich Volksfeste geworden, werden bei den germanischen zu Familienfesten. In Italien gehören sie der Straße, dem Markt, wie bei uns dem Hause.

Die höheren Klassen in Frankreich fangen jetzt zwar an, sich den deutschen Weihnachtsbaum zu verschreiben, aber deutsche Weihnachten verschreiben sie sich damit noch lange nicht. Sie pflanzen den grünen Tannenbaum in den Salon, wir aber pflanzen ihn in das Kinderzimmer, in das innerste Familienheiligtum des Hauses. Dann erst könnte dieser Baum bei den Franzosen Wurzel fassen, wenn sie sich vorher auch den Boden des deutschen Familienlebens hinübergeholt hätten. Im altenglischen Hause dagegen bestehen so gut wie bei uns höchst eigentümliche und uralte Weihnachtsgebräuche. Auch diese nimmt der Engländer mit über See; in Hindostan feiert er englische Weihnachten.

Bemerkenswert erscheint es, daß in England die Weihnachtsbräuche weit mehr dem größeren geselligen Kreise der Familie und der Freunde des Hauses gelten, während die deutsche Weihnachtssitte fast ausschließlich der Kinderwelt gilt. In England erweitert sich das Haus am Weihnachtstage, in Deutschland zieht es sich in sich selbst zurück. Ein Gegensatz, der zu weiterem Nachdenken auffordert.

Bei solchen religiösen Familienfesten voll uralten Herkommens muß man auch an scheinbar geringfügigen Äußerlichkeiten starr und zäh festhalten. Es ist z. B. keine kluge Politik, wenn man in Wien darauf sinnet, Einfuhr und Vertrieb der Christbäume, die freilich durch ihre ungeheure Zahl alljährlich immer mehr zu einer regelmäßigen Waldverwüstung führen, polizeilich zu erschweren und zu verhindern. Man sagt, aus Papier gemachte Tannenbäume täten's ebenso gut. Das ist nicht wahr. Ein papierner Christbaum ist an sich schon ein Spott auf das alte deutsche Weihnachtsfest; für einen Pariser Weihnachtssalon wäre er dagegen sehr passend. Mit dem Verschwinden dieses wirklichen, natürlichen Tannenbaums wird auch die Familienfeier allmählich aufhören, eine wirkliche und natürliche zu sein. Es wird zwar jetzt in den feinen und feinsten Zirkeln

unserer großen Städte mehr und mehr Mode, Frauenschmuck auch aus täuschend nachgemachten unechten Edelsteinen zu tragen; allein der schönste Edelstein unseres schönsten und nationalsten Familienfestes sollte wenigstens nirgends ein unechter werden, nicht im Palast und nicht in der Hütte.

Jahrhundertelang hat in Deutschland die Polizei gekämpft gegen das Übermaß der Feste des Hauses bei Bürgern und Bauern. Die Beschränkung der Hochzeit- und Kindtaufgastereien ist ein stehender Artikel in unseren alten Landordnungen. Die Polizei hat dann auch endlich das Feld gewonnen, und höchstens kommen jetzt bei einigen abgeschlossenen reichen Bauerschaften noch Hochzeiten alten Stils vor. Man hat durch jene Einschränkungen dem übertriebenen Luxus, der maßlosen Schwelgerei steuern wollen, durch welche der „Proviant im Lande rar gemacht und verteuert wird". Allein Luxus und Schwelgerei sind trotzdem geblieben oder wohl gar gewachsen, der „Proviant im Lande" ist auch nicht wohlfeiler geworden; gelockert und zerstört dagegen ist der Zusammenhang der geselligen Festlichkeiten mit den Festen des Hauses.

Betrachten wir einmal aus diesem Gesichtspunkte die Familienfeste, wie sie bis ins siebzehnte Jahrhundert beim deutschen Mittelalter herkömmlich waren [1]).

Der Tag der Verlobung (die man in der altertümlich patriarchalischen Auffassung eines Kaufes der Braut auch „Handstreich" oder „Weinkauf" nannte) wurde mit einer Schmauserei beschlossen, zu welcher die näheren Freunde des

---

[1]) Bei der nachfolgenden Schilderung sind speziell mitteldeutsche Zustände unmittelbar vor dem Dreißigjährigen Kriege ins Auge gefaßt. Hauptquellen waren mir dabei die Verordnung Landgraf Philipps des Jüngern von Hessen über die Beschränkung des Aufwandes bei Hochzeiten rc. vom Jahre 1613 und die Nassau-Katzenelnbogische Polizeiordnung vom Jahre 1616.

Hauses geladen waren. Ging es hoch her, dann gab es Tags darauf noch eine Nachfeier.

Zwischen Verlobung und Hochzeit kam dann der Polterabend, als das Gegenfest, welches die Freunde des Hauses dem Brautpaare gaben.

Die Hochzeit selber war das eigentliche Prunk- und Schaustück unter allen Festen des Hauses. Sie mußte sich daher nicht nur durch großen Reichtum, sondern auch durch besondere Förmlichkeit auszeichnen: in dem bürgerlichen Hause wird für diesen Tag eine Art von Hofetikette statuiert. Es wird ein besonderer Hochzeitsmarschall ernannt, welcher die Festordnung vor Beginn der Hochzeit zu verlesen und dann zu handhaben hat. Bei einer polizeimäßig eingeschränkten Hochzeit eines Mittelmannes gibt es nur drei Schmausereien, nämlich zwei am Hochzeitstage selber, die dritte Tags darauf bei der Nachfeier. Sechs Tische zu je zehn Personen geben keine übermäßige Hochzeitsgesellschaft für den gemeinen Bürger und Bauersmann zu einer Zeit, wo die ganze Nachbarschaft selbstverständlich zu den Freunden des Hauses gerechnet und die Verwandtschaft bis in die entferntesten Grade respektiert wurde. Sechs warme Schüsseln geben ein bescheidenes Hochzeitsmahl zu einer Zeit, wo die Tische der kleinen Leute überhaupt noch nicht so hungerleiderisch bestellt waren, wie in den zwei folgenden Jahrhunderten, und nach Max Rumpolts Kochbuch der Küchenzettel eines glänzenden Bauernbanketts von Fleischspeisen allein zwölferlei Art aufweist. Bei einem Ratsverwandten oder Bürgermeister, der's höher greifen konnte, waren auch hundert Hochzeitsgäste nicht allzuviel und ein entsprechend reiches Mahl kein übermäßiges. Ein Mann von Rang und Besitz eines damaligen Herrn vom Rat gibt heutzutage vielleicht dreimal Tee dansant im Karneval und lädt jedesmal hundert Personen, von denen wenigstens zwanzig der Hausfrau erst müssen vorgestellt werden, damit sie weiß, wie ihre Gäste heißen. Der Luxus ist also gar nicht geringer

geworden, nur daß die Gasterei jetzt einer vom Hause abgelösten Geselligkeit gilt und sich hundertfach zersplittert, während sie vordem auf die Feste der Familie konzentriert war.

Allein auch arme Leute hielten üppige Hochzeiten, sogenannte „Schenkhochzeiten", — man könnte sie auch Bettelhochzeiten nennen. Bei jeder Hochzeit gingen nämlich, nachdem der dritte Gang aufgetragen worden, Becken von Tisch zu Tisch, in welche die Gäste ein Geldgeschenk warfen. Dasselbe galt als ein Beitrag nicht zu der Hauseinrichtung des neuen Paares, sondern zu den Hochzeitkosten, war also eigentlich den Eltern der Braut geschenkt. Gesondert davon wurde die „Haussteuer", bestehend in allerlei Hausrat u. dgl. am Tische der Braut niedergelegt. Arme Leute suchten nun ihre Hochzeit in der Art einzurichten, daß sie dieselbe mit den Spenden in den Becken vollständig bezahlen konnten. Wenn solche Bettelhochzeiten im Wirtshause abgehalten wurden, vereinfachte man die Sache wohl gar in der Art, daß der Wirt die Becken zirkulieren ließ und jeder Gast seine Zeche hineinlegte. Für unser Gefühl mag dergleichen etwas Unwürdiges haben; es hat die Schenkhochzeit aber auch ihre schöne Seite, die einem weniger feinfühligen, für den Glanz der Familie dagegen stärker eingenommenen Geschlecht überwiegend hervortrat. Auch der arme Mann konnte wenigstens einmal in seinem Leben ein reiches Fest des Hauses begehen, ohne daß ihn nachgehends die Reue biß und die Schulden drückten.

Nach der Hochzeit kam die Nachhochzeit. Hier fing das Schmausen von vorne an. Über die Nachhochzeit hinaus aber feierte man gern noch mehrere weitere kleine Nachhochzeiten unter allerlei absonderlichen Namen, als: Hühnertag, Zuckersuppe, Tischrücken u. s. w. Darunter sind auch Erwiderungsfeste, welche von den Hochzeitsgästen dem neuen Paar gegeben werden.

Nicht minder reichhaltig ist der Festkalender der Kindtaufen.

Zu einer ordentlichen Kindtaufe gehört auch eine Nachkindtaufe und zu beiden eine tüchtige Schmauserei. Es folgen aber dann auch wieder Gegenfeste, indem die Gevatterleute die ursprünglichen Kindtaufgäste aufs neue zusammenladen, ein Traktament herrichten und in das Haus der Wöchnerin bringen lassen und dort das Gelag wieder in Gang bringen. Splendide Gevatterleute führten das wohl zwei- bis dreimal aus, so daß also die ganze Woche Kindtaufe war.

Selbst an den Tag eines Begräbnisses knüpfte man ein häusliches Fest. Vom Kirchhof kehrte das Trauergeleite in das Sterbehaus zurück, wo man Wein und Speisen aufgetragen fand. Bei dem „Leichenimbs“ sollen nun die Leidtragenden in tröstenden Gesprächen des Toten gedenken oder ihn beweinen, daher nennt man diese traurige Mahlzeit auch das „Flennes“. Die alten Deutschen hielten das „Flennes“ auf dem Grabhügel ab, den sie eben frisch aufgeworfen hatten, und tranken dort des toten Freundes „Minne“. Aus dem einfachen „Imbs“ aber wird allmählich ein förmlicher Leichenschmaus; je größere Braten aufgezehrt wurden, desto höher war der Verstorbene geehrt, und eingedenk des Spruches: „Ein traurig Herz ist immer durstig“, durfte auch das Trinken nicht vernachlässigt werden. So bedeutsam und ergreifend der Brauch in seiner Einfachheit und ursprünglichen Reinheit gewesen, so empörend ward er in seiner Entartung.

Der Schlemmerei von wochenlangen Hochzeiten und Kindtaufen wird gewiß niemand das Wort reden wollen. Dennoch war das plumpe Einschreiten der Polizei, die nun die Zahl der Gäste, der Tische und der Schüsseln vorschrieb, vom Übel. Eine entartete Sitte kann man höchstens polizeilich totschlagen, nicht aber polizeilich verbessern. Um die von den Gevattersleuten als Erwiderungsfest bei der Kindbetterin abgehaltenen Gelage zu unterdrücken, ging man z. B. so weit, daß man es zwar nachsah, wenn die Gevatterin der Wöchnerin zur Erquickung eine Suppe ins Haus schickte; trug sie

aber in eigener Person die Suppe hinüber und machte einen Besuch dabei, so verfiel sie in Strafe. Durch solche drakonische Unterdrückung der Üppigkeit bei den Familienfesten zerstörte man wohl die Familienfeste, nicht aber die Üppigkeit. Die Üppigkeit übertrug sich in den weiteren geselligen Kreis, und dieser löste sich ab vom Hause. Durch den sittlichen Rückhalt des Hauses hätte die entartete Familiengeselligkeit sich von selber wieder reformiert; es kommt aber ein Millionär leichter in das Himmelreich, als daß sich der heutige, dem Hause entfremdete gesellige Kreis von innen heraus reformiere. Diese Tatsachen sind bereits von ungeheurer Tragweite für unser ganzes Kulturleben gewesen.

Die Begehung der Geburts- und Namenstage trägt im deutschen Hause den Charakter eines Familienfestes. Die Sitte ist hier so tief einschneidend, daß die Feier des einen oder des andern dieser beiden Tage sogar den protestantischen Norden von dem katholischen Süden Deutschlands unterscheidet.

Die Nordamerikaner lachen uns aus über unsere Geburtstagsfeier; denn sie kennen fast nur die Abschließung und den Egoismus des Hauses, nicht aber die Erweiterung der Familie zum geselligen Festeskreise.

Für das Haus gibt es bei dem Amerikaner nicht einmal ein Weihnachts- und Osterfest. Man begeht diese Tage bloß in der Kirche wie gewöhnliche Sonntage. In einige anglo-amerikanische Häuser New Yorks soll zwar neuerdings der deutsche Christbaum eingedrungen sein; das will aber gegenüber der nationalen Sitte gerade so viel heißen, wie wenn eine Prinzessin aus romantischer Passion wieder mit der Spindel zu spinnen anfängt. Den „zweiten Feiertag“ haben die knickerigen Yankees ohnedies abgeschafft, wie wir Deutschen den früher üblichen dritten Feiertag abschafften, als wir amerikanischer, d. h. realistischer und ökonomischer wurden. Das einzige nationale Fest der Nordamerikaner

ist ein politisches Volksfest, die Feier des vierten Juli, und ihr einziges Fest, welches von weitem wie ein Familienfest aussieht, ist der Neujahrstag. Aus der Nähe betrachtet ist es aber erst recht eine Satire auf ein Familienfest. Die Neujahrstagsfeier in New York schildert ein feiner Beobachter des sozialen Lebens in den nordamerikanischen Städten, Dr. Kirsten, folgendermaßen: „Es ist an diesem Tage der Brauch, daß die Herren den Damen ihren Glückwunsch überbringen. Dann wird in jedem Hause das Beste aufgetafelt, was das Land darbietet, und jeder Besucher langt unaufgefordert zu. Je mehr Besucher sich einfinden, zu desto größerer Ehre rechnen sich dies die Damen vom Hause an, und sie bemerken sich sorgfältig, wer dagewesen. Es würde als die größte Unart gelten, bliebe jemand in einem bekannten Hause aus. Daher sind die Herren vom frühen Morgen bis spät Abends in Bewegung, und es findet an dem Tage ein merkwürdiges Rennen derselben statt, da manche bloß der Neugierde wegen hier und da sich einstellen. Am nächsten Tage beglückwünschen sich die Damen untereinander und teilen sich mit, wie viele Glückwünsche sie Tags zuvor empfangen haben und von wem. Dann sind die Straßen ebenso lebhaft von Damen, als Tags zuvor von Herren gefüllt. Wessen Geschäfte es aber irgend erlauben, der findet sich dann auch wieder auf den Straßen ein, um die Damen zu bewundern, die insgesamt im höchsten Putze die Besuche abstatten."

Wenn irgend etwas die familienlose Geselligkeit der Nordamerikaner dramatisch veranschaulichen kann, dann ist es das Rokokobild dieses scheinbaren Familienfestes.

In Deutschland ist freilich auch das Gepräge des Neujahrsfestes als einer häuslichen Feier fast ganz abgeschliffen. Früher war Silvesternacht und Neujahrstag durch manchen jetzt verklungenen Hausbrauch ausgezeichnet, welcher dem Vorschauen in die Zukunft des Hauses galt und auch den

Freundeskreis um den häuslichen Herd versammelte. Schon im früheren Mittelalter wird die Neujahrsnacht mit einem Schmause in den Häusern bei hellem Fackelzug begangen, und auf den Straßen wird gesungen und getanzt. Wie wir aus dem Beichtspiegel des Bischofs Burkhard von Worms ersehen, sucht die Geistlichkeit die häusliche Feier des Neujahrstages zu unterdrücken, weil altheidnischer Volksaberglaube hiebei tief in die Sitten des Hauses hinübergriff. Die abergläubischen Gebräuche, um in der Neujahrsnacht die Zukunft zu erkunden, sind aber beim gemeinen Manne geblieben, das harmlose häusliche Fest dagegen ist gerade bei dem abergläubischen Volke am meisten verschollen.

Wir sehen aus alledem, wie bei patriarchalischen Volkszuständen die geselligen Freuden sich fast ausschließlich und bis zum Exzeß an das Haus heften, während im glatten Nivellement der Zivilisation der gesellige Kreis sich ganz losmacht von der Familie. So erscheinen hier z. B. die Russen als der direkteste Gegensatz zu den Nordamerikanern. Die Überzahl und die maßlose Schwelgerei der russischen Familienfeste erinnert an unsere mittelaltrigen. Zu jedem hohen Feiertag macht der echte Russe seinen sämtlichen Verwandten und Freunden Gratulationsvisiten. Neben dem Geburts- und Namenstag ist auch der Tauf-, Verlobungs- und Hochzeitstag des Hausvaters ein jährlich wiederkehrendes Familienfest, und beim reicheren Mann verbinden sich die üppigsten geselligen Genüsse mit einer solchen Feier.

Sehr verschieden abgestuft ist der Zusammenhang der Familie mit dem geselligen Kreise in den deutschen Gauen, wo die französischen politischen und sozialen Einflüsse längere Zeit dominiert haben und französische Sitten in das deutsche Haus eingedrungen sind, und den Gegenden, die von diesen Berührungen verschont blieben. Mit der deutschen Sitte des Hauses sind auch die häuslichen Feste gefallen.

So waltet z. B. in den Rheingegenden entschieden die

Sitte, daß die Männer und Frauen der bürgerlichen Kreise gesondert ihren geselligen Freuden nachgehen. Schon dadurch ist die Geselligkeit außer Berührung mit der Familie gesetzt. Während der Mann der Schoppenstecherei im Wirtshause obliegt, sitzen die Frauen in ihrer Kaffee- und Teegesellschaft. Das geht dort selbst bis zu den wohlhabenderen Bauern herunter. Solche Gesellschaften finden freilich im Hause statt; sie haben aber dennoch keine Spur von Familiengeselligkeit. Durch die Isolierung der Frauen bilden sie vielmehr den eigentlichen Herd des weiblichen Philistertums, während der Mann im Wirtshause sich seine aparte Häuslichkeit aufbaut. Der schädliche Einfluß dieser nichts weniger als deutschen Sitte auf die Veräußerlichung des Familienlebens und die soziale Auflösung im allgemeinen ist nicht schwer genug anzuschlagen.

Es läßt sich ziemlich sicher nachweisen, daß in den Rheinlanden diese Unsitte in der Napoleonischen Zeit, wo sich überhaupt die Sitten des Bürgertums dort so sehr veräußerlichten, ganz besonders in Blüte kam. Deshalb schwärmt auch dort so mancher alte Weintrinker noch immer für *diese* gute alte Zeit als die eigentlich goldene seiner Gegend und läßt den alten Bonaparte hochleben, und bedauert die jetzige, schon wieder etwas familienhaftere und nüchterne Generation als ein Geschlecht von Schwächlingen.

Die süddeutsche Sitte, daß auch eine feine Dame ihren Mann in den Biergarten, wohl gar ins Kaffeehaus begleitet, würde im mitteldeutschen Westen für eine ausgemachte Barbarei gelten. Sie ist aber gar nicht so barbarisch, sondern hat vielmehr ihren guten Grund in einem tieferen Familienbewußtsein.

Von den norddeutschen Städten, wo man der deutschen Sitte des Hauses gleichfalls noch vielfach das Asyl gewahrt hat, macht jetzt ein geselliger Brauch die Runde durch die gebildeteren Zirkel von ganz Deutschland, den ich zu den

vortrefflichen rechne. Er bildet den geraden Gegensatz zu dem dualistischen Unfug der Kaffeeschwestern und der Schoppenstecher. Es sind dies die sogenannten „offenen Abende“. Die Familie erklärt den Freunden des Hauses, daß sie an einem bestimmten Wochenabend ein für allemal für den Freundeskreis zu Hause sei. Wer gerade kommen will, der mag kommen und einen hungrigen, aber unterhaltsamen Tee mittrinken. Dadurch wird die Geselligkeit geweckt, die entschieden in der Familie ihren Schwerpunkt hat. Die „offenen Abende“ sind in den letzten Jahren nicht nur in Gegenden vorgedrungen, wo man sie vordem nicht kannte, sondern auch in Schichten des Bürgerstandes herabgestiegen, wo sonst keine Ahnung mehr von derartiger Geselligkeit war. Das sind beachtenswerte Zeichen des wiedererwachenden Familiengeistes.

Ich bezeichnete Rußland bereits als Land, wo die ins Familienleben verwebten geselligen Freuden noch in wahrhaft mittelalterlicher Überfülle geltend gemacht würden. So hat man in Rußland zu dem „offenen Abend“ sogar auch noch einen „offenen Mittag“. In gastfreien Häusern lädt man die Freunde des Hauses ein für allemal zum Mittagessen, und sie kommen, wann es ihnen beliebt. In einzelnen russischen Städten sollen fast sämtliche adlige Familien alltäglich offene Tafel halten, und ein Junggeselle von Stande braucht, wenn er eine ausgebreitete Freundschaft besitzt, niemals einsam zu Hause zu essen. Er sucht sich einen Familientisch in einem gastfreien Hause und „onkelt“ jeden Tag in ein anderes, ganz wie vorzeiten die deutschen Schulmeister, wenn sie das Rundessen hatten.

Hat die Geselligkeit unseres deutschen Salons irgend eine gute Seite, dann liegt sie in dem, was der Salon gemein hat mit dem offenen Abende, in dem einzigen Punkte nämlich, daß hier wie dort Männer und Frauen zusammen erscheinen.

Was dem Städter der „offene Abend“, das ist dem Bauern die Spinnstube. Ja man kann sagen, sie ist in ihrem Grundgedanken die ursprüngliche und bessere Form jenes geselligen Instituts. Ich rede hier von den großen, fast öffentlichen Spinnstuben, den geselligen Versammlungen des halben Dorfes, die hervorgewachsen sind aus jenen engeren häuslichen Spinnstuben, welche ich im Eingang dieses Kapitels als die eigentlichen Pflanzstätten des im deutschen Hause gewurzelten geselligen Kreises bezeichnete.

Die rationalistisch-bureaukratische Zeit zog mit Feuer und Schwert gegen die großen Spinnstuben zu Feld. Schon im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts waren Geldstrafen auf die Teilnahme an einer Spinnstube gesetzt. Mit echt polizeilichem Scharfblick nahm man nur den gelegentlichen Mißbrauch dieser Zusammenkünfte zu allerlei Roheit und Unzucht wahr, und schlug den unendlich größeren Gewinn, welchen die Spinnstube so oft für den Familiengeist des Landvolkes bringt, für gar nichts an. Ein gründlicher Kenner des Volkslebens, Professor Brückner in Meiningen, sagt von den Spinnstuben: „In ernster und neckender Rede lernt sich hier die Dorfjugend gegenseitig kennen, neben dem Spulfleiß pflanzt sich Sage und Lied von Geschlecht zu Geschlecht fort, und die feste Familienhaftigkeit des Landvolks hält die rohsinnliche Natur in Schranken. Daß auch diese Form des Zusammenlebens vom fleischlichen Sinn mißbraucht werden kann, ist tatsächlich; deshalb kann aber dieses uralte Institut selbst nicht verdammt werden, das weit sittlichere Züge in sich trägt als das nächtliche Zusammenlagern der Jugend am Zaune.“

In einigen Gegenden finden (oder fanden?) „Wettespinnen“ in den Spinnstuben statt. Die Spinnerin, welche am raschesten und schönsten spinnt, hat die Ehre, daß das nächste Mal die ganze Gesellschaft bei ihr zusammenkommt. Am Samstagabend dürfen auch die jungen Burschen in die

Spinnstuben kommen. Zu dem Wettespinnen fügen sie dann ihrerseits Wettgesänge. Das Volkslied ist vielfach in den Spinnstuben aufgewachsen, und die Volkssage hat sich oft als in ihr letztes Asyl dorthin geflüchtet.

Es ist ein altertümlicher deutscher Hochzeitsgebrauch, daß der Festzug, welcher die Aussteuer der Braut in die Wohnung des Bräutigams bringt, eröffnet wird von zwei Brautmädchen, von denen eines ein Spinnrad, das andere einen Haspel trägt. Beides sind nicht bloß die Symbole des häuslichen Fleißes, sie sind auch die Symbole der traulichsten und echtesten Familiengeselligkeit: darum werden sie mit Recht allem Hausrat vorangetragen. Heutzutage wissen aber viele Bürgermädchen gar nicht mehr wie ein Spinnrad aussieht, außer sie hätten ein solches in einem Gewerbe-Antiquarium gesehen.

In den letzten Jahren hat der Volksschriftsteller W. O. v. Horn auch den weiland so verrufenen Namen der Spinnstube wieder zu Ehren zu bringen gesucht, indem er einen unserer besten Volkskalender mit demselben taufte. Welcher Mann des Volkes, welcher Geistliche, Schullehrer oder Gutsbesitzer wird sich den Ruhm gewinnen, die Spinnstuben seiner Gegend zu verjüngen, den Bauern und den Beamten wieder Respekt vor der Spinnstube zu erwecken und das Treiben in denselben auf Grund gereinigter und fortgebildeter alter Bräuche wieder familienhafter, sittlicher und obendrein lustiger zu machen?

Auf dem Dorfe ist man überhaupt gar nicht so arm an mannigfaltigen Formen der häuslichen Geselligkeit, wie man in der Stadt wohl glauben mag. Man dürfte z. B. in den Städten lange suchen, bis man ein so prächtiges echtes Familienfest aufgefunden hätte, wie die Metzelsuppen unserer Bauern.

Ein wunderbarer Zug im deutschen Leben ist, daß selbst diejenige Form der Geselligkeit, welche der Familie und dem

Haus am gründlichsten entfremdet, die regulären Zechgelage in den Wirtshäusern, einen gewissen Charakter der Häuslichkeit annehmen. Trinken können auch die romanischen und slavischen Völker, aber bloß die germanischen können kneipen. Dieses „Kneipen“ drückt eben das gemütliche Zu-Hause-sein in der Zechstube aus. Der „Stammgast“ — auch eine spezifisch-germanische Gestalt — will an der Wirtstafel gleichwie an seinem eigenen Herde sitzen; er begehrt darum allabendlich denselben Stuhl, dieselbe Ecke, dasselbe Glas, denselben Wein. Das ist auch „Sitte des Hauses“. In feinen Gasthöfen in Hannover, Braunschweig, Bremen und andern norddeutschen Städten findet man neuerdings Säle, an deren Wänden sich tiefe Nischen, wie kleine halboffene Stübchen, entlang ziehen. Der Freundeskreis zecht und schmaust da traulich abgesondert und doch nicht abgeschlossen, selbst der einzelne Gast kann sich vereinsamen; wir sitzen im großen offenen Saal des Wirtshauses und haben doch unsere kleine eigene Häuslichkeit.

Verkommene, verkneipte, zu wirklichen Trunkenbolden herabgesunkene Stammgäste sind sehr häufig für das innigste Familienleben durchaus geschaffene Naturen, gutmütige, aber schwache Menschen, die nur ein böser Stern in das unrechte Haus geführt hat. Aus lauter Familienbedürftigkeit, die sie in der Adoptivfamilie der Zechgenossen zu befriedigen suchen, vergessen sie die wirkliche Familie zu Hause. So ein Mann kann zum Vagabunden werden aus unersättlichem Trieb zur Häuslichkeit. Sind das nicht echt deutsche Charaktere?

Sofern aber das Kneipen ein in falscher Richtung sich bewegendes Extrem der Häuslichkeit wird, zerstört es die Häuslichkeit selber wieder. Durch das Kneipen ist der Ruin unserer alten deutschen Familienfeste, unserer reichen Hochzeiten und Kindtaufen, des Leichenimbs, der Willkomm- und Abschiedstrünke vorbereitet worden, durch das Kneipen kamen die sinnigen Festlichkeiten bei Aufnahmen in die Zunft, die

merkwürdigen Bräuche beim „Weinkauf“, beim Aufschlagen neuer Häuser u. s. w. zu Fall. Ja die Kneipereien bei jenen Zunftfeierlichkeiten haben den Gegnern der Zünfte eine Waffe in die Hand gegeben, mit der sie dem ganzen inhaltreichen Institut des Zunftwesens erfolgreich zu Leibe gerückt sind. Das übertriebene Kneipen hat auch mitgewirkt, die feinere gebildetere Welt in die „Salons“ zu treiben, wo in der Tat nicht gekneipt wird, wo aber auch die Häuslichkeit verschwunden ist.

Im Elsaß gab es ein Geschlecht der Herren von Utenheim; diese nannten sich später von Matzenheim. Die Namensveränderung soll aber nach einer sehr alten Familiensage auf folgende Weise entstanden sein. Einer der Herren von Utenheim pflegte stets in dem Dorfe Matzenheim im Wirtshause zu sitzen und verzehrte daselbst den größten Teil seines Gutes. Er war so ein vollendeter Stammgast zu Matzenheim, daß selbst sein Pferd nicht weiter zu bringen war, wenn es an die Wirtshaustür kam. Weil er nun weit mehr zu Hause war im Wirtshause zu Matzenheim als auf der Burg zu Utenheim, so nannte man ihn zuletzt auch nur den Matzenheimer. Der Name erbte sich fort und ist von dem Wirtshause auf das ganze Utenheimsche Haus übergegangen. Ein stärkerer historischer Beweis für die germanische Auffassung des „Hauses“ im Wirtshause wird wohl schwerlich aufzufinden sein. Das Wirtshausleben zerstört das Familienleben, und doch ist uns Deutschen der Familiengeist dermaßen angeboren, daß wir selbst im Wirtshaus, wo wir dem Hause entronnen zu sein wähnen, nicht eher unser Behagen finden, als bis hier wieder ein eingebildetes Familienleben bestrickend vor unsern Sinnen gaukelt.

In diesem inneren Widerspruch liegt aber ebensogut ein tragisches wie ein komisches Element, und nicht mit allen Stammgästen geht die deutsche Volkssage so glimpflich um, wie mit dem alten Matzenheimer. Als alle Bauern beim

Schall der Vesperglocke aus der Schenke gingen, blieb ein zäher Stammgast wie zum Trotz sitzen und rief höhnisch in das Geläut hinein: „Ich gang nit mit! Ich will der Letzte sein! Wirt, noch so ein Schöpple!“ Da versank die Schenke mit einem furchtbaren Schlag in die Erde, und der Stammgast kann nun darin sitzen bleiben bis an den Jüngsten Tag.

Keine Literatur hat so köstliche Bilder jener Originale aufzuweisen, die ihren häuslichen Herd in der Schenkstube gefunden haben, wie die deutsche und englische, keine andere so breit behagliche Wirtshausschilderungen. Wäre das Haus nicht unser nationales Heiligtum, das Wirtshaus würde nicht so reichen Stoff von Poesie und Humor bieten.

Was ist es denn, was den ganz gemeinen Wirtshausszenen auf den Bildern eines Jan Steen, Ostade, Teniers doch wieder eine dichterische Weihe gibt? Sind denn da nicht häufig bloß verlumpte Trunkenbolde dargestellt, Unfug und Unfläterei aller Art verübend, Kerle, die wir, wo sie uns in Wirklichkeit gegenüberträten, nur mit der Feuerzange anrühren würden, während wir ihr naturgetreues Konterfei als einen kostbaren Schmuck in unser Zimmer hängen! Der deutsche Genius der Kneipe, der Häuslichkeit im Wirtshause ist es, den jene Niederländer in ihren Bildern festzubannen wußten und der auch in das kannibalische Wohlbehagen ihrer betrunkenen Bauern und Matrosen einen idealen Funken wirft. Die alten holländischen Genremaler genossen diese Häuslichkeit im Wirtshause selber in so vollen Zügen, daß ihrer eine ziemlich ansehnliche Zahl im Kneipenleben persönlich zu Grunde gegangen ist. Damals war aber auch noch die Zeit der kolossalen Hochzeit-, Kindtauf-, Kirmes- und Zunftschmausereien, einer Festesüppigkeit im häuslichen und wirtshäuslichen Volksleben, die unser Geschlecht nicht mehr kennt. Und so vermochten denn auch jene Maler ihre traulichen Kneipbilder mit einer Naivität und einer verklärenden Gemütlichkeit des Humors zu malen, die uns

nicht mehr eigen sein kann. Wagt ein moderner Maler, was Jan Steen oder Ostade gewagt hat, dann wird er sofort gemein und widerlich. Denn als die Häuslichkeit der Familie zu entschwinden begann, da zog sie mit ihrem besten Teile auch aus dem Wirtshause fort. Anderseits sind wir viel zu sittlich bewußt geworden, als daß sich auch nur noch ein Matrose mit so göttlich anmutiger Naivität vollsaufen könnte, wie ein Ostadescher Matrose.

Die Gesellschaft im Innern einer deutschen Studentenverbindung trägt meist ein ganz häusliches, familienhaftes Gepräge. In der Kneipe erwacht und befriedigt sich der erste Drang des Burschen nach eigener Häuslichkeit. Darum tauft er auch seine wirkliche Wohnung, wenn er sie mit gemütlichem Ausdruck bezeichnen will, nach dem Wirtshaus und nennt sie seine „Kneipe".

Wo anders läge denn nun die vielgepriesene Poesie des Kneiplebens der Studenten, als in dem völlig häuslichen Behagen, das sich damit verknüpft? Où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille? — das ist der Gedanke, der den deutschen Burschen zum Wirtshause zieht. Aus dem elterlichen Hause ist er zum ersten Male hinaus in die Fremde gekommen, er steht allein, Heimweh beschleicht ihn: da schafft er sich eine neue Familie in der Korpsbrüderschaft, ein neues Haus in der Kneipe. Nun ist seine häusliche Sehnsucht beschwichtigt, nun ist er doch wieder irgendwo daheim.

Solche improvisierte Häuslichkeit unter den deutschen Studenten hat bestanden, solange es deutsche Universitäten gibt. Nur die Form wechselte mit dem Geist der Zeiten, und ich möchte eben nicht behaupten, daß die gegenwärtige Form die beste sei. Als der klösterliche Geist noch fester saß bei der deutschen Nation, nahmen die Studentenverbindungen die Form klösterlicher Genossenschaften an, zum gemeinsamen Leben, gemeinsamen Studium und gemeinsamer Erholung. Die Erinnerung daran lebt noch fort in unsern akademischen

Stiften und Konvikten. Den gelehrten Verbrüderungen der deutschen Literatoren im siebzehnten Jahrhundert entsprachen etwa jene gelehrten Tischgesellschaften der Studenten, bei welchen die Gemeinschaft der Studien und einer familienartigen Geselligkeit neue Keime des Genossenschaftslebens legte. Als im achtzehnten Jahrhundert das geheime Ordenswesen bei den gebildeten Leuten in Mode kam, spiegelte es sich sofort in den Studentenverbindungen ab. Auch hier entstanden Orden, Logen, abenteuerliche Geheimbünde. So ist denn auch das moderne Verbindungswesen ein Abbild teils des entschwindenden, teils des wiederauflebenden Korporations- und Familiengeistes im deutschen Volke. Die Entartung zu einer bloßen Wirtshausschwärmerei hängt innig zusammen mit dem Mangel an festen, in guter Sitte begründeten Formen des gemeinsamen Lebens, der unsere Zeit überhaupt charakterisiert, die lächerlich sinnlose Prahlerei mancher „Korps“ mit dem Größenwahn und der Großtuerei, die unsere Gegenwart überhaupt beherrscht. Aus einer neuen organischen Gliederung unserer Gesellschaft, aus der Wiederbelebung und Festigung der Sitte des Hauses wird auch das Verbindungswesen der Studenten von selber in verbesserter Auflage hervorgehen. Die wüste Entartung des studentischen Wirtshauslebens wird genau zu der Zeit aufhören, wo der Handwerker seine Zunftstube wiedergefunden hat, der Bauer seine reformierte Spinnstube, der Mann des Salons seine Wohnhalle, und wo die Familie sich wieder erweitert hat zum „ganzen Haus“.

Tritt der Student nach vollendeten Studien ins bürgerliche Leben über, dann fühlt er als vereinzelter Mann in der Regel so lang ein Heimweh nach der Familie seiner akademischen Genossen, bis er sich selber eine Familie und ein Haus gründet.

In diesem höchst merkwürdigen innigsten Zusammenhang der akademischen Gesellschaft mit der Idee der deutschen

Familie steckt das Geheimnis, weshalb sich der deutsche Bursche in der ganzen Welt nicht zum zweiten Male wiederfindet. Denn studieren und trinken können wohl auch andere Studenten, aber kneipen können sie nicht, kneipen mit der Naivität Ostadescher Bauern; sie wissen nicht das wunderliche Familienleben der deutschen Studentengenossenschaft mit seinen strengen, oft noch ganz mittelalterlichen Sitten des Hauses, ja mit geradezu aristokratischen Hausgesetzen nachzubilden und zu der ganzen Lebenspraxis des Burschen in Wechselbeziehung zu setzen, weil dem Charakter ihrer Nation die Tiefe und Fülle des deutschen Familienbewußtseins überhaupt fehlt.

Wie ein blasser Schatten dieser engbeschlossenen studentischen Häuslichkeit erscheint das in süddeutschen Reichsstädten wie in den alten Städten Norddeutschlands vorherrschende Herkommen, daß sich zahlreiche kleine Trinkgesellschaften unter den Bürgern bilden, die in gemieteten Zimmern „unter sich“ sein wollen, eine eigene Haus- und Zechordnung für ihre geselligen Abende festsetzen und gleichsam eine auch räumlich isolierte Familie im Wirtshause improvisieren.

Wenn der ehemalige Kurpfälzer, der im allgemeinen die alten Sitten des Hauses sehr gründlich über Bord geworfen hat, Kirchweih hält, dann bricht bei ihm plötzlich die ganze Glorie altväterlichen Familienbewußtseins wieder in die moderne Welt herein.

Dieses einzige Mal im Jahre geht ihm der erloschene Gedanke des „ganzen Hauses“ wieder auf. Was irgend zur Familie, zur Freundschaft und Verwandtschaft zählt, das strömt zusammen, um am häuslichen Herd zu „kneipen“. Je mehr Gäste, je größer die Ehre. Fast alle alten Kirmeßbräuche sind dort verschwunden, aber auf Kirmeß sehen sich alle zerstreuten Verwandten wieder, die sich im ganzen Jahre nicht gesehen haben. Häuser und Stuben werden neu getüncht und geschmückt und die Tische zum Brechen mit Essen

und Trinken beladen, zween fette Kälber werden geschlachtet, gleich als gälte es die Heimkehr des verlorenen Sohnes zu feiern, und dieser verlorene Sohn ist das „ganze Haus“. Dieser einzige Zug der pfälzischen Kirmeß gibt ihr noch den Schimmer eines wirklichen Volksfestes. Die Kirchweihen alle auf einen Tag zu verlegen, hieße hier den letzten Rest des Zusammenhangs der Familie und der Geselligkeit bei dem letzten übriggebliebenen Volksfeste mit Gewalt zerstören. Denn das Zusammenströmen der ganzen Sippschaft von nah und fern bildet ja gerade die Weihe dieses Tages, und ich glaube, daß der liebe Gott um pfälzischer Gastfreundschaft willen und um jenes einzigen patriarchalisch-familienhaften Grundzuges der Kirmessen willen, den Pfälzern die schweren Sünden, welche sie durch Abschwörung so vieler deutschen Sitten des Hauses begangen, dereinst vergeben wird.

Stellen wir dem deutschen Volk, welches die Familie immer noch so tief in die Geselligkeit hinein wachsen läßt, wieder dasjenige gegenüber, welches von diesem Zusammengehen kaum eine Ahnung hat, die Angloamerikaner, so finden wir bei dem Wirtshausleben wieder ganz die gleichen Gegensätze, denen wir stets bei dieser Parallelisierung begegnet sind. Der Amerikaner trinkt sein Glas Branntwein vor dem Schenktische stehend, und der Anstand fordert, daß er sein Glas auf einen Zug leere. Im Stehen kann man aber schlechterdings nicht kneipen. Selbst wenn mehrere zur Unterhaltung miteinander ins Wirtshaus gehen, setzen sie sich in der Regel nicht. Die Wirtshäuser sind nach einem ganz aristokratischen Rangsystem abgestuft. Während man in Süddeutschland wohl den Staatsminister und den letzten Taglöhner in derselben Bierstube kann sitzen sehen, werden in den großen Städten Nordamerikas vornehme und geringe Leute durchaus nicht in ein und dasselbe Wirtshaus gehen. Ja der vornehme Wirt fordert doppelte Preise, lediglich um den gemeinen Mann fernzuhalten, und man findet das ganz

in der Ordnung. Höchst charakteristisch ist, daß es in New York nicht für guten Ton gilt, in dem nämlichen Schenklokale mehrere Gläser nacheinander zu trinken. Wer größeren Durst verspürt, der geht vielmehr von einer Schenke zur andern und trinkt überall stehend sein eines Glas. Es soll beileibe niemand in einem Wirtshause heimisch werden und sich häuslich niederlassen! Da wird doch das Prinzip recht klar, auf welchem der Unterschied zwischen Trinken und Kneipen beruht.

Die abscheuliche nordamerikanische Sitte, stehend zu essen und zu trinken, hat sich auch bereits in unsere Salons eingeschlichen. Man glaubt dadurch eine besonders gemütliche und lebendige Unterhaltung zu erzielen, da doch nur das Geschwätz lebendiger wird und nicht das Gespräch, wenn man mit Teetasse, Hut, Handschuhen und Kuchen in der Hand im Saale auf und ab läuft und dabei jeden Augenblick gewärtig sein muß, daß einem ein ungeschickter Bedienter die mit zwei Fingern gehaltene volle Tasse in den Hut stößt, der darunter am dritten Finger schwebt. Man soll eben nicht seßhaft werden in feiner Gesellschaft, nicht einmal auf einem Stuhl, man soll sich nicht von wenigen anziehenden Leuten wie von einem kleinen Familienkreise fesseln lassen, sondern mit der Allgemeinheit verkehren. Das ist aber nicht deutsche „Sitte des Hauses“, sondern französischer „Ton“, der auf dem Grundakkord der Ausebnung aller charakteristischen Eigenart in der Gesellschaft aufgebaut ist. Da war es doch ohne Vergleich noch familienhafter in den vornehmen Zirkeln vor hundert Jahren, wo die Damen am Kamine kleine Bilder ausschnitzelten und bunte Seide zupften, um dieselben zu allerlei Farbenspielen zusammenzulegen, indes die Herren im Halbkreise umher saßen und den schnitzelnden und zupfenden Schönen den Hof machten.

Die eigentümliche, zeremoniöse und geistreiche, von der Familie ganz gelöste Geselligkeit unseres Salons hat bei den

Fürstenhöfen ihre ursprüngliche Heimat. Ein Fürst muß allerdings häufig gesellige Kreise um sich versammeln, die nicht für eine Erweiterung des Familienkreises gelten können. Wie nun die Hoftracht unsere bürgerliche Tracht, der Palaststil unsere bürgerliche Architektur verdrängt und aufgesogen hat, so ist auch diese höfische Form der Geselligkeit in unsere bürgerlichen Kreise übergegangen, wo ihr doch eigentlich aller Boden fehlt. Dazu kommt, daß die Sitten des modernen Salons überhaupt nicht einmal deutsche, sondern meist französische Sitten sind. In Betreff der verfeinerten Geselligkeit der Franzosen gilt aber gewiß am meisten das harte Wort, welches Kaiser Maximilian I. diesem Volke entgegengeworfen: „Sie singen höher, denn genotieret; sie lesen anders, denn geschrieben; sie reden und sagen anders, denn ihnen im Herzen ist.“

Durch die häusliche Geselligkeit sammelt sich der Mensch; im Kreise seiner Freunde wird er erst recht bei sich zu Haus. Der unhäusliche Salon dagegen zersplittert die Naturen. Man unterhält sich da nur in Aphorismen, man huscht nur an aphoristischen Erscheinungen vorüber. Die dem Salon vergleichbare Erscheinung in unserer Literatur ist das „Feuilleton“; wer aber vorwiegend Feuilletons liest, der kann zuletzt gar kein solides Buch mehr lesen. Das kann auch der echte Salonmensch nicht mehr, er liest keine Bücher, sondern er liest nur noch *in Büchern*; er kann auch nur Gespräche anknüpfen, aber keines zu Ende führen; überhaupt nur anregen, nicht selber vollenden; er wird sprunghaft, unstet, eine zerstückte Natur; er ist kein ganzer Mann mehr und vermag auch nicht mehr den ganzen Mann zu würdigen; denn im Salon streifen sich nur die Persönlichkeiten, aber sie fassen sich nicht. Das sind tiefgehende Krankheitszustände unserer Zeit, und ich lobe mir gegen jene feinen Leute die Zöglinge einer ordentlichen Spinnstube.

Ich habe oben von den Zeichnungen Ludwig Richters ge-

sprochen als einem Wahrzeichen der wieder auflebenden treuherzigen schlichten Familienhaftigkeit. Allein auch für das verstörte, unruhig geistreiche Wesen des Salons bietet uns nicht bloß eine einzelne Kunstrichtung, sondern fast eine ganze Kunst in ihrer gegenwärtigen Erscheinung ein Wahrzeichen. Es ist die Musik. Seit die große Periode der Hausmusik mit Beethoven sich abgeschlossen, ist die überwiegende Masse der musikalischen Produktion immer mehr diesem Geiste des Salons dienstbar geworden. Das feuilletonistische, abgerissene, geistreich gaukelnde, auf der Oberfläche hinstreichende Wesen des Salons charakterisiert das eigentlich Moderne in unserer Musik. Die wenigen tüchtigen Meister, welche eine Ausnahme machen, kennt die Nation; sie sind aber auch nicht recht modern. Ein „ganzes“ Musikstück ist heutzutage so selten wie ein ganzer Salonmensch. Die übertriebene, überreizte musikalische Schreibart, die jeder melodischen und harmonischen Wendung eine aparte Pointe geben will und der großen Masse bereits den Magen völlig verdorben hat für jede natürliche und einfache Musik, verdankt der Berechnung auf den Effekt im Salon großenteils ihren Ursprung. Unsere übrigen Künste sind in neuerer Zeit alle derart wieder erstarkt, daß man sie im Salon nicht mehr brauchen kann, nur die Musik ist noch schlecht genug dazu. Der Salon entscheidet über die Erfolge der meisten Musiker, und unzählige Musiker sind noch immer feil genug, um dem Erfolg im Salon ihre bessere künstlerische Überzeugung zum Opfer zu bringen.

Weil der geistreich gesellige Zirkel des Salons seiner Natur nach außerhalb der Familie steht, so läßt man ihn am besten in dieser Isolierung. Das Verkehrteste kommt zu Tag, wenn man gar die Familie in den Salon hinüberführen will. Die Familie kann im geselligen Kreise niemals sekundär sein: entweder sie ist das Ursprüngliche und Bestimmende oder sie tritt ganz zurück. Um den Salon familienhafter zu

machen, schickt man wohl gar die kleinen Kinder in den Salon. Sie sollen dort feine Sitten lernen und ein Stückchen von jenem französischen Ton, der „höher singt als genotieret ist“. Uns erscheint es aber als eine wahre Sünde wider den heiligen Geist, die harmlose Kinderseele hinauszustoßen in dieses Treiben. Denn obgleich sie gar harmlos bleibt, solange man sie rein bewahrt, lernt sie doch nicht bloß ein Stückchen von jenem Ton, sondern pfeift bald jedes Lied in derselben Art. Wenn ein sechzehnjähriges Bauernmädchen, das noch Sonntagschülerin ist, auf der Kirmeß tanzt, dann wird sie vom Gendarmen zur Bestrafung notiert. Wenn aber zwölfjährige Puppen Kinderbälle geben, eigene Kindersalone eröffnen und mit den großen Leuten zum Tee dansant fahren, dann brauchen sie sich vor keinem Gendarmen zu fürchten.

Solche Kinderbälle gemahnen mich immer an ein niederdeutsches mittelaltriges Bild vom Totentanze. Dort ist neben anderem auch ein Kinderball dargestellt. Der Tod tanzt mit den Kindern, und das Kind spricht zum Tod:

„O Tod, wie soll ich das verstehn,
Ich soll tanzen und kann noch nicht gehn!“

Im „Hause“ gibt es nichts Unbedeutendes, und in scheinbar ganz geringfügigen Sitten des Hauses stecken oft tiefe soziale Konsequenzen. Es ist z. B. auf den ersten Blick ganz gleichgültig, zu welcher Stunde man zu Mittag ißt. Und doch könnte man eine kleine Geschichte des sozialen Liberalismus der letzten sechzig Jahre schreiben, deren einzelne Abschnitte sich ganz schlagend nach dem allmählichen Vorschieben der Mittagessenstunde abteilen ließen.

Vor der französischen Revolution fiel die allgemeine bürgerliche Mittagessenstunde in Deutschland zwischen 11 und 12 Uhr. Mit den zahllosen willkürlichen Neuerungen, mit welchen die Franzosen damals alle bisher übliche Zeit-

einteilung abschaffen wollten, nicht weil sie schlecht, sondern bloß weil sie alt war, schoben sie auch die Mittagessenstunde auf 1 Uhr vor. Die Deutschen rückten nach, und wer bei uns nur halbwegs für einen aufgeklärten und volkstümlichen Bürger gelten wollte, der speiste nun wenigstens zwischen 12 und 1 Uhr. Der neue Kalender der französischen Revolution fiel mit der Republik, die neue Mittagessenstunde aber blieb, da sie keine so gewaltsame Neuerung, sondern nur eine scheinbar ganz bedeutungslose Variation gewesen war. Wo aber einmal in eine so feste Sitte das kleinste Loch gekommen ist, da läßt sich auch weiterhin nichts mehr dran halten. Die bürgerlichen Leute merkten es nun plötzlich den großen Herren ab (denen sie auch den Salon abgeguckt haben), daß dieselben ja nicht einmal um 1 Uhr, sondern erst um 2, 3 bis 4 Uhr tafelten. Wer bis 10 Uhr schlafen kann, für den wird es freilich erst um 4 Uhr Mittag. Es lag nun ganz im Geiste jener sozialen Gleichmacherei, deren innerster Kern die Hoffart, die höher singen will, als genotieret, daß die allgemeine Mittagessenstunde in Frankreich immer weiter hinausgeschoben wurde. Gegenwärtig haben die Franzosen den Witz, man werde nun bald so weit vorgerückt sein, daß man immer erst am folgenden Tag esse. In Deutschland ging man langsam, aber sicher nach, und wo der Großvater zwischen 11 und 12, der Vater zwischen 12 und 1 Uhr zu Mittag gegessen, da „diniert“ der Sohn und Enkel jetzt um 2, 3 oder 4 Uhr.

Die guten Philister merken gar nicht, daß sie mit ihrer vornehmen Tischzeit verkappte Revolutionäre sind. Am meisten sind wir übrigens in unserer Tischzeit abhängig von der — Schule; denn um der Kinder willen müssen wir nach dem Stundenplan der Schule auch unsere Hausordnung richten. Hier wie in wichtigeren Dingen bestimmt nicht das Haus die Schule, sondern die Schule das Haus, und wenn ich weiter unten zu dem Versuch auffordere, die Arbeits- und

Essenstunden weiter vorzurücken, das heißt früher aufzustehen und früher schlafen zu gehen, so müßten wir die Möglichkeit dazu doch zuerst bei den hohen Kultusministerien erwirken.

Vor mehreren Jahren erlebten wir das merkwürdige Ereignis, daß durch eine ganze deutsche Stadt (Köln) ein förmlicher Prinzipienkrieg ging über die Mittagessenstunde Eine Partei wollte eine neue Tischzeit oktroyieren, sie wollte dieselbe nach französischer Art noch tiefer in den Nachmittag hineinschieben und, da es sich um gemeinsame Interessen der Bureaus und Kontore handelte, diese neue Sitte durch die Wucht der Majorität feststellen. Im Punkte der Sitte, und gar der häuslichen, läßt sich aber mit Gewalt schlechterdings nichts durchsetzen; man macht die Leute dadurch nur umso widerborstiger. Nachdem man vielen Lärm gemacht, wurde der Plan wieder fallen gelassen.

Wohl aber kann man Sitten ganz allmählich reformieren, indem jeder bei sich selber anfängt und ganz still in Wort und Exempel bei Freunden und Bekannten weiter Propaganda macht, bis zuletzt ein allgemeiner Brauch, endlich eine neue Sitte aufkeimt. Es sollte nur einmal eine respektable Zahl unabhängiger Hausväter den Mut haben, ihr Tagewerk wieder zwischen 5 und 6 Uhr Morgens zu beginnen und die Tischzeit zwischen 11 und 12 Uhr zu legen, so würden bei der natürlichen Zweckmäßigkeit dieser Einrichtung bald Tausende nachfolgen, die sich jetzt noch aus eitel Vornehmtuerei schämen, nach deutsch-bürgerlicher Sitte Mittag zu machen. Die Bureaus und Kontore würden allmählich gezwungen, sich nach diesem Brauch zu richten und mit der endlichen Restitution einer ebenso vernünftigen als historisch begründeten Sitte des Hauses wäre zuletzt mehr gewonnen als mit einem ganzen Gebund vortrefflicher neuer Gesetze.

Sechstes Kapitel

Zum Wiederaufbau des Hauses

Will ein Volk sich jung bewahren, dann muß es seine überlieferten Sitten pflegen und weiterbilden. In den Sitten des Hauses verjüngt sich das staatliche und gesellschaftliche Leben.

Man hat so oft das kalte Wort gesprochen, daß das deutsche Volk nur in seiner Literatur und Wissenschaft sich einig wisse. Deutschland ist aber auch im großen und ganzen immer noch einig in der nationalen Idee des deutschen Hauses. Es gibt noch eine deutsche „Familiensitte", und die durchlöcherte und zerrissene Sitte des „Hauses" könnte aus dieser wiederhergestellt werden. Noch sind wir einig in der Familie, aber wir wissen uns nicht mehr einig darin. In der Literatur wissen wir uns allerdings längst schon einig. Das Bewußtsein des deutschen Hauses als des köstlichsten nationalen Kleinods, in welchem die Stärke unserer Nation geborgen lag und für die Zukunft liegt, das Bewußtsein der Einigkeit in deutscher Haussitte muß wieder gewonnen werden. Wir können uns nicht tiefer entwürdigen, als wenn wir die Ausländerei ins deutsche Haus eindringen lassen. Mit unsern häuslichen Sitten müssen wir die Grundpfeiler unsers Volkstums retten und bewahren, des in aller seiner lebensprühenden Vielgestaltung dennoch einigen deutschen Volkstums.

In der Erhaltung der altüberlieferten Sitten des deutschen Hauses kann man darum nicht zäh und eigensinnig genug sein. Man soll annehmen, daß diese Sitten schon dann positiv gut sind, wenn sie nur kein nachweisliches Unheil stiften. Selbst wenn sich für ein harmloses Herkommen des

Familienlebens gar kein eigentlicher Zweck mehr auffinden läßt, soll man ihm aus Gnaden das Leben schenken. Man kann aus einer Mauer einen kleinen Stein losbröckeln, welcher für sich so gut wie gar nichts trägt und hält, und noch einen und immer mehrere, und von keinem einzelnen derselben wird man sagen können, daß er zur Festigkeit der Mauer durchaus notwendig sei, und wenn man Hunderte von diesen einzelnen sämtlich überflüssigen Steinen herausgezogen hat, gibt es doch ein Loch und die Mauer stürzt ein. Gerade so geht es mit an sich ganz gleichgültigen Sitten des Hauses.

Jede Familie muß den aristokratischen Stolz haben, eine eigenartige Familie zu sein. Sie sollte darum alles sorgfältig sammeln und bewahren, was ihren besonderen Charakter dokumentiert.

Mit diesem Familienkonservatismus ist es aber im deutschen Bürgerhause jetzt meist gar traurig bestellt. Man liebt es ja hier, das Auseinanderfallen der Familie als die Folge der Beweglichkeit unserer Kapitalwirtschaft, unserer unendlich wandelbaren bürgerlichen Erwerbs- und Verkehrsverhältnisse zu fassen und darum als etwas echt Modernes, Großstädtisches, Fashionables wohl gar zu bewundern. Unsere Väter haben sich emanzipiert von der Kleinstädterei, und wir müssen uns von der Großstädterei emanzipieren. Selbst in den begütertsten, gebildetsten Bürgerkreisen wissen ja die meisten Leute nicht einmal mehr, wer und was ihr Urgroßvater war. Das wäre ja ganz bäuerisch, noch etwas vom Urgroßvater zu wissen! Indem also die Familienkunde hier selten über den Großvater hinaufreicht, umfaßt sie gerade nur den kleinen natürlichen Kreis von Geschlechtern, die mit Lebensende und Lebensanfang einander noch zu erleben pflegen. Und doch haben unsere Väter noch fleißiger Notizen über die Familie aufgezeichnet als wir. Was wird nun vollends die kommende Generation von ihren Vorgängern wissen?

Da kann also auch in der Sitte des Hauses von

Familienüberlieferungen kaum mehr die Rede sein. Ihr sprechet von deutscher Einheit, als ob der Bundestag oder das Parlament oder der Kaiser oder sonst wer eine deutsche Einigung machen solle; ihr selber verratet aber das einige deutsche Volkstum, indem ihr das Familienbewußtsein geflissentlich einschlafen laßt, die Familienüberlieferung austilgt, den Geist und die Sitte des deutschen Hauses austreibt, die uns so tief und stark verbunden halten. Ihr wollt national sein in der Politik und seid kosmopolitisch im eigenen Hause, wisset ihr nicht, daß wer den Teufel bannen will, selber rein sein muß?

Man nimmt jetzt häufig wahr, daß die alten Leute in dem raschen Wechsel unsers Lebens die Sitten ihrer Jugend selber vergessen, und die Großväter, welche den Enkeln von den Herrlichkeiten vergangener Tage — von denen ihres Großvaters Vater von alten Leuten erzählen hörte, da er noch jung war — im treuesten Chronikenstile berichten, existieren auch aus diesem Grunde schon lange nur noch in den Romanen.

Man hat gut reden von dem natürlichen Zusammenhang der Familie mit dem Wohnhause in einer Zeit, wo die Mehrheit der Stadtleute zur Miete wohnt. Wie viele von ihnen wissen denn noch, in welchem Hause sie geboren wurden? Daß so viele Menschen auch nur noch wissen, wie alt sie selber sind, ist schon ein halbes Wunder.

An alledem sollen die modernen wirtschaftlichen Verhältnisse schuld sein. Man beklagt dann mitleidig das Familienleben als das notwendige Opfer dieser Verhältnisse. Ist denn aber das Geld und der Erwerb das Höhere und nicht vielmehr die Familie? Die Sittlichkeit und Eigenartigkeit des Volkstumes, wie sie durch die Familie bedingt ist, steht höher als das materielle Vermögen des Volkes. Und wenn die materielle Volkswirtschaft eine Richtung genommen hat, durch welche das deutsche Haus aus allen Fugen gerissen

wird, dann ist damit nur bewiesen, daß diese wirtschaftliche Richtung eine schlechte und verwerfliche sei. Auf dem Reichtum eines Volkes, welches sein Haus verleugnen muß, um im Erwerb wetteifern zu können mit anderen Völkern, ruht doch kein Segen. Statt also das Haus als ein notwendiges Opfer unseres modernen Wirtschaftslebens zu beklagen, sollte man vielmehr die ökonomischen Entwickelungen den sittlichen unterordnen und lieber die ganze moderne Nationalökonomie zum Teufel gehen lassen als unser deutsches Haus.

Das bürgerliche Haus, zu dem ich nach dieser Abschweifung zurückkehre, hat keinen Stammbaum und braucht keinen zu haben. Aber eine Familienchronik sollte in jedem Bürgerhause, in welchem man lesen und schreiben kann, angelegt werden. Vordem waren in der Hausbibel ein paar Blätter vorgebunden, wo der Hausvater Geburten, Sterbefälle und Familienverbindungen eintrug. Es war das gleichsam ein offizieller Akt, und der Hausvater fühlte sich in seiner patriarchalischen Würde, wenn er eine Urkunde in dieses Hausarchiv brachte. Man sollte nun aus diesen einzelnen Blättern ein kleines Heft machen; es wird auch in der Bibel noch Platz finden und ist da an einem guten Ort. Will man eine umfangreichere Familienchronik anlegen, so kann sie neben diesem Haupturkundenbuch immer noch ein besonderes Buch bilden.

Als sich im achtzehnten Jahrhundert die Sitte des Hauses lockerte, begannen viele Bürgersleute solche Familiennotizen in den Kalender einzutragen. Allein der Kalender bezeichnet den Wandel der Zeit, die Bibel das ewige Beharren im Wechsel. Darum wäre es ein Zeichen, daß man die Zopfzeit abgeschworen, wenn man das Hausarchiv wieder in die Bibel zurückverlegte; der Kalender war nicht feuerfest genug.

Als es altmodisch geworden war, auch nur noch die gedrängteste Hauschronik im Kalender zu führen, kamen die

Tagebücher und Selbstbekenntnisse auf. Sie charakterisieren ihre Zeit. Es war die Periode der subjektiven Genialität, des Humanitarismus. Im achtzehnten Jahrhundert, als die feinere Sitte in Deutschland unter das Joch der französischen gebeugt war, und im Anfange des neunzehnten, als das französische Soldatenregiment Deutschland in Banden schlug, grassierten auch die sentimentalen Tagebücher vorzugsweise. Es waren das auch die Tage der endlosen Briefschreiberei, und in den bogenlangen Briefen, die zusammen wieder ein Tagebuch bildeten, bespiegelte sich der Freund und machte sich schön angesichts des Freundes. In solchen Bekenntnissen spricht nur noch der einzelne von sich selbst: das Haus verschwindet vor der Privatperson. Die Familienchronik ist dem Hause gegenüber eine öffentliche Urkunde, das Tagebuch ist ein geheimes Papier, bei dem der Autor jedoch im stillen wünscht, es möchten andere darüber kommen und schwarz auf weiß sehen, welch eine schöne Seele er gewesen.

Anfangs hatte diese französische Rokokomode der Selbstschau einen Anflug von idealer Tendenz, allmählich aber schälte sich die einfältigste Selbstvergötterung heraus. In den Tagebüchern, wo lauter persönliche Stimmungen, Eindrücke und Anregungen Tag für Tag notiert sind, macht sich eben der Verfasser gewöhnlich nur selber etwas weis und stellt sich vor den Spiegel, um mit seiner eigenen werten Person zu kokettieren. Wer nicht ein raffinierter Selbstquäler ist, der kann solch ein Tagebuch gar nicht führen, ohne fortwährend zu beschönigen, zu lügen und zu heucheln. Ganz anders ist es bei der Familienchronik, wo der einzelne sich objektiv fühlt als Teil eines Ganzen, wo er nicht die biegsamen Empfindungen und Reflexionen niederzuschreiben hat, sondern die festen Tatsachen.

Darum charakterisieren die Familienchroniken ein starkes und gesundes, die geheimen Tagebücher ein schwächliches und kränkelndes Geschlecht.

Was gäben wir nicht darum, wenn wir auch nur von den nächsten Vorfahren unserer bedeutenden Männer trockene Hauschroniken besäßen! Ganze Lastwagen voll Selbstbekenntnisse würden auch nur wenige solcher Urkundenbücher nicht aufwiegen. In unsere ganze Kulturgeschichte käme ein anderes Fundament, wenn Chroniken der Art allmählich wieder Sitte des Hauses würden.

Die allgemeine Einführung ist gar nicht schwer: es braucht immer nur wieder ein jeder bei sich selber anzufangen.

Aus meiner Schulzeit gedenkt es mir, daß wir in öffentlicher Lehrstunde angeleitet wurden, Selbstbekenntnisse und reflektierende Tagebücher abzufassen. Ja es mußten Skizzen geheimer Selbstschau zur Probe gemacht und eingeliefert werden. Da wurde dann auch recht tapfer gelogen und renommiert. Welch wunderliche Pädagogik! Ganz ein ander Ding wäre es, wenn auch schon in den Schulen die Jugend hingewiesen würde auf die Wichtigkeit der Hauschronik und angeleitet zu ihrer besten Einrichtung. Proben könnten die Schulbuben freilich nicht sogleich zur Korrektur einliefern. Aber in späteren Jahren würde das Senfkorn aufgehen und ein Baum werden, der über ganze kommende Geschlechter seinen schützenden Schatten breitete.

Wo keine Pietät für die Urkunden des Hauses ist, da ist auch keine für öffentliche Urkunden. Geschichtslosigkeit in der Familie erzeugt Geschichtslosigkeit in Staat und Gesellschaft. Ein merkwürdiges Beispiel bietet hier wiederum Nordamerika. Mein Gewährsmann Kirsten berichtet: „So wenig sich hier im Privatleben der einzelne um das kümmert, was andere angeht, auf Andenken Wert legt 2c., so beachtet auch die Gesamtheit das nicht weiter, was sie aus der Vergangenheit her berührt. Auf Sammlung von Staatsurkunden wird von den Amerikanern so gut als gar nicht Bedacht genommen. Nach der Versicherung durchaus glaubwürdiger Reisender, die historische oder statistische Notizen in den Archiven sammeln

wollten, fanden sie den ungehindertsten, sogar auch wohl unbeaufsichtigten Zutritt zu denselben, alles aber in solcher Unordnung und Mangelhaftigkeit, daß ihre Forschungen großenteils vergeblich waren. Daneben begegnete es ihnen, daß sie höchst merkwürdige und wichtige Urkunden, von denen sie sich Abschriften erbaten, von dem Aufsichtsbeamten der Archive mit dem Bemerken zugestellt erhielten, sie möchten sie nur behalten."

Bei den Engländern und selbst bei den Dänen und Schweden rühmt man eine ziemlich allgemein im Volk verbreitete Kenntnis der vaterländischen Geschichte. Nicht von allen deutschen Gauen wird man das gleiche rühmen können. In Gegenden, wo die alte Familienhaftigkeit noch festsitzt (und von England wie von Skandinavien mag man dies wohl eher behaupten, als von manchem mitteldeutschen Landstrich), da ist auch eine Stätte bereitet für den dem Vaterland zugewandten historischen Sinn.

Der Adel hat von Standes wegen seine Familienarchive und Chroniken. Diese Archive sind aber bei den meisten Familien in den letzten hundert Jahren stark in Unordnung geraten und sehr lückenhaft geworden. Ein durch Jahrhunderte stetig gut geführtes und erhaltenes Hausarchiv ist immer ein Wahrzeichen von der allgemeinen Blüte des Hauses. Auf ein — leider so seltenes — Archiv der Art muß der echte Aristokrat stolzer sein als auf Titel und Würden, denn es ist ein Gesamtdokument von der zur Sitte des Hauses gewordenen Familienhaftigkeit seiner Vorfahren, und läßt sich nicht nachträglich machen, wo es nicht historisch geworden ist. Umgekehrt ist die Nichtachtung der Familienurkunden in der Regel das erste Zeichen von dem beginnenden Verfall eines Geschlechts. Zuerst wird der alte Plunder von Familienpapieren an den Käsehändler und Wurstmacher aufs Pfund versteigert, und rasch hinterdrein wandert der übrige Plunder von Äckern, Wiesen und Waldungen zum Geldjuden.

Der Adel hat Familienstatuten, Hausgesetze, dazu eigene Standessitten des Hauses. Der ganze Organismus desselben ist bei ihm genauer festgestellt als in irgend einer andern Gesellschaftsschicht, und zwar schwarz auf weiß, juristisch und urkundlich. Hier ist also kein neues Herkommen zu schaffen, sondern nur das alte, sehr bestimmte, strenger aufrecht zu halten.

Ähnlich lebt aber bei den Bauern von guter Art noch eine feste mündliche Überlieferung der Sitte des Hauses. Wie dieselbe beim Adel zu einer mit diplomatischer Bestimmtheit ausgeprägten Regel geworden ist, so ist sie beim Bauern in ihrer naiven poetischen Urform stehen geblieben. Der Adel hat sich ein eigenes Recht des Hauses ausgebildet, der Bauer einen Kultus des Hauses. Beide Gegensätze der Form berühren sich im Wesen. Bloß der Bauer und der Adel unterscheiden noch praktisch, erbrechtlich, zwischen Familieneigentum und dem freien Eigentum des einzelnen.

An dem Herrenschloß und dem Bauernhaus haftet der gleiche Aberglaube, nur verschiedenartig gewandet. Der Aberglaube des Hauses aber ist der Urahn zahlloser Sitten des Hauses. Im Keller des Bauernhauses wie der freiherrlichen Burg sitzt derselbe stumme alte Mann und liest in dem geschriebenen Buche, indes ihm ein Knabe die Lampe hält. Die weiße Frau, welche im Fürstenpalast todverkündend umgeht, zeigt sich in vielen Gegenden auch im Bauernhause, und es fragt sich, ob die letztere nicht das Originalgespenst ist. Das Totensehen in der Christnacht, wobei unter anderem der Sarg des im kommenden Jahre sterbenden Hausgenossen auf dem Giebel des Hauses schwebt, hängt eng zusammen mit der Sage von der bäuerlichen Ahnfrau. Im Bauernhofe lebt und webt es in allen Ecken von guten und bösen Geistern, ganz wie im ältesten Schlosse. Selbst in den Wänden und Tischen verspürt man ein geheimes gespenstiges

Regen, Wichtelmännchen und Klopferle schaffen bei Tag und Nacht „und im Vertäfer popperet der Wurm", wie Hebel sagt, die Totenuhr.

Nur in den modernen städtischen Wohnungskasernen spukt es gar nicht mehr. In einzelnen Strichen der Rheinlande soll es auch im Bauernhause nicht mehr spuken, seit die Franzosen das Land besessen haben, d. h. seit mit dem deutschen Hausaberglauben zugleich die deutsche Sitte des Hauses ausgetrieben worden ist.

Glaubt man, ich wolle den Aberglauben predigen, den Glauben an Gespenster und Klopfgeister? Welchem vernünftigen Menschen fällt das heutzutage ein und welcher vernünftige Mensch wird auf solche Predigt hören! Allein es gibt drei Perioden der Geschichte des Volksaberglaubens. In der ersten Periode glaubt das Volk an eine leibhaftige Geisterwelt; in der zweiten wird es belehrt, daß diese Geisterwelt nur in seinem eigenen dummen Kopf existiere und daß der Glaube daran töricht und verderblich sei; in der dritten aber erkennt der Forscher, daß jener törichte Aberglaube die Licht- und Nachtseiten des Volksgemütes oft in tiefsinnigem Bild und Gleichnis darstelle, und was dem aufgeklärten Manne der zweiten Periode unnützer Plunder, das wird dem noch hellsehenderen der dritten Periode ein wertvoller Schatz — sofern er ihn zu heben versteht. Manchmal fällt man aber auch aus der dritten Periode in die zweite zurück, und viele „Gebildete" kommen aus der zweiten gar nicht heraus.

In dem Hausgarten pflanzt der Bauersmann ein junges Bäumchen in dem Jahre oder, womöglich, an dem Tage, wann ihm ein Kind geboren wird. So wächst ihm das „Haus" im Garten gleichsam noch einmal im Bilde der Bäume auf. Stirbt ein solcher Baum ab, dann fürchtet man böse Vorbedeutung für das Leben des Kindes, an dessen Geburtstage er gepflanzt wurde. So ist mir auch am Tage

meiner Geburt ein Kirschbäumchen im väterlichen Garten gepflanzt worden, von dem ich später fleißig Kirschen gegessen habe, und ich konnte es nie ohne sonderliche Bewegung ansehen, gleich als meinen Doppelgänger und sympathetisch mit mir zusammenhängend, und dankte wohl auch Gott, daß er das Bäumchen bis zum Kirschentragen hatte gedeihen lassen. Aber die Zeit schreitet fort. Schon vor Jahrzehnten hat sich der Garten in ein Holz- und Steinkohlenlager verwandelt, und da wachsen keine Kirschbäume mehr.

Wenn sich irgendwo die tiefsinnige deutsche Auffassung des Hauses als eines persönlichen, aus dem Leben der Familie hervorgewachsenen Wesens ausspricht, dann ist es in unsern zahlreichen Volkssagen von den Hausgeistern. Die Hausgeister sind nicht nur die Schützer und Freunde des Hauses, sie rächen und strafen auch die Vernachlässigung der Häuslichkeit; sie quälen und necken den lüderlichen Hauswirt; Frau Holda zündet den faulen Spinnerinnen den Rocken an und wirft ihren Fluch in das Haus, in welchem zu Fastnacht nicht alle Rocken abgesponnen sind. Wir haben es also hier mit einem Volksaberglauben zu tun, dem große sittliche und nationale Ideen zu Grunde liegen, die Ideen des organischen Zusammenhanges zwischen Wohnung und Familie, der Persönlichkeit des Hauses und der Heiligkeit des häuslichen Lebens. Soll man einen solchen Volksglauben geradezu einen Aberglauben nennen? Soll man ihn ausrotten, wenn man weiß, daß mit ihm die schönsten Sitten des bäuerlichen Hauses fallen werden?

Höchst merkwürdig ist es, daß der Hausgeist in unserm Volksglauben nicht bloß an der Wohnung haftet, sondern auch mitunter wie der Schutzgeist oder der strafende Geist des Hauses im ideellen Sinne erscheint. Der schlechte Hauswirt kann den strafenden Hausgeist nicht los werden, auch wenn er mit der ganzen Familie aus der heimgesuchten Wohnung flieht. Das ist recht lustig dargestellt in der Sage

von dem Mann, der, um dem quälenden Hausgeist zu entgehen, all sein Besitztum auf einen Wagen packte, das Haus verließ und hinter sich in Brand steckte. Als er nun davonfuhr und das Haus brennen sah und innerlich sich freute, daß er nun des Kobolds quitt geworden, da rief es plötzlich vom Wagen herunter: „Du! es war Zeit, daß wir uns aus dem Staube machten!“ Es war der Hausgeist, der mit aufgestiegen war; denn seiner Wohnung konnte der Mann wohl entrinnen, nicht aber seinem Hause.

Bauernkinder, die im Dunkeln auf den Speicher stiegen, sahen ein Fenster sich öffnen und schauten durch dasselbe in einen hell erleuchteten Raum gleich der großen Familienstube, nur daß alles altertümlicher darinnen aussah, und altfränkische Gestalten wie aus der Urgroßmutter Zeit bewegten sich schweigend auf und ab und zeigten in Gebärden, Stellungen und Handlungen die bevorstehenden Schicksale der Familie an. Ist diese weitverbreitete Mär aus dem Bauernhause im Kern nicht ganz dieselbe, welche im vorigen Jahrhundert aus dem Königschlosse zu Stockholm berichtet wurde und damals Rumor durch das ganze aufgeklärte Europa machte? Die Vorfahren kommen wieder als stumme Propheten der Nachgeborenen, sie können sich von dem Hause nicht trennen, und das Fürstenschloß steht hier ebenso nahe zusammen mit dem Bauernhaus, wie beide auf dem gleichen sozialen Grundbau ruhen.

Gerade im und am Hause zeigt sich die Anhänglichkeit des deutschen Bauern am Ererbten zumeist. Darin liegt ein Wink für den sozialpolitischen Praktiker, der das Bauerntum in seiner Art festigen will. Er muß vorab verhüten, daß die bäuerliche Sitte des Hauses angetastet wird. Wenn ererbter Hausrat bei dem Bürgertume älteren Stiles nur als etwas besonders Ehrwürdiges galt, dann legt der Bauer ererbtem Gerät häufig sogar die Eigenschaft des Geweihten, Dämonischen, Wunderwirkenden bei. Mit dem ererbten

Schlüssel des väterlichen Hauses sucht man in der Erbbibel die Zukunft zu erkunden; mit Hilfe eines Erbzaunes oder eines Erbsiebes kann man gleiche Kenntnis erlangen, nimmermehr aber mit dem Schlüssel eines Hauses, worin man zur Miete wohnt, oder mit einem Sieb, welches man auf dem letzten Jahrmarkt gekauft hat. Im ererbten Gerät sitzt sympathetische Heilkraft. Kindern, die an Abzehrung oder Krämpfen leiden, gibt der oldenburgische Bauer Erbsilber ein, d. h. Silber, welches von einem in der Familie des Kranken vererbten Gerät abgeschabt ist.

Die wahrhaft rührende, unvertilgbare Liebe, mit welcher der Mann aus dem Volke an dem Hause seiner Väter hängt, spricht sich in den zahlreichen Spielarten des echt deutschen Volksaberglaubens aus, nach welchem auch der selig Gestorbene bei mancherlei Anlaß immer wieder in das Haus zurückkehrt, gleichwie es die als Wöchnerin verstorbene Mutter im Grabe nicht aushält, sondern allnächtlich sechs Wochen lang zurück ins Haus schleicht, um, von keines Sterblichen Auge bemerkt, ihr überlebendes Kind zu säugen. Der Bauersmann gibt daher solchen Toten Schuhe mit ins Grab, auf daß sie sich die nackten Füße nicht wundlaufen. Wollte man solche Sagen des „Hauses“ in die städtische Wohnungskaserne verlegen, es sähe wie der frivolste, widerlichste Spott aus.

Wie der Tote nach dem Hause zurückkehrt, so holt er aber auch in anderen Fällen das ganze Haus zu sich ins Grab. Der Volksglaube sagt, daß der Tote, wofern ihm ein Zipfel des Leichenhemds an den Mund komme, dergestalt, daß er's mit den Lippen erfassen könne, die übrigen Glieder der Familie „nach sich ziehe“. Darum steckt man der Leiche ein Brettchen unter das Kinn. Die Sehnsucht des Toten nach der Familie, die allen ihren Gliedern das Leben kostet, malt sich hier in einzelnen Zügen, welche an den Vampirismus erinnern. Aber wie sehr vermenschlicht wurde dieser

Sagenkern, indem der germanische Volksglaube dem grauenhaften Gelüsten des Todes nach dem Leben das edle Motiv der unbezwinglichen Familienliebe untergelegt hat!

An der natürlichen Poesie des Hausaberglaubens haftet die bäuerliche Sitte des Hauses. Sie sucht darum auch hier noch vorzugsweise gern eine religiöse Weihe. Denn der Glaube und der Aberglaube sind Geschwisterkinder. Der Ahnherr beider ist der Schauer der Kreatur vor Tod und Vernichtung. Die ältesten und originellsten Volkssitten des Hauses treten darum noch immer hervor, wenn eine Leiche im Hause ist. Es geht auch in den Städten so. Wer nirgends mehr betet, dem kommt doch wohl an einem Grabe das Beten an. Abergläubische Sitten des Hauses, über die der aufgeklärte Mann sonst spottet, beobachtet er selber doch noch unwillkürlich bei Todesfällen. Die zerrissene vornehme Familie, die nirgends mehr zusammenkommt, findet sich zuletzt in der Familiengruft als im gemeinsamen Hause wieder.

Die deutsche Sitte des Hauses ist ein Feld, auf welchem die naturgeschichtliche Erforschung des Volkslebens gar viele jetzt noch kaum geahnte Schätze zu heben hat. Denn man forschte bisher fast nur nach einer Richtung hin, indem man vorzugsweise den Aberglauben und die Bräuche des Hauses untersuchte, welche sich poetisch oder durch ihren altheidnisch mythologischen Kern auszeichnen. Welche Ernte zu erwarten steht für unser ganzes Wissen von Haus und Familie, wenn auch einmal auf andern Punkten der Spaten eingeschlagen wird, das hat uns unlängst ein oldenburgischer Arzt, Dr. Goldschmidt, in einem merkwürdigen Büchlein gezeigt, welches den Titel führt: „Volksmedizin im nordwestlichen Deutschland.“ Es ist darin die Hauptsumme des medizinischen Aberglaubens und der überlieferten medizinischen Praxis des oldenburgischen Landvolkes niedergelegt und geordnet. Die wunderlichen Hausmittel der Bauern, von denen sich der Arzt häufig mit Entsetzen abwendet, sind für den

Kulturhistoriker ein wahrer Hausschatz. Nicht nur die uralten Anschauungen unseres Volkes von dem menschlichen Leib, dem Geheimnis seines Werdens und Vergehens, seiner Vollkraft und seiner Leiden sind in der Volksheilkunde geborgen, sondern es wird uns hier auch ein tiefer Blick in das häusliche Leben des Volkes, in seine geheimsten Haussitten eröffnet. Solche Darstellungen der Volksmedizin sollten von kundigen Landärzten in allen Gauen Deutschlands aufgezeichnet werden; das Innere des deutschen Hauses würde sich uns dadurch in einer ganz neuen Beleuchtung offen legen, und für die psychologische Charakteristik des Volkes würde ein neuer Kreis der eigentümlichsten Vorarbeiten gewonnen sein.

Wollte man in den Städten nach Resten der alten Volksmedizin suchen, so würde man wohl wenig Gescheites mehr finden. Man sieht aus alle den vorhergehenden Ausführungen, daß die bäuerliche und städtische Sitte des Hauses nicht bloß quantitativ, sondern auch qualitativ verschieden ist, daß sie auf ganz andern Voraussetzungen ruht. Dies war früher nicht in dem Grade der Fall. *Das häusliche Leben war durch alle Stände gleichartiger: die neuere Zeit hat hier erst ständische Unterschiede geschaffen.* Fast alles, was sich jetzt noch an Aberglauben und Sitten des Hauses bei den Bauern findet, dazu auch den ganzen religiösen Kultus des Hauses, besaßen wir früher auch in der Stadt. Stadt und Land sind hier nicht näher zusammengekommen, wie man im allgemeinen wohl wähnt, sie sind vielmehr erstaunlich auseinander gegangen.

Die wichtigste Ursache, weshalb städtische und bäuerliche Sitte des Hauses nicht mehr zusammengehen kann, ruht darin, daß beim Bauern der *Besitz eines eigenen Wohnhauses* etwas *Wesentliches* und *Notwendiges*, beim Bürger etwas *Zufälliges* ist. Dort sitzt die Familie also fest im Hause, beide gehören organisch zu-

sammen; hier zieht sie um, wohnt zur Miete; das Haus ist etwas Wandelbares und Gleichgültiges.

Das schlagendste Zeugnis für den untrennbaren Zusammenhang der Bauernfamilie mit dem Bauernhause sind die Hausmarken. Auch sie beginnen freilich in neuester Zeit zu verschwinden; umsomehr ist es also in einem Kapitel vom „Wiederaufbau des Hauses“ am Orte, ein Wort von diesen Hausmarken zu reden, die man nicht sollte verschwinden lassen, ja deren Weiterverbreitung man anregen sollte.

In vielen Gegenden Norddeutschlands (wie in Skandinavien) hat jedes Bauernhaus seine eigene Marke, einfache runenartige Zeichen, über deren Ursprung sich die Gelehrten bis jetzt noch vergeblich den Kopf zerbrechen, und die am Giebel, an der Haustür, dem Hoftor, der Wetterfahne 2c. angebracht sind. Das Hauszeichen ist aber dem Bauern so wert, wie dem Freiherrn sein Wappen. Es besteht jedoch der große Unterschied, daß die Familie des Bauern, wenn sie einen anderen Hof bezöge, was freilich selten geschieht, auch ihr Hauszeichen wechseln würde, während das Wappen des Edelmannes an der Familie haftet und von da erst auf sein Schloß übertragen wird; er vereinigt höchstens das Wappen neuerworbener Besitzungen mit seinem ursprünglichen. Allein dieses Wappen ist auch dann kein Zeichen der Besitzung, sondern des Geschlechts gewesen. Jene Bauern dagegen leiten ihr persönliches Wahrzeichen geradezu vom Hause ab. Das Zeichen des Hauses wird auch an das Gerät gemalt, eingeschnitten, dem Vieh eingebrannt, es wird mit dem Pfluge in den Acker eingezeichnet; es wird das Zeichen alles Besitzes, denn das Haus ist ja der persönlichste und eigenste Besitz der Familie. Auch an dem Kirchenstuhl und am Grabstein fehlt das Hauszeichen nicht. Noch mehr. Das Hauszeichen, welches, ich wiederhole es, keineswegs ein Geschlechtswappen ist, wird sogar zum Handzeichen des Hausbesitzers. Auf der Halbinsel Mönchgut wurden noch bei

Menschengedenken öffentliche Urkunden, statt mit dem Namen, mit dem Hauszeichen unterschrieben. An dem Hause also erkennt man den Mann; seine Person und das Haus fallen in eins zusammen. Ein Lump, der nicht schreiben kann, mag drei Kreuze unters Protokoll setzen; der Bauer ältester Art dagegen malt sein Hauszeichen und läßt also sein eigenstes, persönlichstes Besitztum, sein Haus, haften für seine Person. Eine glänzendere Urkunde des uranfänglichen Zusammenhangs von Familie und Haus gibt es nicht, als diese Hausmarken. Früher fanden sich auch in deutschen Städten Hauszeichen und hatten unstreitig gleichen Sinn und gleiche Anwendung wie die Marke des Bauernhofes. Jetzt kann es gar keine Hauszeichen mehr in den Städten geben, wo man zur Miete wohnt und nach Belieben sein Haus wechselt. Auf den Dörfern dagegen sollte man die Hausmarken in ihrer herkömmlichen Bedeutung ehren und, als das Wappen der Bauern, selbst bei den Kanzleien und Gerichten wieder anerkennen, denn indem man solche Symbole aufrecht erhält, stützt man auch die Tendenz, aus welcher sie hervorgegangen sind, d. h. im vorliegenden Fall die Idee des untrennbaren Zusammenhanges von Mann und Haus.

Ich habe in diesem Buch fast auf jeder Seite von den Bauern reden müssen, gleich als seien die ursprünglichsten und nationalsten Formen unseres Familienlebens nur in dem Bauernhause zu finden. Dem ist auch in der Tat so, und es erwachsen hieraus weittragende Folgerungen für den Wiederaufbau des Hauses. Das deutsche Volk ist von Hause aus ein Landvolk gewesen, während uns Griechen und Römer als ein Stadtvolk entgegentreten. Das deutsche Volk siedelte sich zuerst nur in Höfen und Weilern an, unter fremdländischem Einfluß bildeten sich nachgehends die Städte; der Stand des freien Grundbesitzers war der Urstand des deutschen Volkes. Im gesellschaftlichen und politischen Leben wurde der deutsche Städtebürger im Mittelalter eigenartig,

mächtig, er schuf neue große Entwicklungskreise unserer nationalen Existenz. Darum mußte ich in meiner „bürgerlichen Gesellschaft" sagen, daß der deutsche Bürger keineswegs bloß ein beweglich gewordener Bauer sei. Es ist eine selbständige soziale Erscheinung. Ganz anders steht es aber mit den Formen unseres häuslichen Lebens. Die Sitte des Hauses ist viel älteren Ursprungs als der Gesellschaftsorganismus; sie wurzelt bei uns durchaus in jener Zeit, wo die Deutschen noch ein Landvolk waren. Unser eigenstes Familienleben stammt aus dem Bauernhause. Das römische Volkstum ging aus von „der Stadt" als solcher, von Rom. Erst aus dem römischen Stadtbürger ging der römische Gesellschaftsbürger, der römische Staatsbürger hervor. Die Blüte römisch-nationaler Sitte bekundete der einzelne als „Urbanität". Wir haben dieses Wort gedankenlos aufgenommen, während wir doch die Blüte deutscher Sitte viel eher „Rustizität" nennen müßten.

Solange der deutsche Bürger rein deutsche Sitten des Hauses hatte, waren das verfeinerte Bauernsitten. Im Mittelalter ist es so noch gewesen. Mit der Beweglichkeit des städtischen Hauses ist jetzt die alte Bauernsitte im Bürgerhause teils unmöglich geworden, teils haben wir sie als altfränkischen Plunder von uns geworfen, aus London und Paris die kosmopolitische Sitte des gebildeten Europa uns verschrieben und das deutsche Haus verleugnet. So ist unser bürgerliches Familienleben, ich wiederhole es, ein qualitativ anderes geworden, als das ursprünglich deutsche, bäuerliche.

Es wäre Verrücktheit, zu glauben, daß jene alten naiv poetischen Sitten des Bauernhauses in der Stadt jemals wiederhergestellt werden könnten. So gewiß es in der entgeisteten Wohnungskaserne niemals wieder ordentlich geisten und spuken wird, so gewiß werden auch die alten, naiven, wesentlich im Hausaberglauben gewurzelten Bräuche nicht wieder aufkommen.

Sollen wir aber darum das deutsche Haus in den Städten gänzlich verleugnen und verloren geben? Gewiß nicht. Eine neue Sitte des bürgerlichen Hauses müssen wir gründen, die der Bauernsitte gegenübersteht, wie die bewußte, klare Lebenspraxis des Mannes dem dichtenden, Träume spinnenden Dahinleben des Jünglings. Sie muß hervorwachsen aus der bestimmten Überzeugung, daß nur in dem engen, durch die äußeren historisch nationalen Formen der häuslichen Sitte gefesteten Familienleben eine sittlich kräftige, staatsbürgerlich tüchtige Generation wieder aufwachsen kann. Im Taumel haben wir diese Sitten verloren: mit hell wachen Augen müssen wir sie wieder suchen. Und weil wir sie hell wach anders anschauen werden als vordem, drum werden wir sie auch zu anderen Sitten umwandeln, aber es werden gute deutsche Sitten sein.

Es vermeint mancher, dessen politisches Glaubensbekenntnis in äußerst loyalen und untertänigen Phrasen abgefaßt ist, er sei ein sehr konservativer Mann. Er ist aber ein Demagog, ein Revolutionär, weil in seinem Hause der Konservatismus fehlt, weil da aus eitel Vornehmtuerei jegliche überlieferte Sitte des Standes und der Familie weggeworfen ist, weil kein Hausregiment geführt wird, weil die Kinder als soziale Windbeutel aus dem Schoße der Familie hervorgehen. Unzählige „feine" Leute werden Demokraten, weil sie gar zu aristokratisch sein wollen, und merken selbst nicht einmal, was sie geworden sind.

Mit dem bestimmten Gedanken müssen wir eine strengere Zucht des Hauses wieder aufnehmen, daß uns dieselbe sozial fest machen solle, wo wir jetzt noch umhergeblasen werden wie die Windfahnen. Aus dieser Zucht könnte eine neue bewußte bürgerliche Sitte des Hauses aufwachsen. Wenn sie aber außer allem Zusammenhang tritt mit der alten deutschen naiven Sitte, d. h. mit der Bauernsitte, dann wird sie doch alsbald vertrocknen; denn auch ein Volk ist

nur einmal jung, und nur aus den Sitten der Jugendzeit unserer Nation strömt dem bewußt schaffenden Alter ein verjüngtes, gemütfrisches Leben zu.

Der politische Mann sollte es sich zum Exempel zur besonderen Gewissenspflicht machen, jetzt, wo die städtische Familie kaum je mehr in dasselbe Haus, in dieselbe Stadt zusammengebannt bleibt, den Familienverkehr aus Prinzip umso lebendiger aufrecht zu erhalten. Aus Überzeugung müssen wir uns wieder Mut fassen, gleich dem Bauern wieder den Vetter und die Base zu ehren; um als konservative Männer den Staat zu stützen, müssen wir Familientraktamente halten für die ganze Sippschaft, soweit sie nur herausgerechnet werden kann, Familientraktamente wie auf einer Pfälzer Kirchweih. Regelmäßige Familienzusammenkünfte sollten zur allgemeinen Sitte werden; die Eisenbahn, die so manches alte Herkommen zerstört, würde dieses gute neue Herkommen schaffen helfen. Jeder einzelne kann erfolgreiche Schritte zu diesem Zwecke tun, wenn er nur den Mut hat, ein deutscher, für das Haus begeisterter Mann zu sein.

Ich gedachte oben der Familienchronik. Solange es im Bauernhause noch ordentlich spukt, braucht der Bauer keine ausgeführte Familienchronik. Er wohnt im eigenen Hause, und die Wände des Hauses erzählen ihm die Chronik seiner Väter. Er würde auch eine ordnungsmäßige Familienchronik ohnedies nicht gut schreiben können, da ihm die Tinte meist eingetrocknet ist, und kann sich mit den altherkömmlichen, der Bibel vorgehefteten kurzen Notizen wohl begnügen. Der Städter dagegen braucht eine solche Chronik, wenn er nicht mit der Zeit ganz familienlos werden will, denn seine gemieteten Zimmerwände sind stumm, die städtischen Großmütter haben ein schwaches Gedächtnis in Familiensachen bekommen, und so bleibt nur übrig, daß das beschriebene Papier die Überlieferungen des nomadischen Hauses einstweilen festhalte.

Entsprechend den naturgeschichtlichen vier großen Gruppen der bürgerlichen Gesellschaft wird auch der Wiederaufbau des Hauses unter vierfachem Gesichtspunkt vom Sozialpolitiker behandelt werden müssen.

Der Bauer hat einen Kultus des Hauses, bedingt durch das naive Fortleben in der überlieferten Familiensitte. Die Stammburg unseres nationalen häuslichen Herkommens ist das Bauernhaus. Das wirtschaftliche und soziale Leben des Bauern ordnet sich seiner Sitte des Hauses unter. In ihr ist dem gesamten Volke der Zusammenhang mit dem Urquell unserer ältesten nationalen Lebensanschauung gesichert. Der Sozialpolitiker muß daher den Bauern nur in seiner Sitte und seinem Kultus des Hauses gewähren lassen und bewahren, er darf höchstens gelinde Hebammendienste zum Hervorziehen halb entwickelter oder halb erstickter Bauernsitte tun.

Bei der Aristokratie hat sich die alt nationale Bauernsitte zu Standes- und Hausgesetzen kristallisiert. Der Stand ruht auf diesen Hausgesetzen. Werden sie nicht befestigt und neu geordnet, dann ist der ganze Stand der Adelsaristokratie ein Schattengebilde der Doktrin. Hier erhält also der Staatsmann bereits die positive Aufgabe, auf dem Wege der Gesetzgebung dem in dem Wesen seines Familientums erst eigenartig werdenden Stande unter die Arme zu greifen.

Das Bürgertum hat die naive Bauernsitte und den Kultus des Hauses größtenteils abgestreift, es hat auch sein Familienleben nicht durch Hausgesetze gefestet. Darum muß es aber entschiedener noch als die beiden vorhergehenden Stände aus politischem Bewußtsein zur strengen Zucht des Hauses zurückkehren. Es muß sich dadurch einen neuen Boden bürgerlicher Haussitte schaffen. Es wird der vierte Stand, bei dem ein berechtigtes Familienleben überhaupt kaum existiert, durch eine Konzentration des bürgerlichen Lebens großenteils aufgehoben werden, denn eben aus der

Verleugnung des bürgerlichen Hauses geht eine ungeheure Schar von Proletariern hervor.

Hier ist also der Punkt, wo wir mit aller Macht die Hebel der Reform einsetzen müssen, jeder für sich in seinem Hause, und auch der Staat darf nicht bloß zusehen und gewähren lassen.

Ich komme hier auf eine bis zum Überdruß besprochene Zeitfrage, auf die Frage der Auswanderung. Man wird glauben, sie müsse vorwiegend bei einer Betrachtung unserer gesellschaftlichen, unserer wirtschaftlichen oder politischen Zustände besprochen werden; ich aber glaube, sie gehört vor allen Dingen in ein Buch von der Familie.

Die Leute, welche auswandern, weil sie im fernen Weltteil einen günstigeren Spielraum für die Entfaltung ihrer Kräfte bestimmt voraussehen, sind vernünftige Auswanderer. Sie sind nicht vom Auswanderungsfieber befallen, und von ihnen rede ich hier nicht. Die ungeheure Masse der Auswanderer geht nicht von diesem Gesichtspunkte aus. Sie sind vielmehr zerfallen mit dem europäischen Leben, müde dieser Zustände, in denen sie nicht recht leben und nicht recht sterben können, und steuern einem fernher dämmernden Glück entgegen, von dem sie so wenig eine bestimmte Vorstellung haben wie von ihrem heimatlichen Unglück.

Nun sagt man, diese Leute fliehen vor unsern erbärmlichen politischen und sozialen Zuständen. Wer aber macht denn in letzter Instanz diese „politischen und sozialen Zustände" als das Volk selber? Ein innerlich gesundes Volk ist noch niemals auf die Dauer schlecht regiert worden, und wenn unsere Gesellschaftsverfassung schlecht ist, so heißt das nichts anderes, als daß das Volk selber krankt. Die europamüden Auswanderer fliehen also vor sich selber. Es ist doch gar zu komisch, zu glauben, die große Mehrzahl dieser Leute, die den untersten und bildungslosesten Volkskreisen angehören, gingen aus Unzufriedenheit mit unsern

Staatsverfassungen und Verwaltungen übers Meer. Es würde ihnen wahrhaftig jede Verfassung recht sein, denn sie verstehen die eine so wenig wie die andere, wenn sie nur mit sich selbst in Frieden wären. Die überlieferten Sitten haben sie aufgegeben, der Fesseln des Familienlebens sind sie quitt geworden, damit aber auch der süßen Bande der Familie, sie haben keinen „häuslichen Herd“ mehr: warum sollten sie noch länger zu Hause bleiben? Sie sind eigenherrisch geworden; der jüngere Bruder mag dem älteren nicht mehr als oberster Knecht und Genosse dienen; er geht also übers Meer, um zu lernen, daß der meist den schlechtesten Herrn hat, der sein eigener Herr ist. Wenn man es ganz in der Ordnung findet, daß das Volk seinen alten Rock ablegt und mit dem alten Rock seinen alten Gott, warum wundert man sich denn, daß es auswandert? Solange die Familiensitten fest waren, hielten sie auch den Mann im Hause fest. Nun ist es aber doch ganz natürlich, daß die Leute auswandern, da ihnen mit den Sitten auch „das Haus“ verloren gegangen ist. Sie sind ja hier nicht mehr „zu Hause“, warum sollen sie denn hier bleiben? In den niederdeutschen Küstenstrichen und den oberdeutschen Hochgebirgsgegenden, wo der Bauer noch sein altväterliches Haus innen und außen besitzt, weiß man ja nichts vom Auswanderungsfieber; in Mittel- und Südwestdeutschland dagegen grassiert es am stärksten. Dort hat das Volk nach und nach alles Eigene, Ererbte, Angestammte aufgegeben, daß ihm zuletzt nur noch übrig blieb, die tote Scholle Landes aufzugeben, darauf es geboren ward. Daß ihm dies nicht mehr schwer wird, ist erklärlich, und diese leichte Trennung nennt man Auswanderungsfieber. Bei den niedersächsischen Bauern, die noch im alten Sachsenhause wohnen, wo der Bruder die Ehren des Hauses in des Bruders Dienst zu mehren sucht, wo die Hausfrau in der großen Wohnhalle hinter dem Herde thront, und die Heuerleute unter dem patriarchalischen Schutz

des Hofbauernhauses ihre Hütten aufschlagen, herrscht noch kein Auswanderungsfieber. Die Leute haben noch ein Haus: also fällt es ihnen auch nicht ein, auszuwandern. Wo das Auswanderungsfieber herrscht, da vermindern sich die Ehen noch in viel stärkerer Proportion, als die Bevölkerungszahl abnimmt. Die Leute, welche ein Haus *suchen*, die heiratsfähigen Leute, wandern aus; sie fliehen vor dem alten Land, in welchem sie den Geist der Häuslichkeit nicht mehr finden können. Die Armen merken nicht, daß sie damit eigentlich nur vor sich selber fliehen! Die Verleugnung der nationalen Sitte und des deutschen Hauses ist es, die wie ein Fieber durch die Nerven unseres armen Volkes zittert und glüht: unstet und flüchtig wird das Volk, um dieser tief innen brennenden Unruhe zu entrinnen. Der einfältige Bauer merkt nicht, daß er und andere mit seiner Väter Sitten sich und ihm auch seiner Väter Frieden gestohlen. Es ist öde geworden in seinem Haus. Nur ein böser Hausgeist spukt noch darin, der Rachegeist der Verleugnung des Hauses. Und der Bauer packt seine ganze Habe auf den Wagen und flieht zum Auswandererschiff und steckt das väterliche Haus in Brand, damit dieser böse Hausgeist mit verbrenne, aber hoch oben von dem aufgetürmten Hausrat herab kichert ihm der Kobold zu: „Es war Zeit, daß wir uns aus dem Staube machten!“ Und ob der entsittete deutsche Mann gleich über das ganze breite Weltmeer fährt, wird er diesen bösen Hausgeist doch nicht darin ersäufen können. Und würfe er all sein Hab und Gut, worin der Hausgeist scheinbar sich verschanzt, über Bord, er würde ihn doch nicht mit ins Wasser werfen, sondern zuletzt würde der rächende Hausgeist aus des Auswanderers eigener tiefster Brust heraussprechen und ihn peinigen.

Wenn ein Volk *vor sich selber* flieht, dann hat es das Auswanderungsfieber. Es flieht dann freilich auch vor seinen sozialen Zuständen: denn seine sozialen Zustände hat

es sich selber gemacht. Es flieht vor seinen politischen Zuständen: denn ein Volk wird im großen und ganzen immer gerade so gut und so schlecht regiert, als es regiert zu werden verdient. Die Regierenden sind ja doch auch ein Teil des Volkes und ihre Regierungsweise ist eine von den Früchten der gesamten Volksentwicklung. Wenn aber ein Volk sein häusliches Leben wieder in strenge Sitten fügt, dann zwingt es seine Machthaber zur politischen Tugend, und indem wir unser Haus reformieren, reformieren wir den Staat.

Ich habe so viel von dem aus vergangenen Zeiten uns vererbten deutschen Bauernhause gesprochen; es steht aber auch ein Bürgerhaus der Zukunft vor meinen Augen, welches anders aussieht wie eine Kaserne.

Ihr schauet da — im zwanzigsten Jahrhundert — ein etwas unregelmäßig gebautes, mäßig großes Haus, gelegen in einer neuen und dennoch krummen, wie ein anmutiger Fußpfad geschlängelten Straße. Die Giebelfront ist der Straße zugekehrt. Denn bis zum zwanzigsten Jahrhundert hat der Bürger so viel historische Bildung gewonnen, daß er weiß, es sei dies ein Wahrzeichen des *deutschen* Hauses. So wie er es aber für lächerlich hält, in seinem Hause französisch zu sprechen, so nicht minder, sein Haus nach französischer oder italienischer Art zu bauen. Der schönste Schmuck dieses zukünftigen Hauses ist ein Erker, und weil es mit der breiten Seite nach innen gekehrt ist, hat man einen traulichen Hof gewonnen, sinnig ausgeschmückt, in welchem sich die Kinder lustig tummeln, und an der dem Hofe zugewandten Front läuft oben eine offene Galerie, von welcher die Eltern dem Treiben des jungen Volkes zuschauen können. Die Grundformen und Ornamente des Hauses sind eigentümlich neu und doch wie der ganze Plan an Altes anlehnend. Es ist nämlich bis dahin der gesuchte echt „moderne“ Stil wirklich gefunden worden.

Im Hause wohnt nur eine Familie; säße noch eine andere zur Miete darin, so würde sie wenigstens eine Hausflur, Treppe und Haustür für sich gesondert begehren und dafür lieber einige Prunkräume vermissen oder etwas höheren Zins zahlen.

Oben hinter den Giebelfenstern haust der Großvater und die Großmutter. Sie haben sich zur Ruhe gesetzt und ziehen selbst dann mit ihren Kindern, wenn diese zur Miete wohnen.

Das „ganze Haus“ hält zusammen, Vettern und Basen sprechen öfters ein und finden ein nettes Gaststübchen. Zur Entgegnung „onkeln“ die Kinder des Hauses in den Ferien bei den auswärts wohnenden Verwandten und zehren ein halbes Jahr an den anmutigen Erinnerungen dieser Wanderfahrten. Die Familienfeste stehen wieder rot im Kalender und werden nach altem Stile, nur mäßiger, und also auch fast fröhlicher als vor Jahrhunderten gefeiert. Der Großvater macht es sich in seinem Giebelstübchen zum besonderen Geschäft, die alten deutschen Sitten neu ans Licht zu ziehen, den Forderungen des zwanzigsten Jahrhunderts, wenn's not tut, anzubequemen und, als Hofmarschall des Hauses, über ihre Aufrechterhaltung zu wachen.

Es gilt wieder für städtisch, sogar mit den Nachbarn gute Freundschaft zu halten. Die Gemeindeordnung sorgt aber auch dafür, daß sich nicht allerlei fremdes Gesindel neben den soliden Bürger siedelt. Ruhelose Lumpen wandern fleißig nach Amerika und man verschmerzt das Geld gern, das mit ihnen fortgeht, weil sie auch ihr ansteckendes hektisches Fieber der Familien- und Gesellschaftslosigkeit mit hinübernehmen.

Das Gesinde, die Gesellen und Gehilfen, zählen wieder mit zum ganzen Hause. Sie werden in strengerer Zucht gehalten, dafür aber auch, soweit es nur angeht, in den Kreis der Familie gezogen. Der Bürger des zwanzigsten Jahrhunderts hat gefunden, daß die sogenannten „Ernte-

biere" der Bauern, das Fest, welches der Gutsherr seinen Arbeitern nach vollbrachter Ernte gibt, ein wahres Verbrüderungsfest für das Haus und das Gesinde sein können. Er hat deshalb gleichfalls ein eigenes Gesindefest in seinem Hause eingeführt, und zwar zu Weihnachten oder Neujahr, wo die Arbeit und Ernte des ganzen Jahres hinter uns liegt, während sonst gerade in dieser der Familienfestlichkeit am meisten geweihten Zeit das Gesinde sich in seiner ganzen Einsamkeit fühlte, ausgestoßen aus dem Familienleben.

Der Bürger des zwanzigsten Jahrhunderts hat die verlorene hauspriesterliche Würde wieder erobert: er hat den Mut, wieder mit dem ganzen Hause zu beten, und mit dem ganzen Hause, wie in einem Aufzug, zur Kirche zu gehen.

Ein verbessertes, aus Elementen des Vereins- wie des Korporationswesens aufgebautes neues Innungsleben im Gewerb wird bis dahin mächtig diese Gesamthäuslichkeit fördern. Die Studenten haben dann die Poesie der genossenschaftlichen Bierkneipe noch nicht verloren, aber sie werden zugleich eine neue und höhere Form der Häuslichkeit wiedergefunden haben in einer Neubelebung der „Bursen". Bursen, Gesellenhäuser, Rettungshäuser 2c. werden dem Sozialismus die Spitze abbrechen, indem sie die richtigen Ideen, welche in ihm enthalten sind, aufnehmen und den modernen Gedanken des in freier Vereinigung gemeinsamen Lebens verschmelzen mit der historischen Tatsache der deutschen Familie.

Auch in dem vornehmen und reichen bürgerlichen Hause der deutschen Zukunft wird es keinen Salon mehr geben, wohl aber eine stolze, künstlerisch geschmückte Wohnhalle, etwa auch ein Prunkzimmer für die großen Familienfeste. Die Geselligkeit wird ihren Ausgangspunkt wieder in der Familie suchen. An den langen Winterabenden wird man fleißig Hausmusik machen, alte Hausmusik namentlich von Joseph Haydn und an besonders ernsten und geweihten

Tagen von Sebastian Bach, außerdem auch noch von einigen noch unbekannten Hausmusikern „der Zukunft“, die aber gewiß nicht bei Richard Wagner in die Schule gegangen sind. Wenn nun die Glieder und Freunde des Hauses so im traulichen Kreise beim warmen Ofen beisammensitzen, dann werden sie sich auch manchmal erzählen von einer närrischen und doch großen vergangenen Zeit, die ihnen ungefähr so vorkommen wird, wie uns die Rokokoperiode: — vom neunzehnten Jahrhundert. Die Männer namentlich, die bis dahin wirkliche politische Männer geworden sind, werden sich amüsieren über unsere Versuche und Theorien, mit denen wir auf der einen Seite den Staat festigen, die Gesellschaft erneuern wollten, während wir doch ganz vergaßen, vorher in der Familie die Mächte der Autorität und Pietät neu zu gründen. Unsere politischen Doktrinäre, liberalen und konservativen Zeichens, werden in diesem Punkt jenen Männern, die in der großen Wohnhalle über die gute alte Zeit plaudern, wie Leute erscheinen, die einen Bock zu melken versuchten, und unsere Nationalökonomen, Statistiker, Finanz- und Industriemänner, die eine gute Volkswirtschaft machen wollen, ohne an eine gute Hauswirtschaft zu denken, halten ein Sieb unter, um die Milch aufzufangen. Spaßhafte Dinge wird man sich erzählen von jener verklungenen urgroßväterlichen Zeit, wo von zweien Menschen, die sich begegnen, keiner dem anderen zuerst „Grüß Gott“ zurufen wollte, weil sich der eine so gut wie der andere als konstitutioneller Staatsbürger fühlte, wo die Mägde in einer Gesindestube und die Gymnasiasten in einer Klasse sich untereinander mit „Sie“ angeredet haben, wo der Vater „unter Mitwirkung der Polizei“ seinem bösen Buben Hiebe gab, wo in dem abenteuerlichen Jahre 1848 Lateinschüler Beschwerden und Petitionen an deutsche Kammern schickten, das unkonstitutionelle, despotische Regiment ihrer Lehrer betreffend, wo sich's aber die Lehrer auch ihrerseits als einen

großen Schimpf verbaten, wenn man sie Meister der Schule, kurzweg Schulmeister, nannte, wo die Schule ein verkleinerter Staat sein sollte, statt ein vergrößertes Haus, und die Kindererziehung im Hause wieder eine Schulmeisterei im Miniaturbild. Man wird es dann auch ebenso kurios finden, wenn ein Vater sagen wollte, er habe keine Zeit, seine Kinder zu erziehen, wie wenn ein Pfarrer sagte, er habe keine Zeit zum Predigen, oder ein Soldat, er habe keine Zeit zum Fechten.

Obgleich man nun solchergestalt lächeln und sich ergötzen wird über gar manche Wunderlichkeiten und innere Widersprüche unseres häuslichen Lebens, wird man doch auch wieder mit Respekt dieser unserer ringenden Zeit gedenken — mit Pietät. Denn eben weil man dann ja wieder wohnt in dem organischen Hause mit der Giebelfront und dem Erker, eben weil man das deutsche Familienleben wiedergefunden hat, betrachtet man die vergangenen Geschlechter mit derselben Pietät, mit der man seinen Vater anschaut und weiß, daß man nicht nur durch des Vaters Arbeit reich, sondern auch durch seine Fehler und Schwächen klug geworden ist. Die Kinder eines Vaters, der die Weinflasche liebt, werden selten dem Trunke sich ergeben, und in der Geschichte der Pädagogik folgen auf die geschmeichelten Generationen allemal die geprügelten.

Die Ehegesetze werden in jener Zeit weit strenger sein als in der gegenwärtigen; dennoch wird man sie nicht barbarisch nennen, weil die mit bestimmter Überzeugung aufgenommene strengere Sitte des Hauses die Strenge jener Gesetze selten zur Anwendung kommen läßt, weil die leichtsinnigen Ehen und folglich auch die leichtsinnigen Scheidungen seltener sind, weil der einzelne weiß, daß er seine persönliche Fessellosigkeit den großen sittlichen Ideen der Menschheit, vor allem der Idee der Familie muß opfern können.

Von den zahllosen „Hausbüchern“, die gegenwärtig in

jährlich steigender Flut den buchhändlerischen Markt überschwemmen, wird sich in dem Bücherschrank jenes Giebelhauses wenig mehr vorfinden. Es sind diese Bücher zumeist noch nicht dazu angetan, „Erbbücher" zu werden. Dennoch wird man einst ein Vorzeichen späterer glücklicher Entwicklungen darin erblicken, daß selbst die Buchhändler in unseren Tagen angefangen haben, auf das Haus (wie auch auf das „Volk") zu spekulieren, während sie noch vor zwanzig Jahren vorwiegend auf die Lust an der Verleugnung des Hauses spekulierten. Als erstes weltliches Hausbuch wird aber in dem Bücherschrank jenes Giebelhauses die handschriftliche Familienchronik stehen, und man wird ihr den Ehrenplatz unmittelbar neben der Hausbibel geben. — — —

Der Sozialpolitiker konnte es sich nicht versagen, am Schlusse eines Buches, dessen Stoff so vielfach das deutsche Gemüt bewegt, schier dem Poeten ins Handwerk zu greifen, und von dem Traum einer goldenen Zukunft zu reden, die hier doch eigentlich nur als der von dem Goldschimmer der Phantasie überstrahlte Widerschein der Vergangenheit erscheint. Denn wir können uns die Zukunft überhaupt ja gar nicht anders denken, als indem wir Vergangenheit oder Gegenwart in ein anderes Kolorit umstimmen. Könnten wir uns die wirklich neuen Elemente der Zukunft auch nur ahnend vorstellen, so würden wir sie damit auch schon halb besitzen und sie wäre eben keine rechte Zukunft mehr, sie wäre schon eine halbe Gegenwart. Hierin liegt aber ein tiefgreifender Beweis der Berechtigung unseres historischen Standpunktes. Nur indem wir die Vergangenheit ergreifen, besitzen wir auch die ganze Gegenwart; die Zukunft aber können wir nur schauen in der Täuschung eines verklärten Abbildes dessen, was wir bereits besitzen.

Und damit getröste ich mich gern meines verklärten Bildes

vom bürgerlichen Hause mit der Giebelfront, über dessen friedlichem Dach der Himmel sich öffnet, daß man die Engel erschauen kann, wie sie sich freuen über solch ein Haus und musizieren dazu mit ihrer himmlischen Hausmusik, die klingt ungefähr wie das schönste Quartett von Joseph Haydn. Wir besitzen dieses Haus schon halb; denn in der Idee ist es ja nur unser altes deutsches Haus. So lasset uns dasselbe auch in der Wirklichkeit erbauen, nicht bloß für die Zukunft, sondern auch für die Gegenwart.

Und weil das Haus mit der Giebelfront ein so persönliches Haus ist, vergleichbar jenen mittelalterlichen Häusern, die in der Inschrift von sich selber in erster Person sprechen: „Ich ward erbaut Anno Domini ....," so muß es auch einen Hausspruch über der Tür haben. Dazu aber erwähle ich die alten, einfachen und treuherzigen Verse, die schon so mancher deutsche Bauer über sein Haus gesetzt hat, und der Sozialpolitiker denkt mit dem Poeten, sie werden gut stehen an den Pforten alles dessen, was wir in deutschen Landen bauen im Hause und in der Familie, in der bürgerlichen Gesellschaft und im Staat:

„Wo Gott nicht gibt zum Haus sein' Gunst,
Da ist all unser Bau'n umsunst."



Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

W. H. Riehl:

Die Naturgeschichte des Volkes

als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik. 4 Bände
Geheftet M. 20.— In Leinenband M. 24.—

Hieraus einzeln:

Band 1: **Land und Leute**
10. Auflage. Geheftet M. 5.— In Leinenband M. 6.—

Band 2: **Die bürgerliche Gesellschaft**
9. Auflage. Geheftet M. 5.— In Leinenband M. 6.—

Band 3: **Die Familie**
12. Auflage. Geheftet M. 5.— In Leinenband M. 6.—

Band 4: **Wanderbuch**
als zweiter Teil zu „Land und Leute". 4. Auflage
Geheftet M. 5.— In Leinenband M. 6.—

Musikalische Charakterköpfe

Ein kunstgeschichtliches Skizzenbuch. 2 Bände
(Erster Band: 8. Auflage, zweiter Band: 7. Auflage)
Geheftet M. 8.— In Leinenband M. 10.—

Kulturstudien aus drei Jahrhunderten

6. Auflage. Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

Die deutsche Arbeit

3. Auflage. Geheftet M. 5.— In Leinenband M. 6.—

Freie Vorträge

Zweite Sammlung. Geheftet M. 7.50

Kulturgeschichtliche Charakterköpfe

3. Auflage. Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

Kulturgeschichtliche Novellen

5. Auflage. Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

Neues Novellenbuch

3. Auflage. Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

Aus der Ecke. Sieben Novellen

4. Auflage. Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

Fortsetzung umstehend

W. H. Riehl:

Ferner:

Am Feierabend. Sechs neue Novellen
4. Auflage. Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

Lebensrätsel. Fünf Novellen. 3. Auflage
Mit dem Bildnisse des Verfassers
Geheftet M. 6.— In Leinenband M. 7.—

Geschichten und Novellen. Gesamt-Ausgabe
7 Leinenbände M. 28.— Auch in 44 Lieferungen zu je 50 Pf. nach und nach zu beziehen

Inhalt: Band 1: **Kulturgeschichtliche Novellen.** Band 2 und 3: **Geschichten aus alter Zeit.** Bd. 4: **Neues Novellenbuch.** Bd. 5: **Aus der Ecke.** Band 6: **Am Feierabend.** Band 7: **Lebensrätsel**

Einzelne Bände oder Lieferungen aus dieser Ausgabe werden nicht abgegeben

Ein ganzer Mann. Roman. 4. Auflage
Geheftet M. 6.— In Leinenband M. 7.—

Religiöse Studien eines Weltkindes
5. Auflage. Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

Schulausgaben

mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen

Land und Leute. Herausg. von Dr. Th. Matthias
2. Auflage. In Leinenband M. 1.20

Die bürgerliche Gesellschaft. Herausgegeben von Dr. Th. Matthias In Leinenband M. 1.20

Die Familie. Herausgegeben von Dr. Th. Matthias
In Leinenband M. 1.20

Sechs Novellen. Herausgegeb. von Dr. Th. Matthias
In Leinenband M. 1.20

W. H. Riehl

Wanderbuch

Die Naturgeschichte des Volkes

als Grundlage

einer deutschen Sozialpolitik

Von

W. H. Riehl

Vierter Band

Wanderbuch

Vierte Auflage



Stuttgart und Berlin 1903

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

G. m. b. H.

Wanderbuch

als zweiter Teil zu „Land und Leute“

Von

W. H. Riehl

Vierte Auflage



Stuttgart und Berlin 1903
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalt

Seite

I. Einleitung. Handwerksgeheimnisse des Volksstudiums 1

1. Zu Fuß 3
2. Einsame Wanderschaft 5
3. Erstes Probestück der Vorbereitung 7
4. Zweites Probestück 10
5. Vom Kleinen zum Großen 16
6. Das Tagebuch 18
7. Anekdoten und Charakterzüge 22
8. Literarische Wanderung nach der Heimkehr 26

Vorwort 32

II. Auf dem Wege nach Holland 39

Erstes Kapitel. Übergänge auf dem Lande, Gegensätze in der Stadt 41

Zweites Kapitel. Grundlinien des friesischen Weges . 51

Drittes Kapitel. Streifzüge längs der Nordseeküste . 60

Viertes Kapitel. Grundlinien des rheinfränkischen Weges 75

Seite

Fünftes Kapitel. Der Tiefweg von Neuß nach Kevelaer 80

1. Die Mauern von Neuß 80
2. Architekturzone 83
3. Crefeld. Cornelius de Greiff 88
4. Maasländisches Tuch und maasländische Holzschuhe 91
5. Aus der deutschen und holländischen Kirchengeschichte 95
6. Boden und Landschaft bei Geldern 99
7. Drei Wunder von Kevelaer 106

Sechstes Kapitel. Die Höhenstraße von Xanten nach Nymwegen 112

1. Sage und Geschichte 112
2. Die Xantener Viktorskirche 115
3. Rast in Calcar 122
4. Über Cleve nach Nymwegen 126

III. **Ein Gang durchs Taubertal** 133

Erstes Kapitel. Allgemeine Umschau 135

Zweites Kapitel. Von Stadt zu Stadt 146

1. Rothenburg 146
2. Creglingen 151
3. Weikersheim 154
4. Mergentheim 155
5. Das untere Taubertal 159

IV. **Bauernland mit Bürgerrechten** 167

Erstes Kapitel. Der Name und die Landesfreiheiten des Rheingaues 169

Zweites Kapitel. Abschließung des Gaues nach außen; Mangel eines Mittelpunktes im Innern 176

Drittes Kapitel. Wandelbarkeit der Ortschaften . . 184

Viertes Kapitel. Gewerbebetrieb auf dem Lande . 189

Fünftes Kapitel. Handel und Geisteskultur . . . 194

Seite

V. **Eine geistliche Stadt** 201

Erstes Kapitel. Einleitung 203

1. Die Bischofsstadt Freising 203
2. Andere Bischofsstädte 204
3. Klerikale Literaturquellen 207

Zweites Kapitel. Der Freisinger Domberg . . . 214

Drittes Kapitel. Die Stadt hinter dem Domberge 224

1. Häuser und Straßen 224
2. Charakter der Kunstarchitektur 230

Viertes Kapitel. Geistliche Herrschaft 233

1. Aus der Freisinger Kriegsgeschichte 233
2. Aus der Freisinger Revolutionsgeschichte 236
3. Gedankenkämpfe 239

Fünftes Kapitel. Bürgerliche Betriebsamkeit . . . 242

1. Gewerbe und Handel 242
2. Verfall und Wiederaufbau 249

Sechstes Kapitel. Schenkung, Stiftung und Almosen 252

VI. **Die Hollebau** 257

Erstes Kapitel. Hollebauer Volkshumor 259

1. Namen und Grenzen der Hollebau 259
2. Das Schelmenländel 265
3. Kleine Charakterzüge 269

Zweites Kapitel. Hollebauer Landhopfen 274

1. Wirtschaftliche Resultate 274
2. Gesittungsresultate 276

VII. **Das Gerauer Land und seine Kaiserstätten** 281

Erstes Kapitel. Geographie im Volksmunde . . . 283

Zweites Kapitel. Tribur 288

Drittes Kapitel. Das Feld der Königswahl bei Kamba 298

Viertes Kapitel. Die Schwedensäule und die Schwedenburg 303

Fünftes Kapitel. Ein Land der Phantasie . . . 307

Seite

VIII. **Aus dem Leithawinkel** 311

Erstes Kapitel. Rohrau 313

Zweites Kapitel. Eisenstadt 324

IX. **Elsässische Kulturstudien** 349

Straßenland 352

Kriegsland 367

Zwischenland 384

I

Einleitung

Handwerksgeheimnisse des Volksstudiums



1

Zu Fuß

Der Erforscher des Volkslebens muß vor allen Dingen auf Reisen gehen. Das versteht sich von selbst. Ich meine aber gehen im Wortsinne, und das verstehen viele nicht von selbst.

In alten Zeiten mochte man zu Roß oder Wagen unser deutsches Vaterland bereisen, und brachte Neues die Fülle mit nach Hause zur Erkenntnis von Land und Leuten. So mag man heute auch noch ferne, fremde, wenig ausstudierte Länder vom Schiff, vom Wagen, vom Maulesel oder Kamel herab näher kennen lernen als irgend ein Vorläufer. Mitten im zivilisierten Europa aber, wo es so viele Bücher und Eisenbahnen gibt, reicht solche Beobachtung aus der Vogelschau auf flüchtiger Fahrt längst nicht mehr aus: wer Neues entdecken und beschreiben, ja wer auch nur das Altbekannte neu beurteilen und verknüpfen will, der ist notwendig auf den Fußweg gewiesen. Der Botendienst ist fast allerwärts überflüssig geworden, der fußwandernde Bote ward im drängenden Verkehrsleben zum hinkenden Boten, und von Botenlohn und Botenbrot lesen wir fast nur noch in alten Volks- und Rittergedichten: für die Wissenschaft dagegen kann man in Deutschland noch immer Botendienst zu Fuße tun und frisch voranschreitend, einen Fuß vor dem anderen, Botenlohn verdienen.

Wie der moderne Historiker bei einem quellenhaften Geschichtsbuche nicht mehr bloß Buchstudien, sondern auch Archivstudien fordert, so fordere ich bei einem Beitrage zur deutschen Volkskunde mindestens Wanderstudien. Wandern heißt auf eigenen Füßen gehen, um mit eigenen Augen zu sehen, mit eigenen Ohren zu hören.

Am allerbesten freilich wäre es, wenn man mit dem Gehen auch das Sitzen verbände, doch ist dies nur wenigen und nur

in Einzelfällen vergönnt. Ich meine zu der Wanderung durch ein Land sollte sich ein längerer oder kürzerer Wohnsitz in demselben gesellen, so daß der Forscher gleichsam nomadisierte, denn das Doppelsymbol des Nomaden ist nicht bloß der Wanderstab, sondern auch das Zelt. Wer aber sein Zelt nicht aufzuschlagen vermag in dem Lande, welches er wandernd studiert, der mag sich getrösten, daß im Wandern selbst doch der nächste Ersatz für das Wohnen liegt. Der Fußwanderer lebt mit den Leuten, wenn auch nur vorübergehend, nur abgekürzt und im Auszuge; darum ist jede gründliche Wanderung wenigstens eine halbe Einbürgerung, und wer acht Tage im Lande umhergeht, der wird dort seßhafter als ein anderer, der zwanzigmal hindurchgefahren ist.

Nun könnte man in allerlei Weise das Wandern lehren — je nach dem verschiedenen Wanderzweck. Ein Turner würde zeigen, wie man wandern soll, um frisch und stark und gesund zu werden, ein Poet, wie man ausziehe, um sich die niemals ausgesungene Poesie des Wanderns zu erwandern; ich begnüge mich hier mit einer kurzen und faßlichen Anleitung, wie man wandere, um dem Volk und Land ins Gesicht zu sehen und aus den Augen zu lesen. Den Gewinn von frischer Kraft an Leib und Seele und von verjüngender Poesie fürs Gemüt findet dann auch noch jeder nebenbei, der Stab und Tasche ergreift und die Sache probiert.

Ich gebe also in diesem Buch meine Methode des Wanderstudiums und belege sie mit selbst erwanderten Beispielen. Man wird daraus erkennen, daß ich Schule gemacht habe in meinem Fache, nicht zwar die Schule eines dritten, aber doch wenigstens meine eigene, und ich hege dann weiter die erlaubte Absicht, andere für meine Schule zu gewinnen, vorab die frisch aufstrebende Jugend, welche in anderweitiger Schule ihre Beine noch nicht derart versessen hat, daß sie gar nicht mehr ordentlich gehen können und ihre Augen noch nicht derart an papierenen und pergamentenen Quellen verlesen, daß sie für die Quellen des leibhaften Lebens blöde geworden sind.

2

Einsame Wanderschaft

Wer forschen und lernen will auf der Wanderschaft, der gehe allein.

Nur der einsame Wanderer lebt mit den Leuten, nur wer allein kommt, wird überall angeredet und ins Gespräch gezogen; kommen ihrer zwei, so läßt man sie vielmehr für sich gewähren, in der Meinung, daß sie sich selbst genug seien. Zum Vergnügen reise man mit einem Freunde, zum Studium für sich allein.

Aber nicht bloß die fremden Leute erschließen sich leichter dem Einsamen, auch wir selber sammeln uns und arbeiten doch nur eigentlich, wenn wir einsam wandern. Frei durch die Welt zu streifen, das Auge stets geöffnet für Natur und Volk ist eine lustige Arbeit, ein lustiges Spiel ist es nicht. Man muß seine Gedanken von früh bis spät gespannt halten auf die Hauptgesichtspunkte, welche man verfolgt; da nun aber tausend andere, oft sehr verlockende Eindrücke uns beständig zu zerstreuen drohen, da wir mitten im Studium auch zu gehen, unser Gepäck zu tragen und um Weg und Steg und Quartier zu sorgen haben, so rechne ich die Doppelarbeit des gleichzeitigen Wanderns und Forschens für besonders anstrengend, für anstrengender als das gründlichste Bücherstudium am Schreibtische.

Ich vergleiche diese lustig-ernsthafte Arbeit gerne dem gleichfalls lustig-ernsthaften Beruf eines Kavallerietrompeters. Der Mann muß ein Virtuos im Reiten und zugleich im Blasen sein. Es gibt Volksforscher, die blasen vortrefflich, können aber das Reiten nicht vertragen: das sind die Stubengelehrten; es gibt andere, die reiten prächtig über Berg und Tal, haben aber das Blasen schlecht gelernt und kommen im Galoppieren aus dem Ton und Takt: das sind die Touristen.

Nur der einsame, kunstgeübte Wanderer, der sein Reisegepäck selber auf dem Rücken trägt und seinen Schulsack obendrein, findet den raschen Blick und die nie erlahmende Spannkraft zum rastlosen Beobachten.

Mit dem bloßen Beobachten ist es aber noch nicht getan; es gilt auch zu gleicher Zeit das eben Erfaßte zu ordnen und durchzudenken. Wer sich auf dem Wege den Stoff sucht und hinterdrein daheim die Gedanken dazu, der ist nicht auf der rechten Fährte. Die besten Gedanken findet man immer dort, wo man die unmittelbare Anschauung der Tatsachen gefunden hat, und die Gedanken wollen auf der Landstraße, auf dem Lagerplatz, im Abendquartier auch gleich frischweg erfaßt und festgehalten sein. Dies ist das sicherste Mittel gegen die Gefahr, hinterher Fremdes in den gewonnenen Stoff hineinzudenken und die Tatsachen unseren Ideen zu beugen.

Jede Reisegesellschaft stört solches gesammelte und originale Durchdenken im Augenblick des Beobachtens. Erst nach vollbrachter Fahrt tausche man seine Gedanken aus, so viel man will, und prüfe und läutere sie im Austausche.

Um aber recht gründlich allein zu reisen, nehme ich nicht einmal ein Buch mit auf die Wanderschaft: ich will gezwungen sein durchs Entbehren jeder anderen geistigen Anregung, Geist und Auge fortwährend auf die umgebenden Dinge zu richten und dieselben nach ihrem Zusammenhange augenblicklich und in meiner Weise durchzudenken. Als einziger literarischer Freund begleitet mich die Landkarte und zur gemütlichen Ansprache allenfalls mein Hund: beide halten mich nicht ab vom steten Verkehr mit den Leuten des Landes, noch stören sie die Sammlung meiner Gedanken.

Der Hunger nach neuem Stoff ist Vorbedingung, zugleich aber auch der größte Segen für den forschenden Wanderer, und dieser Hunger bringt dann von selbst die verdoppelte geistige Verdauungskraft, deren man unterwegs nicht entbehren kann. Rasch, sicher und vielseitig auffassen, sich einbürgern, indem man weitergeht, Stunden in Tage, Tage in Wochen verwandeln, das ist die schwierige Aufgabe und zugleich eine anderswie kaum zu übende Gymnastik des Geistes.

Darum mag einer wochenlang starke Tagemärsche machen können, ohne zu ermüden und eines besonderen Rasttages zu bedürfen, verbindet er aber die Arbeit der Forschung mit dem Gang, so wird er's kaum über fünf Tage in einem Zuge aus-

halten. Man wird stumpf und muß dem Kopfe eine Weile Ruhe gönnen, bevor man den Beinen zumutet, daß sie uns zu neuer Arbeit wieder fröhlich fürbaß tragen.

3

Erstes Probestück der Vorbereitung

Es gilt bei der Wanderschaft, was vom Kriege gilt: der Haupterfolg muß gewonnen sein, bevor man auszieht, und in diesem Sinne kann auch ein kurzer Gang reiche Frucht bringen, wenn nur die Vorbereitung tüchtig war.

Ich fordere zweierlei Probestücke einer genügenden Vorbereitung: erstlich daß man im fremden Lande niemand um den Weg zu fragen brauche, und zweitens daß man bereits mehr von des Landes Geschichte und heutigem Zustande wisse, als die große Mehrzahl der gebildeten Einwohner selber weiß. Wer nicht mindestens so viel vorgelernt hat, der macht eine Reise ins Blaue.

Man soll niemand um den Weg fragen. Dies ist eine goldene Regel für jeden Fußwanderer in Ländern, welche Spezialkarten besitzen, gleichviel was sonst der Reisezweck des Wanderers sei. Denn wer sich aufs Fragen verläßt, der fällt aus einem Irrweg in den anderen; auch gefährdet der einsam Wandernde nicht leichter seine Sicherheit als durchs Wegefragen. Vollends aber einen Führer mitzunehmen, zerstört alle Poesie des Wanderns, denn die tiefste Wanderpoesie ist Selbstsuchen, Selbstfinden, Selbstverfehlen, kurzum durchaus auf eigenen Füßen gehen und sein eigener Herr sein. Und neben der frischesten Wanderpoesie ruht dann auch die strengste Schulung des Forschens im Selbstsuchen. Nur jenseit der Schneelinie und auf den Gletschern behauptet der Führer sein unantastbares Recht, weil man auch auf der besten Karte den Schnee nicht schmelzen und wachsen, das Eis nicht bersten und zusammenfrieren sieht. Dort hören aber auch die Volksstudien auf.

Wenn nun schon der vornehme, das heißt der denkende und dichtende Vergnügungsreisende seinen Weg sich selber suchen

soll, weil eben im Suchen und Finden an sich bereits das Hauptvergnügen liegt, der geistige Reiz praktischer Erkenntnis, — so fordern wir vom forschenden Wanderer doppelt und dreifach, daß er im fremden Lande Bescheid suche durch seinen eigenen Verstand und nicht durch blindes Fragen.

Vor dem Ausmarsch studiere man zu Hause die genauesten Terrainkarten im Zusammenhalt mit einer geognostischen Karte und unter Beihilfe der einschlagenden geographischen Literatur. Wir werden dadurch in stand gesetzt, die Kreuz- und Querlinien unseres Weges planvoll festzustellen, und erproben zugleich, welche Karte die beste sei und also der Ehre würdig, uns als Führerin zu dienen und als treue Freundin auf einsamer Fahrt zu geleiten. Erst wenn wir auf der Karte völlig eingebürgert, sind wir reif, den fremden Boden mit Erfolg zu betreten, erst wenn wir das ganze Land, wie vom Berge herab bereits im Geiste vorgeschaut, sollen wir es durchwandern. Es bietet dann unerschöpflichen Reiz und Gewinn, den Anblick der wirklichen Landesart mit jenem aus dem Studium geschöpften Bilde zu vergleichen, welches wir im Kopfe mitbringen.

Mit gut studierter Karte ungefragt seinen Weg zu finden, ist dann freilich wieder eine besondere Kunst, für welche einer angeborenen Ortssinn besitzen und die er täglich lernen und üben muß. Da sie aber in nichts anderem beruht als in der steten genauesten Beobachtung der Einzelheiten und in ihrer Übertragung von dem großen Maßstabe des Originals auf den kleinen des Abbildes, so ist die Kunst zugleich eine treffliche Vorschule für die ganze Aufgabe des Beobachtens, Individualisierens und Generalisierens, welche unseren letzten Reisezweck bildet. Im Wegesuchen ahnen wir die Methode, wie auch das Volk planmäßig zu suchen sei.

Zugleich aber werden wir gezwungen, das Land fort und fort als Grundlage des Volkslebens im Auge zu behalten; wer sich das Land nicht neu entdeckt, der entdeckt auch nicht viel Neues im Volke. Ein wegkundiger eingeborener Forscher, welcher Natur und Art seiner eigenen Landsleute darstellen will, muß sich darum gleichsam künstlich zurückversetzen in jene erste Entdeckung der Bodenplastik, der Verkehrslinien und des Boden-

anbaues, die der fremde Wanderer notgedrungen an der Hand seiner Landkarte macht.

Nun mögen wir aber noch so begabt und erfahren sein in der Kunst, kreuz und quer nach der Karte zu gehen, so begegnet es uns doch zuweilen, daß wir die Karte mißverstehen, oder die Merkzeichen der Gegend falsch deuten, oder daß ein Fehler in der Karte gemacht wurde, kurzum, daß wir auf den Holzweg geraten. Allein selbst dieser Irrtum gereicht uns zum Nutzen; denn indem wir ihn hinterdrein erkennen, erkennen oft auf Kosten unserer Zeit, unserer Beine, unseres hungernden Magens, unserer dürstenden Kehle, gewinnen wir erst die recht vielseitige Erkenntnis von der Landesart und werden hie und da wohl gar weiser als unsere eigene Karte. Wie oft verdanke ich nicht die wertvollsten Eindrücke solchem Irregehen! Sich verirren, wenn man blind fragend von einem dummen Bauern auf den falschen Weg gewiesen wird, ist immer verdrießlich, aber irregehen, wenn man mit Verstand verkehrt gesucht hat, ist gar oft ein rechter Segen. Wer mit Verstand und Studium irregeht, der macht überhaupt gar keine Irrwege, er macht höchstens Umwege. Denn wie scharf prägt man sich die Bodenplastik ein, wenn man nur einmal recht gründlich fehlgegangen und hinterdrein zur Erkenntnis und genauesten Begründung seiner Verkehrtheit gekommen ist! Treffe ich auf einer ganzen Wanderung immer sofort den geraden Weg, so wird mir's angst, ich sei oberflächlich gewandert. Doch gleichviel, ob man gerad oder krumm gegangen: ein Land, welches wir uns im selbständigen Pfadfinden erobert, sitzt fest in unserem Geiste; wir sind halbwegs eingebürgert in demselben, auch wenn wir nur hindurchgegangen sind.

Nicht einmal in der Stadt soll man um den Weg fragen oder vollends gar in Droschken und Omnibussen fahren oder einen Lohndiener mitnehmen! Dabei lernt man nichts. Wer dagegen die Quartiere und Straßen nach ihrem geographisch und historisch bedingten Erwachsen studiert hat, bevor er zum Tore hereingekommen ist, und nun mit dem Stadtplan in der Tasche ausgeht und die Stadt gleichsam vor seinen Augen aufbaut, indem er sie suchend durchwandert, der findet nicht bloß die gesuchten Straßen und Häuser, sondern zugleich auch den Schlüssel

des organischen Aufbaues und des topischen Charakters der Stadt. Man fängt auf diese Weise nicht mit den Teilen an, sondern mit dem Ganzen. Am liebsten richte ich darum meine ersten Schritte auf den Kirchturm, um auch in Wirklichkeit zuerst das Ganze zu übersehen und mit dem Abbild des Ganzen, mit dem wohl eingeprägten Plane zu vergleichen, bevor ich mich in die Teile verliere. Eine Stadt ist ein Organismus, Glied an Glied gefügt, hundert selbständige Teile und doch ein einheitlicher Leib; indem man aber seinen Weg vernünftig sucht, findet man diesen Organismus, ob man auch zwanzigmal sich verirrt.

In der Darstellung dieses Organismus aber, des großen Aufbaues und der notwendigen Grundzüge erkennen wir nachgehends den Meister, mag er uns nun ein bloßes Städtebild gezeichnet haben oder die Charakterskizze eines ganzen Landes.

4

Zweites Probestück

Der Wanderer soll die Landkarte im Kopf und in der Tasche haben, damit er nicht nach dem Wege zu fragen braucht und das Land findet, indem er den Weg sucht.

Anderseits muß man aber die Leute zu fragen verstehen und fleißig fragen, nicht über den Weg, sondern über sie selbst. Dieses Fragen ist eine Kunst, die nur derjenige voll besitzt, welcher dem zweiten von mir geforderten Probestücke genügt, daß er nämlich *vor dem Ausmarsche bereits mehr von des Landes Geschichte und heutigem Zustande wisse, als die große Mehrzahl der gebildeten Einwohner selber weiß.*

Solche Wissenschaft findet sich in unseren geographischen, historischen, statistischen und naturwissenschaftlichen Büchern zur Genüge aufgespeichert. Es gilt nur, sich dieselbe anzueignen und für die Ziele der Wanderung zurechtzulegen, damit wir von vornherein genau wissen, was wir zu sehen und wie wir zu fragen haben. Vier Wochen Vorbereitung auf vierzehn Tage Wanderschaft ist nicht zu viel, und man wird mehr und Besseres

heimbringen, als wenn man sich nur ein paar Tage oder gar nicht vorbereitet hätte und monatelang gereist wäre. Dazu ist es ein Glück, daß auch ein rüstiger Fußgänger nicht gern über zehn Pfund Gepäck trägt und gelehrte Bücher insgemein dick und schwer sind; wir wären sonst versucht, unsere Vorbereitungsstudien in Halbfranz und Leinwand gebunden auf dem Rücken mitzuschleppen, und dann wäre es mit aller frischen und eigenen Beobachtung aus und vorbei. Die vorbereitende Literatur darf nur im Kopfe mitgetragen werden, sonst schadet sie mehr, als sie nützt.

Wenn ich aber Fragen als eine Hauptkunst bezeichne, so meine ich doch keineswegs, daß man ewig fragend, gleichsam als ein lebendiges Fragezeichen, durchs Land gehen solle. Man würde schon um deswillen übel fahren bei solcher Fragerei, weil man den Leuten als ein unausstehlicher Mensch erschiene. Die Leute ungefragt zur rechten Red' und Antwort zu führen, das ist erst die wahre Feinheit.

Ich mache hiebei dreierlei Unterschiede. Den fachgelehrten, studierten Mann frage ich direkt, denn von ihm möchte ich Tatsachen erfahren, literarische Winke und dergleichen. Den allgemein gebildeten Mann frage ich auf Umwegen, denn ich möchte sein Urteil über geläufige Tatsachen. Den Ungebildeten, den Mann des Volkes, frage ich womöglich gar nicht, ich suche ihn nur zum Reden zu bringen, denn wie er von selbst redet und sich gibt, das ist mir hier an sich schon eine erforschenswerte Tatsache. *Was* uns der Bauer erzählt, ist nur eine Gabe des Glückes, des Zufalls, oft viel, oft wenig, oft gar nichts wert. Aber *wie* er im Reden sich darstellt, empfindet, urteilt, bis auf den sprachlichen Ausdruck hinab, das enthüllt uns oft die schärfsten, notwendigsten Charakterzüge des Volkes. Statt zu fragen, erzähle ich dem Bauern viel lieber von nah und fern und bringe ihn dadurch zu weit frischerem Aussprechen, als wenn ich ihn gefragt hätte; ich führe ihn namentlich auf die Punkte, von denen ich hören, und nicht auf jene, von welchen er am liebsten sprechen möchte. Erzählen öffnet den Leuten das Herz, wer dagegen fragt wie im Examen, der hält ihnen den Mund zu.

Man hat mich öfters belobt, daß ich scharf zu beobachten

wisse, was sich mir bietet: ich fand solches Lob immer zweideutig. Denn mit dem scharfen Beobachten dessen, was sich gerade bietet, ist wenig getan. Zu beobachten, was man findet, ist leicht, aber das zu finden, was man beobachten will, das ist die feinere Kunst. Sie läßt sich nur durch tüchtige Vorstudien gewinnen. Die feinste Kunst aber ist dann weiter, das Beobachtete im Moment des Beobachtens selber schon zu ordnen, zu sichten, im Zusammenhang zu ahnen, vom Teil aufs Ganze, vom Ganzen auf den Teil zu schließen. Ein Landschaftsmaler wird mich verstehen, wenn ich sage: wer nach der Natur zeichnet, der muß in demselben Moment frei komponieren, in welchem er naturgetreu kopiert, oder es gibt eine ganz kindische Landschaft, unwahr aus lauter Treue, mit Blätterklumpen statt Bäumen, mit Grashalmen statt der Wiese.

Der bloße Tourist kann auch sehr scharf beobachten, aber indem er ins Blaue hineingeht und notiert, was er eben gesehen und erhascht hat, bleibt er auch bloß Tourist, ein Mann, welcher das Bunteste und Seltsamste erleben und fesselnd schildern mag; ein Forscher wird er niemals sein. Dazu gehört ein abgeschlossener Plan, der den beobachtenden Blick konzentriert, und Vorstudien, durch welche die erlebten Einzelzüge im Zusammenhange erfaßt, sofort zum Ganzen sich fügen.

Je breiter unsere Vorstudien waren, desto mehr sind wir zu Hause im fremden Land, und je mehr wir dort zu Hause sind, umso leichter erwerben wir jene höchste Kunst: mit der Wanderschaft die Einbürgerung zu verbinden. Habe ich wochenlang meine beste Zeit und Kraft daran gesetzt, ein Land bis ins kleinste zu studieren, so gewinne ich ein Herz für dieses Land; es gehört mir ja bereits zur Hälfte. Wer nicht in gewissem Sinne verliebt ist in das Land seiner Wanderschaft, dem wird sich das Land auch nicht erschließen. Die Gefahr, eine neue und doch unserem Geiste schon vertraute Welt alsdann in zu günstigem Lichte zu sehen, liegt allerdings nahe, und ich leugne nicht, daß ich oft mit ihr zu kämpfen habe. Doch wandert man immer wohl besser in solch verklärendem Lichte als in dem Schatten der Unwissenheit. Ein verkehrtes Sprichwort nennt die Liebe blind: die wahre Liebe hat vielmehr die schärfsten Augen.

Bedürfen wir nun aber schon tüchtiger literarischer Vorarbeit, damit wir den Mann aus dem Volke mit Nutzen zu hören vermögen, so brauchen wir dergleichen noch viel mehr, um gebildete Leute und vollends gelehrte Fachgenossen zu befragen. Jeder einheimische Kenner des Landes betrachtet den fremden Beobachter mit Argwohn und traut ihm eigentlich den Beruf und die Fähigkeit gar nicht zu, in aller Geschwindigkeit Studien zu erwandern. Wir müssen ihm also zeigen, daß wir vorher schon gehörig studiert haben und wenigstens reif sind, seine Mitteilungen zu würdigen; wir dürfen uns beileibe keine Blöße geben. Den reichsten, frischesten und originellsten Stoff bieten uns aber in der Regel solche Leute, die durch Amt und Beruf mit dem gemeinen Mann in täglichem Verkehr stehen, während sie selber doch zu den gebildeten Kreisen zählen: Pfarrer, Lehrer, Beamte, Ärzte. Sie sind heimisch im Volksleben und fremd zugleich, und dieser scheinbar widerspruchsvolle Doppelstandpunkt, ähnlich jenem des fremden und doch im Geiste eingebürgerten Wanderers, ist allemal der beste zum Beobachten. Von solchen Männern habe ich immer das meiste und Merkwürdigste gelernt. Allein eben als gebildete Beobachter haben sie in der Regel ihre bestimmten Liebhabereien, die unseren Zielen oft weitab liegen: wir möchten sie fragend lenken, wohin wir wollen, und sie lenken vielmehr uns, wohin es ihnen beliebt.

Wir gehen auf deutsche Altertümer aus, und unser Freund zwingt uns, römische zu sehen; wir wollen eine Kirchweih besuchen; er führt uns in ein Rettungshaus; wir möchten auf einen Berg steigen, um die Landschaft zu rekognoszieren, er nötigt uns in eine Maschinenfabrik; wir bitten um volkswirtschaftliche Lokalliteratur, er findet es viel nötiger, uns die neueste Abhandlung über die älteste Gauverfassung vorzulegen. So erfahren wir alles mögliche Wissenswürdige, nur gerade das nicht, was wir wissen wollen. Lehnen wir aber jenen Überschuß unerbetener Belehrung dankend ab, so hält man uns für oberflächlich und für unhöflich dazu. Es bleibt uns darum nichts übrig, als mit Geduld und Teilnahme entgegenzunehmen, was man uns bietet, dazwischen aber verstohlenerweise zu erfragen, was wir eigentlich wissen möchten. Diese Kunst, den Leuten hinterrücks eine Weis-

heit abzulisten, welche sie selber gar nicht für mitteilenswert halten, gelingt dann freilich nur dem Forscher und Frager, der schon zur Hälfte voraus weiß, was er zu erfahren begehrt.

Sollen wir nun aber einem Fachgenossen, einem Spezialkenner nicht ganz offen entgegentreten, ihm rückhaltlos unseren Wander- und Arbeitsplan vorlegen, die Punkte bezeichnend, worüber wir nähere Kunde suchen? In seltenen Fällen: Ja; in den meisten: Nein! Es kommt eben auf den Mann an und auf den Plan. Denn der Spezialist, welcher sich in örtlichen Kleinstudien vergräbt und eine Fülle buntesten Kleinstoffes besitzt, die wir in Monaten nicht bewältigen könnten, begreift gar schwer, daß unser Ziel auf große Gruppierung, Überschau, Vergleichen und Ordnen gerichtet ist, daß wir aus dem einzelnen zum Ganzen streben, daß uns die Entdeckung einer leitenden Idee, eines tonangebenden Grundzuges im Volkscharakter wichtiger sein kann als die seltsamste Variante zu einem Volksliede, einer Sitte, einer Dialektform, welche er aufgespürt hat; vor allem aber begreift er nicht, wie ein Fremder in wenigen Tagen sein Land will verstehen lernen, er hält uns für höchst verwegen und leichtfertig, und um uns vor großem Schaden zu bewahren, erstickt er uns mit unerbetenem und für unsere Zwecke nutzlosem Detail.

Und doch könnten wir uns gegenseitig so gar viel nützen, wenn wir uns nur erst verstünden, wenn ein jeder von uns beiden die Aufgabe des anderen in ihrem Recht, ihrer Schranke und ihrer Wechselwirkung zu der eigenen Aufgabe erfaßte!

Dieses gegenseitige Nichtverstehen und Unterschätzen des Einzelforschers und des durchdenkenden Ordners und Darstellers (welchem übrigens das Forschen so wenig geschenkt sein soll wie jenem Spezialisten das Denken) ist ein Herzfehler im ganzen wissenschaftlich-literarischen Leben unserer Zeit. Umsoweniger darf der Wanderer also dem ortskundigen kleinen Gelehrten ein Gebrechen übelnehmen, das heutzutage selbst den größten Gelehrten anzuhängen pflegt, er muß jene Fachgenossen besuchen, sich an der Fülle ihrer Einzelkenntnis erquicken und mit dem größten Dank aus ihren Fingerzeigen und Nachrichten herausnehmen, was ihm taugt.

Zu diesem Zwecke bewahre ich den Plan meiner Wanderschaft und Arbeit als mein Geheimnis und bezeichne dem gelehrten Freunde höchstens gewisse Privatliebhabereien, die man doch auch nebenbei verfolgt, als nächstes Ziel. Einem Naturforscher würde ich etwa sagen, daß ich Kunstdenkmale betrachten, einem Historiker, daß ich gute Freunde besuchen, einem Statistiker, daß ich die schöne Landschaft genießen wolle. Ich gewinne solchergestalt gerade die gewünschten naturwissenschaftlichen, historischen und statistischen Mitteilungen. Denn ich bin nun berechtigt, ohne der Oberflächlichkeit und Grobheit bezichtigt zu werden, alle Dinge, die ich nicht sehen mag und die man mir doch zeigen möchte, nicht zu sehen, kann aber nebenbei ganz arglos das Gespräch auf meine wahren Reiseinteressen bringen und die Notizen erfragen, deren ich bedarf, ohne daß der freundliche Erzähler mir in die Karten schaut und meinen Plan bekrittelt.

Ein strenger Moralist wird in solchem Verfahren zwar eine halbe Lüge entdecken, allein es ist eine echte Notlüge, ein Akt berechtigter Notwehr, der dem gelehrten Freunde zuletzt meinen aufrichtigsten Dank einbringt und mir seine unschätzbare Belehrung.

Auch gestehe ich jedem dritten das volle Recht der Wiedervergeltung zu. Denn da ich's vermutlich gerade so mache wie alle anderen Leute und dem Fremden, der mich besucht, um örtliche Zustände zu erfragen, weit eher erzähle, was mir als was ihm bedeutsam erscheint, so möge er nur hinterrücks alle Wissenschaft aus mir herauszulocken suchen, die er irgend brauchen kann.

Soll diese Operation gelingen, so muß man freilich wiederum mit fleißigen Vorstudien gerüstet sein. Denn plump und offen fragen kann auch der Kenntnislose; versteckt dagegen und unvermerkt das Wichtigste unter der Hand erhaschen, vermag nur, wer schon etwas Ordentliches von der Sache weiß.

5

Vom Kleinen zum Großen

Zum Wanderstudium meiner Art taugen große Länder nicht, ondern kleinere Landstriche. Nur daß das kleine Land ein Ganzes bilde!

Ich muß mein Gebiet mit einem Blick überschauen, mit einem Male beherrschen, ich muß es in die Kreuz und Quere durchstreifen und in einem Zuge darstellen können. Hierin liegt die beste Gewähr, daß man zweifach Neues biete: ein neues, rundes Gesamtbild und neue Einzelzüge. Je größer man das zu durchwandernde Gebiet faßt, umso unselbständiger wird man arbeiten und durch bloße literarische Reproduktion die Lücken der eigenen Anschauung füllen. Darum wähle ich mir in der Regel nur etwa ein Stück Flußgebiet, ohne einen Nebenfluß, ein kleines Gebirg, einen Gau, die selbständige Gruppe eines Volksstammes, ein kleines ehemaliges Reichsländchen und ähnliches. Nicht weil ich im Kleinen wollte stecken bleiben, sondern gegenteils, weil ich aus dem Kleinen zum Großen und Ganzen strebe.

Dies geschieht in doppelter Weise, quantitativ und qualitativ. Wer viele kleine Gebiete durchwandert und darstellt, der wird ja zuletzt von selbst auch eines großen Gebietes Meister. Es gehört nur Kraft und Ausdauer dazu: dreißig Jahre bleibt ein gesunder Mann doch marschfähig, und in dreißig Jahren kann einer ganz Deutschland forschend durchwandert haben. In hundert zusammenstimmenden Einzelbildern könnte er das ganze Vaterland original schildern, und das Ganze wäre dann ein großes und ruhmwürdiges Werk. Freilich müßte der Glückliche neben ausdauernden Beinen auch noch einen ausdauernden Geldbeutel besitzen; denn bei solcher Art des Wanderstudiums trägt das Honorar nicht einmal die Reisekosten, geschweige den Arbeitslohn.

Allein auch in tieferem Sinne — qualitativ — soll der Wanderer vom Einzelnen zum Ganzen streben.

Jeder Landstrich hat seine besondere Signatur; fehlt ihm

diese, so verdient er nur als Teil eines anderen Gebiets bewandert und geschildert zu werden.

Bei einem Lande sticht der geographische Aufbau vor allem maßgebend hervor, bei einem anderen die historischen Erinnerungen, bei einem dritten die Eigenart des naiven Volkslebens, bei einem vierten Wirtschaft und Betriebsamkeit, bei einem fünften die Kunstdenkmale — und so weiter. Diesen auszeichnenden Hauptzug im Charakterbilde müssen wir durch unsere Vorstudien erkannt haben, bevor wir zum Wanderstabe greifen, wir müssen das Hauptgewicht unseres Reiseplanes auf dessen Erforschung werfen. Oder, um in einem treffenderen Bilde zu reden, diese Signatur muß der Knoten sein, an welchen sich das ganze Gewebe unserer forschenden und darstellenden Arbeit knüpft. Nehmen wir beispielsweise ein Industrietal, dessen Signatur im modernen Fabrikbetriebe gegeben ist. Wir werden vor allen Dingen die wirtschaftlichen Zustände zu studieren und zu charakterisieren haben, unsere Gedanken haften von vornherein auf der Industrie, unsere Augen auf dem Fabrikvolke. Allein wir untersuchen auch Berg und Tal und Fluß — im Zusammenhang mit dem Industrieleben, welches sie tragen, erzeugten, begünstigen. Wir lesen die Geschichte des Tales — im Kontraste oder im Zusammenhange mit der modernen Betriebsamkeit. Wir spüren Züge des sozialen Lebens auf — sie werden uns notwendig wieder in die Fabriken führen. Kurzum wir beobachten das Mannigfaltigste unbefangen, liebevoll, objektiv, wir treiben uns keineswegs bloß in den Fabriken umher, wir verfangen uns wohl gar in Kunst und Poesie, allein wir werden doch immer wieder in den Zauberbann der keuchenden, rasselnden Maschinen, der rauchenden Schlote zurückgeführt werden. Auch das Kleine wird uns bedeutungsvoll im Zusammenhange mit der industriellen Signatur, und auch das anderswo Bedeutsame wird gegenteils hier zur Episode, wenn es dieser Signatur völlig seitab läge.

Und nicht genug hiemit. Keine Gegend steht in ihrer Signatur vereinzelt. Jenes Industrietal ist keine Welt für sich; es läßt sich nur verstehen im Vergleich mit anderen Industriegebieten, im Zusammenhalte mindestens mit der deutschen Industrie. Wir müssen Parallelen ziehen, Gegensätze schildern,

wir müssen den Blick über das Tal hinaus in die Nähe und Ferne schweifen lassen, und wenn wir das alles auch nur in wenigen Worten andeuteten: in unserer Seele muß der Bezug aufs Große und Ganze reich entwickelt liegen, und der feinere Leser wird auch bei den wenigen Worten fühlen, daß er dort entwickelt lag.

Hier unterscheidet sich der Mann, welcher kleine Gebiete durchwandert, um in dem kleinen Land das große deutsche Vaterland, in der kleinen Volksgruppe das große deutsche Volk zu schildern, von dem eingeborenen Spezialforscher, welcher dasselbe kleine Land im einzelnsten erforscht, um dieses Kleine und Einzelne eben an und für sich darzustellen. Der letztere wird in der Regel weit gründlicher Bescheid wissen in allen kleinen Tatsachen und den schätzbarsten urkundlichen Stoff zu Tage fördern. Wie könnte es da selbst der fleißigste und gelehrteste Wanderer mit ihm aufnehmen! Allein der Wanderer schauet von außen herein, er kommt aus der Fremde und geht in die Fremde, er bringt einen vergleichenden Maßstab mit, welcher dem eingeborenen Spezialisten nur allzuoft völlig gebricht, er muß sein Augenmerk auf die Signatur, auf die große Charakteristik, auf den Zusammenhang des kleinen Landes mit dem größeren Ganzen richten, wenn er überhaupt noch günstigen Boden zum Wettstreite mit dem sonst überall bevorzugten Spezialisten gewinnen will. Daher geschieht es so oft, daß der eingeborene Spezialist die merkwürdigsten Tatsachen findet und — schwarz auf weiß gedruckt — unter den Scheffel stellt, während sie der fremde Wanderer erst ans Licht zieht und verwertet.

6

Das Tagebuch

Unterwegs gilt es nicht bloß zu beobachten, sondern auch sofort nach der Natur zu zeichnen. Neben der Landkarte sei darum der einzige literarische Apparat in der Reisetasche ein Tagebuch mit leeren Blättern; es ist dem Volksforscher so un-

entbehrlich, wie dem Landschafter sein Skizzenbuch. Jede Rast-stunde gibt eine Arbeitsstunde für das Buch.

Allein dieses Tagebuch ist dabei ein ebenso gefährliches als notwendiges Ding; denn es ist leicht zu schreiben, aber schwer zu benützen. Ich beginne darum kein solches Buch ohne den festen Vorsatz, so viel als möglich auf die weißen Blätter ein-zuzeichnen und so wenig als möglich von dem dort Eingezeichneten drucken zu lassen.

Nun könnte einer meinen, dann sei es ja weit einfacher, von vornherein nur recht wenig und nur Druckwürdiges zu notieren. Allein wer so spricht, der weiß nicht, welcher Segen überhaupt bei aller Schriftstellerkunst auf einem recht großen und gefräßigen Papierkorbe ruht, und insbesondere verkennt er meine Methode und das Ziel meiner ethnographischen Arbeiten. Ich will nicht subjektive Eindrücke und Erlebnisse geben, sondern ein objektives Charakterbild, aber geläutert und belebt durch eigenes Sehen und Hören an Ort und Stelle.

Mein Tagebuch gehört darum dem Tage, es gehört mir und ist bloß für mich geschrieben. Es soll mir die subjektiven Ein-drücke der Wanderschaft treu bewahren, es soll den Tag mit all seinen Zufälligkeiten festhalten, um mir späterhin unter den Büchern des Arbeitszimmers den Hauch der frischen Luft zu retten, die Poesie des Erlebten, des unmittelbaren Verkehrs mit den Leuten. Und wenn auch keine Zeile dieses Tagebuches in die ausgeführte Arbeit überginge, so hätte ich doch nicht umsonst notiert, denn die Stimmung wenigstens, welche ich im Augen-blicke mit dem Bleistift festhielt, wäre auch für die gedruckten Blätter gerettet.

In dem Tagebuch herrscht Wanderfreiheit der Gedanken, und es hat etwas ungemein Erfrischendes für den modernen Autor, der sonst doch immer mit einem kleinen Seitenblick auf Kritik und Publikum schreibt, seine Feder gleichzeitig ebenso frei wie seine Beine spazieren gehen zu lassen, gewichtige Tatsachen einzuzeichnen neben lustigen kleinen Erlebnissen; Gedanken, Ein-fälle und Urteile planlos hinzuwerfen, Grillen und Launen Luft zu machen und dann doch ernsthafte Entwürfe für ein objektives Charakterbild hinzuzufügen.

Es gab eine schöne Zeit, wo man solch ein Tagebuch kurzer Hand drucken lassen konnte, und wo es die Leser für besonders genial hielten, wenn einer die Schilderung von Land und Leuten bloß zum Vorwande nahm, um eigentlich sich selbst zu schildern, und sein Publikum durch ein fremdes Land führte, nicht um es in der Fremde, sondern in des Autors nächster Heimat, nämlich in seinen ästhetischen, literarischen und politischen Ideen einzubürgern. Die Periode solcher Reisetagebücher ist vorbei. Dennoch lasse ich mir mein Tagebuch nicht verachten, als ein heimliches Buch, welches niemand zu lesen bekommt, und welches doch auf alle meine Leser wirken soll, als ein Werkzeug, welches mir vermittels subjektivster Ausführungen ein objektives Charakterbild von Land und Volk vermitteln hilft, so daß zuletzt ein Porträt herauskommt, dessen Nase und Ohren nicht bloß statistisch richtig abgemessen sind, sondern dessen Auge auch leuchtet, dessen Lippen sprechen.

Übrigens ist Anlage, Gehalt und Bestimmung meines Tagebuches in dreifacher Weise verschieden je nach dem letzten Ziele, welches ich mir für die literarische Ausarbeitung gesteckt habe.

Lebe ich längere Zeit in einem Lande, dann wird das Tagebuch zu einer Stoffquelle; ich zeichne nach Zeit und Gelegenheit positive Tatsachen, Erfahrungen, maßgebende Erlebnisse auf und benütze nachgehends die Blätter wie man den Bericht eines glaubwürdigen Augenzeugen zu benützen pflegt.

Habe ich hingegen einen Landstrich öfters und im einzelnen durchwandert, dann soll mir das Tagebuch überwiegend bloß die Tatsachen illustrieren, welche man eben nicht an der Landstraße, sondern in anderen Büchern findet. Bei gutem Glück entdeckt man dann auch etliches Neue dazu; das Tagebuch aber wird doch schon weitaus mehr Gedankenquelle als Stoffquelle sein.

Wenn ich aber endlich ein Land durchreiste, nicht um der Detailforschung willen, sondern um mich für größere ethnographische und geographische Gesichtspunkte durch den Augenschein selbständig zu orientieren, dann wird mein Tagebuch gar keine Stoffquelle werden, sondern es lehrt mich nur die vorhandene

quellenhafte Literatur *lesen* und *verstehen*, es lehrt mich namentlich in den gedruckten Büchern zwischen den Zeilen lesen. Und gewönne ich durch meine eigenen Notizen auch nur jenen Feuereifer, der nötig ist, um durch die trockene Lokalliteratur eines Landes frisch und mutig hindurchzudringen, so hätte ich nicht umsonst notiert. In diesem Falle erlebt man wohl auch die ebenso lustige als lehrreiche Erfahrung, daß man zu guter Letzt sein ganzes Tagebuch ausstreicht, und doch sehr vergnügt ist, es geschrieben zu haben. Denn was uns beim Beobachten wichtig dünkte, erscheint uns hinterher beim Spezialstudium nichtig, manches Richtige auch geradezu falsch, vorab aber glaubten wir gar oft draußen eine neue Entdeckung gemacht zu haben, um daheim zu der allerneuesten Entdeckung zu gelangen, daß sie den Kennern schon gar lange bekannt gewesen war. Denn je weniger wir wissen, desto mehr Neues finden wir; — nur ist es dann leider bloß für uns neu. Und doch bleibt es so unschätzbar auf eigene Faust, wenn auch überflüssig oder gar verkehrt, gesucht zu haben; wir lernen dadurch so viel richtiger würdigen, was andere wirklich fanden.

In einem enzyklopädischen Artikel über Statistik las ich: daß man in unserer Zeit statistische Arbeiten nur noch auf amtlichen Schreibstuben machen könne, daß man nicht mehr reise, um Statistik zusammenzubringen, und daß ein wandernder Statistiker ein Unding geworden sei. Wer wird auch noch in Deutschland wandern, um aufs Hörensagen Zahlen zu erheben!

Dennoch ist selbst ein wandernder Statistiker kein Unding. Er wird eben ein Tagebuch der zuletzt geschilderten dritten Art führen müssen. Denn wenn man auch nicht mehr wandert, um Zahlen zu suchen, so soll der Statistiker doch wandern, um seine amtlichen Zahlen zu *verstehen*, um jene Motive, jenen Faden des inneren Zusammenhanges der Ziffernreihen im Volksleben zu finden, welcher in den Akten nicht geschrieben steht. Wer wanderte, um Statistik zu machen, der wäre lächerlich; wer aber Statistik macht, ohne zu wandern oder mindestens andere für sich wandern zu lassen, der ist einseitig und oberflächlich. Durchs Wandern können uns Bücher und Akten nicht entbehrlich werden, aber wir lernen Bücher und Akten lesen durchs Wandern.

7

Anekdoten und Charakterzüge

Wer unterwegs eine Anekdote erlebt oder einen sprechenden Zug des Volkslebens, der soll dergleichen fein im Sinne behalten, man weiß nicht, wie man's später brauchen kann. Erlebte Züge und Anekdoten bilden das Salz unseres Tagebuches, und wenn wir sie richtig zu deuten, wenn wir einen leitenden Gedanken aus ihnen zu entwickeln und durch sie zu versinnbilden verstehen, können sie auch das Salz eines gedruckten Buches bilden.

Ich fahre über den Bodensee in die Schweiz. Im Hafen zu Rorschach gelandet, sehe ich einen zerlumpten Mann, der in einem kleinen Nachen zwischen den Schiffen auf und ab rudert und mit einem Hebgarn emsig im Wasser fischt; er fängt aber keine Fische, sondern Äpfel, die in großen Massen hier verladen werden und von welchen ab und zu einer ins Wasser fällt. Nun wußte ich, daß ich in der Schweiz war, noch bevor ich den ersten Grenzpfahl gesehen hatte. Am bayerischen Ufer würde höchstens ein naschhafter Junge sich etliche von den verlorenen Äpfeln gefangen haben; hier am schweizerischen machte ein Mann sogleich ernstlich Profession von der Äpfelfischerei. Hätte ich einen Aufsatz über die Schweizer schreiben wollen, der Mann wäre mir unbezahlbar gewesen. Wie mich seine drastische Erscheinung zuerst begrüßte, so würde ich sie auch plastisch an die Spitze der Arbeit gestellt haben, um aus dem individuellen Bilde einen der schärfsten schweizerischen Charakterzüge, das Volksgenie der Betriebsamkeit, zu entwickeln.

Die geringfügigste Tatsache kann uns in diesem Sinne bedeutend werden und des Aufzeichnens würdig, wenn sie nur einen leitenden Gedanken verkörpert. Im Volksleben ist nichts klein, was aufs Ganze, auf den geistigen Gehalt des Volkstums zielt. Meine Freunde wundern sich öfter, daß ich unterwegs so viele seltsame Züge und Anekdoten erlebe; ich erlebe in der Tat dergleichen nicht mehr als andere, aber ich erlebe sie anders. Weil ich, geführt von festen Grundgedanken, Gedanken suche,

finde ich auch Anekdoten, und weil ich den Blick aufs Idealbild des ganzen Volkstums gerichtet habe, sehe ich hundert individuellste Tatsachen, die jenem entgehen, der nichts als Tatsachen suchen will. Anekdoten zu erleben ist leicht (vorausgesetzt, daß man zu Fuße und allein geht), die wichtigen zu behalten und die unwichtigen zu vergessen schon schwerer (denn auch die originellste und ergötzlichste erlebte Anekdote müssen wir unbarmherzig aus unserem literarischen Gedächtnisse streichen, wenn sie des Gedankenzusammenhanges mit dem zu skizzierenden Charakterbilde entbehrt); am schwersten aber ist es, den rechten Gedanken in einer erlebten Anekdote zu finden und zu deuten. Denn da uns das Erlebte immer mehr am Herzen liegt als das Gelesene, so liegt auch die Gefahr näher, aus dem Erlebten etwas zu machen, was eigentlich nicht darin steckt.

Ich will auch diesen Satz über die Anekdote durch eine Anekdote erläutern.

Im Wirtshaus eines deutsch-ungarischen Städtchens saßen die Kleinbürger des Ortes beim Abendschoppen, und ich lauschte ihrem Gespräche. Ein Vorfall, der sich jüngst in der Nachbarschaft zugetragen, beschäftigte die Leute aufs lebhafteste. Es war nämlich ein achtbarer Israelite vor den Stuhlrichter geladen worden, um Zeugschaft abzulegen. Der verschüchterte Jude hörte entweder die Frage des Richters nicht recht oder faßte sie falsch, kurz er stotterte, zögerte und konnte zu keiner klaren Antwort kommen. Da ergriff der Richter plötzlich wütend aufbrausend ein Kruzifix, hielt es dem Juden vors Gesicht und schrie: „Judas, willst du bekennen!“ Der Jude brach vor Angst und Schrecken zusammen und lag mehrere Tage krank danieder. So erzählten die Leute. Ein Teil der Gesellschaft enthielt sich allen Urteils, die anderen verteidigten den Stuhlrichter; nur ein einziger wagte es, das Verfahren des Richters in geraden Worten als unrecht, ja empörend zu bezeichnen. Er blieb aber allein mit seiner Ansicht.

Nun wäre es sehr leichtsinnig, wenn ich die oben erzählte Geschichte flugs als Tatsache anführen wollte, etwa zur Charakteristik ungarischer Justiz. Denn sie kann in jener Fassung völlig entstellt, vielleicht tendenziös umgebildet oder bereits mythisch

verschoben sein. Wirtshausgespräche sind überhaupt keine Quelle für Tatsachen; aber die Tatsache jenes Wirtshausgespräches kann uns eine Quelle werden. Denn daß man eine derartige Geschichte dort allgemein als wahr, mindestens als wahrscheinlich und möglich ansah, wäre doch schon ein Zeichen für die Zustände des Landes. Allein auch darin liegt noch nicht der Schwerpunkt des kleinen Erlebnisses. Das Maßgebende war ohne Zweifel, daß von zwanzig Leuten etwa zehn des Urteils sich enthielten, neun dem Stuhlrichter recht gaben und nur ein einziger ihn verdammte. Man denke sich zum Gegenbilde zwanzig pfälzische Bauern, die über einen solchen Vorfall diskutierten! Welch einen Lärm, welch einen Aufruhr würde das gegeben haben! Und wenn ja ein einziger den Richter hätte verteidigen wollen, so wäre er gewiß zur Stube hinausgeworfen worden. Übrigens würde auch kein Pfälzer Jude aus Schreck vor einer derartigen richterlichen Ermahnung in Ohnmacht gefallen und krank geworden sein. Die Juden haben dort schon stärkere Nerven.

Nun wäre es aber immer noch übereilt, wollte ich aus jener einzelnen Tatsache den allgemeinen Schluß ziehen auf den tiefen Stand des Rechtsgefühls bei den unteren Volksschichten in Ungarn. Erst wenn ich viele verwandte Züge an vielen Orten erlebt hätte, wäre ich dazu befugt. Man soll Anekdoten nicht generalisieren, sondern umgekehrt, man soll auf Grund allgemeinerer Kenntnis und Beobachtung individualisieren durch die Anekdote. Der oberflächliche Tourist macht die Anekdote, den erlebten einzelnen Charakterzug, zur Quelle; dem wirklichen Forscher ist sie das nicht, sie ist ihm bloß Mittel zur Darstellung eines Allgemeinen, welches er bereits anderswoher gründlicher kennt. Dann aber auch ein unschätzbares, unübertreffliches Mittel, weil sie künstlerisch, plastisch, in einem Zuge ganze Gedankenreihen versinnbildet und den Leser in fremde Zustände mitten hineinversetzt, als hätte er sie mit eigenen Augen gesehen. Darum hat man der volksschildernden Anekdote neuerdings mit vollem Recht sogar einen Platz in wissenschaftlichen Handbüchern eingeräumt, wie z. B. in Daniels Geographie von Deutschland, nicht um aus der Anekdote generalisierend zu beweisen, sondern um durch die Anekdote individualisierend zu schildern.

Aus derselben künstlerischen Absicht erzähle ich meine Anekdoten und Charakterzüge fast immer in der ersten Person, wie ich sie erlebt habe, mit dem verpönten „Ich" an der Spitze. Es wäre mir leicht, sie in die dritte Person umzuschreiben. Allein wenn der Leser durch mein „Ich" den unmittelbaren Eindruck des Selbsterlebten erhält und die Sache mitzuerleben glaubt, so wiegt mir das schwerer als der Tadel steifleinener Rezensenten über zu subjektive Schreibart. Je mehr ich mich befleiße, den Inhalt objektiv zu fassen, um so subjektiver gestalte ich die Darstellung. Denn der objektivste Stil bleibt nun doch alleweil der langweiligste.

Die Forscher der Sagen, Mundarten und Volkslieder, welche gleich uns dem Munde des Volkes lauschen, verleihen ihren Aufzeichnungen dadurch erst vollgültigen Wert, daß sie aufs genaueste angeben, wo sie eine Redeweise, eine Sage, einen Vers gefunden, genau bis auf den Namen des Dorfes, ja der Person hinab. Das ist bei ihnen so notwendig, wie beim Botaniker die Angabe des Fundortes einer neuen Pflanze. Ganz anders steht es aber bei anekdotischen Charakterzügen, welche man anführt, um allgemeine, namentlich ethische Zustände des Volkslebens epigrammatisch zu schildern, wohl gar dem Volke selbst das Epigramm aus dem Munde zu nehmen. Hier entscheidet die innere Wahrheit, und in den allermeisten Fällen wird kein dritter im stande sein, hinterher die strenge äußere Wahrheit des Tatbestandes zu prüfen, auch wenn man ihm Ort und Datum und Personaladressen urkundlich getreu schwarz auf weiß gegeben hätte. Ich verfahre darum aus guten Gründen mehrenteils umgekehrt wie die Sagenforscher und Botaniker, indem ich meinen Fundort nur so weit andeute, als es zur örtlichen Charakteristik selbst nötig ist. Ich nenne die Gegend, aber nicht den Ort, ich umschreibe die redenden Personen, aber nenne keinen Namen, und erzähle somit äußerlich ungenau, aber nur, um innerlich desto genauer erzählen zu dürfen. Nur durch diese goldene Regel wird es möglich, scharf, konkret und rücksichtslos zu zeichnen und die Leute des Landes in ihren eigenen Worten reden zu lassen, ohne in unseren öffentlichen Zeiten die Diskretion zu verletzen und Empfindlichkeit aller Art zu reizen. Nur bei diesem Verfahren

merken namentlich die Leute, daß man komische und naive Züge nicht aus Spott und Skandalsucht, sondern in dem ernsten Bestreben aufzeichnete, ein treues und lebensvolles Bild zu entwerfen. Und zuletzt kommt es bei derlei kleinen Geschichten auch kaum darauf an, ob sie wirklich so vorgefallen sind, sondern vielmehr ob der Landeskundige zustimmend sagt, daß sie so und nicht anders einmal vorfallen müßten, wenn es gleich noch gar nicht geschehen wäre.

8

Literarische Wanderung nach der Heimkehr

Mit wohlgefülltem Tagebuch zu Hause wieder angelangt, sind wir darum noch nicht fertig mit unseren Vorarbeiten. Jetzt kommt erst noch das Studium der Spezialliteratur. Mancher glaubt vielleicht, dazu bedürfe es doch keiner Fußwanderung, oder man könne auch vorher diese Spezialitäten studieren und hinterdrein wandern. Allerdings. Man kann auch das Pferd beim Schwanz aufzäumen, nur wird es dann nicht besonders bequem zu reiten sein.

Unterwegs entdecken wir bei guter Nase und gutem Glücke handschriftliches und gedrucktes Material, welches wir zu Hause niemals gefunden hätten. Man muß an Ort und Stelle fragen, um gar mancher in Zeitschriften und Monographien zerstreuten Vorarbeit auf die Spur zu kommen; und ein halbstündiges Gespräch beim Glase Wein mit einem landeskundigen Manne kann uns versteckte kleine Quellen und Hilfsmittel aufschließen, nach welchen wir im sorgsamsten Realkatalog der reichsten Bibliothek vergebens suchen würden. Unsere Gelehrten sind doch wunderliche Leute. Wenn jemand wochenlang im Bücherstaube wühlt und nichts findet, so war das wissenschaftlich gearbeitet, wenn aber einer im lebendigen persönlichen Verkehr die feinste Entdeckung macht, so kann das doch nicht für wissenschaftliche Arbeit gelten.

Übrigens handelt es sich hier weit weniger um speziellstes Material, welches verborgen liegt, weil es zu selten und vereinzelt

erschlossen würde, sondern viel mehr um Vorarbeiten, welche jahraus, jahrein so bunt und massenhaft zu Tage gefördert werden, daß sie in ihrem eigenen Überflusse verloren gehen.

Ich denke hier namentlich an die Schriften unserer historischen, geographischen, naturforschenden Vereine, an die zahlreichen monographischen Büchlein für einzelne Städte, Schlösser, Klöster, Familien, dann auch an die geradezu unzählbaren Schilderungen von allerlei Volks- und Landesart, wie sie jetzt in den illustrierten, belletristischen und politischen Zeitungen zum stehenden Modeartikel geworden sind.

Der gelehrte Fachmann rümpft die Nase und erklärt den größten Teil dieser mannigfaltigsten Literatur für Dilettantenwerk. Ich will das zugeben, denn der Dilettantenglaube ist nun einmal der moderne Hexenglaube, und wer nicht überall Dilettanten sieht, der kommt in Gefahr, selber als Dilettant verbrannt zu werden. Allein gesetzt, wir fänden in einer Zeitung, wohl gar im Feuilleton, die Schilderung volkstümlicher Lokalzustände von einem Augenzeugen, und die Arbeit ermangelte so sehr aller Schule und Methode, daß wir sie wohl dilettantisch nennen müßten, so ist sie doch in dem einen Punkte nicht dilettantisch, daß der Verfasser selbst gehört und gesehen hat, was er erzählt. Nur fragt sich's, ob er das Erlebte, also den echten Quellenstoff, auch richtig wiedergibt. Den Maßstab hiefür werden wir in der Regel nur dann besitzen, wenn wir gleichfalls ein Stück seiner Schilderungen miterlebt haben, und sei es auch nur im Vorübergehen, auf der Wanderschaft. Wir entdecken und enthüllen dann den versteckten Fachmann im Dilettanten und finden Gewinn in einer Arbeit, welche der vornehme Zunftgelehrte gar nicht des Lesens wert geachtet hätte.

Oder umgekehrt. In den Jahrbüchern unserer Geschichtsvereine stehen mitunter sehr gelehrte Abhandlungen, die vom umfassendsten lokalen Quellenstudium zeugen, ungedrucktes, urkundliches Material die Fülle bietend; in der Darstellung aber sind sie höchst dilettantisch, konfus geschrieben, weitschweifig, unverständlich. Vorab jedoch werden die Autoren solcher Aufsätze dem Leser wie dem Verleger gleich furchtbar durch ihre Unfähigkeit, Wichtiges und Gleichgültiges zu unterscheiden, durch ihr Un-

vermögen, auszustreichen, wegzulassen und ein Ende zu finden. In der Handhabung des Rotstiftes und des Papierkorbes sind sie vollendete Dilettanten. Obgleich nun diese Schriftsteller überzeugt sind, streng fachmännisch zu schreiben, ja häufig gerade um dieses Ideales willen so schlecht schreiben, weit schlechter, als sie eigentlich könnten, so werden sie doch von den meisten größeren Historikern wiederum als Dilettanten über die Achsel angesehen. Der forschende Wanderer tut das nicht. Er hat sich Mut und Kraft und Begeisterung erwandert, um selbst durch die pfadlose Wildnis solcher Abhandlungen zu dringen, weil er eben Heimatsgefühl mitbringt für das Land, dessen Geschichte der allzu gelehrte Monographist untersuchte, und in dem Heimatsgefühl zugleich die Geduld für das Kleine, Dürftige und Trockene und das Verständnis, Verworrenes zu entwirren, ohne daß ihm, dem bloßen Wanderer, darum der unbefangene freiere Überblick verloren gegangen wäre, dessen Mangel den Eingeborenen so oft verführt, Wichtiges und Richtiges gleich zu achten und des Stoffes kein Ende zu finden. Der Wanderer sucht also auch hier wieder in dem gelehrten Dilettanten liebevoll den Fachmann und wird sich häufig reich belohnt sehen.

Die Zeitschriften der historischen Vereine heißen mitunter „Archive“, und man könnte fast meinen, der Titel sei darum gewählt, weil die dort veröffentlichten Arbeiten so gut verschlossen und versteckt sind wie im geheimsten Staatsarchiv. Das einzelne verkommt in der übersichtslosen Masse. So geschieht es, daß die köstlichen Beiträge zur historischen Landeskunde, welche in solchen Zeitschriften zerstreut ruhen, selbst in unseren fleißigsten größeren geographischen Werken noch gar wenig benützt sind, oder nur dann benützt, wenn ein Vermittler, der von allgemeineren Standpunkten ausging und nicht bloß für das Land, sondern für Deutschland schrieb, dazwischen getreten ist. Dies ist dann fürwahr ein schöner Beruf, und es ließe sich ganz fein das Walten einer gewissen „poetischen Gerechtigkeit“ darin nachweisen, daß wir durch die freieste Kunst des Wanderns einer so strengen und trockenen Kunst wie dem Erschließen statistischer und historischer Lokalquellen erst zu einem recht weitgreifenden Erfolge verhelfen, und daß der Wanderer und der Stubengelehrte von abgeschlossenster

Art ihr Tagewerk zum gegenseitigen Frommen austauschen müssen. Ein Forscher, der allein und zu Fuß durch die Welt geht, gewinnt nicht bloß Vorsicht und Selbstvertrauen, sondern er wird auch zuvorkommend gegen jeden Begegnenden, und wäre es auch nur, indem er ihm einen Gruß und eine kleine Ansprache entgegenruft. Wer weiß, was ihm die wenigen Worte nützen können! So denke ich auch, wenn ich nach vollbrachter Reise meine zweite oder dritte Wanderung durch die Bücher, Zeitungen und Flugschriften beginne und hier in der gemischtesten Gesellschaft traulich mich bewege, jeden grüßend und ansprechend; und danken mir auch nicht alle, so danken mir doch viele.

Nach dieser Fahrt durch die Spezialliteratur möchte man dann am liebsten gleich noch einmal zum Wanderstabe greifen und den ganzen Fußmarsch wiederholen; denn nun merkt man erst, wie viel man übersehen hat oder aufs neue prüfen sollte. Ein solcher Revisionsgang ist vom höchsten Wert; leider wird uns nur selten vergönnt sein, ihn auch sogleich ausführen zu können.

Hiemit bin ich am Schlusse meiner Handwerksgeheimnisse angelangt, und man dürfte mir wenigstens zugestehen, daß ich mir Plan und Methode in meine Wanderforschungen gebracht, und daß ich mir's dabei habe sauer werden lassen, auch wenn sich zuletzt die Darstellung noch so leicht und lustig lesen sollte.

Das Organische dieser Methode dünkt mir aber darin bewährt, daß allezeit die spätere Vorarbeit als die Probe der vorhergehenden erscheint. Wer die Karte und die allgemeine Landeskunde nicht im Kopfe hat, der kann auch nicht richtig gehen und nicht richtig fragen; wer planlos geht und das Fragen nicht versteht, der wird auch kein wertvolles Tagebuch draußen skizzieren, und wem das alles zusammen nicht gelungen ist, der vermag auch die geschriebenen und gedruckten Spezialquellen nicht gehörig auszubeuten. Er mag Einzelzüge zusammenbringen, aber kein harmonisches, treffendes Gesamtbild. Die ganze Reihenfolge jener Vorarbeiten ist notwendig in sich bedingt, sie läßt sich nicht verkürzen und nicht umkehren; ein Glied trägt und hält das andere.

Der unversiegbare Reiz bei der Darstellung solch erwanderter

Charakterbilder von Land und Leuten aber liegt darin, daß wir ans Werk gehen mit dem Gedanken, mitzuwirken zur Kenntnis unseres Vaterlandes. Hiemit verbindet sich dann in der Methode der Arbeit selbst ein erfrischendes Zusammengreifen scharfer Gegensätze. Wir versenken uns in kleine und einzelne, ausgehend vom Ganzen und zum Ganzen strebend; wir verbinden Genuß und Schaffen, und wenn irgendwo, so wird hier der Genuß Arbeit, die Arbeit Genuß; wir wandern hinaus ins Freie, damit wir durch eine ganz besonders verstaubte Bücherwelt wandern lernen; wir dürfen subjektiv schreiben im Hinblick auf objektive Resultate, und künstlerisch gestalten, während wir kritisch forschen; wir werfen uns in das bunte, schwankende Leben des Tages, und doch befriedet unser Studium zuletzt ganz besonders durch das Aufspüren fester, organischer Zustände; wir ziehen wie die fahrenden Memoirenschreiber zu Froissarts Zeit im Lande umher und sind uns doch bewußt, als modernste Wanderer plangemäß für die Wissenschaft zu arbeiten. Es ist uns auch noch erlaubt, zwischen historischen Trümmern zu wandeln und Denksteine verklungener Zeiten mit aller Liebe des Poeten zu erfassen, ohne daß man uns darum Romantiker schelten soll, die ihre eigene Zeit vergessen; denn selbst indem wir die Vergangenheit suchen, bleibt doch die Gegenwart unser letztes Ziel. Wir dürfen auf die Teilnahme der Zeitgenossen rechnen; denn welch frischeren Stoff gäbe es, als das eigene Volk, die eigene Heimat, und doch sammeln wir ganz besonders für die Zukunft: bei jedem Gang, den wir daheim durch die ältere Literatur unseres Gegenstandes machen, drängt sich uns der Ausruf auf: was würden wir darum geben, wenn die Vorfahren hier so fleißig gesammelt und notiert hätten, wie es jetzt tausend Federn tun, und welch reiches Vermächtnis hinterläßt die Gegenwart in ihren zahllosen Entdeckungsreisen durchs Innere von Deutschland den kommenden Geschlechtern!

Stolz braucht der einzelne in diesem Ausruf übrigens doch nicht zu werden; denn nirgends sind große und kleine Irrtümer schwerer zu vermeiden als bei unseren Stoffen, die sich aus dem unendlichen bunten Detail zusammenweben, und nirgends ist es selbst dem schwächsten Kritiker leichter gemacht, auch dem gewissen-

haftesten Forscher gelegentlich einen rechten Schnitzer nachzuweisen. Allein trotz dieser mit der Gunst des Gegenstandes enge verwachsenen Gefahr werden wir unverdrossen und mutig bleiben, getragen von der liebevollen Hingebung auch an das Kleinste im Volksleben; es gibt da nichts Unwichtiges, und alles wird bedeutend, wenn wir nur die rechten Gedanken mitbringen, um jede Tatsache in ihrem tieferen Zusammenhange zu erfassen und an den rechten Ort zu stellen. Dies ist das letzte und feinste Meistergeheimnis, welches sich aber nicht lehren läßt.

Vorwort

Hier folgt das Vorwort nach der Einleitung nicht etwa wegen des Effekts der „unordentlichen Schreibart“ wie in Immermanns Münchhausen, welcher mit dem elften Kapitel beginnt, um dann das erste nach dem fünfzehnten zu bringen. Mich zwang im Gegenteil die „ordentliche“ Schreibart zu dieser ungewöhnlichen Reihenfolge.

Die Einleitung schilderte die Methode des wandernden Forschers; das Buch selbst zeigt die verschiedensten Spielarten dieser Methode, auf große und kleine Stoffe angewandt; das Vorwort stellt sich ganz logisch in die Mitte, denn es soll dem Leser einige Fingerzeige über die Art dieser Anwendung geben. Wie jedes rechte Vorwort wäre es aber ebenso zweckmäßig nach als vor dem Buche zu lesen, und gründliche Leute lesen Vorreden auch wirklich zweimal: vorher, um zu sehen, was der Verfasser verspricht, und nachher, um zu prüfen, was er gehalten hat.

Ich nenne dieses Wanderbuch einen zweiten Band zu „Land und Leuten“. In jener Schrift verarbeite ich zahlreiche Wanderskizzen, um den Zusammenhang von Volksart und Landesart, das organische Erwachsen des Volkstumes aus dem Boden nachzuweisen. Man wird das nämliche Ziel auch auf vielen Blättern des vorliegenden Bandes angestrebt finden, wenngleich nicht mehr so stark in den Vordergrund gestellt. Dafür suchte ich in anderer Richtung einen neuen Reiz des Stoffes. Als den schönsten Lohn, der meiner früheren Arbeit zu teil ward, erachte ich es nämlich, daß so mancher selbsterlauschte Zug, so manche selbstgefundene Tatsache und auch etliche meiner Gedanken in größere geographische Darstellungen und Sammelwerke übergingen, und daß ich also auch über den Kreis meiner eigenen Leser hinaus zur erweiterten Kenntnis deutschen Bodens und deutschen Volkslebens beigetragen hatte.

Dies spornte mich zu neuen Entdeckungsfahrten, zum Aufsuchen gerade solcher Gegenden, welche in den allgemeineren Werken über deutsche Landes- und Volkskunde noch kaum beachtet sind und doch höchst eigenartige und merkwürdige Glieder des großen Ganzen. Es war dieser bestimmte Zweck, der mich bewog, Landstriche, wie das Taubertal, das Gerauer Land, die Hollebau zu durchwandern, oder einen Städtetypus wie Freising zu zeichnen. Man möchte seinen Lesern doch so gerne von recht unbekannten Dingen erzählen, wobei das Unbekannte doppelt reizt, weil es so nahe liegt, und weil zugleich ein jeder sich sagt, daß es dergleichen neu aufzuschließende Gegenden noch zu Hunderten in unserem Vaterlande gebe.

Neben diesem Interesse des Stoffes, worin der vorliegende Band sich an den früheren enge anschließt, lockte mich aber auch jenes andere in der Einleitung entwickelte Ziel, wodurch sich das „Wanderbuch" von „Land und Leuten" unterscheidet: ich wollte die Methode meiner Volksstudien darlegen. Und so ist jeder der folgenden Abschnitte in anderer Art geschrieben, in anderer Absicht und will mit anderem Maßstabe gemessen sein.

Den Beginn macht ein weit angelegtes Übersichtsbild: „Auf dem Wege nach Holland". Die größere Masse des Stoffes ist hier nicht vom Verfasser selber erforscht, sondern aus Büchern und Abhandlungen geschöpft. Er wanderte, um die Spezialliteratur verstehen und benützen zu lernen, und im Anschauen des einzelnen den rechten Leitfaden zum Generalisieren zu finden. Hier war ihm also sein Notizbuch nicht sowohl Stoffquelle als Gedankenquelle und nebenbei eine kleine Fundgrube schmückender und belebender Züge. Der einigende Grundgedanke des ganzen Aufsatzes zielt auf die Darstellung der allmählichen Übergänge deutschen und holländischen Wesens am Rhein und an der Nordseeküste. Nur meine man nicht, daß ich mir zu Hause diese Idee vorgebildet habe und dann ausgezogen sei, um sie überall verwirklicht zu finden. Dies wäre für mich der verkehrteste „Weg nach Holland" gewesen. Im Gegenteil. Ich griff ohne alle Ideen zum Wanderstabe, ich wollte bloß das Grenzland begehen und auf mich wirken lassen. Erst als ich wieder nach Hause gekommen war und alles Gesehene überblickte und ordnete,

ward es mir klar, daß gar kein anderer Gedanke einigend und leitend die Summe meiner Beobachtungen zusammenfassen könne, als jener vorgedachte, welcher in den Landes- und Volksgrenzen Deutschlands und Hollands vielmehr verbindende Übergänge erblickt.

Der Schlußaufsatz (der ersten Auflage) versetzt den Leser in den deutsch-ungarischen Grenzstrich an der Donau, der Leitha und dem Neusiedlersee, er gibt nicht bloß in der geschilderten Örtlichkeit, sondern auch nach Plan und Methode der Darstellung das äußerste Gegenbild zu dem ersten Abschnitte. Diesmal war mir mein Tagebuch die wichtigste Stoffquelle, der Literatur verdanke ich nur wenig; ich gebe Reiseeindrücke; sie gruppieren sich aber um einen Kern von Studien, die mich seit meinen Jugendjahren unablässig beschäftigt haben: die durchwanderte Gegend bot mir als Hauptstationen jene Orte, an welche sich die Geburt, die früheste Ausbildung und das kräftige Manneswirken Joseph Haydns knüpft. So berührten mich die ethnographischen Gegensätze dreier in Stamm, Sprache und Sitte grundverschiedenen Nationalitäten, welche in diesem Winkel aufeinanderstoßen, nur mittelbar, und dennoch spielten sie von ferne in mein Hauptthema herüber und gaben ihm eigentümliche Farbe. Einen schöpferisch epochemachenden Mann in der Szenerie seiner Heimat aufzusuchen und als eine altbekannte und doch neue Gestalt wiederzufinden, ist auch eine Aufgabe für den wandernden Erforscher von Land und Leuten. Mit politischen und ethnographischen Vorgedanken hatte ich mich der Leitha genähert, und mit musikgeschichtlichen Kulturstudien kehrte ich wieder heim.

Große Gestalten ganz anderer Art veranlaßten mich zu einer Wallfahrt ins Gerauer Land. Schon vor der Abreise hatte ich mein Notizbuch mit Quellenstellen, Fragen und Hypothesen aus der deutschen Kaisergeschichte gefüllt, um danach den Plan meiner Kreuz- und Querzüge zu entwerfen. Ich wollte mir und anderen historische Erinnerungen beleben und verjüngen im Anschauen der Örtlichkeit. Dazu verlockte es gar sehr, durch ein Land zu gehen, welches vor lauter moderner Kultur allen landschaftlichen Reiz der Romantik verloren hat, während es im Geiste des Geschichtskundigen dort lebt und webt von romantischen

Bildern und Erscheinungen, ein Land am Kreuzungspunkte der belebtesten Heerstraßen des Reisestromes, und doch so wenig besucht und geschildert wie kaum eine andere Ecke von Deutschland. Eine moderne Topographie der wichtigsten deutschen Kaiserstätten ist noch nicht geschrieben; machte sich der rechte Forscher und Wanderer an die Aufgabe, so könnten wir ein Buch gewinnen, ebenso befruchtend für die Landeskunde wie für das Studium der Geschichte. Neue Länder sind auf deutschem Boden nicht mehr zu entdecken, aber neue Gesichtspunkte für das altbekannte Land.

Wie man sieht, wechselt meine Methode hauptsächlich je nach dem Verhältnisse des Wanderns, das heißt der eigenen Forschung zum Bücherstudium, als der entliehenen Forschung; das Vorschlagen der einen oder anderen Quelle verändert sofort Plan, Ziel und Schreibart. Nun findet sich in diesem „Wanderbuche“ aber auch ein Aufsatz, für welchen ich unmittelbar gar nicht gewandert bin; er ist überschrieben „Bauernland mit Bürgerrechten“ und wurde ursprünglich so recht aus der Studierstube für die Studierstube verfaßt, zum Vortrag in einer Klassensitzung der Münchener Akademie der Wissenschaften. Dennoch gehört er ins Wanderbuch, ja er ist ein ganz notwendiger Bestandteil desselben. Jenes bürgerliche Bauernland, der Rheingau, liegt im nächsten Umkreise meiner Geburtsheimat, also in einer Gegend, wo ich zu Hause bin, wo ich „gesessen“ habe, und Sitzen führt in diesem Sinne mindestens ebensoweit als Gehen. Bei solchen Landstrichen ist dann aber das Wichtigste, daß man ihnen in der rechten Art wieder fremd wird; denn wir entdecken in der Fremde weit leichter das unterscheidend Eigentümliche als in der Heimat, wo uns jede Tatsache selbstverständlich dünkt. Nun habe ich vor Jahren, da ich noch an den Pforten des Rheingaues wohnte, ein Bild des Rheingauer Volkscharakters in seinem weindurchleuchteten Kolorit entworfen und später in „Land und Leuten“ aufgenommen. Viele Bücher schlug ich damals nicht nach, würde für meine Zwecke auch wenig in ihnen gefunden haben; denn wie der Rheingauer in seinem Weine lebt und webt, das wußte ich viel besser vom eigenen Sehen und Hören; ich hatte mit den besten Männern des Gaues gelebt und getrunken,

und diese waren mir die gewichtigsten Autoritäten, ich war in den Kellern, Weinbergen und Trinkstuben gewesen, und das waren mir die rechten Bibliotheken und Archive. Ich wollte nicht geschriebene und gedruckte Quellen ausschreiben, sondern selber Quelle werden, und das ist mir auch geglückt; denn meine Schilderung wurde oft genug nachgedruckt, übersetzt, zitiert und ausgezogen. Über der Analyse der Weinnatur der Rheingauer war mir aber eine andere Tatsache ziemlich in den Hintergrund getreten, welche in engem Zusammenhange mit dem Weinbau und dem heiter bewegten Treiben des Gaues steht: die uralten Freiheiten und Rechte des kleinen in sich abgeschlossenen Völkchens. Ich hatte ihrer nur im Vorbeigehen gedacht.

Nun blickte ich von der Münchener Hochebene auf den Rheingau zurück. Da trat mir der unmittelbare, einseitig fesselnde Eindruck des gegenwärtigen Lebens objektiver in den Hintergrund; dagegen lagen mir nun die Bücher und Landkarten nahe. So ergänzte ich denn jene Lücke der früheren Arbeit, faßte die alten Freiheiten der Rheingauer als eine Grundlage ihres originellen Volkstumes schärfer ins Auge und schrieb solchergestalt ein Seitenstück, welches sich dem älteren Bilde kontrastierend und doch enge verbunden anreiht. Der behandelte rechtsgeschichtliche Stoff ist den gelehrten Kennern geläufig; indem ich aber meine erlebte und erwanderte Ortskunde benützte, um denselben zu deuten, zu ordnen, auf neue Gesichtspunkte anzuwenden und in einen weittragenden Zusammenhang zu bringen, glaube ich doch manches Eigene geboten zu haben. Für die Erprobung meiner mannigfachen Methode aber drängte es mich mit Notwendigkeit zu diesem Versuche: als ein Fremder trat ich vor die alte Heimat, als ein Wanderer im Geiste vor die Gegend, in welcher ich seßhaft gewesen, und während wir sonst in der Lokalliteratur Belehrung über unsere Wanderschaft suchen, so benützte ich hier umgekehrt das Erwanderte und Erlebte, um die alte Literatur des Rheingaues zu erläutern.

Ich sprach in der Einleitung von der Kunst, ortskundige Leute so zu befragen, daß sie nicht merken, was man eigentlich wissen und auf welche Ziele man hinaussteuern will. Manche schätzbare Notiz der nachfolgenden Abschnitte ward auf diesem

Wege gewonnen. Doch gestand ich Ausnahmen zu, wo wir uns mit einem wissenschaftlichen Manne ohne Umschweife besprechen und ihn in alle Geheimnisse des Planes und der Mittel unserer Arbeit einweihen können. Zeugnis dessen ist die „geistliche Stadt" in diesem Wanderbuche. Dieses Städtebild verdankt geradezu seine Entstehung dem jahrelangen Austausche, welchen ich von Stadt zu Stadt mit meinem nun verstorbenen Freunde, dem Professor Joachim Sighart in Freising pflegte. Dieser ausgezeichnete Kenner der mittelalterlichen Kunstgeschichte war zugleich die lebendige Chronik von Freising; unter seiner Führerschaft lernte ich jene merkwürdige Stadt kennen, er war von Anfang bis Ende der Vertraute und Berater meiner Ideen und meines Planes zu diesem Aufsatze, er half mir Notizen sammeln, exzerpierte Urkunden für mich aus dem städtischen Archive und berichtete mir mündliche Überlieferungen, die mir sonst gewiß nicht zu Ohren gekommen wären. Das war dann freilich aber auch nicht die flüchtige Begegnung eines Besuches auf der Wanderschaft, sondern ein dauerndes Zusammenarbeiten, wobei man sich konnte verstehen lernen.

Wie wir aber in der Szenerie einer Stadt manchmal erst eine charakteristische Persönlichkeit unter ihren Bürgern begreifen, so ging mir umgekehrt durch die Gestalt jenes Mannes, der als Geistlicher, Lehrer, Altertümler und Sammler in der alten geistlichen Stadt so eigentümlich wirkte, wie er's anderswo gar nicht gekonnt hätte, erst das rechte Licht auf über den historischen Charakter der Stadt selber. Ohne daß es mein kunstgelehrter Freund merkte, nicht durch sein Wort, sondern durch sein Wesen, weckte er in mir die leitende Idee der „geistlichen Stadt" und den Entschluß, das kleine Städtebild mit allem Fleiße auszumalen.

Es ist ein guter alter Brauch, in der Vorrede die Namen aller derjenigen dankend zu nennen, welche uns bei unserem Werke unterstützt haben. Der Volksforscher kann dies aber kaum, denn er ist auf die kleine Beihilfe zahlreicher und höchst verschiedener Leute angewiesen: das Namensregister würde zu lang und den Lesern unverständlich. Da ich aber in der Einleitung von dem guten Vernehmen redete, welches bestehen soll zwischen dem einheimischen Spezialtopographen und einem fremden Wan-

derer meines Zeichens, der vor allem richtig und fruchtbringend zu generalisieren sucht, so gedenke ich hier wenigstens noch eines Beispieles freundlicher Förderung. Ich hatte den „Gang durchs Taubertal“ gleich nach der Heimkehr geschrieben und vorderhand in der Allgemeinen Zeitung veröffentlicht. Zu meiner angenehmen Überraschung druckte die „Zeitschrift des historischen Vereins für das württembergische Franken“ den ganzen Aufsatz ab, weil er einen Teil ihres Vereinsbezirkes und seiner Nachbarschaft darstelle. Es ist die günstigste Kritik, welche einer solchen Arbeit zu teil werden kann, wenn die eingeborenen Forscher in den Beobachtungen des fremden Wanderers so viel Neues und Wahres finden, daß sie sich getrieben fühlen, dieselben ihrem örtlichen Leserkreise zur Belehrung über das eigene Land darzubieten. Jener Abdruck aber war zugleich begleitet von gediegenen Noten, welche ergänzend und erweiternd, einigemal auch berichtigend, zu meinem Texte traten. Das war mir doppelt erfreulich. Sonst gehe ich viele Meilen weit und wende alle Kunst und List auf, um mich belehren zu lassen, und hier schickte man mir unerbeten und aufs artigste eine Auswahl belehrender Notizen in die Stube. Ich sage nun für diesen guten Dienst meinen Dank, wie man danken soll, indem ich den Inhalt jener Anmerkungen, soweit er für meinen Zweck nutzbar war, in den Text verwoben habe.

Ich gehe rasch und schreibe langsam, darum wünsche ich mir dann auch Leser, welche recht langsam lesen, bei diesem langsamen Schritt aber von lebhafter Sehnsucht ergriffen werden, das deutsche Land im raschen, frischen Schritte selber zu durchwandern.

II

Auf dem Wege nach Holland

(1867)

Erstes Kapitel

Übergänge auf dem Lande, Gegensätze in der Stadt

Der Deutsche, welcher sich Holland erobern will, und zwar schrittweise, so daß er nicht bloß flüchtigen Gewinn, sondern einen festen Besitz mit nach Hause bringt, kann zwischen drei guten Wegen wählen.

Entweder er beginnt seine Wanderung von Hamburg aus und durchstreift das Land zwischen Elbe und Ems, dann zwischen Weser und Ems um in Emden die letzte deutsche, in Delfzyl oder Gröningen die erste holländische Stadt zu begrüßen. Oder er ergreift den Wanderstab in Köln und sucht, den Flußlinien der Erfft und Niers folgend, mit gelegentlichen Seitenmärschen ostwärts gegen Mörs, Wesel, Xanten und Calcar, westwärts gegen Venloo und Gennepp, des Grenzdreiecks zwischen Rhein und Maas Herr zu werden, um dann bei Nymwegen über die Waal zu fahren, und durch die Betuwe, das alte Bataverland, mitten ins Herz von Holland zu dringen. Der dritte Weg ist endlich von der Natur selber geschaffen, und bedarf keiner genaueren Andeutung, es ist die Wasserstraße des Rheines über Emmerich und Arnheim nach Rotterdam.

Auf die zwei erstgenannten Straßen lockt vor allen das ethnographische Interesse, und ich nenne darum die eine den friesisch-niedersächsischen, die andere den rheinfränkischen Weg. Die Rheinfahrt hingegen regt geographisch an und fesselt zumeist landschaftlich, indem wir vom Schiffe herab gar bequem den stufenweisen Übergang der niederrheinischen Landschaft in den holländischen Charakter erkennen mögen. Für das gründlichere Studium von Land und Leuten hat natürlich der friesische oder der rheinfränkische Landweg ungleich höheren Wert.

Friesen, Niedersachsen und Franken gaben dem holländischen Volke nach der alten Bataverzeit die entscheidendsten Grundzüge gesamtdeutscher Art; sie hielten es im Zusammenhange mit den weiter hinten sitzenden deutschen Stämmen. Als zwei Gegenpole erscheinen aber dabei Friesen und Franken: im Friesentum zog sich der Niederländer mit dem niederdeutschen Nachbar eigenartig und beharrend in sich selbst zurück; durch die Franken erschloß er sich dem biegsamen, beweglichen deutschen Kulturleben. Niedersächsisches Element von Westfalen herüber trat dazwischen, gleichsam in mittlerer Schwebung. Nun hat es aber einen wunderbaren Reiz, heute noch den Weg dieser Volksstämme zu wandern und so schon auf deutschem Boden Schritt für Schritt holländisch verstehen zu lernen, ich meine nicht sowohl die holländische Sprache als tausend Einzelzüge holländischer Volks- und Landesart. Und da es uns die Eisenbahn leicht macht, mit dem friesischen Wege auch noch einen Seitenausflug durch niedersächsisches Gebiet zur holländischen Grenze zu verbinden, ja, da der altfriesische Weg selber nachgerade großenteils ein sächsischer geworden ist, so bewegen wir uns dann zuletzt, als von Friesen, Sachsen und Franken eingeführt, mit einer gewissen Sicherheit unter den Holländern, die ihrerseits wieder durch jene drei Stämme in Deutschland eingeführt werden.

Der allgemeinste große Eindruck einer solchen Grenzwanderung wird aber vorab unserem deutschen Sinne wohl tun. Auf Schritt und Tritt entdecken wir neue Ähnlichkeiten holländischen und deutschen Wesens und erkennen, daß die Scheidelinie zwischen Deutschland und Holland von der neueren politischen Geschichte gezogen wurde, und neuestens auch, leider Gottes, von der Kulturgeschichte, während eine Naturgrenze der Bodenplastik oder der Nationalität hier nicht besteht, sondern nur landschaftliche Übergänge und neugestaltende Stammesmischungen auf derselben gemeinsamen Urgrundlage von Land und Leuten.

„Auf dem Wege nach Holland" treten uns die Holländer als nächste Verwandte und Volksgenossen entgegen; überspringen wir dagegen diesen Weg, verschlafen wir ihn in einem Nachteilzuge der Eisenbahn dergestalt, daß wir etwa von Köln unmittelbar nach Rotterdam versetzt werden, so finden wir uns in

einer fremden Welt, und die Gegensätze deutscher und holländischer Art überraschen und bestürmen uns. Aber man braucht nicht einmal Köln und Rotterdam oder vollends Amsterdam gegeneinander zu stellen: nehmen wir die zwei nachbarlichen Grenzstädte meines rheinfränkischen Weges, Cleve und Nymwegen; sie sind kaum drei Meilen entfernt, liegen aber im Charakter ihrer Bevölkerung eine Welt weit auseinander, während die Dörfer von preußisch Geldern und Cleve den benachbarten holländischen Dörfern auffallend verwandt sind. Die Tatsache erklärt sich dadurch, daß eben das ursprüngliche Volkstum, wie es der Bauer am treuesten bewahrt, ein gemeinsames war, während der Gang der politischen Kultur, die in den Städten gipfelt, Holland und Deutschland seit drei Jahrhunderten auseinandergerissen hat.

Ist dies der wahre Grund, so müßte sich dieselbe Erscheinung wohl auch bei der deutschen Schweiz wiederholen. Denn sie ist uns ja ebenfalls durch gleiche Stammesgeschichte verbunden, durch die auseinanderlaufende politische Geschichte entfremdet. Allein der Deutsche, welcher von den Algäuer Bergen niedersteigend über den Bodensee fährt, wird schon im ersten Schweizerdorfe den Unterschied des Schweizerbauern vom deutschen Bauern merken, und vollends gar, wenn er durchs Innere der Kantone Appenzell und St. Gallen in die Urkantone vordringt. Versetzt er sich dagegen unmittelbar in die deutschen Schweizerstädte, so wird ihn vielmehr die gemeinsam deutsche Art überraschen, als das fremdartig schweizerische Wesen; und je größer die Stadt ist, wie etwa Zürich, Bern, Basel, und je gebildeter der schweizerische Kreis, in welchem er eintritt, um so deutscher und heimatlicher kommt ihm alles vor. Das ist also völlig umgekehrt wie in Holland.

Ich erkläre mir diese Verschiedenheit bei unseren dem Vaterhause entfremdeten zwei Brüdern an den Quellen und an der Mündung des Rheines aus folgenden Gründen:

Holland gewann sein eigentümlichstes kulturgeschichtliches Gepräge als Seemacht, durch seine nach außen gerichtete Handels- und Kolonialpolitik. Die Epoche, welche wir in der allgemeinen Handelsgeschichte als „Zeitraum der holländischen Handelsherrschaft“ überschreiben, von 1579 (Utrechter Union) bis 1651 (britische Navigationsakte), bezeichnet zugleich die Auflösung der

deutschen hanseatischen Macht, sie eröffnet für eine lange Folgezeit den völligen Verfall des deutschen Seehandels. Die Holländer gründeten ihre neuere Handelsgröße mit von Deutschland abgewandtem Gesichte; die deutsche Konkurrenz konnte ihnen damals weder anspornend nützen, noch wetteifernd schaden. Der Seehandel aber sammelt sich in den Städten, vorab in den großen Städten, und findet er keine großen Städte vor, so schafft er sich solche. Bei der selbständigen Kulturblüte Hollands denken wir darum auch zunächst an Amsterdam, und es ist sogar ein ganz bestimmtes, an diese Stadt geknüpftes Datum, welches uns den beginnenden Umschwung in der Weltstellung Hollands bezeichnet, das Jahr 1585, das Geburtsjahr der Handelsgröße Amsterdams, wohin sich der belgische Seehandel nach der Erstürmung Antwerpens durch die Spanier flüchtete. Im Mittelalter war Holland zum großen Teil ein Bauernland im Gegensatz zu dem städtischen Flandern; erst in den Kämpfen, durch welche sich Holland allmählich vom Deutschen Reiche löste, wurde das Städtewesen überwiegend. Die Verteidigungskriege der Holländer gegen Spanier und Franzosen im 16. und 17. Jahrhundert verliefen bekanntlich weit mehr in Belagerungen als in offenen Feldschlachten. Die Städte waren der Kern des neuen selbständigen Hollands, und um die Städte kämpfte man zunächst. Darum ist es auch in diesem Sinne charakteristisch, daß Holland heute noch so viele befestigte Städte besitzt. (Zwischen zwanzig und dreißig an der Zahl, worunter sechs starke Hauptfestungen. Freilich liegt die Mehrzahl jener Städte nicht an der sogenannten „großen Route“, und man kann darum die interessantesten Punkte Hollands im Reigen des gewöhnlichen Reiseschwarmes binnen acht Tagen durchfliegen, ohne von jenem Festungscharakter viel bemerkt zu haben.) In Deutschland gibt es vergleichsweise nur sehr wenige, dafür aber große und im modernen Stil angelegte Festungen und daneben hier und dort jene weiland festen, nunmehr aber völlig offenen Städte mit den malerischen Trümmerstücken von Türmen, Toren und Mauern des Mittelalters. Ganz im Gegensatze hiezu sind für Holland jene altmodischen und altertümlichen Gräben, Wälle und Basteien charakteristisch, welche uns in ihren kleinen, aber malerischen Verhältnissen unmittelbar

ins 17. Jahrhundert zurückversetzen, trotzdem aber noch als wirkliche Festungswerke in Ehren gehalten werden. Die alten niederländischen Maler liebten es, bei ihren Winterlandschaften diese von Mauern, Wällen und Kirchturmspitzen überragten breiten Wassergräben mit einem bunten Gewimmel von Schlittschuhläufern, Schlittengesellschaften und Spaziergängern zu bevölkern, und zeigten uns die ganze Stadt vergnüglich beisammen auf dem Festungsgraben: wir finden heute noch völlig dieselbe Szenerie, und nur der moderne holländische Soldat, welcher oben auf dem Walle schildert, reißt uns etwas aus der Täuschung. Holland ist das Land der geschlossenen Städte; militärisch hat es sich in seinen Städten zunächst gegen die Spanier und Franzosen abgeschlossen, kulturgeschichtlich gegen die Deutschen.

Allein so sehr die holländischen Städte auch nach der Landseite abgeschlossen sind durch Wall und Graben, so offen liegen sie meist auf der Wasserseite, und hier blicken sie — mittelbar oder unmittelbar — hinaus aufs Meer. Die deutschen Grenzstädte hingegen blicken mit wenigen Ausnahmen ins Binnenland. Und hierin ruht ein fundamentaler Unterschied dieser Städtecharaktere.

Auch die holländische Sprache führt uns aufs Meer hinaus, sie legitimiert sich einzig und allein angesichts des Meeres. Ich will mich über diesen Satz, der wunderlich klingen mag, deutlicher aussprechen. Es ist ein Zankapfel zwischen Deutschen und Holländern, ob die holländische Sprache auch heute noch als eine bloße, wenn gleich sehr selbständig ausgeprägte und gefestete niederdeutsche Mundart anzusehen sei, oder als eine eigene nationale Sprache, welche längst die früheren Schranken einer bloßen Mundart durchbrochen habe. Die Literatur, vorab die poetische, entscheidet nicht zu Gunsten der Holländer. Nur in ihrem engeren Heimatlande wurzelt der Ruhm und die Bedeutung der holländischen Dichter, und sie teilen das Los der Dialektpoeten, welche man im Auslande höchstens aus ethnographischem, kulturgeschichtlichem und sprachlichem Interesse studiert, nicht aber übersetzt und liest, weil man sie als Dichter lesen müsse. Weder in der Poesie noch in der Kunst der Prosa gewann Holland einen Platz in der Weltliteratur, und erst im Reigen der Weltliteratur wird eine

Nationalliteratur vollbürtig beglaubigt nach ihrer inneren Notwendigkeit. Aber jenseit des Ozeans beglaubigte sich die holländische Sprache durch Handel und Schiffahrt und Kolonialwesen, und indem sie auf den ostindischen Inseln und in Südafrika gesprochen wird, ja auch neuerdings noch neues Gebiet sich erobert hat, wie in der Transvaalschen Republik, wo sie dann die Beetjuanen wiederum als einziges europäisches Idiom lernen, wurde sie in fernen Weltteilen selbst wieder zur Muttersprache.

Der Deutsche, welcher durch Holland reist, kann sich zwar in den Städten zur Not verständlich machen, wenn er recht langsam, deutlich und schriftgemäß deutsch redet, während der Holländer in den deutschen Städten mit reinem Holländisch nicht gar weit kommen würde. Allein ebenso gewiß würden wir mit unserem Hochdeutsch in den holländischen Kolonien Afrikas und Asiens verzweifelt stecken bleiben. Die holländische Sprache fand bis jetzt noch keinen Platz in der Weltliteratur, aber sie fand einen Platz im Weltverkehre, und damit wuchs sie allerdings über die bloße Mundart hinaus. Denn dies ist gerade ein Kennzeichen der Mundart, daß sie allezeit zu Hause bleibt. Durch die Handelskultur ihrer Städte gewannen sich die Holländer den Anspruch, ihre Mundart zu einer eigenen Zweigsprache des großen deutschen Sprachstammes erweitert zu haben.

So wird der Deutsche überall in die Städte geführt, wenn er nachforscht, wo denn Holland selbständig, eigenartig, also fremd ihm gegenübertrete, während er sich beim naiven Volksleben um so stärker von den Zügen der Stammesgemeinschaft berührt fühlt.

Ich will aber auch das entgegenstehende Bild der deutschen Schweizer noch in wenigen Worten näher ausführen: die Parallele wird dann noch ein schärferes Licht auf Holland werfen.

Die altertümlichen deutschen Schweizerstädte gleichen unseren altertümlichen oberdeutschen Städten auf ein Haar. Ja, da sie mitunter viel weniger modernisiert sind, so spricht uns ihre äußere Physiognomie wohl gar heimischer, deutscher an, als bei mancher deutschen Stadt. Sie wuchsen im Mittelalter, welkten und kümmerten in den folgenden Jahrhunderten und erblühten aufs neue in der Gegenwart, gleichen Schrittes mit den benachbarten deut-

schen Städten, während der Verfall der niederdeutschen Städte das Signal zum rechten Aufblühen der holländischen gab. Die größeren jener Schweizerstädte waren Stationen des deutschen Handels mit Italien, aus ihren Toren führte der Haupthandelsweg allemal nach Deutschland; das Haupttor der holländischen Städte dagegen, der Hafen, führt ins Meer und übers Meer; der holländische Handel, auch in alter Zeit, war Speditionshandel mit aller Welt und nicht entfernt bloß auf das deutsche Hinterland berechnet.

In den schweizerischen Unabhängigkeitskämpfen spielen die Städte weitaus nicht die große Rolle wie in den niederländischen. Die Hirten und Bauern der Urkantone gingen voran, die Städte folgten um Jahrzehnte später. Bezeichnend war die von Deutschland abgelöste Schweiz auf den Namen eines Kantons getauft, der gar keine Stadt besitzt, und führt auch dessen Wappenzeichen als eidgenössisches Kreuz, während Holland von der städtereichsten und städtisch bedeutsamsten unter den vereinigten Provinzen den Namen trägt. Die kriegerischen Würfel fielen für die Schweiz in offener Feldschlacht, nicht in Städtebelagerungen wie so häufig bei den Holländern. Die Schweiz ist der festungsärmste europäische Staat, Holland der festungsreichste, und während so viele holländische Städte heute noch von Kopf bis zu Fuß im Harnisch ihrer Wälle und Mauern stecken, hat die deutsche Schweiz gar keine feste Stadt mehr, sondern nur kleine Werke zur Verteidigung von Fluß- und Gebirgspässen.

In den Schweizerstädten öffnet sich das Land — kulturgeschichtlich — gegen Deutschland, in seinen Hirten- und Bauerndörfern schließt es sich. Wer darum einen rechten Urschweizer sehen will, der geht zu den einsamsten Hirten des Hochgebirgs, wer die rechten Holländer, der stürzt sich in das Hafengetümmel einer Seestadt. Ich verneine darum keineswegs, daß die nordholländischen und westfriesischen Bauern nicht doch noch in tieferem Sinne Typen eines Urholländers seien, aber sie sind unseren deutschen ostfriesischen Bauern doch wohl ähnlicher als das Stadtvolk Amsterdams irgend welchem großstädtischen deutschen Volke. Das farbenreichste holländische Volksfest ist die Amsterdamer Kirmeß; die originalsten schweizerischen Volksfeste dagegen

sucht man im Appenzell, im Berner Oberlande bei den Bauern. Das „Schweizerhaus", welches man jetzt in Deutschland und in aller Welt als etwas fremdartig Interessantes bei Villen und Gartenhäusern nachahmt, ist ein Bauernhaus; das „holländische Haus", welches man vor hundert und mehr Jahren bei deutschen Lustschlössern kopierte, war städtisch. In Deutschland und der Schweiz kennt die Gegenwart nur noch bei den Bauernhäusern eine volkstümliche nationale Bauweise; der Holländer hat sich auch noch in seinem Bürgerhause einen nationalen Stil bewahrt. Das wegen seiner barockſten holländischen Eigenart berühmteste holländische Dorf, Broeck im Waterlande, ist ein Dorf von Kapitalisten, die in der Stadt reich geworden sind. In der industriellen Schweiz gibt es auch wenn gleich nicht Dörfer, so doch ländliche Ansiedlungen von reichgewordenen Leuten, Schlösser und Landsitze mit reizenden Gärten; allein diese Villen sind gar weit verschieden von Broeck und auch von „Wohlgelegen", „Freud' und Ruh", „Sorgenfrei", und wie die Landhäuser an den holländischen Kanälen alle heißen: sie haben städtisch weltbürgerlichen Charakter und könnten ebensogut in England oder Frankreich stehen wie am Ufer eines Schweizersees. Fast überall in der Welt verschleift die Stadt und städtischer Reichtum das volkstümlich nationale Gepräge, nur in Holland nicht.

Der Deutsche, welcher reinstes Schweizerdeutsch hören will, so kräftig daß er's kaum mehr verstehen kann, muß den Städten möglichst aus dem Wege gehen, etwa ins Innere von Appenzell oder von Schwyz, Uri und Unterwalden. Denn wenn der Städter auch schweizerdeutsch spricht, so liest und schreibt er doch hochdeutsch; im landsmannschaftlichen und Familienverkehre bedient er sich zwar der Mundart, im feineren Umgange und im Austausch mit Fremden hingegen der hochdeutschen, oder wie er charakteristisch sagt, der „gutdütschen" Form, und schon hiedurch muß in der Stadt auch die Mundart unvermerkt ihre schärfsten Ecken verlieren. Dem Holländer wird es nicht einfallen, das Hoogdeutsch „gutdeutsch" zu nennen im Gegensatz von seiner niederdeutschen Sprache. Zwar trifft man's wohl auch in Ostfriesland und in dem ehemals holländischen, jetzt deutschen Grenzstriche von Preußisch-Geldern, daß die Leute auf dem Lande

untereinander holländisch reden, während vor Amt, in der Kirche und Schule und im Verkehr mit Fremden deutsch gesprochen wird; allein in Holland verschwindet natürlich dieser an die Schweizerstädte erinnernde Dualismus.

Und nun zum Schluß noch eine politische Bemerkung. Holland war gleich der Schweiz ein Bund von kleinen Republiken. Allein da seine eigentümlichste neuere Kultur in den Städten gipfelt, so zeigte sich schon in der erblichen Statthalterwürde ein Streben zur monarchischen Zentralisation, welches sich zuletzt in dem Königreich der Niederlande erfüllte, ähnlich wie auch das durchaus städtische Belgien ganz naturgemäß eine einheitliche Monarchie geworden ist. Denn die mittelaltrige Stadt konnte wohl zur Individualisierung zu kleinen politischen Sonderexistenzen drängen, die moderne Stadt hingegen und vollends die Großstadt, die Industrie- und Handelsstadt wirft die engen politischen Schranken nieder, sie strebt ins Weite und Große kraft ihrer völlig neuen sozialen und wirtschaftlichen Organisation. So wurde Holland ein geschlossener Staat mit einer Hauptstadt und einer Residenzstadt.

Die Schweiz war ursprünglich ein Hirten- und Bauernland mit eingestreuten Städten, sie ist heutzutage großenteils ein Industrieland geworden, aber trotzdem kein Stadtland. Für die deutsche Schweiz zumal sind die Industrietäler, die Industriegegenden, die Industriedörfer, viel charakteristischer als ihre Industriestädte. Hier ist die Industrie recht eigentlich aufs Land gegangen, die Fabriken liegen über das ganze Land verstreut, Tausende von Bauernfamilien wurden in eigentümlichster Hausindustrie Vor- und Mitarbeiter der Fabriken, und auch sehr vielen reichen Fabrikherren der Schweiz sieht man's gleich an der Nase an, daß sie unmittelbar aus dem Bauernstande hervorgegangen sind. Durch die Industrie und den Reisestrom hat sich die Schweiz modernisiert, sie ist nicht mehr jenes unschuldsvolle Hirtenland, wie es Albrecht v. Haller mit fast komischem Idealismus in seinen „Alpen" geschildert hat; dennoch ist sie im großen ganzen ländlich geblieben. Darum blieb sie auch individualisiert, ein Bund von kleinen Staaten, trotz aller strafferen Bundesreform erfüllt von buntester Eigenart. Sie hat keine

Hauptstadt, so wenig wie Deutschland. Die Grundlage ihrer so ganz einzigen politischen Organismen müssen wir in dem sondertümlichen bäuerlichen Grundcharakter des Volkes suchen. Gerade diese reiche Vielgestalt des schweizerischen Lebens, obgleich von Hause aus so urdeutsch, wird uns Deutschen aber nachgerade fremdartig, sie gewinnt für uns den Reiz der Neuheit, weil sie etwas so entlegen Altes ist, weil sie sich mehr und mehr der Parallele mit unserer eigenen deutschen Gegenwart entrückt.

Doch vielleicht meint der Leser, ich sei ja völlig abgekommen von dem Wege nach Holland. Allein man kann auch vom Niederrhein über die Schweiz nach Holland gehen, und im Landes- und Volksstudium gerät man mitunter gerade bei der nächsten Straße recht arg auf den Holzweg.

Ich fasse aber nun meine direkten Linien fest ins Auge. Und so will ich zunächst in gedrängter Überschau den friesischen Weg nach Nordholland zeigen; dann ausführlicher und langsameren Ganges die rheinfränkische Straße zur Betuwe. Denn den ersten bin ich vor Jahren nur halb gewandert, freilich zur schwierigeren Hälfte, und kenne den Rest bloß aus Büchern; den anderen Weg dagegen habe ich vollständig bereist und im unmittelbaren Hinblick auf die Aufgabe der vorliegenden Untersuchung.

Zweites Kapitel

Grundlinien des friesischen Weges

Der friesische Weg ist zunächst dadurch merkwürdig, daß er auf keiner Straßenkarte verzeichnet steht: der Reisende selber muß sich ihn erst suchen und schaffen. Dieses Suchen ist aber nur bei anhaltend trockenem Wetter ratsam; denn zur Regenzeit könnten wir hier in unseren holländisch-deutschen Studien bedenklich stecken bleiben.

Wer nun Lust hat — und gerade das ist eine Lust für den echten Wanderer — der Landkarte beständig gegen den Strich zu gehen, querfeldein, alle natürlichen und künstlichen Hauptstraßen kreuzend, der wähle diesen Weg.

Ich schlage folgende Marschroute vor: Man fahre bei Glückstadt über die Elbe (ins Land Kehdingen), gehe von da über Freiburg, Neuhaus, Otterndorf (durchs Land Hadeln) nach Cuxhaven und über Dorum (im Lande Wursten) nach Bremerhaven (im Vielande), setze dort über die Weser und wandere dann, dem Meere den Rücken kehrend, von Burhave über Blexen und Brake bis Elsfleth, das heißt durch Butjahdingen und Stadland ins Stedingerland. Es ist dieser Streifzug landeinwärts das linke Weserufer hinauf scheinbar ein Abweg — der Mehrzahl nach —, in der Erkenntnis von Land und Leuten bringt er uns aber Holland mit raschen Schritten näher. Von Elsfleth wende man sich dann nach Varel, um den Jahdebusen wenigstens teilweise zu umkreisen, wo sich der weitere Weg über Jever, Esens, Norden, Aurich durch Ostfriesland fast von selbst ergibt; auf dem Kanal zwischen Aurich und Emden kann man sich dann für acht Groschen bereits den Vorgenuß einer holländischen Trekschuitenfahrt auf deutschem Boden gönnen, und nachdem man einen Ausflug in die Papenburger Moorkolonien (um des Bodens willen) und ins Saterland (um des Volkes willen) nicht versäumt hat, soll man

nicht etwa dem Schienenwege folgend geradeaus über Ihrhove nach Gröningen fahren, sondern nach Emden zurückgekehrt über den Dollart nach Delfzyl schiffen, von wo sich in einem halben Tagemarsch Gröningen bequem zu Fuße erreichen läßt.

Mit gesunden Beinen gehen wir den ganzen Weg — alle Aufenthalte und Abschweife eingerechnet — höchst behaglich in vierzehn Tagen, und können dann doch sagen, daß wir wenigstens von einer Seite her vernünftig nach Holland gegangen sind.

Bei diesem Wege fällt uns zunächst auf, daß er fortwährend den Lauf der Flüsse kreuzt. Nun wird man einwenden, das geschehe bei jedem Küstenwege, da die Flüsse bekanntlich nicht dem Meere parallel, sondern ins Meer zu laufen pflegen. So könnten sie doch wenigstens schräg gen Nordwesten nach Holland und ins holländische Meer laufen. Das tun sie aber nicht, und vorab bewirkt die Ems mit dem parallelen Bourtanger Moor, daß Nordost-Holland — die Provinzen Friesland, Gröningen, Drenthe — sein eigenes von Deutschland abgewandtes Wassersystem hat. Hier, wo das Volkstum von hüben und drüben sich am entschiedensten die Hand reicht, machen Fluß und Moor eine wirkliche Naturgrenze.

Weiter südwärts in der Grafschaft Bentheim und dem alten Oberbistum Münster, wo der Westfale dem Holländer schon etwas fremder gegenübersteht als der Ostfriese bei Leer und Emden, trennt keine quer vorgeschobene Wasserlinie mehr. Im Gegenteil, dort entspringen holländische Flüsse bereits auf deutschem Boden, und Vecht und Berkel mit ihrem Gefolge zeigen uns den Weg aus dem niedersächsischen Sandlande zur Zuidersee. Allein das sind doch für uns Deutsche nur Grenzflüsse von örtlicher Bedeutung, sie tragen trotz ihrer Schiffbarkeit keinen größeren Verkehr, der das Innere beider Länder verbände.

Ganz anders am Rheine. Da führt uns der große Strom ohne Schranke von Land zu Land und fesselt beiderlei Volk seit uralter Zeit unlösbar aneinander, und auch wenn wir den kleineren Parallelgewässern folgen, kommen wir nach Holland, ohne irgend der Landkarte wider den Strich zu gehen. Trotzdem sind hier die Volksunterschiede am größten, auf Grund der abschließenden städtischen Kultur und der ethnographischen

Basis des niederrheinischen Frankentumes und der holländischen Stammesmischung.

Also haben wir hier eine dreifache Skala des Widerspruches: trennende Naturwege bei engstem Volkszusammenhange an der friesischen Nordgrenze; mäßig verbindende Naturwege bei beträchtlich lockerer Volksverwandtschaft an der niedersächsischen Grenze und endlich völlige Einheit des Systemes der Wasserstraßen beim ausgeprägtesten Unterschiede der Volkskultur längs der fränkischen Südgrenze. Darin liegt ein feiner Stoff zu tieferem Nachdenken. Denn solcher Gegenzug ist doch keineswegs die Regel. Er ist aber möglich, weil die Bodengliederung nur ein einzelnes, nicht aber das schlechthin maßgebende Moment für die Gliederung der Stämme und Völker bildet.

Ich kehre zum friesischen Wege zurück. Nicht bloß bei den Flußlinien läuft er fortwährend gegen den Strich der Landkarte, er kreuzt auch ganz ähnlich die Landstraßen, ja sogar der modernen Eisenbahnen und nicht minder auch die alten politischen Gebietsgrenzen.

Betrachten wir zunächst die Landstraßen. Sie streben zwischen Ems und Elbe überwiegend von Süd nach Nord gleich den Flüssen — wie z. B. die großen Linien Lingen-Emden, Osnabrück-Oldenburg-Varel, Bremen-Cuxhaven. Wollen wir innerhalb eines fünf bis zehn Stunden von der Küste entfernten Weges ost-westwärts von der Elbe nach Holland wandern, so müssen wir fort und fort aus einem größeren Straßensystem ins andere hinüber lavieren, rein lokale Zwischenstraßen, oft der unbedeutendsten Art aufsuchen, und sind wir glücklich zur Ems gelangt, so bietet sich uns keine einzige alte Hauptstraße, welche direkt aus Ostfriesland nach den holländischen Nordprovinzen Drenthe und Gröningen hinüberzöge; wir müßten bis ins hannoversche Westfalen, bis Lingen landeinwärts gehen, wo dann erst ein Hauptweg (Lingen-Deventer) quer durch Overyssel ins Herz von Holland führt.

Ähnlich die Eisenbahnen. Wir haben keine Küstenbahn an der deutschen Nordsee, welche der Küste parallel liefe; erst tiefer im Binnenlande zieht sich ein Schienenweg in gerader Linie ost-westwärts von Hannover nach Amsterdam. Eine Eisenbahn

quer durch die Marschen wird auch schwerlich so bald gebaut werden: die Lokomotive liebt den wandelbaren Boden nicht, dieser aber ist und war eben das Element des friesischen Volkstums.

In alter Zeit hatte man aber auf dem Küstenwege von der Elbe zur Ems nicht nur fort und fort die natürlichen und künstlichen Straßen zu kreuzen, sondern auch die Landesgrenzen. Es gab hier eine stattliche Anzahl von Ländern: Kehdingen, Hadeln, Wursten, Vieland, Stedingerland, Stadland, Butjahdingerland, Harlingerland, Jeverland 2c., deren Grenzen nicht etwa parallel der Küstenlinie zogen, sondern ähnlich den Gewässern die Küste teilten und gliederten. Auch die späteren Hauptgebiete der Herzogtümer Bremen und Oldenburg und des Fürstentums Ostfriesland folgten mit ihren Grenzen den Flußlinien nordwärts zum Meere. Die Landkarte hat sich mehr und mehr vereinfacht, und wir wandern jetzt nur noch durch preußisches, hanseatisches und oldenburgisches Land. Doch tritt uns heute, wo die politischen Schlagbäume seltener geworden, die Trennung Hollands von unserer deutschen Nordseeküste weit schroffer entgegen, als zu der Zeit, da man noch durch ein ganzes Dutzend Länder von der Elbmündung zur Zuidersee ging. Denn diese Länder waren größtenteils Bauernrepubliken, sie waren ein Vorspiel der niederländischen Provinzen, auf dem gleichen Boden eines Volksstammes erwachsen, der individuelle Freiheit vor anderen hegte. Wohl mußten sie frühzeitig im Kampfe mit den benachbarten Landesherren erliegen, doch bewahrten sie noch lange trümmerhafte Überlieferungen ihrer Freiheiten und Rechte. Es gibt in dem Küstenlande zwischen Elbe und Ems keine malerischen Burgruinen, wer aber mit dem Geistesauge schauend durch diese Marschen zieht, der wandelt doch inmitten einer wunderbaren Trümmerwelt: die Erinnerungen der alten freien Volksgemeinschaften, in mancherlei Einzelzügen noch immer verkörpert, sind es, die ihn überall mit ihrer dichterisch tiefen Romantik begleiten. Gleich am Eingange unseres Weges, im Lande Kehdingen, erhebt sich die Stadt Freiburg (an der Oste). Man denkt dabei wohl leicht an das andere Freiburg, im Breisgau, welches an der Schwelle des allemannischen Weges zu den schweizerischen Republiken liegt, und gleich Freiburg im Uecht-

lande von Berthold von Zähringen in der Tat als eine Burg der Freiheit gegründet wurde. Allein unser Freiburg an der Schwelle des friesischen Weges nach den ehemaligen Freistaaten der Niederlande erstand vielmehr als eine Zwingfeste des Erzbischofs Hartwig I. von Bremen (1154) gegen die freien Bauern. Nicht in Burgen und Städten, sondern in Dorf und Hof wohnte hier die Freiheit, und der Warningsacker im Lande Hadeln, das Landeshaus der Wurstener zu Dorum, das Schlachtfeld von Altenesch im Stedingerlande und ähnliche Erinnerungsstätten des Richtens, Ratens und Tatens, bis hinüber zum Upstalsboom bei Aurich, zeigen uns den Weg zu jenen Bauernrepubliken des nördlichen Hollands, welche später, aber glücklicher als ihre östlichen Nachbarn, den Entscheidungskampf um ihre Freiheit zu fechten hatten.

Scheinbar also verlegen uns alte und neue Grenzen die friesische Straße; für den Wanderer mit historischem Blick aber werden diese Schranken zu Brücken, welche ihn sicher und geradaus nach Holland hinüberführen.

Die einzige und wahre Grenzsperre kam erst, als die vereinigten Provinzen sich vom Deutschen Reiche trennten. Damals begann die holländische Hälfte unserer Nordseeküste aufzublühen und in den Vordergrund der Geschichte zu treten, während die im engeren Sinne deutsch gebliebene verkümmerte und zurücksank. Die politische Trennung führte zur kulturgeschichtlichen, und nur an der Grenze, in Ostfriesland, konnte die alte Gemeinschaft der Sitte und Sprache so lebendig erhalten werden, daß man diesen Landstrich heute noch deutsch Holland nennt.

Wir haben bisher in die Vergangenheit geblickt; ein fragender Blick in die Zukunft ist wohl auch erlaubt. Wird sich deutsches und holländisches Volkstum wieder nähern, oder wird es sich immer schärfer scheiden? Wird der Wanderer auf dem Wege nach Holland auch in hundert Jahren noch ganz schrittweise und allmählich zu dem Nachbarvolke übergeleitet werden, ohne daß er recht merkt, wo er die Grenze überschritten hat, oder wird er sich plötzlich auf fremdem Boden finden, wie einer, der über den Splügen nach Italien oder über die Vogesen nach Frankreich geht?

Diese Frage kann nur durch die verhüllten politischen Ereignisse der Zukunft entschieden werden; ist sie doch auch vor dreihundert Jahren zum ersten Male hervorgerufen worden durch eine politische Katastrophe.

Im 16. und 17. Jahrhundert hatte Holland nur schwache Nachbarn an seiner deutschen Ostgrenze. Dies förderte die Abschließung der vereinigten Provinzen in sich selbst, die Kristallisation um einen kulturgeschichtlichen und volkstümlichen Mittelpunkt. Es bewirkte zugleich, daß die stammverwandten deutschen Grenzgebiete mancherlei Eigenart von den wirtschaftlich überlegenen, politisch aufstrebenden Holländern annahmen oder dieselbe wenigstens bewahrten, während sich Holland mehr und mehr dem deutschen Einflusse verschloß. Nicht überall gereicht es uns darum zum Ruhme, wenn wir so viel Holländisches auf deutschem Wege finden, indes der Holländer, der aus seinem Lande zu unseren Grenzen wandert und sich zu Cleve schon „im Herzen von Deutschland" fühlt, die deutsche Spur weit weniger auf holländischem Boden zugestehen will.

Die politische Lage hat sich aber nachgerade völlig geändert. Im Jahre 1744 fiel Ostfriesland an Preußen und schon früher war Cleve und das Oberquartier von Geldern an dieselbe Macht gefallen. Es ist höchst bedeutsam, daß Brandenburg-Preußen, zunächst in der Ostmark des deutschen Nordens konzentriert, durch diese Erwerbungen an der äußersten Westgrenze sich sofort das Ziel aufs weiteste hinaussteckte, zu welchem es vordringen mußte. Holland bekam in Preußen den ersten starken deutschen Grenznachbarn. Allein solange der Zwischenraum zwischen den östlichen und westlichen Provinzen Preußens nicht ausgefüllt war, solange Preußen sich nicht mit Norddeutschland identifizierte, hatte diese mächtige Nachbarschaft geringeres Gewicht für die Gestaltung des Volkstumes an den Grenzen. Das ist seit 1866 anders geworden. Ostfriesland fiel an Preußen zurück, die ganze deutsch-holländische Grenze ist nunmehr preußisch, das spröde Niedersachsenland wird trotz allen Widerstrebens doch zuletzt nach Berlin hinüber gravitieren, der Nordbund ist eine politisch aufstrebende Macht, die große Periode Hollands aber längst vorbei. Sie wird auch im modernen Europa kaum wiederkehren. (Was

ich hier im Jahre 1867 vom Nordbunde schrieb, das gilt in noch erhöhtem Maße von dem inzwischen erstandenen Deutschen Reich. Gar mancher Holländer blickt, auch trotz der Friedenspolitik dieses Reiches, lieber nach Frankreich, welches sein Vaterland so oft geschädigt hat, als nach Deutschland, welches immer gute Nachbarschaft hielt, weil er fürchtet, sein Volkstum könne vom deutschen im friedlichsten Fortschritt aufgesogen werden, während er von Frankreich höchstens kriegerische Unterdrückung befürchtet. Als Holland französisch war, blieben die Holländer dennoch Holländer, mit dem Deutschen Reiche verbunden, würden sie nach Jahrhunderten wieder werden, was sie vor Jahrhunderten gewesen sind — Deutsche.)

Hierdurch ist aber die deutsch-holländische Grenzfrage (ich betrachte sie natürlich nur vom Standpunkte des Ethnographen) in ein ganz neues Stadium getreten. Die größere politische Anziehungskraft liegt nunmehr auf unserer Seite. Das deutsche Volk an der Grenze wird energischer zum Binnenlande herübergezogen werden, und nur der Verband der wirtschaftlichen Interessen und der Stammesverwandtschaft wird noch einen Teil der alten holländischen Übergangszüge lebendig erhalten.

Es gab eine Zeit, wo Holland geringschätzig auf den deutschen Nachbar sah; das ist anders geworden: Eifersucht und Besorgnis trat an die Stelle der Geringschätzung. Und doch ist Holland gewiß nicht von Preußen bedroht, und die Berliner Realpolitiker werden wahrlich auf keine Eroberung Hollands sinnen. Weit eher könnten in Paris zu gelegener Zeit die alten bonapartischen Ideen von der „Anschwemmung des Rheines" wieder erwachen. Dennoch scheint Holland viel mehr geneigt, eine Stütze seiner Selbständigkeit bei Frankreich als bei Preußen zu suchen, denn von der deutschen Macht fürchtet es in seiner halbwüchsigen Nationalität aufgesogen zu werden, von Frankreich würde ihm zunächst nur Gefahr für seine politische Selbständigkeit drohen.

Die europäischen Staaten bleiben aber schwerlich lange in der Schwebe, worin sie sich gegenwärtig (1867) befinden. Die Neugestaltung Deutschlands ist ein für die Dauer unhaltbares Provisorium. Wir können auf zwei Wegen glücklich aus demselben herauskommen.

Entweder es vollzieht sich friedlich und schrittweise eine innigere Verschmelzung der deutschen Stämme und Staaten, ohne daß unsere Grenzen dabei verrückt würden. In diesem Falle wird Holland doppelt eifrig und eifersüchtig seine Art zu wahren und sich aus einer halbwüchsigen zu einer vollwüchsigen Nationalität auszurecken suchen, die Scheidung von den deutschen Grenznachbarn in Sitte und Art wird wachsen und schroffer werden.

Oder es kommt eine große kriegerische Katastrophe, in welcher Deutschland das Recht seiner ganzen und eigenartigen nationalen Entwicklung gegen das Ausland behaupten muß und, so Gott will, geeinigt und sieghaft behaupten wird. Dann wird Deutschland aber auch nicht stehen bleiben bei den von 1648 bis 1815 aufgezwungenen Grenzen. Jedes große Kulturvolk strebt heutzutage nicht bloß nach nationaler Einigung, sondern auch nach dem Vollbestand seines ganzen nationalen Gebietes. Und wenn in einem europäischen Kriege, wie er hier gedacht werden muß, solch kleine Staatsgebilde wie Holland zerrieben werden, dann könnte den Deutschen gar leicht auch der Gedanke mit Macht erwachen, daß Holland doch nur eben so echtes und gutes Niederdeutschland ist, wie die deutsche Schweiz ein notwendiges Stück unseres allemannischen Oberdeutschlands, wir würden dann noch einen anderen Weg nach Holland suchen als den des ethnographischen Studiums, und die Übergänge würden zuletzt wieder völlig werden, was sie von Anfang eigentlich gewesen sind, bloße Stammesübergänge, sie würden zur Wiederherstellung der alten Gemeinschaft führen.

Man braucht darum nicht an eine Eroberung Hollands und der deutschen Schweiz zu denken. Eine Nation wie die deutsche wird, wenn sie erst wieder einmal zu ihrer vollen Kraft und Gesundheit gelangte, die früher abgelösten Elemente zunächst ethnographisch, dann auch politisch wieder zu sich heranziehen. Wir sind und bleiben vorbestimmt zu einem Bundesvolke, und da der alte Bund zerbrochen ist, so kann ich mir eine große deutsche Zukunft nur in Gestalt eines größeren und kräftigeren neuen Bundes denken, in welchem der Nordbund, der Südbund, Deutsch-Österreich, die deutsche Schweiz und Holland die organischen Glieder bildeten.

Holland liegt zwar im Norden, es wäre aber in diesem Falle mit der Schweiz der natürliche Freund Süddeutschlands, der Verbündete nämlich jenes Individualismus, auf welchen wir Oberdeutsche fast so eifersüchtig erpicht sind, wie die Holländer, und der zur deutschen Art eben so nötig gehört wie das Streben der Norddeutschen nach Einheit.

Mag man jenen großen Bund der Zukunft ein phantastisches Traumgebilde nennen: jedenfalls liegt ihm der sehr reale Gedanke zu Grunde, daß die Größe einer Nation nicht in ihrer fortschreitenden territorialen Verkleinerung sich aussprechen könne, sondern im Gewinnen des Vollbestandes ihres nationalen Gebiets.

(Ich lasse alle diese Sätze hier unverändert stehen, wie ich sie im Jahre 1867 geschrieben habe. Seit wir uns inzwischen zu einem Deutschen Reiche geeinigt, seit wir Elsaß-Lothringen wiedergewonnen, erscheint die erste Hälfte derselben wie eine erfüllte Prophezeiung; die zweite Hälfte wird der Realpolitiker für ein phantastisches, ja bedenkliches Truggebilde erklären. Allein auch die Gefühlspolitik behauptet doch ihr ideales Recht, wenn wir uns den Vollbestand der Nation, an welcher unser Herz hängt, in seiner ganzen, zunächst unerfüllbaren Größe träumen.)

Drittes Kapitel

Streifzüge längs der Nordseeküste

Wir überschauten den friesischen Weg bisher im großen und ganzen, wie er sich eben auf der gewöhnlichen Landkarte darstellt. Da mußten wir Flußlinien, Landstraßen, Eisenbahnen und alte und neue Gebietsgrenzen kreuzen und fanden zuletzt nur im historischen Rückblick den großen Zug von Ost nach West, von Deutschland nach Holland, der sich auf der Landkarte nicht findet.

Ein ganz anderes Bild aber zeigt die geognostische Karte und die Sprachenkarte, ein Bild, welches uns dann am allerlebendigsten wird, wenn wir zunächst von der Karte ganz absehen und den Weg selber unter die Füße nehmen, Einzelzüge von Landesnatur und Volksart schrittweise aufspürend.

Ich gebe im folgenden eine kleine Probe, nicht sowohl um den Weg zu zeigen (andere wissen ihn viel besser), als um Gedanken zu zeigen, die am Wege liegen.

Von Hamburg führt uns die Eisenbahn nach Glückstadt. Dort bietet ein offenes Segelboot regelmäßige Fahrgelegenheit über die bereits meerbusenartig breite Elbe nach Hammelvöhrden ins Land Kehdingen. Als ich im Jahre 1857 das Schifflein benützte, ruhte der romantische Zauber auf demselben, daß es kurz vorher umgeschlagen und alle Passagiere ertrunken waren. Uns ergeht es aber nicht so schlimm. Der Schiffer sitzt am Steuer und kommandiert mit unablässigem Zurufen die beiden Jungen, welche an den Segeln arbeiten, die Wellen gehen heute gerade nur so mäßig hoch, daß man angenehm geschaukelt wird, große Seeschiffe dampfen und segeln an uns vorüber dem nahen offenen Meere zu, sie sind aus unserer Nußschale so von unten herauf doppelt stattlich anzusehen: es ist eine frische lustige Fahrt, ein prächtiger Eingang zur Küstenwanderung nach Holland.

Wie aber im Hochgebirge der Berg zum Berg unwiderstehlich lockt, wie es uns in den Vorhügeln keine Ruhe läßt, daß wir vom Hügel zum Berg, dann hinauf zu Grat, Kamm und Spitze, bis endlich zu den Schneegipfeln vordringen möchten, so lockt auch in verwandtem Zauber ein Mündungstrichter zum freien Meeresrand und die offene Küste zur hohen See. Wir möchten wohl lieber gleich eine friesische Seefahrt nach Holland machen statt einer Wanderung. In der Tat wäre eine solche Fahrt höchst anziehend und lehrreich. Sie dürfte aber nicht in der Elbmündung beginnen, sondern an der Nordwestküste Schleswigs bei den nordfriesischen Inseln (wo wir neben den Überresten des alten Friesentumes zuletzt auf Nordstrand auch schon eine holländische Einwanderung des 17. Jahrhunderts fänden); dann schifften wir hinüber nach Helgoland, dem sagenhaften äußersten Vorposten der Nordfriesen, dann nach Wangeroge und nun weiter von Insel zu Insel durch die ganze Kette bis zum Texel. Dieser überaus merkwürdige Inselweg würde uns niederdeutsches und niederländisches Wesen aufs innigste verbunden zeigen, aber auch zugleich in seiner äußersten Abgeschlossenheit von festländischer Kulturentwicklung. Auf der Küste zwischen Elbe und Ems hemmen die Naturwege der Flüsse fort und fort unseren Gang von Ost nach Westen, und ziehen uns südwärts zum Binnenlande zurück oder nordwärts weit übers Meer hinaus; hier dagegen erkennen wir, daß niederdeutsche und niederländische Friesen doch einer gemeinsamen Straße gefolgt sind, dem Meere. Das Meer ist der einzige Naturweg, welcher alle Friesenstämme verbindet, als ein echtes Küsten- und Inselvolk. Allein auch dieser Weg ist jetzt nur eine ideale Linie, die nicht in den Kursbüchern für Reisende verzeichnet steht, und schwieriger und umständlicher zu bereisen wäre, als irgend ein anderer deutscher Weg nach Holland.

So zieht er denn diesmal auch nur als ein Phantasiebild mit den zum Meere hinaussegelnden Schiffen an unserem Geist vorüber; wir erreichen auf unserer Elbfahrt das linke Ufer, übersteigen den hohen Damm und befinden uns nun im Lande Kehdingen auf echt niedersächsischem Boden. Die Wassergräben (Graften) rings um die Gehöfte erinnern uns bereits an die

holländischen Grachten, und zum ersten Male betritt unser Fuß hier einen mit Backsteinen gepflasterten Feldweg, das Vorspiel der holländischen Klinkerwege. Dies und ähnliches sind verwandte Einrichtungen, welche zunächst nur durch die verwandte Natur des Bodens bedingt zu sein brauchen.

Wir wandern der Elbmündung parallel zur Oste und setzen bei Geversdorf über diesen Fluß, der uns seinerseits gleichfalls jene Verwandtschaft holländisch-niederdeutscher Bodenbildung nahe rückt. Die Breite des Wassers überrascht uns. Der Binnenländer hätte bei einem Flüßchen von so kurzem Lauf eine Brücke, wohl gar einen Steg erwartet, allein die Oste ist hier an 600 Fuß breit und trägt mit der Flut schon Seeschiffe. Wir lernen also zum ersten Male jene Küstengewässer des Moor- und Marschlandes kennen, die auf der Karte gar klein und verächtlich aussehen; verfehlt aber der Fußwanderer, welcher sich seinen Weg selber sucht, Ort oder Zeit zur Überfahrt, so kann ihm ihre stille Tücke ebenso schwer zu schaffen machen, wie ein tobender Bergstrom im Hochgebirge. Das ist dann wieder eine gute Lehre für Holland.

Jenseit der Oste beginnt das Land Hadeln, gleichfalls noch ein Stück echten Sachsenlandes. Betrachten wir zunächst den hohen Damm längs der Elbmündung; er steigt bis zu 40 Fuß und bietet nicht nur unseren Füßen einen Weg, sondern auch unseren Gedanken einen Wegweiser gen Westen. Es ist gar lustig oben auf dem Damm zu gehen, „op dem Dieck“, wie die Leute sagen, und auch der Holländer sagt Dijk gleich dem Niederdeutschen, während der Oberdeutsche nur aus Büchern weiß, daß Deich einen Damm bedeutet. Technisch genau heißt aber der Oberteil des Deiches „die Kappe“, Kap bei den Holländern. Wir sehen an der Innenseite des Dammes ein tiefes Wasserloch, den Überrest eines alten Dammbruches: es ist ein „Kolk“. Und dieses Wort versetzt uns samt Gracht und Diek mit einem Schlage nach Amsterdam und ruft uns dortige Straßen- und Platznamen ins Gedächtnis, welche wir auf dem selbstgeschaffenen friesischen Wege schon im niedersächsischen Vorlande deuten lernen. Je weiter wir dann nach den Deichen fragen und den damit zusammenhängenden Gebilden des Bodens, umso fremdartigere

Ausdrücke berühren unser oberdeutsches Ohr. Wir hören da von Stakwerken, Schlickfängern, Poldern, Heldern und ähnlichen Dingen: allein wir brauchen nur unser holländisches Taschenwörterbuch nachzuschlagen, es gibt uns in den meisten Fällen guten Bescheid. Umgekehrt wird uns nachher in den Niederlanden manche bildliche Redensart des Holländers klar werden, wenn wir uns dessen erinnern, was wir vom Deichwesen auf dem Wege durch die Elb- und Wesermarschen gelernt haben. So sagt z. B. der Holländer de spa steken (den Spaten stechen) und meint damit das Land verlassen oder einen Beruf aufgeben. Schon die Leute an der Elbmündung können uns aber den Sinn des Wortes aus ihrem alten Spatenrecht beim Deichbau erklären. Wer nicht beim Deichbau helfen will, der sticht seinen Spaten zum Wahrzeichen in das mit der Deichpflicht belastete Grundstück. Hiermit gibt er aber zugleich den Grundbesitz selber auf, denn „wer nicht will deichen, muß weichen“. Warum uns aber das Holländische gerade auf dem Deiche so weit nach Osten entgegenkommt, hat seinen Grund wohl mit darin, daß die Holländer unsere alten Lehrmeister im Deichbau waren und zu diesem Zwecke schon im 10. und 11. Jahrhundert von den Erzbischöfen von Bremen in das Land zwischen Weser und Elbe berufen wurden.

Hinter den hohen Deichen des Landes Hadeln liegt eine baumreiche Ebene. Man hat diesen Baumwuchs oft gepriesen, vorab die stattlichen Erlen, Pappeln, Weiden. Sie sind hochschüssig, üppig, saftig im Laub, aber leicht und schwammig im Holze, und eben in ihren leichten, schlanken, rasch aufgeschossenen Formen unterscheiden sie sich sofort von den langsamer, karger, aber fester, runder und voller gewachsenen Bäumen des Binnenlandes. Sie zeigen uns zum ersten Male im wirklichen Vorbilde, was wir im gemalten Bilde so oft gesehen haben. Die bis zur Manieriertheit hochschüssigen Bäume des Sammt-Brueghel, die Bäume der holländischen Alleen. Es ist ein Typus, der sich nicht leicht unterscheidend beschreiben läßt, ein Landschaftsmaler aber würde ihn sofort mit wenigen Bleistiftstrichen charakteristisch aufs Papier werfen, und man würde sagen: solche Bäume, vergleichbar einem jungen Manne, der so plötzlich in die Höhe

wächst, daß er mit der Breite nicht nachkommen kann, stehen im Haag oder bei Utrecht oder Amsterdam, die Originale aber standen diesmal bei Otterndorf im Lande Hadeln.

Wer jedoch meint, eine Landschaft mit gar keinem Baum sei noch viel holländischer als eine Landschaft mit recht hohen Bäumen, der hat auch wiederum recht, und braucht dann nur aus Hadeln in das Nachbarland Wursten zu gehen, so findet er auch hier schon diesseits der Weser baumlose Flächen genug, wo der ewige Wind jeden aufsteigenden Strauch zerzaust und niederhält, und er kann westwärts längs der Küste eine lange Kette ähnlicher Szenerien verfolgen bis zum Bourtanger Moor, wo das Auge stellenweise nicht einmal einen Strauch mehr über den Boden sich erheben sieht, dem Wanderer zum Wahrzeichen, daß er jetzt wirklich auf echt nordost-holländischem Boden angelangt sei.

Wir gehen aus dem Amte Hadeln ins hamburgische Amt Ritzebüttel, nach Cuxhaven. Hier wechselt die Szenerie: die Marsch verschwindet auf eine Weile samt den Deichen, die Geest schiebt sich bis ins Meer vor.

Es ist der einzige Punkt unseres ganzen Striches, wo die Geest wie ein Vorgebirg unmittelbar ans Meer tritt. Zwar zeigen sich auch noch weiter westwärts (z. B. im Jeverlande) Geestinseln in der Marsch, allein sie vermochten schon nicht mehr das Profil des Ufers selbst zu bestimmen, wie bei der Cuxhavener Landspitze. Ich möchte überhaupt sagen: das Land zwischen Niederelbe und Niederweser ist Geestland, gesäumt von einem Marschenkranze; das Land zwischen der Niederweser und der unteren Ems dagegen ist Marschland, durchwoben mit inselartigen Geesthügeln.

Geest ist ein niedersächsisches Wort, und die Sachsen als Geestvolk haben sich im Elbweserdreieck mit der Geest am weitesten zwischen die Friesen als Marschvolk vorgedrängt. Der Holländer hat das sächsische Wort nicht angenommen; er nennt die Geest hoogland oder in wörtlicher Übersetzung dor land (dürres Land — geest, güst, wüst); für seine Marsch dagegen hat er mehrere charakteristische Namen; polderland, laag land, drasland, und das deutsche Wort klingt wenigstens in dem holländischen moeras nach.

Das Sachsenland zwischen Niederelbe und Niederweser unterscheidet sich aber nicht bloß in dem anders geordneten Verhältnisse zwischen Geest und Marsch von dem westwärts gelegenen heute noch friesisch grundierten Küstenlande. Auch in den Marschen selber liegt ein Unterschied: zwischen Elbe und Weser dominiert die Flußmarsch, zwischen Weser und Ems die Seemarsch. Nur das Land Wursten besitzt eine ausgedehnte Seemarsch im Osten der Weser: dieses Land bewahrt aber auch bis auf diesen Tag die meisten friesischen Volksaltertümer unter allen Gebieten des sächsischen Elb-Weserdreiecks.

An diese Tatsache knüpft sich eine weitere Gedankenkette. Während Friesland in ältester Zeit von der Nordwestküste Schleswigs bis zum Westrande Hollands ein ununterbrochenes Ganzes bildete, haben sich die Sachsen zwischen Elbe und Weser wie ein Keil mitten hineingeschoben und friesisches Wesen bis auf geringe Nachklänge vernichtet. Durch Jahrhunderte des Mittelalters zieht sich hier dieser Aufsaugungsprozeß friesischer Art durch sächsische; in der Neuzeit erscheint er vollendet. Die Landkarte aber sagt uns, warum die Sachsen gerade hier so gründlich aufräumen konnten. Im Elb-Weserdreieck schiebt sich nicht bloß die Geest am weitesten nordwärts zum Meere, sondern das ganze Gebiet ist zugleich viel mehr Flußland als Seeland, es ist ein Stück Mesopotamien, zwischen zwei großen Flüssen und im Grundcharakter bestimmt durch diese Flüsse. Weser und Elbe führten aus Binnendeutschland zur Küste und lenkten ins Binnenland zurück, und für Bremen und Hamburg, die festen Mittelpunkte der erobernden sächsischen Kultur, wäre westwärts der Weser kein Boden gewesen. So wird nicht bloß der Pfad des forschenden Wanderers durch die Flüsse gekreuzt und von Holland abgelenkt: auch der Zusammenhang des alten Volkstumes ist durch sie gekreuzt worden, und Nordholland würde bis auf diesen Tag weit inniger mit Nordwestdeutschland verwachsen sein, wenn Elbe und Weser nicht wären.

Obgleich wir nun bei Cuxhaven Holland um etliche weitere Meilen näher gerückt sind, so macht doch unsere Beobachtung hier einen Halt, ja sie wird um ein Stück zurückgeworfen. Denn auch das moderne Bild Cuxhavens weist uns im Geiste wieder

nach Hamburg zurück, oder anderseits über die See nach Helgoland und England, ähnlich wie einen Tagemarsch weiterfort Bremerhaven vielmehr als eine Station auf dem Wege nach Nordamerika denn nach Holland uns quer entgegentritt. Allein gerade diese Kreuzungslinien, welche unsere Straße gleichsam versperren und ablenken, geben ihr anderseits erst das eigenste Gepräge.

Denn unser friesischer Weg von Ost nach West ist höchst einsam, wenig begangen, ja genau genommen gehört es zu seinen Merkwürdigkeiten, daß er eigentlich gar kein Weg ist, sondern eine ideale Linie, quer durch dünn bevölkertes Land gezogen, keine größeren Städte berührend. Eben darum aber ist er ein ganz besonders passender, organisch vermittelnder Weg nach den drei friesischen Provinzen Hollands (Gröningen, Friesland und Drenthe), welche gleichfalls die einsamsten, am wenigsten bereisten, großenteils dünn bevölkerten Provinzen sind, mit größeren Städten und industriellem Leben nur sparsam ausgestattet, dagegen anziehend durch Moore, Heiden und allerlei nutzloses Sand- und Wasserland. Cuxhaven und Bremerhaven sind keine Stationen unseres Weges, sondern vielmehr Stationen der Süd-Nordstraße aus Deutschland nach England und Amerika. Der friesische Weg ist darum hier vom großen Verkehr gekreuzt, nicht bewandert; es ist Transitverkehr, die Reisenden fahren hindurch wie plombiertes Gut, und ahnen selten, was rechts und links liegt. Für den Fußgänger, der von Osten nach Westen zieht, um sich Holland schrittweise zu erobern, setzen aber gerade diese völlig fremdartig hereingeschneiten Stationen einer anderen Linie die Abgeschlossenheit des Landes kontrastierend in doppelt grelles Licht, und wo der Weg wieder recht einsam wird, da bekundet er sich auch als der richtige Weg nach Nordostholland.

Erst jenseits der Landspitze von Cuxhaven erblicken wir das offene Meer. Der Binnenländer wird zwar die Deiche des Landes Hadeln schon für Seedeiche ansehen, allein dem Küstenbewohner sind das immer noch Elbdeiche, das scheinbar grenzenlose Wasser ist ihm dort noch nicht salzig genug, die Fische und Strandpflanzen sind ihm noch nicht ausschließend meerartig. Es geht mit dem Meere wie mit dem Sturm: wenn der Binnenländer schon vom Sturm spricht, redet der Seemann noch vom Wind;

es geht aber auch mit dem Meere wie mit den Alpen: wo der Norddeutsche schon Berge sieht, gewahren wir erst Hügel; wo er bereits Alpen entdeckt, finden wir erst Vorberge. Das Meer will gesucht sein, schrittweise und auf Übergängen ganz wie das Hochgebirg. In Holland lernt man das Meer suchen, und unser friesischer Küstenweg bietet vortreffliche Vorstudien dazu. Wenn wir in den Watten des Wurstener und Butjahdinger Landes genügend gesucht und gezweifelt haben, wo Land und Meer sich trennen, dann sind wir gerüstet für die großartigere Wattenszenerie Ost- und Westfrieslands, und wenn wir an der Elb- und Wesermündung hinreichend uns geirrt haben in der Unterscheidung von Fluß- und Meeresküsten, dann verstehen wir erst, was es heißt, in den labyrinthischen Wasserstraßen zwischen der Leck- und Scheldemündung Fluß und See zu scheiden.

Also kommen wir zum ersten Male zur echten Nordseeküste an der Landspitze jenseits Cuxhaven und in den angrenzenden Marschen des Landes Wursten, und können auf dem Watt schon möglicherweise einen Seehund jagen helfen. In diesen Gegenden trägt der Blick überall ins Weite, nicht bloß der Blick des leiblichen Auges, sondern auch der geistige. Das bestätigt schon der Name des Landes Wursten. Er rührt bekanntlich von den Wuhrden, jenen natürlichen und künstlichen Erdhügeln in der Marsch, auf welchen sich die ersten Ansiedler vor der Flut sicherten, bevor das Land eingedeicht war. Diese Wuhrden führen unser Auge sofort westwärts bis nach Westfriesland hinüber, wo man sie „Terpen“[1]) nennt, und wie in Wursten die ältesten Baudenkmale des Landes, die romanischen Granit- und Tuffsteinkirchen auf den Wuhrden emporragen, so gräbt man im holländischen Friesland die ältesten germanischen Kulturdenkmale aus dem Schoße der Terpen. Und die berühmte Stelle bei Plinius (hist. nat. 16, 1), welche die uralte Besiedelung der Wuhrden so anschaulich schildert, wird von den Holländern mit demselben Rechte auf ihr Westfriesland gedeutet, wie von deutschen Topographen auf das Land Wursten und Butjahdingen.

---

[1]) Die Holländer leiten sogar das Wort Dorf (dorp) von diesen Terpen oder Flußbergen (Vlietbergen) her.

Auf der geognostischen Karte bildet die niederländische und deutsche Nordseeküste ein Ganzes. Man kann dabei wohl eine Zweigliederung annehmen, und unterscheidet alsdann die von Süd nach Nord streichende Küstenlinie der Dünen und des in Inseln aufgelösten Flußmündungslandes von der grauen Nase bis Helder und anderseits die von West gen Osten streichende Wattenküste mit den Meerbusen und meerbusenartigen Flußmündungen, welche unseren friesischen Weg begleitet. Allein, wie man sieht, fällt diese Gliederung mit der holländisch-deutschen Grenze nicht entfernt zusammen: die ganze Küste vom äußersten Westfriesland bis zur Elbmündung ist ein wesentlich gleichartiges Gebilde. Das sind allbekannte geographische Tatsachen. Neu dürfte es aber doch den meisten Wanderern sein, zu sehen, wie sich dieser landschaftliche Charakter so stetig, von Ost nach West vorschreitend, vor ihren Augen entwickelt, daß man die Steigerung im Buche nicht schöner ordnen kann, als sie sich in Wirklichkeit gestaltet.

So sagen die Holländer: Gott habe das Meer gemacht, sie selbst aber das Land. Auf dem deutschen Küstenstriche darf man jedoch bereits das gleiche Wort sprechen. Und gehen wir aus dem Lande Wursten über die Weser etwas stromaufwärts zu den Stedingern, so kommen wir sogar in ein Land, welches die Menschen zu früh und also stellenweise schlecht gemacht haben. Denn das Stedingerland soll schon im zehnten Jahrhundert eingedeicht worden sein, wodurch aber nach der Ansicht des besten Führers in diesen Gegenden, Hermann Allmers in seinem „Marschenbuch", das Land zu frühe den aufschlammenden Fluten entzogen wurde, zu feucht und niedrig blieb und also nicht so gut geraten ist, wie die später geschaffenen Nachbarmarschen. Die Streitfrage, ob ein oder das andere Stück Land gut oder schlecht gemacht sei, spielt auch in Holland. So warf schon van Kampen in seiner Geschichte der Niederlande die Frage auf: ob Drusus, der zuerst den Rheinmündungslauf bedeichte, denn wirklich als Begründer des holländischen Flußdeichsystems so besonderes Lob verdiene? Ob diese Flußdeiche nicht etwa das Land bloß für den nächsten Augenblick (d. h. für tausend bis zweitausend Jahre sicherten, um es hinterher desto gewisser zu verderben? Denn solche Gefahr drohe nachgerade durch die steigende Er-

höhung der eingeschnürten Flußbette, und van Kampen meint: man hätte vielmehr nach dem Muster der alten Ägypter die Überschwemmung befruchtend und bodenbildend ins Land leiten sollen. Jedenfalls ist hier die durch den Naturprozeß des Anschwemmens und Abnagens fortlaufend gebotene künstliche Landbildung und Wasserregelung ein Hauptproblem der gesamten Staatswohlfahrt. Im Binnenlande finden wir weite Landstriche geographisch geeint durch die Gebirgsformation, durch die „ewigen" Berge, die unantastbare Bodenplastik; der friesische Weg nach Holland durchzieht einen weiten Landstrich, welcher geeint ist im Wechsel, im Werden und Vergehen des festen Bodens, im steten Kampfe der Naturgewalten und der Menschenhand um die Grenzen von Land und Wasser.

Bekanntlich wurde das Harlemer Meer durch Dampfmaschinen ausgepumpt und in fruchtbares Land verwandelt. Dies geschah in den Jahren 1848 bis 1853. Die größte hiebei benützte Maschine hieß der „Leeghwater", zu Ehren eines Mannes, der über zweihundert Jahre vorher den ersten ausführlichen Plan zur Austrocknung jenes Meeres entworfen hatte. Leeghwater schlug damals Windmühlen zur Bewegung der Pumpen vor, und dieser Vorschlag ist wohl manchmal von Binnenländern als eine Naivität der alten Zeit belächelt worden. Wer aber den friesischen Weg nach Holland gegangen ist, der wird nicht darüber lächeln; er weiß, daß Leeghwaters Plan, obgleich er für jenen Fall auf dem Papiere stehen blieb, doch keineswegs ein bloß theoretischer Einfall genannt werden darf. Denn im Stedingerlande wird der Boden in der Tat durch zahlreiche wasserhebende Windmühlen trocken gelegt, und zwar ist dies nicht einmal eine altmodische, sondern eine moderne Einrichtung, und der Wind wirkt durch das Flügelrad auf eine archimedische Schraube. (S. Allmers, 299 f.) Also wird dem Reisenden das Stedingerland bereits zu einer Vorstudie für das Harlemer Meer.

Es schwebt aber ein eigener Humor über diesen wasserhebenden Windmühlen. Der freie Wind jagte die Sturmfluten ins Land, gab ihnen Kraft, selbst die Deiche zu zerbrechen, und wurde so, als Herr der Wogen, der ärgste Landverschlinger. Des Menschen Witz aber zwingt jetzt den gefesselten Wind, daß er sein eigenes

und fremdes Unheil wieder gut mache und das Wasser, welches er unerbeten bringen half, auf der Fronde wieder über die Deiche in die Flüsse hebe. Darin liegt eine höchst anmutige poetische Gerechtigkeit, und der ungeschlachte Brummbart Wind wird wie die Riesen der alten Sage mit Ironie durch sich selbst gestraft. Man hat vorgeschlagen, die Urgeschichte der Erde poetisch zu behandeln, ein Epos zu dichten von den Schöpfungstagen, wie sie die moderne Geologie aufstellt, von den Revolutionen und Kämpfen in welchen die Gebilde des Basalt und Porphyr, des Granit und Gneis, der Sandsteine, Kalke und Kreiden sich erheben und untereinander verschlingen, versenken, zertrümmern. Das wäre in der Tat ein großartiges Thema, und da wir diese Urgebilde handelnd und leidend auftreten sehen, so könnte sie uns der Dichter im Humor und erschütternden Ernst wie persönliche Wesen nahe führen, die mit ihrem Schicksal ringen. Ich wüßte aber ein noch besseres Thema dieser Art, minder kühn die Phantasie herausfordernd, doch dafür poetisch tiefer, echter und reicher. Es spielt eben auf unserem friesischen Wege und dann weiter fort durch ganz Holland. Wir stehen hier auf einem Boden neuester Bildung — Quartärformation — und das kosmogonische Epos würde rein in der Gegenwart handeln, nämlich, sofern dem Geologen tausend Jahre wie ein Tag sind. Es erzählte uns die historischen Kämpfe zwischen Land und Meer, das Auftauchen und Versinken des allerjüngst geschaffenen festen Grundes, und malte aber auch die Verstrickung des Menschen in diesen Kampf — handelnd und leidend — und zeigte uns in endloser Perspektive, den Blick weithin über alle Länder führend, wie der Mensch nicht erst kam als die Erde vollendet war, sondern vielmehr berufen ward, daß er die Erde vollende.

Das ist das Eigentümlichste unseres Weges und Landstriches, daß wir immer hinaus ins Weite getragen werden, so wie wir uns genauer ans einzelne heften, und daß sich uns fort und fort Fernsichten öffnen, obgleich sich uns nirgends Berge und Höhen bieten. So zeigen uns die wasserhebenden Windmühlen des Stedingerlandes fern im Westen das Harlemer Meer und erheben uns zu einem Epos von den jüngsten Wandlungen der Quartärformation. Man soll die wirkliche Fata Morgana zu-

weilen in diesen Marschen sehen, noch mehr aber treibt hier die Fata Morgana ihr Zauberwerk vor unserem Geiste, doch hoffentlich ohne die am Horizont auftauchenden Türme und Bäume auf den Kopf zu stellen.

Als Siegesmale der alten Meereseinbrüche reihen sich Busen und Buchten längs unserer Nordseeküste bis zum äußersten Südwestrande Hollands. Auch hier gibt es eine Steigerung von Osten nach Westen, welche uns den Weg zeigt. Zuerst die Mündungstrichter der Elbe und Weser, dann der Jahdebusen, der Dollart, die Zuidersee. Bei jenen breit gerissenen Flußmündungen fesselt uns mehr nur das geographische Interesse bei den darauf folgenden Meerbusen tritt die Geschichte als Schwester der Poesie hinzu, und erzählt uns von der Ohnmacht des Menschenvolkes, welches hier in Scharen von dem wütenden Element verschlungen wurde.

Wo solche Gewalt des Meeres zu bekämpfen ist, da bedarf es auch besonders starker Dämme. Und so gewahren wir denn am Jahdebusen zum ersten Male einen Deichbau, welcher verstärkt ist durch in Holzrahmen eingelassenes Mauerwerk. Das Eichenholz dieser Rahmen ist nicht im Lande gewachsen und die Bruchsteine ebensowenig. Wir werden dabei an die Riesendeiche des Helder in Holland erinnert, welche auf norwegischen Granit fundamentiert sind. Fremdes Holz und fremde Steine, importiertes Baumaterial erscheint für diese ganze deutsch-holländische Küste nicht bloß technisch, sondern auch kunstgeschichtlich charakteristisch. In den Elb- und Wesermarschen gibt sogar der fremde Ursprungsort der Steine einen Wink für das Alter der daraus erbauten Kirchen. Zuerst kommen die Granitkirchen, dann die Sandsteinkirchen, dann die Tuffsteinkirchen und zuletzt die Kirchen aus Backstein. Die Granitblöcke waren aus Skandinavien auf Gletschertrümmern über das Meer hieher geschwommen, der Sandstein wurde auf der Weser aus Westfalen herabgeführt, der Tuffstein soll, wie die Volkssage erzählt, aus Schottland geholt worden sein, indem man für jede Schiffsladung Steine eine Ladung Korn hinüber schickte. Das alles geschah in der romanischen Zeit, und erst in der gotischen Epoche wandte man sich überwiegend zum heimischen Material, zum Backstein, dessen

Fabrikation heutzutage ein ausgezeichnetes Nebengewerbe größerer Gutsbesitzer bildet und nun wiederum teilweise auf die Ausfuhr berechnet ist.

Ähnliches gilt von Holland. Zwar weiß ich nicht, ob die Holländer Backsteine ausführen; allein während der Mittelrhein den Holländern durch Jahrhunderte Holz und Steine lieferte, und teilweise noch liefert, rauchen dort neuerdings Hunderte von kleinen Ziegelöfen nach holländischem Muster (sogenannter „Feldbrand"), in welchen ein jeder die Mauern seines Hauses gleich auf der Baustätte aus demselben Lehmboden brennt, den er für Keller und Fundament herausgeworfen hat. Und nicht bloß im Ziegelbrennen, auch im reinen Ziegelbau hat der Mittelrheiner während dieses Jahrhunderts von den Holländern gelernt. Die Bruchsteintechnik fuhr in alter Zeit zu Tal auf unseren großen Flüssen; dafür ist die Backsteintechnik in neuerer Zeit zu Berg gefahren.

Doch ist das nur eine kleine und späte Gegengabe, und so gewiß überhaupt mancherlei Austausch der Kultur zwischen dem städtereichen Rheindelta Hollands und dem rheinischen Binnendeutschland stattgefunden hat, so waren doch die bäuerlichen Marschen längs der nordholländischen und norddeutschen Seeküste in diesem Stücke immer viel mehr auf Einfuhr als auf Ausfuhr angewiesen. Das Volk war und blieb eigenartig in Stamm, Sprache und Sitte; Kunst und Wissenschaft und feinere Bildung erschienen importiert, gleich den Steinen zu den alten Kirchenbauten. Und als Holland selbständige Kultur in Kunst und Wissenschaft gewann, war der Zusammenhang mit dem stammverwandten Volkstum der deutschen Nordseemarschen durch politische Schranken abgeschnitten.

Ich nannte den Weg, dessen verborgene Merkwürdigkeiten ich fragmentarisch andeutete, den friesischen, zunächst aus historischen Gründen. Doch führt er uns auch noch in der Gegenwart von den dürftigsten Spuren friesischer Art schrittweise in immer reichere Überreste friesischen Volkstumes, je weiter wir von Ost nach Westen vordringen. Diese aufsteigende ethnographische Linie sei in wenigen Worten zum Schlusse noch skizziert.

Im Lande Kehdingen und Hadeln sitzt rein sächsisches Volk,

durch sein rühriges Wesen und den vorwiegenden Bauernberuf von den schwerfälligeren Friesen unterschieden, welchen Viehzucht, Fischerei und Schiffahrt näher liegt als die Arbeit des Pfluges.

Im Lande Wursten zeugen bereits die Ortsnamen von dem versunkenen friesischen Element. Dazu auch die Rechtsaltertümer. Das Wurstener Landrecht war in seiner ältesten Abfassung friesisch, in der zweiten plattdeutsch, in der dritten hochdeutsch und lateinisch. Friesische Mundart behauptete sich bis ins 17. Jahrhundert, mählich absterbend; im Anfange des 18. sollen nur noch einzelne alte Leute diese Sprache verstanden haben. Jetzt zählt Hermann Allmers hier und in den benachbarten Wesermarschen nur noch etwa fünfundzwanzig friesische Wörter und eine fast gleiche Summe gangbarer friesischer Taufnamen und fortblühender Geschlechtsnamen.

Osterstade und Wührden (gleichfalls rechts der Weser) bewahren einen Rest von Sagen und Sitten, der auf friesische Grundlage deuten soll. Das Vieland um Bremerhaven trägt wenigstens in seinem Namen (Vie, altfriesisch Sumpf) ein Denkzeichen der friesischen Vergangenheit.

Weit schärfer behauptete sich friesischer Charakter auf dem linken Weserufer. Die Stedinger sind, abgesehen von ihren reichen historischen Erinnerungen, sozial bis auf diesen Tag alter Friesenart treu geblieben als Seeleute und Viehzüchter. Stadland und Butjahdingen gehörten als das Rustringen der früheren Zeit politisch bereits zu den friesischen sogenannten „Freien Seelanden", welche unter dem Upstallboom bei Aurich ihre Versammlungen hielten. Hier beginnt dann auch schon die friesische Bauart des Bauernhauses, des sogenannten „Berges", während zwischen Weser und Elbe das sächsische Haus allein herrscht. Weiter nordwärts dagegen bei den Ditmarsen und im Eiderstädtischen an Holsteins und Schleswigs Küste erinnern die sogenannten „Heuberge" wieder an den gemeinsamen Stamm.

So folgten wir den Spuren des Friesenvolkes in Ortsnamen, Personennamen, in Überresten der Sitte und Sage und in sozialen und politischen Überlieferungen, bis wir zuletzt zu dem wichtigsten Trümmerstück, zu der Sprache selber kommen, die im Munde des Volkes lebt. Auf den Inseln westwärts von Butjahdingen redet man heute noch friesisch; allein wie diese

Inseln, vom Meere benagt, teilweise zu verschwinden drohen, so wird auch der alte Dialekt von dem übermächtigen Nachbardialekte benagt, stirbt ab und verschwindet. Das Saterland bildet daneben den einzigen Winkel des deutschen Festlandes, welcher nach Sprache und Sitte die letzte Zufluchtsstätte friesischen Volkstumes auf dem festen Boden unseres nordwestlichen Küstengebietes genannt werden mag.

Spricht man nun aber auch im deutschen Ostfriesland nicht mehr friesisch, so kreuzt sich hier doch schon die niederdeutsche Mundart mit der holländischen, als einer reich mit friesischen Elementen gesättigten Sprache. Man hat Ostfriesland mit wenig deutschem Selbstbewußtsein „Deutsch-Holland“ genannt, richtiger wäre Holländisch-Deutschland, wie denn auch der Holländer folgerecht die Gegend von Arnheim und Nymwegen seinerseits „Deutsch-Holland“ nennt. Die Grenzlinie der deutschen und holländischen Sprache ist in Ostfriesland eine bestrittene, verwischte, und in Emden gilt oder galt es sogar als eine Art Glaubensartikel, daß das echt reformierte Bekenntnis in Kirche und Schule holländisch gelehrt werde, während man von einem deutschpredigenden Pfarrer sagt: er lehrt lutherisch.

Hiemit gewinnt aber auch die Beobachtung des Wanderers „auf dem Wege nach Holland“ ein ganz neues Ziel. Während er bis dahin die oft verhüllten und versteckten Anzeichen des Zusammenhanges mit Holland aufspüren mußte, drängt sich jetzt dieser Zusammenhang auch dem blödesten Auge von selber auf, und es gilt nicht so sehr das Fremde im Heimatlichen zu suchen, als gegenteils die oft unmerklichen Unterschiede zu erkennen, welche deutsche Art von der holländischen trennt.

Überschreiten wir aber den Dollart und kommen nun aus Deutsch-Holland ins wirkliche Holland, so versichert uns wohl gar der echte Westfriese, daß wir nun erst recht nicht in Holland seien; denn er scheidet Friesland und Holland ganz nach der Ausdrucksweise des 16. und 17. Jahrhunderts, und will sich nicht zu den Holländern gerechnet wissen. Und bei diesem landsmannschaftlichen Individualismus wird uns dann auch jenseit des Dollart gleich wieder ganz deutsch zu Mute.

Viertes Kapitel

Grundlinien des rheinfränkischen Weges

Ein völlig kontrastierendes Bild bietet der rheinfränkische Weg. Er ist nicht einsam, eine Linie, welche wir uns erst suchen und schaffen müssen, sondern umgekehrt, er ist die große Route, welche alle Welt fährt, zu Schiff und zu Wagen, und statt eines Weges bieten sich da gleich drei bis vier zur Auswahl.

Der verkehrsreichste deutsche Strom, der Rhein, weist uns die Richtung zum rheinischen Holland. Und linksab führt die Maas in weit geschwungener Parallele denselben Weg. Nach Artikel 66 der Wiener Kongreßakte soll Preußen nirgends die Maas berühren, sondern überall entlang des Flusses in einer Entfernung von wenigstens achthundert rheinländischen Ruten respektvoll zur Seite bleiben. Man fürchtete wohl, wenn Preußen neben dem Rhein auch noch ein Stück Maas besessen hätte, so wäre es gar zu sehr auf den natürlichen Weg nach Holland geraten. Demgemäß bildete sich dann ein langer, schmaler, dünn bevölkerter holländischer Grenzstreifen auf dem rechten Maasufer. Im Norden bei der Ems ist es umgekehrt. Dort läuft die holländische Grenze der Ems zur Seite, ohne sie irgendwo zu berühren, und es bildet sich dadurch ein langer, schmaler, gleichfalls dünn bevölkerter preußischer Grenzstreifen auf dem linken Flußufer. Also ergibt sich das seltsame Spiel des Zufalls (sofern man bei Gottes Weltregierung im allgemeinen und bei der Diplomatie im besondern von Zufall reden darf), daß im Rheinland, wo deutsche Art stärker auf holländischen Boden übergreift, der Grenzfluß wie zum Schutze holländisch geblieben ist, während in Ostfriesland, wo holländisches Wesen vielmehr die deutsche Grenze überschritten hat, der Grenzfluß deutsch blieb.

Übrigens ziehen nicht bloß Rhein und Maas gen Nordwesten: in dem Lande zwischen beiden Flüssen haben selbst die

Nebengewässer, Roer, Erfft und Niers einen nach den Niederlanden weisenden Parallellauf, das ganze Land senkt sich zum holländischen Rheinmündungsdelta.

Schon diese hydrographischen Linien bestimmen mich, den Landweg des linken Rheinufers von Köln nach Nymwegen der Straße des rechten Ufers von Deuz nach Arnheim vorzuziehen, wenn es gilt, die Übergänge deutscher zu holländischer Art bei Land und Leuten schrittweise und recht naturgemäß zu erwandern, und vollends wenn man dabei den schärfsten, lehrreichsten Kontrast des rheinfränkischen zum friesischen Wege sucht.

Man betrachte beide Rheinufer auf der Landkarte. Auf dem rechten Ufer führt uns nur das Tal des Hauptstromes nach Holland; die Nebenflüsse (Sieg, Wupper, Ruhr, Lippe 2c.) kommen allesamt von Osten herüber, stoßen fast rechtwinklig auf den Rhein, kreuzen unseren Weg, und wenn wir ihre Täler verfolgen, so kommen wir nicht bloß in der Himmelsrichtung, sondern auch nach Landes- und Volksart immer weiter von Holland ab. Auf dem linken Rheinufer dagegen haben die Nebenflüsse zwischen Rhein und Maas den oben bezeichneten Parallellauf; sie deuten direkt auf unser Ziel so gut wie der Hauptstrom, und wir können sie in ihrer vollen Länge auf oder ab verfolgen, ohne aus dem Zusammenhang unserer holländischen Grenzstudien gerissen zu werden. Das ganze Land zwischen Rhein und Maas unterhalb Köln ist eine natürliche Straße nach Holland, während man auf der rechten Rheinseite doch nur den Ufersaum so nennen kann.

Eine Wanderung nach Belgien würde ich auf dem rechten Rheinufer beginnen, eine Wanderung nach Holland auf dem linken. Das erinnert vielleicht manchen an den Reiseplan des Hieronymus Jobs. Allein die geognostische Karte wird mich rechtfertigen, und man soll keinen Entwurf zu größeren Fußreisen machen, ohne vorher auch die geognostische Karte befragt zu haben. Von den Quellen der Diemel und Ruhr zieht sich die Kohlenformation ost-westwärts bis nahe der Ruhrmündung zum Rheintale, und das belgische Kohlenrevier von Aachen-Lüttich bis Charleroi erscheint wie die südwestwärts gebogene Fortsetzung jener Kohlenstrecke des rechten Rheinufers, allerdings

unterbrochen durch die jüngeren Gebilde der Stromebene zwischen Düsseldorf und Aachen. Bei den Ruhrkohlen würde ich anfangen, in der naturwüchsigsten rheinischen Industrielandschaft, um Vorstudien zu machen für die Industriestädte des belgischen Kohlenbeckens und für das ganze Industrieland Belgien, welches freilich linksab vom Rheine liegt und doch dem rechten Rheinufer näher steht als dem linken.

Wenn wir aber auf jenem Wege nach Belgien die breite Talebene des linken Ufers wie eine fremdartig eingeschobene Episode rasch durcheilen, so fesselt sie uns desto mehr beim Wege nach Holland, ja sie bildet hier den rechten Ausgangspunkt unserer Wanderschaft.

Schon der Umstand, daß auf der linken Rheinseite die Quartärformation des Küstenlandes in breitester, tiefster Bucht bis zu den Pforten des deutschen Mittelgebirges heraufsteigt, und daß hier selbst die kleinen Wasseradern nordwestlich führen, läßt uns den linksrheinischen Weg nach Holland vorziehen.

In ganz reizender Weise bietet aber das linke Ufer dazu vollends zwei Straßen, die zwar nahe nebeneinander laufen und dennoch unsere Anschauungen und Gedanken nach entgegengesetzten Richtungen lenken: einen Tiefweg durch wasserreiches Flachland und einen Hochweg, welcher durch Hügelzüge und Höhenrücken bezeichnet ist. Der Tiefweg geht über Neuß, Crefeld, Kevelaer zur Maas, der Hügelweg über Xanten, Calcar, Cleve, Nymwegen zur Waal. Gibt uns aber jener Tiefweg auf Tritt und Schritt zu bedenken, wie mannigfach verwandte Züge holländischer Art in unserem Rheinland versteckt liegen, so bietet der Hügelweg die letzten Nachklänge deutscher Mittelgebirgsnatur bis zur Grenze, ja bis über dieselbe. Hier ist die letzte deutsche Stadt, Cleve, eine Bergstadt, und die erste holländische, Nymwegen, senkt sich von der letzten Höhe zur Flußniederung herab, und der letzte große deutsche Wald, der Reichswald bei Cleve, gibt uns das Geleit zur Grenze, zu den Geesthügeln bei Cranenburg. Wir verfolgen Deutschland nach Holland, wenn wir diesen waldigen Hügelweg gehen; wir spüren dagegen Holland in Deutschland, wenn wir in den wasserreichen Wiesengründen und zuletzt im Heideland jenes Tiefweges wandern. Und nicht bloß

die Natur des Bodens, auch die Physiognomie der Städte birgt auf beiden Straßen die gleiche fein unterschiedene Färbung.

Ich begann dieses Vorwort zum rheinfränkischen Weg mit dem Satze, daß er einen vollendeten Kontrast zum friesischen Wege bilde; ich schließe es mit Einzelzügen dieses Gegensatzes.

Längs der Nordsee gehen wir durch ehemals sächsische und friesische Bauernrepubliken zum holländischen Bauernlande; am linken Rheinufer wandern wir durch ein altes Land der Städte und der Adelsdynastien zum städtereichen und städtemächtigen Holland.

An der Nordsee fesselte uns uraltes naives Volkstum, reinster, abgeschlossenster Art; hier uralte Kultur, getragen vom Austausch der Stämme und Völker.

Wo am rheinischen Wege vordem ritterliche Herren herrschten, geistliche und weltliche Aristokratie, da waltet jetzt der kaufmännische und industrielle Bürger, und die ausebnende Macht des freien modernen Gewerbfleißes glättet und verwischt die vordem so scharf gegliederte Physiognomie von Land und Leuten. In den Marschen der Meeresküste dagegen sitzt noch immer der „Hausmann", der aristokratische Großbauer alten Schlages, ein halbwegs stecken gebliebener Edelmann; auch er hat sich häufig stark modernisiert in Sitte und Bildung, die sozialen Grundlagen des alten Volkslebens — in Arbeit, Sprache, Sitte, Sage — wurden aber dennoch im großen und ganzen wunderbar treu behauptet.

Der friesische Weg führt durch protestantisches Land, und an der Grenze — in Emden — gewinnen wir zunächst den Eindruck, daß Holland ein Stammsitz des reformierten Bekenntnisses gewesen. An der rheinfränkischen Straße wohnt überwiegend katholisches Volk, auch jenseit der Grenze berühren uns zunächst noch katholische Elemente, und wir erinnern uns, daß Holland schon in alter Zeit eine Zufluchtstätte der verschiedensten Konfessionen war. Vorstudien dazu bieten unterwegs vor allen Crefeld und Kevelaer.

Endlich erstreckt sich dieser Gegensatz aber auch auf die politische Territorialgeschichte. Am linken Rheinufer gibt es einen bedeutenden Grenzstrich (preußisch Geldern), der ehemals zu den

Niederlanden gehörte, dann aber deutsch geworden ist, die Grenze war hier vielfach verschoben, oft genug bestritten, und in der burgundischen Zeit wurde die Erweiterung der burgundischen Niederlande gerade auf dieser Linie mit Macht versucht. An Ems und Dollart hingegen war seit der Gründung der holländischen Selbständigkeit eine im wesentlichen feststehende Grenze. Das verwandte Volkstum verband sich hier friedlich, während es am Rheine in Kampf und Gebietswechsel sich vielmehr aufsog und gegenseitig aufhob.

Doch genug der allgemeinen Sätze. Ich führe jetzt den Leser auf den doppelten rheinfränkischen Weg, nicht indem ich ihn von Stamm zu Stamm, von Land zu Land geleite, wie es an der Nordsee sich von selbst ergibt, sondern von Stadt zu Stadt. In einer Reihe kleiner Städtebilder suche ich die Züge auf, welche uns den Zusammenhang und die Wechselwirkung deutscher und holländischer Art verkündigen. Und also schildere ich die Städte nicht, um die Städte zu schildern; ich gehe vielmehr nur auf einer Straße zum einen Tor hinein und zum anderen hinaus auf der Straße nach Holland.

Fünftes Kapitel

Der Tiefweg von Neuß nach Kevelaer

1. Die Mauern von Neuß

Neuß lockt zunächst den Freund der Kunst und der Geschichte. Der eine wird sofort zur Quirinskirche eilen; dem anderen empfehle ich einen beschaulichen Gang durch die Wallanlagen. Dem Handlungsreisenden bietet Neuß wenig Interesse, außer er müßte etwa in Öl machen, und neben den bunt bewegten Nachbarstädten Köln, Düsseldorf, Elberfeld gilt ihm das alte Novesium für tot und langweilig. Dennoch führt das Neußer Intelligenzblatt zugleich den Titel eines Handelsblattes. In einer oberdeutschen Stadt von gleich geringer Einwohnerzahl gäbe es ganz gewiß kein Handelsblatt, auch wenn die Getreidemärkte den ansehnlichen Neußer Kornhandel noch weit überträfen. Allein wir bewegen uns hier eben in einem Lande der großen Handelsstraßen, auf dem Weg zum Meere.

Beginnen wir mit einem Rundgang längs der alten Stadtmauern, um in den großen Erinnerungen des fünfzehnten Jahrhunderts die kleine Stadt vorerst groß zu sehen. Ein Stück des mittelaltrigen Mauerwerks steht noch; der massive Unterbau von Basaltblöcken mit übergewaltigen Strebepfeilern zeigt die ehemalige Festigkeit, andere Teile liegen in Trümmern oder sind völlig verschwunden. Die schönsten Überreste ragen malerisch versteckt aus dem dichten Grün parkartiger Anlagen, und während im Vordergrunde Wall und Graben als anmutiges Motiv von Hügel und Tal der modernen Gartenkunst dienen mußten, schnaubt hinten die Dampfmaschine einer Fabrik neben Türmen und Bollwerken, die gleich einer Burg an der Ringmauer aufsteigen. Ein gotisches Stadttor ist noch wohl erhalten; den Turm schmücken in Stein nachgeahmte und gleichsam halb in

die Mauer geschossene Stückkugeln, ein seltsames aber charaktervolles Ornament, welches uns sofort an die ruhmreichsten Tage der Stadt, an die Belagerung von 1474 erinnert. Durch dieses Tor, und nicht von der offenen Seite des Eisenbahnhofes her, sollte der Reisende einziehen, welcher im ersten Eindrucke gleich ein volles und bedeutendes Bild der Stadt Neuß gewinnen will.

Wer aber mit dem historischen Sinne zugleich geographischen Blick verbindet, dem erzählen die Mauern von Neuß nicht bloß von der erprobten Wehrhaftigkeit deutscher Bürger im Mittelalter, sondern sie sagen ihm auch, eben als stumme Zeugen jener Belagerung durch Karl den Kühnen, daß er hier ein Grenzgebiet betritt, auf welchem deutsche und niederländische Geschicke mehr als einmal entschieden worden sind.

Karl der Kühne von Burgund, bereits im Besitze der gesamten Niederlande, wollte ein großes Reich zwischen Frankreich und Deutschland schaffen, langgestreckt von den Alpen, wohl gar vom Mittelmeer bis zur Nordsee. Es galt, die Rheingrenze zu gewinnen und also zunächst die niederrheinischen Städte zu beugen. Karl rückte im Juli 1474 vor Neuß mit seinem aus allerlei Volk geworbenen Heere von 18 000 Mann, darunter auch Engländer, Italiener, Savoyarden. Elf Monate währte die Belagerung, und selbst der Winter setzte ihr, was damals unerhört war, keine Schranke. Allein obgleich der Burgunder siebzehn Türme brach und dreihundert Häuser zusammenschoß und die Belagerten derart aushungerte, daß sie zuletzt ihre eigenen Pferde verzehrten, mußte er doch im Juni 1475 wieder abziehen, und Tausende, die mit ihm gekommen waren, kamen niemals wieder heim. Die elf Monate vor Neuß waren die Vorboten der Tage von Granson, Murten und Nancy. Es bildet diese Belagerung ein merkwürdiges Datum in der Geschichte der Niederlande und des rheinischen Deutschlands, wie auch weiterhin Frankreichs und der Schweiz. Vor allem aber bezeichnet Karls des Kühnen seit 1475 fort und fort mißglückter Eroberungsplan einen großen Wendepunkt in der niederländischen Geschichte. Holland, Geldern und Seeland mußten damals schwere Steuern zahlen, um die burgundische Armee vor den Mauern von Neuß zu unterhalten, obgleich der Kampf mittelbar auch gegen die Freiheiten der

Städte dieser Provinzen gerichtet war. Denn der burgundische Herzog war ein heftiger Gegner des freien und selbständigen Bürgertums, und wie er verschiedenen holländischen Städten ihre Privilegien nicht wieder erneuerte, andere durch neue Steuern bis zum Aufruhr erbitterte, so suchte er bei Neuß ohne Zweifel auch einen Streich gegen das verhaßte Städtewesen überhaupt zu führen. Allein hier am Niederrhein sollte sein Herrschgelüsten vor dem Mute der Bürger und ihren festen Mauern zu Schanden werden, wie später vor der Tapferkeit der eidgenössischen Bürger und Bauern in offener Feldschlacht.

Die mannhaften Bürger von Neuß waren stolz auf ihre festen Mauern und hatten Freude an denselben, sie schmückten sie mit allerlei feiner Kunst, wie uns jener Torturm und dürftige kleinere Überreste heute noch bezeugen. Es hat sich aber auch noch ein anderes Denkmal der berühmten Belagerung erhalten, gleichfalls „serc kunstlich vnd meysterlich“, das ist die Reimchronik des Christian Wierstraat, weiland Stadtschreibers von Neuß. Unter dem frischen Eindruck der miterlebten Ereignisse schilderte er schon im Jahre 1475 die schwersten und ruhmreichsten Tage seiner Vaterstadt in mehr als dreitausend Versen „mit manigerley manier der rymen“ treuherzig, wahr und warm.

Wie sich aber fast endlos Glied an Glied reiht, wenn wir in diesem Lande einmal beginnen, niederländische Bezüge auf deutschem Boden zu suchen, so ruft uns Wierstraats Buch ein verwandtes älteres Werk ins Gedächtnis, welches eine Entscheidungsschlacht darstellt, die, in naher Nachbarschaft geschlagen, gleichfalls der niederländischen und niederrheinisch deutschen Geschichte gemeinsam angehört. Das ist Johann van Heelus Reimchronik von der Schlacht bei Woringen (1288). Hier siegte bekanntlich Herzog Johann I. von Brabant über den Erzbischof Siegfried von Köln. Der Sieger pflegt redselig zu sein, der Besiegte schweigt und spart seine Reime; darum begreift sich's, daß wir über die Belagerung von Neuß kein burgundisches, sondern ein Neußer Gedicht besitzen, und über die Schlacht von Woringen gegenteils keine Reimchronik eines Kölners, sondern eines Brabanters. Denn Johann van Heelu befand sich am Schlachttage nicht nur unter den Leuten des Herzogs von Brabant, sondern stammte auch aus Südbrabant — er heißt auch

„broder Jan van Leuwe“. Wehmütig berührt es uns, wenn er gleich im Eingange erzählt, er habe seine Chronik nebenbei auch darum geschrieben, daß Herzog Johanns Schwiegertochter, Margareta von England, Lust bekomme, die deutsche Sprache zu lernen. Heutzutage schreiben die Brabanter keine Bücher mehr, damit englische Prinzessinnen Deutsch lernen, und je näher uns die niederländischen Schriftsteller der Zeit nach rücken, um so ferner rücken sie uns in der Sprache.

Deutsche und niederländische Geschichte kreuzt sich auf unserem jetzigen deutschen Grenzgebiete zwischen Maas und Rhein, deutsche und niederländische Augenzeugen schilderten die Ereignisse in alter Zeit; allein auch in der Gegenwart hat deutsche und niederländische Quellenforschung diesen unseren Boden gemeinsam bearbeitet.

Wierstraats Reimchronik ist von einem deutschen Gelehrten, E. von Groote, neu herausgegeben worden, während wir die deutsche Chronik Johann van Heelus in der „Collection de Chroniques Belges inédites, publiée par ordre du gouvernement (1836)“ suchen müssen. Die deutschen Lokalhistoriker des Niederrheins haben gar mancherlei Material ans Licht gestellt, was auch dem holländischen Nachbar dienen mag, und gegenteils brachte der unlängst verstorbene holländische Gelehrte Nyhoff in Arnheim in seinen zahlreichen Urkundenbeiträgen und Regesten kaum weniger Quellenstoff für die historische Topographie unseres niederrheinischen Grenzgebietes als seiner eigenen politischen Heimat.

Als die belgische Malerschule in der Gegenwart einen neuen nationalen Aufschwung nahm, griffen die Künstler nach großen Stoffen der vaterländischen Geschichte. Eines der frühesten dieser epochemachenden Bilder versetzt uns auf denselben deutschen Boden, auf welchem Johann van Heelus Reimchronik handelt, es war de Keysers „Schlacht von Woringen“.

2. Architekturzone

Die Stadt Neuß hat ein Doppelgesicht, einen Januskopf, dessen eine Hälfte nach Holland hinaus, dessen andere nach Deutschland hereinschaut. Da, wo die alten Stadtmauern noch am

höchsten ragen, von Büschen und Bäumen begrenzt, umgibt uns ein echt deutsches Landschaftsbild, so wie wir aber nach der anderen Seite um die Ecke biegen, öffnet sich ein weites Flachland, Schiffsmasten und Segelwerk ragen mitten aus den Wiesen, wir stehen am Nordkanal, der, unvollendet, vom Rheine zur Maas, von der Maas zur Schelde führen, der Köln mit Antwerpen verbinden sollte.

Der Geschichtsfreund, welcher die Mauertrümmer betrachtet, wird im Geiste da und dort nach den Niederlanden geführt; der Kunstfreund, welchen die Quirinskirche fesselt, schweift dagegen rheinaufwärts, um diesen merkwürdigen Bau aus der rechten historischen und örtlichen Perspektive zu fassen; ihn zieht es nach Köln zurück, und er denkt, daß Neuß doch noch gar weit von Holland entfernt sei.

Die Stadt war kölnisch. Erzbischof Anno (1056—75) gab ihr die wichtigsten Freiheiten und hob sie aus tiefem Verfall. Es ist der heilige Anno, der Held jenes Annoliedes, der Maere von Sente Annen, welches uns Opitz gerettet und dadurch so frühe schon für die aufkeimende deutsche Literaturgeschichte fruchtbar gemacht hat, des Annoliedes, welches die Brücke vom mittelaltrigen Volksepos zur Legendendichtung schlägt und in seinen ersten Versen noch ans Nibelungenlied anknüpft — und Neuß liegt auf dem Wege von Siegfrieds Heimat, Xanten, nach dem heiligen Köln.

Doch ich wollte von der Quirinskirche reden, die in anderem Sinne Neuß, Xanten und Köln als drei verbundene Punkte zeigt. Neuß ist ein Vorposten jener wunderbar reichen romanischen Architekturzone, deren Mittelpunkt Köln bildet; Xanten ein äußerster Vorposten der großen kölnisch-niederrheinischen Gotik. Beide Kirchen aber zu Xanten und Neuß stehen in einem ebenso auffallenden als vorteilhaften Gegensatze zu den meisten mittelaltrigen Baudenkmalen Hollands.

Die Quirinskirche in Neuß ist kunstgeschichtlich längst gewürdigt; ich spreche von ihr an diesem Orte nur als von einem Marksteine der kulturgeschichtlichen Landeskunde. Der kühne Bau aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, also spätromanisch, überrascht durch seine fast übermütige Originalität,

die sich uns namentlich im Aufbau und Schmuck der Westfassade blendend entgegendrängt. Aus der mannigfachen Verbindung von Friesen und Bogenstellungen gestaltet sich hier ein ganz phantastisches Gesamtbild, wobei alles selbständige Skulpturwerk und plastisch durchgeführte Ornament wie mit Absicht vermieden ist, gleich als habe der Architekt uns zeigen wollen, wie bunt und reich er mit den einfachsten konstruktiven Elementen zu schmücken vermöge. An den Seitenschiffen und der Kuppel über der Kreuzung spielt er geradezu mit den abenteuerlichsten Fensterformen in Gestalt eines Fächers, ja eines Kleeblattes, und setzt im Innern aus freier Laune Kragsteine an, welche sicherlich niemals etwas zu tragen hatten. Der Meister war ein gefährlicher Mann, ein Originalitätsgenie, das Großes vollbrachte, wunderliche Wege und Abwege gehend, auf welchen geistlosere Nachtreter völlig hätten verderben müssen. Allein der Spitzbogen, welcher bereits da und dort hervorlugt an der Quirinskirche, verkündet uns auch, daß ein neuer Geist neue Formen bringen, daß der Romanismus nicht in der hier bereits vorgedeuteten Willkür und Manier stecken bleiben sollte, sondern sich auflösen in die strenge jugendfrische Kunst der Frühgotik.

Wenn ich nun aber freie, ja überkühne Originalität als den Grundcharakter der Quirinskirche bezeichne, so erscheint sie schon dadurch in engem Zusammenhange mit den romanischen Denkmalen Kölns. Denn keine andere deutsche Stadt besitzt so vielartige Kirchen dieses Stiles, die nicht nur untereinander äußerst verschieden sind, sondern zumeist auch durch ihre phantasievolle Eigenart selbständig aus dem Kreise des gesamten deutschen Romanismus hervotreten.

Was dann aber Köln im kleinen Raume und gleichsam in einer Zusammenstellung der verschiedensten Musterbilder dieser Art bietet, das wiederholt sich in der ganzen weiten Architekturzone von Limburg an der Lahn, Koblenz und Laach bis Neuß herab, jenes freiere Formenspiel der romanischen Schluß- und Übergangszeit — und kontrastiert entschieden gegen den strengeren, symmetrischen älteren Romanismus des Oberrheins, der in Mainz, Worms und Speyer seine Mittelpunkte fand. So wird sich also der Kunsthistoriker in Neuß keineswegs schon auf

dem Wege nach Holland fühlen, im Gegenteil: es zieht ihn nach Köln, in das Herz des niederrheinisch-deutschen Kunstlebens, zurück. Und nicht bloß, was er in der Quirinskirche mit Augen sieht, sondern was er dort leider nicht mehr sehen und nur noch in Gedanken sich vorstellen kann, gemahnt ihn an rheinisch-deutsche Kunst. Denn eben im Chor und in der Kuppel dieser Kirche war es, wo Cornelius, der Sohn des benachbarten Düsseldorf, Engelchöre und Moses und David, Petrus und Paulus gemalt hatte, seine erste größere Komposition, die nun übertüncht und mit neuer Malerei überzogen ist. Es waren jene Bilder zwischen 1806 und 1808 entstanden, im Zusammenhange mit den frühesten von Köln aus angeregten Bestrebungen, unsere Mittelaltertümer zu retten und wiederherzustellen, und allerorten erinnern uns heute Restaurationen und neuer stilgemäßer Kirchenschmuck in diesem Grenzstriche, daß Köln in der Gegenwart ebenso sehr ein Zentrum der erneuten und erneuenden mittelalterlichen Kunst geworden ist, wie es dies vor Jahrhunderten hier für die schaffende Kunst des kirchlichen Stiles war.

Ich nannte die Quirinskirche einen Markstein. Auf dem Wege nach Holland nehmen wir mit ihr von den großen Denkmalen des rheinischen Romanismus Abschied. Zwar findet sich romanische Kunst auch noch weiter abwärts an den Kirchen zu Mehr und Wissel, an der Westfassade der Xantener Viktorskirche, an Chor und Krypta der Kollegiatkirche zu Emmerich, an der Stiftskirche auf dem Eltenberge; das sind aber zerstreute, zum Teil bloß fragmentarische Überreste, herrschend erscheint jetzt unterhalb Neuß die Gotik, wie sie auch in Holland und Belgien herrscht.

Schon das Baumaterial der Neußer Quirinskirche spricht es charakteristisch aus, daß sie auf einem Vorposten steht, hart am Übergange. Man baute nämlich die romanischen Kirchen des Niederrheins am liebsten aus Tuffsteinen, welche vom Brohltal oder vom Laacher See kamen; bei den gotischen Bauten weicht dagegen der Tuff den Ziegeln, und so sind denn auch die gotischen Kirchen Hollands meist aus Ziegeln aufgeführt. Bei der Quirinskirche, örtlich auf einen Übergangspunkt, zeitlich in eine Übergangsperiode gestellt, findet sich nun eine höchst bezeichnende

Verbindung der Backstein- und Bruchsteintechnik: die Wandflächen bestehen aus Tuffsteinen, welche aber so klein und gleichförmig behauen sind, daß sie ganz wie Backsteine wirken. Von weitem glaubt man vor einem Ziegelbau zu stehen, erst aus der Nähe erkennt man die Bruchsteine; der Werkmeister ahmte künstliche Steine in natürlichen nach, er antizipierte die Technik der anbrechenden neuen Stilperiode im Material der ablaufenden alten. Die Bänder, Rahmen, Gesimse sind dann aus dem größeren Block gehauen und fügen solchergestalt die scharfen Profile des gemeißelten Steines zu der gleichmäßigen Füllung der nachgeahmten gebrannten Steine.

Beim chronologischen Überblick der Baudenkmale des Landes zwischen Rhein und Maas stoßen wir übrigens noch auf eine Tatsache, die ich nicht am Wege liegen lassen darf. In dieser altkultivierten und vorab kirchlich so früh entwickelten Gegend mit ihren vielen den Gründungsjahren nach uralten Klöstern und Pfarreien befremdet es, daß von frühromanischen Werken und gar von Monumenten der altchristlich vorromanischen Kunst kaum eine Spur mehr vorhanden ist.

Denn da das angebliche Baptisterium Karls des Großen am Valkenhofe zu Nymwegen sicherlich einer viel späteren Zeit angehört, so bleibt meines Wissens nur die Chornische der Pfarrkirche zu Ryndern, Kreis Cleve, übrig, welche nach dem Urteile kundiger Forscher aus dem achten Jahrhundert stammen soll. Ich habe sie nicht gesehen.

Als Grund für das völlige Verschwinden der ältesten Denkmale macht man aber geltend, daß die Normannen bei ihren Raubzügen vom Meere stromaufwärts dieselben zerstört hätten. Das ist auch wieder ein historischer Zug, der uns den Zusammenhang unseres Landstrichs mit der Meeresküste ins Gedächtnis ruft. Bis Bonn läßt Regino im Jahre 881 die Normannen verwüstend den Rhein heraufdringen, dort schwenkten sie rechts ab; sie gingen also bis zum großen Portal des mittelrheinischen Landes, bis zum Siebengebirg; sie verfolgten die Kölner Rheinbucht bis zum innersten Winkel, bis zur Grenze der Quartärformation des niederdeutschen Nordseeküstenlandes, gleich als ob es ihnen nur so lange heimlich gewesen wäre, geradeaus ins

Innere Deutschlands vorzubringen, als sie sich auf der gemeinsamen geognostischen Basis befanden, welche den deutschen Niederrhein mit Holland zu einer natürlichen Einheit verbindet.

Wenn der oberdeutsche Wanderer zwischen den letzten Höhen des Siebengebirges hervor in die Rheinebene tritt und gar bei Bonn die erste Windmühle erblickt, so kommt ihm die Landschaft schon ganz holländisch vor. Der Holländer lächelt darüber, denn er fühlt sich gegenteils schon bei Cleve mitten im Binnenlande. Allein der Oberdeutsche kann sich auf die Normannen berufen, welche doch auch gute Kenner Niederlands waren und ihre Verbindung von Land- und Seeräuberei mit richtigem Instinkt gerade bis zur Bonner Windmühle erstreckten.

3. Crefeld. Cornelius de Greiff

Neuß versetzt uns ins Mittelalter; in Crefeld atmen wir die Luft der neueren Zeit. Die Stadt verdankt ihr Aufblühen seit dem siebzehnten Jahrhundert der religiösen Duldung und dem Gewerbfleiße, einem Geschwisterpaar, welches gar häufig Hand in Hand geht.

Crefeld gehörte zur Grafschaft Mörs, welche im Jahr 1600 an das Haus Oranien-Nassau fiel. Schon dadurch ward die Stadt Holland nahe gerückt; die Oranier übten als Grafen von Mörs jene Toleranz, welche sie als Erbstatthalter von Holland nachgerade üben gelernt hatten, Crefeld wurde eine Zufluchtsstätte der in Jülich und Berg verfolgten Rerformierten, Mennoniten und Separatisten und erwuchs im siebzehnten Jahrhundert zu einem gewerbfleißigen Flecken, im achtzehnten unter preußischer Herrschaft zu einer Industriestadt von 6000, im neunzehnten von 50000 Einwohnern.[1]. Aber nicht bloß durch das alte bunte Gemisch von

[1]) Neuerdings ist freilich nahezu Stillstand eingetreten in der Volkszunahme Crefelds. Im Jahr 1864 zählte die Stadt 53412 Seelen, 1867 53837, zeigte also nur eine Zunahme von 5/6 Prozent, während das benachbarte Düsseldorf gleichzeitig um 30½ Prozent gewachsen war. Das Stillestehen Crefelds hängt wohl mit der relativ geminderten Bedeutung seiner Industrie zusammen. (In dem Zeitraum, welcher zwischen der zweiten und dritten Auflage dieses Buches liegt, haben sich diese

anderswo unterdrückten religiösen Bekenntnissen erinnert Crefeld an holländische Städte, sondern auch durch den Umstand, daß das Gedeihen seiner Manufakturen, keineswegs von der Örtlichkeit begünstigt, nur durch den zähen Fleiß des Volkes der widerstrebenden Lage abgerungen werden konnte.

Die äußere Physiognomie Crefelds als Industriestadt sticht merklich ab von den Städten der benachbarten zwei großen Industriereviere zwischen Ruhr und Wupper auf dem rechten Rheinufer und zwischen Roer und Maas, an der belgischen Grenze, wo die Kohlenformation das Land charakterisiert, Kohlenstaub den Boden deckt, Kohlenrauch die Luft erfüllt, riesige Schlote und große konzentrierte Fabrikgebäude die Herrschaft der Dampfmaschine verkünden. Man erfülle sich mit diesen Eindrücken in dem wenige Meilen entfernten Essen und Ruhrort und fahre dann nach Crefeld herüber, um des Gegensatzes inne zu werden. Die Crefelder Seiden- und Samtweberei macht weder so viel Staub und Rauch, noch so viel Geräusch, sie bewahrte dem Ort das Gepräge einer alten Manufakturstadt, und während wir in jenen großen Fabrikplätzen bereits auf dem Sprunge nach Belgien stehen, werden wir in dem stillfleißigen reinlichen Crefeld nach Holland versetzt. Kleine und mittelgroße, zum Teil sehr elegante Familienhäuser erfüllen die Stadt, und ringsum schlingt sich ein weitgezogener Kranz von Gartenhäusern, Villen, Landwohnungen, zerstreuten Wirtschaftsgebäuden, dann aber auch von Bauernhäusern, in welchen der Webstuhl geht. Das Hausgewerbe ist hier noch mit der Industrie verwachsen und zerstreuet die Siedelungen.

Breit und regelmäßig ins Geviert gebaut mit den hellen, geradlinigen zum Verwechseln gleichförmigen Straßen, erscheint Crefeld als das niederrheinische Mannheim. Während jedoch bei Mannheim Fürstenlaune den Grundplan so symmetrisch nach Lineal und Zirkel entwarf und solchergestalt, wie man damals ausdrücklich sagte, die Stadt nach holländischer Art anlegte, ist die verwandte Gestalt Crefelds vielmehr durch die innere Ge-

---

Verhältnisse freilich bedeutend zu Gunsten des mächtig aufgeblühten Crefeld geändert, und die hier mitgeteilten Zahlen bieten nur noch historisches Interesse.)

schichte des Ortes und seine geographische Lage gerechtfertigt. Langweilig angelegt sind beide Städte, allein wir ertragen weit eher jemanden, der von Natur als der aus Grundsatz langweilig ist.

Am Ostwall zu Crefeld erhebt sich eine hohe Säule zum Gedächtnis eines berühmten Crefelder Bürgers neuerer Zeit, des Cornelius de Greiff (geb. 1781, gest. 1863), der durch seine großartigen Stiftungen einen seltenen bürgerlichen Gemeinsinn bewährt hat. Die Säule mit glänzend poliertem Schaft ist schmuck und modern elegant, die Alleen rechts und links sind zwar noch klein und jung im Wuchs, aber wohlgepflegt und von netten Gartenbeeten umgeben, und diese Alleen werden dann wiederum von zwei langen Reihen anmutiger Familienhäuser eingerahmt, welche mit ihren blinkenden Spiegelfenstern und den glitzernden schwarzglasierten Dachziegeln die höchsten Lichter auf das durchaus heitere Gesamtbild setzen. In solcher vernünftig geordneten, behäbig reinlichen und freundlichen Umgebung, in solcher Anmut der Prosa ist das Denkmal eines wohltätigen reichen Bürgers der Gegenwart ohne Zweifel ganz an seinem Platze, und das Gesamtbild charakterisiert den Mann, welchen die Säule ehren soll.

Und doch findet man ein noch bezeichnenderes Denkmal als jene schöne Säule am Ostwall. In Form einer recht dilettantisch gezeichneten Lithographie hängt es da und dort in den Häusern unter Glas und Rahmen, als ein Bild, welches eigentlich für den Spaß zu trocken und für den Ernst zu geschmacklos ist. Aber das Bild spricht. Wir sehen da den untersetzten Mann mit scharf geschnittenem Profil, eine feste, echt bürgerliche, wenn man will, spießbürgerliche Gestalt im altmodischen Rocke, die Schirmkappe auf dem Kopf, den Regenschirm unter dem Arm, die Zigarre in der Hand. Das ist Herr de Greiff, wie er leibte und lebte, sagen die Crefelder, so ging er durch die Straßen. Hinter ihm aber erhebt sich eine Pyramide in ganz neuem Stil, aus unten großen, nach oben immer kleineren viereckigen Kasten aufgebaut, und auf denselben stehen seine sämtlichen Stiftungen zu Gemeindezwecken derart verzeichnet, daß der unterste Kasten mit der breiten Grundlage eines Vermächtnisses von 100 000 Talern anhebt, dann verjüngen sich die Summen und Kasten höher und immer höher,

bis die Spitze mit einer kleinen Schatulle von 1000 Talern abschließt. Dies kindlich kunstlose Gedenkblatt rührte mich mehr als die polierte Steinsäule auf dem Ostwall mit dem feingebildeten Erzkapitäl. Es gibt uns den nüchternen tätigen Bürger, den schlichten Mann voll Arbeitskraft, Wohlwollen und Gemeinsinn, und ich dachte, dieser Bürger möge zugleich ein echter Typus für den historischen Gesamtcharakter der ganzen Stadt sein.

Aber nicht bloß der Stadt, er ist auch weiter ein niederdeutscher Typus. Die oberdeutschen Reichsstädte hatten ähnliche in Reichtum und Wohltätigkeit großartige Gestalten, allein die gingen anders einher als der Crefelder mit seiner Schirmmütze. Und wenn ich nun vollends die ganze Mischung von Tatkraft, Nüchternheit, Gemeinsinn und naiver Geschmacklosigkeit zusammenfasse, wie sie aus dem lithographierten Bilde spricht, und den Tauf- und Familiennamen des Cornelius de Greiff dazu, so kann ich mich wiederum des Gedankens nicht erwehren, daß Crefeld eben auf dem Wege nach Holland liege.

4. Maasländisches Tuch und maasländische Holzschuhe

Crefeld ist eine neue Stadt, und auch seine Betriebsamkeit, obgleich altertümlicheren Gepräges als so manche Nachbarindustrie, an und für sich doch nicht vom ältesten Datum. Allein das ganze Land, in welchem wir hier wandern, unser nördliches Grenzgebiet zwischen Maas und Rhein, ist altes Industrieland. Es war schon im früheren Mittelalter ein Sitz weitberühmter Tuchwebereien, später auch bedeutender Leinwandmanufakturen und bildet in der Gewerbegeschichte gleichsam eine große industrielle Provinz mit Flandern und den angrenzenden holländischen Gebieten.

Dieser kulturhistorische Zusammenhang ist natürlich wiederum Wasser auf meine Mühle. Zur klaren Erkenntnis desselben ändern wir nur ein wenig unsern Beobachtungspunkt, indem wir uns von Crefeld um fünf Eisenbahnstationen vorwärts nach Goch versetzen und dann in Goch um fünf Jahrhunderte rückwärts ins Mittelalter. Dieses Goch, jetzt ein unbedeutender Ort, war damals ein ähnliches Zentrum für die Wollweberei zwischen Maas und Rhein wie heutzutage Crefeld für die Weberei in Samt und Seide.

Bekanntlich stehen die Friesen als Tuchweber weit voran in der deutschen Gewerbegeschichte, der freie Friese wob für Kundschaft und Handel schon zu einer Zeit, wo bei anderen deutschen Stämmen nur erst Frauen und Hörige für den nächsten Hausbedarf Gewebe bereiteten. Und diese Kunst der Friesen, im „Friestuch" auch sprachlich bezeugt, behauptete sich durch lange Jahrhunderte. Von der Veluwe herüber, im süd- und westfriesischen Lande am Rhein und Yssel, verbreitete sich die Wollarbeit auch in das fränkische Land zwischen Maas und Rhein, und da man beim ältesten Gewerbebetrieb jener Friesen auch sächsischen Einfluß annimmt, so kreuzt sich ein friesischer, sächsischer und fränkischer Weg sogar in der Tuchmanufaktur. Nur möge man diesen friesischen Weg nicht mit unserem vorbeschriebenen längs der deutschen Nordseeküste verwechseln, denn in den dortigen Marschen wurde schwerlich viel Tuch fabriziert.

Im vierzehnten Jahrhundert blühte die Weberei in Gelderland; pannus mosanus, maasländisches Tuch, nannte man damals das Gewebe, welches im gelderischen und cleveschen Rhein-Maas-Dreieck verfertigt wurde; jetzt deutsche und holländische Städte, wie Emmerich und Arnheim, hatten ihre Weberstraße, Goch, Geldern und Venlo ihre bedeutende Weberzunft, und selbst auf den Dörfern ging damals der Webstuhl ebenso fleißig, wie er heutzutage in den Bauernhäusern um Crefeld schlägt; lombardische Kaufleute saßen als Geldwechsler in Goch, und die weitgedehnten Heiden bei diesem Orte wie auf dem ganzen rechten Maasufer bis über Nymwegen hinaus dienten als Schafweiden der Wollerzeugung.

Heutigen Tages sind diese Heiden zumeist in Ackerland verwandelt, die Wollweberei von Goch nahm ab im sechzehnten Jahrhundert und erstarb im achtzehnten. Doch ist das Gedächtnis des ruhmreichen Gewerbefleißes der Vorfahren dort noch immer nicht ganz erloschen. Nach dem Zeugnisse eines eifrigen Lokalforschers, des Dr. Bergrath, der in den Annalen des niederrheinischen Geschichtsvereines über das „Wüllenamt" zu Goch geschrieben hat, erinnern sich noch einige alte Leute der letzten Tuchweber, und in scherzhaften Beinamen klingt das Andenken der alten Industriegröße auch weiter in der Umgegend nach: die

Gocher heißen im ganzen cleveschen Lande heute noch Gochsche Weber, Gochsche Spulkinder und der Pfarrer von Goch der Weberpastor.

Aber selbst das Ersterben der Wollweberei sollte den industriellen Zusammenhang des Landes mit Holland nicht sofort und völlig lösen. Am Ausgange des sechzehnten Jahrhunderts kam in Goch, wenn auch nur für kürzere Zeit, die Leineweberei in Schwung, ein Absenker der berühmten holländischen Leinenindustrie, und als der Dreißigjährige Krieg auch diesen Betrieb lähmte, wanderten Leineweber, Bleicher und Leinwandhändler großenteils nach Haarlem.

Crefeld und Goch liegen an der Niers, also im Maasgebiete, und das „maasländische Tuch" führte uns gleichfalls an die Maas und weit maasabwärts, dann auch über die Waal durch die Betuwe und über den Rhein bis zur Veluwe. Als Münchener wurde ich in Crefeld aber auch noch durch ein anderes lebendiges Altertum an die Maas geführt und maasabwärts, ja noch viel weiter über ganz Holland und Belgien nach Nordfrankreich hinaus.

Im ersten Saale der Münchener Pinakothek hängt ein Bild Hans Schüleins. Es stellt den heiligen Servatius dar und zeigt linker Hand ein Wappenschild mit drei Holzschuhen, rechts eine Aufschrift, in welcher der Heilige also spricht:

„Zu Lüttich den Glauben leret ich
Servatius, do warff man mich
Mit Holzschuchen zutodt auff der fart,
Zu Mastric ich begraben wardt."

Ich ging eines Nachmittags durch die Straßen von Crefeld, als sich eben eine stark bevölkerte Elementarschule entleerte. Gleich einem Wasserfall stürzte die Kinderschar die inneren Treppen herab und zur Türe heraus, und polterte dann über das Straßenpflaster mit hunderttönigem Geklapper, denn die Kinder trugen fast allesamt Holzschuhe bis zu den Kleinsten, allerliebste Miniaturholzschuhe. Nun aber ging's an ein Wettlaufen und Balgen in der wimmelnden Schar, und die Knaben sprangen und hüpften mit bewundernswerter Virtuosität in ihren Holzschuhen, fast so gelenk wie unsere Tänzerinnen, wenn sie ein niederländisches Holz-

schuhballett tanzen. Einige Jungen vornehmeren Schlages trugen jedoch Lederschuhe und gewannen's dadurch vor den anderen im Ringen und Laufen; es kam zum Streit: da zogen ein paar der entschlossensten ihre Holzschuhe aus, warfen sie den Lederbeschuhten zwischen die Beine, und die Holzschuhe flogen herüber und hinüber und wurden geschwungen als Geschoß und Handwaffe. Es war eine prächtige Rauferei, zum Malen schön, und alte Niederländer haben wirklich zum öfteren eine Prügelei mit Holzschuhen gemalt. Ich aber dachte nicht an Genremalerei, sondern an Hans Schülein und den heiligen Servatius, welcher durch sein Martyrium das Maasland zum klassischen Boden der Holzschuhe gemacht hat: hier stand ich jetzt auf maasländischem Boden, Mastricht und Lüttich sind nicht weit entfernt, ich stand an der Schwelle des Niederlandes. Und in der Tat merkte ich nun erst recht auf, wie der gemeine Mann, alt und jung, hier bereits Holzschuhe trägt, hier „Klompen" genannt.

Holzschuhe bezeichnen ein ebenes, feuchtes Land. In den Bergen kann man sie nicht tragen, und im trockenen mittelrheinischen Flachland gehen die geringen Leute barfuß. Für rechtes Sumpfland taugen die Holzschuhe aber auch nicht, man würde stecken bleiben, darum trägt der Bauer in den bayrischen Moosflächen hohe Wadenstiefel, und der kleine Knabe erscheint durch seine hohen Stiefel dem Fremden dort ebenso komisch wie hier durch seine Diminutivholzschuhe. Dann passen Holzschuhe aber auch nicht für die fette, humusreiche Fruchtebene, der klebrige Boden würde sie einem von den Füßen ziehen; also trägt auch der Ungar keine Holzschuhe, sondern Stiefel. Er trägt sie anderseits gleich dem Altbayern, weil er Pferdezüchter ist und am liebsten reitet. Man sieht, die Holzschuhe gedeihen nur in einer ganz bestimmten Art ebenen und wasserreichen Landes und setzen obendrein ein gewisses Phlegma des Volkscharakters voraus, welches sie dann ihrerseits wieder fördern und erhalten. Am besten paßt der Holzschuh einem Schiffervolk, in sandigem, wasserreichem, aber kanalisiertem Lande, und so verkündet sein allgemeiner Gebrauch, daß wir bereits aus den Pforten des Binnenlandes getreten sind. Wir ahnen im Holzschuh die Meeresküste.

Wer übrigens die fürs Gedeihen der Holzschuhe bereits so

günstige Bodenbeschaffenheit Crefelds aus der Ferne näher kennen lernen will, dem empfehle ich das einschlagende Blatt in v. Deckens trefflichem geognostischen Atlas des Rheinlands und Westfalens und dazu E. v. Schomburgs Monographie über die Schlacht von Crefeld. Hier besiegte nämlich Herzog Ferdinand von Braunschweig (am 23. Juli 1758) die Franzosen unter Clermont dadurch, daß er einen Fehler gegen die Grundregeln der Strategie beging. „La plan du duc Ferdinand à la bataille de Crefeld est contre la règle,“ sagte Napoleon auf St. Helena. Denn der Herzog teilte seine beiden Flügel dergestalt, daß sich der Feind in den unverbundenen Zwischenraum hätte einschieben können. Trotzdem siegte der Herzog, weil er einerseits Charakter und Kampfweise des Gegners, dann aber auch die Bodenbeschaffenheit bei seinem schulwidrigen Plan meisterhaft in Rechnung brachte. Das Schlachtfeld bestand zum Teil aus einer großen Heide, dann aber aus Kulturland, mit zahlreichen einzelnen Gehöften, die von Wassergräben umzogen sind, überhaupt aus einem Lande, welches durch Wasserrinnen, Hecken, bewachsene Dämme, zerstreute Wäldchen aufs bunteste durchschnitten wird, und durch Wege verbunden, die wegen der zur Seite laufenden tiefen Wassergräben ein Ausweichen weder nach rechts noch links gestatten. Ein herrliches Terrain für Holzschuhe und für gewagte Manöver und kecke Handstreiche. Und so war es denn auch gerade dieser bei Neuß und Crefeld beginnende niederrheinisch-holländische Übergangsboden, durch dessen genaue Kenntnis und Benützung der Herzog einen theoretischen Fehler in den praktischen richtigen Griff verwandelte. Er hatte berechnet, daß die Crefelder Landschaft bereits auf dem Wege nach Holland liegt.

5. Aus der deutschen und holländischen Kirchengeschichte (Kempen und Goch.)

Der Leser wird schon bemerkt haben, daß ich zunächst der Eisenbahnlinie Köln-Cleve folge. Jede Station bietet hier ein neues Interesse, und doch fügen sich diese zersteuten, fremdartigen Dinge wieder ganz von selbst in unseren Gesamtplan. In Neuß fanden wir politische Geschichte, Kunst- und Literaturgeschichte,

in Crefeld Gewerbegeschichte und Kriegsgeschichte; in Kempen, nur anderthalb Meilen weiter nordwärts, erwartet uns Kirchengeschichte — immer wieder im Zusammenhange mit Holland.

Thomas Hemmerken, der Sohn eines Bauern und Gürtlers, ward im Jahre 1379 oder 80 zu Kempen geboren, der Verfasser der „Nachfolge Christi". Der Vaterstadt dankte er den Namen Thomas von Kempen, doch könnte man in tieferem Sinne sagen, daß Kempen vielmehr dem Thomas seinen „Namen" danke, indem er diese Stadt erst namhaft gemacht hat vor aller Welt. Es gibt viele Männer, große und kleine Größen, welche von ihrem Heimatsorte den Namen gewannen, später aber in ihrem Namen dem Orte selbst wieder einen rechten Namen gaben, nämlich einen bedeutsamen, weittragenden. Das Mittelalter und die Renaissance waren besonders reich an solchen namengebenden Männern, weil sich damals die Familiennamen vielfach erst aus den Ortsnamen bildeten oder umbildeten — in seltsamem Wechselspiel, denn in der ältesten Zeit hatten sich umgekehrt zahllose Ortsnamen aus Personennamen gebildet. Allein auch in der Gegenwart gibt es Männer, welche sich wenigstens einen Beinamen von ihrem Heimatsorte nahmen und dadurch den Ort selbst erst in aller Leute Mund brachten. Das ist also eine sehr lange und bunte Reihe von Persönlichkeiten; denn sie reicht von Fiesole und Thomas a Kempis und weiter her bis Schulze-Delitzsch und Hoffmann von Fallersleben. Nur daß letztere sich nicht den Lokalnamen gaben, weil es an Familiennamen mangelte, sondern weil deren so viele geworden sind, daß ganze Massen derselben gar kein Unterscheidungszeichen mehr bieten.

Einen kleinen Tagemarsch nordwestwärts von Kempen liegt Goch und einen Nachmittagsspaziergang ostwärts von Goch Calcar. Verbinden wir diese drei Punkte, so gibt es ein Dreieck, welches die Übergangsnatur unseres Maas-Rheinwinkels in engem, aber ziemlich vollständigem Auszuge umschließt. Diese drei Punkte sind aber auch verbunden durch drei Männer, welche eng zusammenhängend von ihnen die Namen trugen: Heinrich Eger von Calcar, Thomas von Kempen und Johannes von Goch. Heinrich von Calcar, ein halber Heiliger, leitete Thomas von Kempen auf jenen Weg der Askese und des beschaulichen Lebens, wo er den

Beruf fand, das Volk (nach Hases treffendem Worte) „aus der römischen Kirche in die Kirche des Herzens zu führen“. Johannes von Goch, der jüngste von den dreien, gehört schon nicht mehr bloß wie Thomas zu den Männern der aufbauenden, sondern auch der protestierenden Reform, und schreibt gar manchen Satz von der „christlichen Freiheit“ und von den „vier Irrtümern“ des damaligen Kirchentums, den Luther könnte geschrieben haben. Diese ganze vorbereitende kirchliche Bewegung aber hatte örtlich einen Ausgangspunkt und Zusammenhalt am Niederrhein gefunden in den Häusern der „Brüder vom gemeinsamen Leben“. Diese Brüderhäuser verbreiteten sich von den Niederlanden über das nördliche Deutschland, und so finden wir in Goch schon seit 1365 einen Verein gemeinsam lebender Kleriker ähnlich dem Bruderhause zu Deventer, wie auch in den Städten Geldern und Goch eine Genossenschaft der fratres lugentes, der niederländischen Lollharden, welche den Brüdern vom gemeinsamen Leben vorangegangen waren, und ein „Beginnenhof“ bei Kamp erinnert heute noch an die gleichfalls den Niederlanden entsprungenen Beghinen, welche ihrerseits wieder den Lollharden zum Vorbild gedient hatten. Ortskundigere Forscher werden ohne Zweifel noch viel mehr Punkte der örtlichen Erinnerung nachweisen können, die uns hier den großen Zusammenhang der religiösen Bewegung von den Beghinen bis zu Johannes von Goch signalisieren, zugleich aber das Auge fortwährend von unserem deutschen Maas-Rheinwinkel auf die heutigen Niederlande lenkend.

Thomas von Kempen blieb nicht in seinem rheinischen Geburtslande; er zog auf den Agnesberg bei Zwoll in Oberyssel, wo er das stille, aber so weittragende Wirken seines ereignislosen Lebens entfaltete. In Deutschland stand seine Wiege, in Holland liegt sein Grab. Ähnlich Johannes von Goch, welcher das Kloster Tabor in Mecheln gegründet und dort die Arbeit seiner letzten vierundzwanzig Lebensjahre vollbracht hat. Wie darum Protestanten und Katholiken Anspruch auf beide Männer erheben, so anderseits auch Deutsche und Niederländer. Sie stehen im Übergange zweier Länder und zweier Konfessionen, und zwar derart, daß zu ihren Lebzeiten das Land noch gemeinsam deutsch war und die Kirche einheitlich, im Jahrhundert nach ihrem Tode

aber hier wie dort die Trennung eintrat, und nun die Nachkommen Doppelansprüche auf diese Männer erheben, welche die Zeitgenossen nicht geahnt haben. Holländische und deutsche Schriftsteller teilen sich namentlich in die moderne Spezialliteratur über Thomas von Kempen. Insofern Thomas aber der erste Biograph des Gerhard Groot war und der Chronist des holländischen Stammbruderhauses zu Windesheim, gibt er selber uns einen Wink, wie die gegenseitigen Ansprüche Deutschlands und Hollands in den Tatsachen bereits geschildert seien. Gerhard Groot, der berühmte Bürgermeisterssohn von Deventer, gab uns die still reformierenden Brüder vom gemeinsamen Leben, dafür gaben wir Holland den Thomas von Kempen, der in der Lebensluft dieser Bruderschaften die Stellung als deutscher Mystiker gewann, welche ihn vor allen auszeichnet. Denn tiefer, phantasiegewaltiger und reicher im Geiste waren je nach ihrer Art die älteren Mystiker Ekkard, Tauler, Ruysbroek, Suso, aber an volkstümlich praktischer, weittragender Wirkenskraft überragt sie alle doch Thomas von Kempen.

Wie über die Landsmannschaft des Thomas, so hat man auch über die Autorschaft seines berühmtesten Buches, der „Nachfolge Christi", gestritten und zuletzt gar zwei Thomas von Kempen entdecken wollen, wobei es sich dann fragte, welcher von beiden eigentlich der Rechte sei und jenes Buch geschrieben habe? Die Kemper aber meinen, das sei ihnen ganz gleichgültig, denn da beide von Kempen, so habe ihre Stadt doch jedenfalls den Rechten geboren.

Örtliche Erinnerungen an Thomas und Johannes haben sich weder in Kempen noch in Goch erhalten. Das begreift sich leicht bei Männern der stillen Geistesarbeit, vorab im Mittelalter, wo die Kluft zwischen Volksbildung und wissenschaftlicher Bildung viel breiter war als heutzutage. Doch gehörte wenigstens Thomas von Kempen zu den Männern, welche diese Kluft zu überbrücken begannen, auch hierin ein Vorbote Luthers. Und eben dadurch ward die ganze Stadt Kempen, welcher er einen Weltnamen schuf, wiederum zum örtlichen Erinnerungsmale seines Namens. Auf Johannes von Goch deutet nur noch eine längst verhallte, aus den Akten neuerdings wieder ans Licht gezogene Über-

lieferung in seiner Geburtsstadt. Noch im Jahre 1517 hieß ein Haus „Puppserff", Puppers Erbe (Erff holländisch = Erbe) nach seinem Namen, welcher ursprünglich Pupper oder richtiger Capupper lautete. Jener Hausname verschwand aber auch bald wieder, denn die Familie, wohlhabende und angesehene Leute, zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in dem gewerbfleißigen Städtchen eingewandert, soll gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bereits wieder von dort hinweggezogen sein. Jetzt kann man die Stätte nicht mehr finden, wo Puppserff gestanden hat.

6. Boden und Landschaft bei Geldern

Zwischen Kempen und Goch liegt die Stadt Geldern, der Stammsitz der einst so mächtigen Herzöge, die namengebende Stadt für eine jetzt zum größeren Teile holländische, zum kleineren deutsche Provinz.

Man erwartet demnach wohl auch architektonische Denkmale, Trümmerzeichen des alten Dynastenhauses der Grafen und Herzöge von Geldern zu finden, welche bis 1343 hier residierten. Allein darin täuscht man sich, es müßte denn jemand, wie es anfangs meinem ungeübten oberdeutschen Auge erging, das Mauerwerk der verlassenen großen Windmühle an der Wallpromenade für einen turmartigen Überrest des mittelalterlichen Gelderns halten. Das bedeutendste historische Denkmal der Stadt ist ohne Zweifel ihr Name. Lediglich um ihres Namens und der damit verknüpften alten Geschichte willen dürfen die Holländer es bedauern, daß die unscheinbare Stadt Geldern jetzt innerhalb der deutschen Grenzen liegt. Die Einwohner sprechen übrigens diesen Namen noch nach der holländischen Schreibart „Geldre", wie man hierzuland auch nicht Cleve, sondern „Kleef" spricht, und nicht Xanten, sondern Santen (Sanctum bei Widukind II, 17, Santen im Nibelungenliede), ganz wie es die Holländer schreiben.

Für den Mangel denkwürdiger Trümmer entschädigt jedoch angesichts unseres Wanderzieles die moderne Physiognomie der Stadt und der Charakter der umgebenden Landschaft; denn beide zeigen unverkennbar, daß wir Holland um ein gutes Stück näher gerückt sind.

Geldern ist eine nüchterne Landschaft mit breiten, stillen Straßen und kleinen Häusern, die größtenteils zu sauber sind, um von Armut zu zeugen, und zu beschränkt, um Reichtum zu verraten, zu altmodisch, um elegant zu sein, und zu neu, um irgend malerisch anzusprechen. Also ein vollkommenes Bild der Prosa und des Mittelmaßes. Die gotische Hallenkirche aus Backstein mit auffallend breiten Seitenschiffen, doch stattlicher Perspektive des Innern, zeigt bereits nächste Verwandtschaft mit den holländischen Architekturen. Sie setzt wenigstens einen bestimmten Drucker auf den blassen niederrheinisch-niederländischen Lokalton der inneren Ansicht der Stadt.

Aber noch klarer wirkt in diesem Betracht die Staffage, welche wir am Sonntag vor der Kirche erblicken. Es sind da bunte Gruppen von Landleuten versammelt. Scharf und bedachtsam prüfen sie die augenfällig seltene Erscheinung des Reisenden von Kopf zu Fuß, doch niemand redet ihn an. Der Gelderländer ist neugierig mit den Augen, nicht mit dem Munde. Er erscheint uns schweigsam, schwer beweglich; dem noch viel gemessseneren Holländer dagegen gilt er für lebendig. Wie Gestalten aus vergangener Zeit rauschen die Frauen an uns vorüber in schwarzen Kleidern von schwerem Seidenstoff, geziert mit mancherlei Goldschmuck und vorab mit einem goldenen Kreuze auf der Brust, und die rotwangigen Gesichter schauen aus breiten blütenweißen Sonntagshauben, hinten mit Spitzen besetzt, welche die Nähe Brabants verkünden, und die schönsten dieser Hauben sollen wirklich Brabant gesehen haben und mit sieben Talern nicht zu teuer bezahlt sein. Leider fehlen neben diesen Frauengestalten die bedächtigen, schwarzbemäntelten Männer „mit weißen Halskrausen und Ehrenketten und langen Degen und langen Gesichtern", sonst würden wir ganz in jene Vision einer altniederländischen Stadt versetzt, wie sie Heine in seinem „Seegespenst" gemalt hat. Allein wie die Frauen überhaupt treuer sind als die Männer, so haben auch bloß die Bäuerinnen von preußisch Gelderland Kostümtreue bewahrt, die Bauern sind neumodisch geworden.

Ich sage preußisch Geldern, ich könnte ebensogut österreichisch oder spanisch Geldern sagen, und die goldenen Kreuze am Halse

der Frauen reden heute noch von der alten spanischen Zeit. Volkstrachten haben, abgesehen vom malerischen Reize, meist nur tiefere Bedeutung als Wahrzeichen des sozialen Volkscharakters; selten erinnern sie an die politischen Schicksale des Landes. Dies ist hier der Fall. Die Tracht dieser geldrischen Frauen ragt fremdartig in das preußische Rheinland; indem wir aber ihrem zeitlichen und örtlichen Ursprunge nachdenken, zieht jenes großartige Wechselspiel der Gebietsherrschaft an unserem Geiste vorüber, welchem diese Gegend zwischen Maas und Rhein im Laufe der Jahrhunderte preisgegeben war. Es ist ein Wechselspiel ohnegleichen. Manche kleine Länder haben vielleicht noch öfter ihre Herren gewechselt, allein ich kenne kein deutsches Land, das so fremdartigen und verschiedenen Herren unterworfen und von einer europäischen Macht zur anderen, von einem nationalen Zentrum zum anderen hin und her gezerrt worden wäre. Lothringisch, unter eigenen Dynasten, burgundisch, österreichisch, niederländisch, spanisch, französisch, preußisch, mußte Obergeldern seine Hauptstadt in Madrid, Brüssel, Wien, Paris, Berlin suchen, immer eine Grenzprovinz, lag es bald an der Ost-, bald an der Westgrenze eines großen Staates, und ist doch immer gut deutsch geblieben.

Als Stammsitz der Herzöge von Geldern führt uns die unbedeutende Stadt mit dem berühmten Namen in jenen mittleren Strich der Niederlande, wo das Feudalwesen überwucherte und unter dem Einflusse der Ritter und Herren weder ein altdeutsch selbständiges Bauerntum sich behaupten konnte, wie im friesischen Norden, noch ein großartiges Städteleben aufkam, wie im belgischen Süden. Es ist darum ein neckisches Spiel der Geschichte, daß heute in der preußischen Stadt Geldern die Alleen auf den niedergelegten mittelalterlichen Wällen mit Plakaten versehen sind, auf welchen ein Graf aus einem alten westfälischen Geschlechte als Bürgermeister von Geldern die Anlagen dem Schutze des Publikums empfiehlt.

Diese Anlagen überraschen uns aber auch in anderer Weise: durch eine stattliche Allee hochschüssiger Buchen. Im inneren Deutschland ist die Buche als regelrechter Alleebaum unerhört; nur im feuchten Niederungslande mag der harte, eigensinnige

Waldbaum zu so gleichmäßig schlanken Stämmen mit oben breit schattendem Laubdach nach Pfahl und Schnur herangezogen werden.

Noch lebendiger zeigt sich dieser Charakter des Wasserlandes bei einem Gange vor die Stadt. Gärten, von kleinen Wassergräben rings umrahmt, mit Portalen und Schattengängen von barock verschnittenem Taxus geschmückt, verraten bereits die Nähe Hollands. Hinter den Gärten beginnen frische Wiesen, und am jenseitigen Wiesensaume lockt ein hoher Eichwald. Wir eilen hinüber, um dort im Schatten zu lagern, aber am Rande angelangt, entdecken wir erst, daß auch der Wald rings von einem breiten Wassergraben umzogen wird; wir gewahren eine kleine, höchst zierliche Brücke, allein sie ist durch eine ebenso zierliche Gattertüre abgesperrt, und daneben steht eine Tafel mit der Aufschrift „Privatweg". Ein Gärtner, welcher eben den Waldpfad mit dem Rechen bearbeitet, erlaubt uns übrigens einzutreten. Das Innere des Wäldchens ist wieder von zahlreichen kleineren Wassergräben rechtwinklig durchschnitten, so daß wir uns streng auf dem sauberen Wege halten müssen; wir suchen vergebens den Wald im Walde, denn zum Wald gehören nicht bloß Bäume, sondern vor allen Dingen auch Wildnis und Freiheit. Zwar gibt es auch noch wirklichen Wald an dieser deutsch-holländischen Grenze, aber er kommt nur da, wo Bodenplastik und Landschaftscharakter ausnahmsweise einmal nicht holländisch sind, und gerade das Flachland an der Niers zeichnet sich aus durch sein herrliches Grün und seine großen Baumgruppen, welche täuschende Kulissen eines Waldes, aber keinen wirklichen Wald bilden. Gar oft winkt von fernher solch scheinbarer Wald, kommt man aber näher, so ist es nur eine Zeile dicht verwachsener Bäume längs eines Kanals, und sucht man Rast in ihrem Schatten, so fällt derselbe ganz gewiß jenseit des Wassers. Setzte ich mich doch bei Kevelaer, nachdem ich lange von Baumgruppe zu Baumgruppe gegangen und immer wieder in der eben bezeichneten Weise getäuscht worden war, zuletzt derart am Wasserrande nieder, daß ich Schuhe und Strümpfe auszog und die Füße ins Wasser hängen ließ, weil ich einzig in dieser Stellung ein ordentliches Stück Schatten genießen und das Kevelaerer Wallfahrtsbüchlein, welches ich mir zur Nachmittagslektüre in

die Tasche gesteckt, mit Behagen studieren konnte. Erst weiter westwärts gegen das Heideland zur Maas hinüber gab es wieder trockenen Schatten.

Wald- und schattenloses Land verdrießt den echten Fußgänger nicht, aber durch ein waldgrünes Land zu wandern, welches mehrenteils nur den täuschenden Schein von Waldesfreiheit und Waldesschatten bietet, das ist verdrießlich. Früher war es auch in diesen Niederungen anders, sie besaßen großen echten Wald: allein die Zeit ist längst vorbei, wo (im 13. Jahrhundert) auf einem Hofe bei Crefeld noch die Pflicht lastete, daß der Bauer alljährlich zum Domkirchweihfest nach Köln eine Kuh und ein Wildschwein liefern mußte, und wenn man jetzt etwa in Crefeld oder Geldern einen Rehbraten ißt, so stammt er aus dem Reichswalde bei Cleve, das heißt aus jenem Hügellande, wo die Gegend zum Schlusse noch einmal mitteldeutsch wird und echten Wald gewinnt.

Das städtereiche rheinische Holland ist ein Land des ausgeteiltesten Privateigentums. Wer gleich mir die unbegrenzte Wegfreiheit des bayerischen Hochgebirges gewöhnt ist, wo Wald und Wiese und Feld, ja selbst der Durchgang durch Hof und Garten dem Fuße des Wanderers offen liegt und die Schonung fremden Eigentums zunächst dem allgemeinen Billigkeitsgefühle anheimgegeben bleibt, dem schmeckt es freilich schlecht, sich überall auf einen Weg gebannt zu sehen, ja nicht einmal jeden Weg gehen zu dürfen. Zwar steigt die Zone der Flurschützen und Feldwächter hoch nach Süden hinauf, denn sie beginnt überall da, wo Obst- und Weinkultur herrscht und intensiver, wohl gar gartenmäßiger Feldbau und Stallfütterung. Wo man dagegen überwiegend Wiesenland mit Weidevieh sieht, da erwartet der denkende Mensch Wegfreiheit und wenige oder gar keine Flurschützen. Allein wenn zahlreiche Verkehrslinien solches Weideland kreuzen und das Privateigentum an Grund und Boden seit alter Zeit scharf ausgemessen war, dann schwindet der freie Weg auch bei Wald und Wiese.

Dem gemessenen Wege des Menschen entspricht der gemessene Weg des Viehes in unserem Grenzstrich. Wer mit dem flüchtigen Dampfwagen durch die Landschaft fährt, der sieht hier schon

überall frei weidende Kühe, prächtige Tiere von bunten Farben, rechte Holländerkühe. Aber bei langsamerem Gang entschwindet dem genauer betrachtenden Auge ein gut Stück ihrer Freiheit. Nicht nur, daß die Wiesen durch Hecken und Gräben begrenzt sind, auch auf engere Bezirke ist das Weidevieh wiederum durch gespannte Drähte abgesperrt. Darum trägt es auch keine Glocken, denn wenn sich die Kuh nicht verlaufen darf, dann braucht sie auch nicht zu läuten. (Dagegen läuten die Fuhrmannspferde hier zu Land.) Von jener Romantik unseres Hochgebirges, wo man Nachts mitten auf offener Landstraße wider ein paar schlafende Pferde prallen kann, oder auf gangbarstem Fußsteige plötzlich in Zwiesprach mit einem einsam lustwandelnden Stier gerät, der brummend seinen dicken Kopf schüttelt, indem er uns den schmalen Weg vertritt, — von solcher Romantik habe ich hier keine Spur gefunden. Grasten einzelne Kühe ja an der Landstraße, dann sah ich sie am langen Strick gehalten, der wohl um so fester sein mußte, da der Führer in Holzschuhen zu nicht ganz gleichem Wettlauf gerüstet gewesen wäre. Ich dachte dabei unwillkürlich an die sinnreiche Methode, die mein Hauswirt in Brunnbüchel bei Kreut einschlägt, um seine in den weiten Wäldern verlaufenen Kühe möglichst rasch wieder aufzuspüren. Er wartet ab, bis wenigstens eine Kuh von selbst wieder heimkommt, jagt sie dann sofort wieder in den Wald zurück, und schreitet spähend und horchend hinter ihr drein, denn er weiß sicher, daß sie ihm zeigen wird, in welcher Wildnis auch die übrigen zu finden sind. Diese Wegfreiheit sogar fürs liebe Vieh eröffnet uns eine weite kulturgeschichtliche Perspektive. Sie ist nur denkbar, wo es keinen nennenswerten Feldbau mehr gibt und der Holzwuchs auch des üppigsten Waldes nur äußerst karg rentiert; ferner setzt sie voraus entweder weit verstreute Hofsiedlungen oder bei kleineren Weilergruppen eine eigentümliche Gütergemeinschaft, welche in einzelnen Fällen noch darin besteht, daß Wald- und Weideland Gemeingut des Weilers ist, ein Besitzunterschied aber doch derart sich abstuft, daß der größere Bauer mehr Vieh, der kleinere weniger zu halten berechtigt ist. Das kann dann weiden wo es will, und Morgens und Abends kommt es zum Melken pflichtlich schon von selbst ans Haus. Ja sein

Erscheinen ist oft der einzige regelmäßige Zeitmesser des primitiven Hirtenvolkes.

Der wirtschaftsgeschichtliche Gegensatz zwischen den weidenden Kühen Hollands und des Niederrheines und anderseits unserer inneren Alpentäler lockt aber auch zu einer kunstgeschichtlichen Parallele. Die alten Holländer malten das Vieh meist in der Ruhe oder doch nur in lässiger Bewegung; die neueren schweizerischen und oberdeutschen Tiermaler hingegen stellen es mit Vorliebe in der Leidenschaft, oder auch im grotesken Spiel, in seiner humoristischen Tölpelei dar, sie charakterisieren und dramatisieren, während jene mehr ruhige Stimmung gaben. Dieser Grundunterschied erklärt sich meines Erachtens nicht bloß daraus, daß der Oberdeutsche bewegterer Natur ist als der Niederländer, und darum geneigter, das Bewegte zu gestalten, und daß anderseits die moderne Kunst überhaupt affektvoller geworden ist. Der Münchener Maler hat das Tier in seiner Freiheit zum Vorbilde, der Niederländer das Tier, welches gleich seinem ganzen Land von Schranken und Grenzwehren umstellt ist, innerhalb derselben aber durch den täuschenden Schein behaglicher Freiheit anmutet.

Mächtiger vielleicht wirkt aber noch ein anderes Verhältnis des Tieres zur Landschaft. Auf der weiten ebenen Wiesenfläche Hollands heben sich die scheckigen Kühe als der einzige plastische Gegenstand ab, der Form und mannigfaltiges Kolorit in die einförmige Szenerie verwebt, sie erscheinen in ihrem trägen Behagen selber wie ein landschaftliches Naturgebilde, erfüllen schon in ihrer Ruhe höchst bedeutsam den Vorder- und Mittelgrund und machen eine solche Wiesenlandschaft überhaupt erst malenswert. Es ruht die Gegend mit dem Vieh. In den Alpen dagegen ist selbst bei dem fragmentarischen Hintergrund eines Viehstückes die Natur so gewaltig und reich in Form und Farbe, daß sie das Vieh erdrücken würde, wenn man es bloß in seinem passiven Dasein als einen Teil der Landschaft behandelte. Berg und Wiese und Wald haben da für sich schon dramatische Bewegung, und die Tiere treten erst kräftig und harmonisch hervor, wenn der Künstler auch sie in selbständige Handlung setzt und durch den Reiz psychologischer Effekte dem landschaftlichen Aufbau überordnet.

7. Drei Wunder von Kevelaer

Jeder gebildete Deutsche kennt die Wallfahrt nach Kevelaer — aus Heines Gedichten. Von Kevelaer selbst erfährt er dort freilich nichts. Denn obgleich Heine gar wohl die Kunst verstand, in drei Zeilen eine Örtlichkeit zu zeichnen und Lokaltöne aufzusetzen, so hat er es diesmal doch verschmäht, und die rührende Geschichte, welche er von seiner Wallfahrt erzählt, könnte ebensogut bei jedem anderen Gnadenbilde spielen als bei der Muttergottes von Kevelaer. Es führt aber diese Madonna einen unterscheidenden Namen vor anderen Madonnen, sie heißt die Trösterin der Betrübten, „Consolatrix afflictorum", wie an ihrer Kapelle zu lesen steht, und so gehört denn Heines Geschichte doch eben gerade nach Kevelaer: die consolatrix afflictorum war es, welche dem Jüngling die Hand aufs kranke Herz legte, um es zu heilen — durch den Frieden des Todes.

Übrigens ist Kevelaer auch ohne Heines Verse einer der merkwürdigsten deutschen Wallfahrtsorte, und ich rechne es zu meinem besonderen Reiseglück, daß mir's vergönnt war, einen ganzen schönen Augustsonntag dort zu verweilen, als gerade die Wallfahrer zu Tausenden von allen Seiten zusammenströmten.

Kevelaer hat eine Kapelle, vier Kirchen und beiläufig dreitausend Einwohner. Ich setze gegen alle geographische Regel die Kirchen vor die Einwohner und die Kapelle vor die Kirchen; denn ohne die Kapelle wären weder so viele Kirchen da noch so viele Einwohner, und Kevelaer wäre ein ganz obskures kleines Dorf. Diese sechseckige Kapelle stehet aber mitten im Orte auf einem mäßig großen freien Platze. Hier und in den nächstliegenden Straßen sammelt sich das ganze wogende Menschengewimmel.

Es war ein prächtiger Anblick. Der Platz von hohen, schlanken Bäumen überschattet, deren Wipfel in den wolkenlosen Himmel ragten, rechts im Vordergrunde die große gotische Wallfahrtskirche, ein schöner dreischiffiger Neubau, daneben die Beichthalle und das Gebäude des Oratoriums mit der sinnigen Auf-

schrift: Christo peregrinanti in terris, links die alte Pfarrkirche, in der Mitte die Gnadenkapelle, im Hintergrund eine Reihe schmaler kleiner Giebelhäuser, echt holländisch mit den lebhaftesten Farben gemalt, dann im Vordergrunde verstreut Buden mit Heiligenbildchen, Rosenkränzen, Wallfahrtsbüchlein und allerlei anderer bunter Ware — und nun der ganze Raum erfüllt von Andächtigen, die zu Hunderten betend auf den Knieen liegen oder in großen Chören singen, zu den Kirchen aus und ein strömen, und selbst im äußeren Ring des Platzes langsam, gemessen, fast lautlos durcheinanderwogen. Das ganze formenreiche Bild belebt sich dazu durch eine wahre Pracht derb kontrastierender Farben, wie sie kein Maler schöner und gesättigter zusammendichten kann: die grünen Bäume, der blaue Himmel, der lichte Steinton der neuen Kirche, der dunkle, geschwärzte der alten, die heiteren Farben der Wohnhäuser, und dazu die bewegte Menge, fast ganz in Schwarz gekleidet, vorab die Frauen im glänzend schwarzen Seidenkleid, von welchem sich mancherlei Goldschmuck und die weißen breiten Brabanter Hauben wundervoll abheben.

Weit auffallender als die grellen Farbengegensätze hier an der Schwelle der Niederlande, wo sonst Landschaft und Staffage vielmehr in abgedämpfte Mitteltinten getaucht ist, erscheint dem Süddeutschen jedoch ein anderer Kontrast: daß eine so gedrängte Menschenmasse so still sein kann und daß die Straßen so vollgepfropft von Menschen sind und die Wirtshäuser so leer. Ich ging aus dem Gewühl der Kirchen und Straßen in das beste Gasthaus zum Mittagstisch: dort war es so leer wie anderswo in der Kirche bei einer Nachmittagspredigt. Wir setzten uns etwa zu Zwölfen zur Tafel, der Wirt und die Wirtin führten patriarchalisch den Vorsitz, ein kleines Töchterchen servierte, jeder sprach im stillen sein Tischgebet; die meisten Anwesenden waren Wallfahrer. Man hatte durchaus den Eindruck, als ob man in einer ehrbaren Bürgerfamilie vom guten alten Schlag zu Gaste sei. In den geringeren Wirtshäusern ging es wohl etwas lebhafter zu; allein auch dort waren auffallend wenige Leute im Vergleich mit dem Menschenstrom, welcher vor den Fenstern auf und ab flutete. Ich dachte an manche oberdeutsche Wallfahrt,

wo es mit zur Würze des Tages gehört, daß man im erdrückenden Knäuel der durstigen. Andächtigen eine halbe Stunde lang um einen Krug Bier oder eine Wurst kämpfen muß; in der Kirche wird das Adagio gespielt und nebenan im Wirtshause folgt dann das Menuett wie in einer richtigen Symphonie, heller volksfestlicher Jubel mit Trinkgelagen und Kegelpartien; am Morgen zerschlagene Herzen und am Abend zerschlagene Köpfe. Und endlich des Nachts das gemeinsame Übernachten halber Gemeinden, Mann und Weib, in Scheunen und eigens aufgebauten Bretterhütten, wo die malerische Konfusion zuzeiten auch in etwas moralische Konfusion übergehen soll. Ich sage, das kommt bei oberdeutschen Wallfahrten manchmal vor und verwahre mich dagegen, daß man mir dieses „manchmal" für „immer" lese, denn man kann heutzutage nicht deutlich genug schreiben. Die Regel bleibt aber doch der heitere volksfestliche Charakter, welcher sich im Süden mit dem asketischen Werke der Wallfahrten verbindet. Das ist nun in Kevelaer ganz anders, wie uns auch im dortigen Wallfahrtsbüchlein gedruckt versichert wird. Große Prozessionen kommen und gehen, ohne im Orte weiter einzukehren, sie bringen ihren Proviant selber mit, und den Zug beschließen mit Linnen gedeckte Wagen, in welchen die Müden unterschlupfen können. Längs der Wände des Schiffes der neuen gotischen Kirche aber hat man umlaufende Bänke angebracht: dort rasten Nachmittags Hunderte von Wanderern beschaulich in langen Reihen, und diese stille Rast in der schweigenden Kirche kam mir fast frommer vor als das laute Singen und Beten draußen unter den Bäumen vor der Kapelle.

Es ruhet ein puritanischer Geist auf der Wallfahrt von Kevelaer, und der lautlose Ernst der gläubigen Menge erinnert uns, daß wir hier schon auf dem Boden der ehemaligen spanischen Niederlande stehen, während uns das tirolische und südbayerische Wallfahrtsgetümmel gar leicht über die Berge in das benachbarte Italien entrückt.

Jene echt niederdeutsche gemessene Haltung des Volkes bei einer katholischen Wallfahrt war für mich das erste Wunder von Kevelaer.

Das zweite fand ich in der Geschichte des Gnadenbildes

selber. Die Muttergottes von Kevelaer entstammt dem Dreißigjährigen Kriege. Sie ist nichts weiter als ein Papierblatt mit der Abbildung der Muttergottes von Luxemburg, welches ein hessischer Soldat im Jahre 1642 von dort herüber gebracht hatte. Ursprünglich auf eine Holztafel geklebt, wurde das Bild später mit einem vergoldeten Silberrahmen und anderem kostbarem Schmuck umgeben. Allein obgleich das Wunderbild von so gar unscheinbarem Stoffe, ja nur die Kopie eines anderen war, und obgleich die Kriegsfurie das kleine Kevelaer erst 1635 erschrecklich heimgesucht und noch im vorgedachten Jahre 1642 selber in nächster Nähe (Schlacht bei Kempen am 7. Januar) getobt hatte, so strömten doch alsbald Tausende von Gläubigen herbei und der Zulauf der Pilger wuchs dergestalt rasch, daß schon am 22. Oktober 1643 der Grundstein zu der jetzigen großen Kapelle gelegt werden konnte und schon 1646 Oratorherren von Mecheln hieher zogen, um die Wallfahrt zu leiten und sich dauernd in Kevelaer anzusiedeln. Solch rasches Aufblühen in solcher Zeit erscheint mir eigentlich als das merkwürdigste Wunder des Bildes und gibt zugleich einen höchst bedeutsamen Wink für die Charakteristik des Volkes dieser Gegend.

Wie die Muttergottes selber aus Luxemburg herübergebracht wurde, so scheint im ersten Jahrhundert auch die größere Schar der Pilger aus dem heutigen Holland gekommen zu sein, in der Liste der älteren Mirakel finden sich viele holländische Namen, und die Wallfahrtsbüchlein sind von 1647 bis zur französischen Revolution sämtlich in holländischer Sprache verfaßt; obgleich Kevelaer doch schon seit 1713 politisch zu Preußen gehörte. Allein kirchlich gehörte es zum Bistum Roermonde (jetzt zu Münster), und auch heutigen Tages ziehen noch immer zahlreiche Wallfahrer aus dem benachbarten Brabant und aus holländisch Geldern nach Kevelaer, es wird ab und zu holländisch gepredigt und das auf einige Beichtstühle mit Kreide geschriebene Wort „hollandsch“ erinnert uns, wie nahe wir bereits der Grenze gekommen sind.

Das dritte Wunder von Kevelaer ist ein politisches und kann weit sicherer rationell erklärt werden als die kirchlichen. Kevelaer fiel durch den Utrechter Frieden 1713 an Preußen, und

im sechsten Friedensartikel ist den Bewohnern des ehemaligen Oberquartiers Geldern die katholische Religionsübung samt den öffentlichen Prozessionen und Wallfahrten nach althergebrachter Weise ausdrücklich gewährleistet. Als nun im Jahre 1714 König Friedrich Wilhelm I. von Preußen in dieses neuerworbene Gebiet und auch nach Kevelaer kam, ließ er sich eine Schachtel voll Rosenkränze schenken, betrachtete dann die großen zum Opfern bestimmten Kerzen und wählte die größte für sich selber aus, um sie darzubringen und, wie er vor vielen Hundert Menschen sagte, „anzünden zu lassen zu Ehren der seligen Mutter Gottes". Dann forderte er den erstaunten Superior der Oratorherren auf, sich eine Gnade zu erbitten. Derselbe bat zunächst um Schutz für Kevelaers kirchliche Privilegien, worauf der König sprach: „Protegam, fovebo, manutenebo!" Das war preußische Realpolitik, und wo es galt, in einem neuerworbenen Lande festen Fuß zu fassen, da opferte der reformierte Fürst die größte Kerze zu Ehren eines wundertätigen Muttergottesbildes, dachte aber bei den lakonischen drei Worten neben den Privilegien von Kevelaer ohne Zweifel auch in anderem Sinne an ganz preußisch Geldern und an seinen neuen Besitz des Landes: protegam, fovebo, *manutenebo!*

Im Jahre 1738 kam derselbe König noch einmal nach Kevelaer, begleitet von dem Kronprinzen (Friedrich II.); damals nahm er nur einige Dutzend Rosenkränze und Gebetbücher mit zum Geschenk für seine Lieblinge, für lange Soldaten, natürlich katholischen Glaubens. Als im 19. Jahrhunderte wiederum ein künftiger König von Preußen, der Kronprinz Friedrich Wilhelm (1833) Kevelaer besuchte, opferte er keine Kerze mehr, sondern betrachtete nur das Gnadenbild, die Kerzen und das Wappen seines Ahnherren, und erwies sich, wie der Bericht lautet, „sehr freundlich und wohlwollend". Politische Mirakel waren damals in der Tat nicht mehr nötig, preußisch Geldern gehörte bereits zu den „älteren Provinzen".

Merkwürdigerweise gehen auch die im Wallfahrtsbüchlein (von 1858) verzeichneten kirchlichen Wunder des Bildes genau nur bis zur französischen Revolution. Der Verfasser, Pfarrer Krickelberg, erklärt uns dies dadurch, daß bis 1788 nun eben

Wunder genug beglaubigt worden seien, und daß derjenige selbst wunderlich sei, der noch weitere Wunder fordere. Es scheint also eine Ökonomie der Übernatur zu geben, ähnlich wie eine Ökonomie der Natur, welche, wie bekannt, ja auch nichts Überflüssiges macht. Demgemäß wurde dann auch die preußische Politik neuerdings haushälterisch in Wundern — namentlich frisch annektierten Ländern gegenüber.

Sechstes Kapitel

Die Höhenstraße von Xanten nach Nymwegen

1. Sage und Geschichte

Ich verlasse die neue Eisenstraße, welche uns durch das Tiefland der Erfft und Niers hart an die Maasgrenze führt, und verfolge vom Rheine herüber noch die Richtung der alten Römerstraße, die auf einem flachen Höhenzuge von Xanten über Cleve nach Nymwegen ging. Diese Linie ist in doppeltem Sinne von der Natur vorgezeichnet, einmal durch die Hügelkette, dann durch eine Strecke des ehemaligen Rheinlaufes am Fuße der Hügel, das sogenannte „Kirmesdael".

Hier ragt deutsche Landschaft und deutscher Städtecharakter am tieffsten westwärts ins Niederländische hinein, während umgekehrt auf dem bisher beschriebenen Wege holländische Art am weitesten in deutsches Land vorgreift.

Drei Städte fesseln hier besonders unsere Aufmerksamkeit; eine jede derselben liegt auf einer Anhöhe und bietet einen charaktervollen Aussichtspunkt, welcher je ein anderes geographisches Gebiet beherrscht: vom Turme der Viktorskirche in Xanten überblicken wir den untersten deutschen Rheinlauf; vom Schwanenturm der Burg zu Cleve schauen wir hinüber zur Schenkenschanze, dem (wenigstens historischen) Teilungspunkte des holländischen Rheindeltas; von der Trümmerstätte der alten Kaiserpfalz zu Nymwegen liegt die Betuwe vor unserem Auge gebreitet, die alte Bataverinsel zwischen Waal und Leck. Aber auch drei Fernsichten anderer Art erschließen sich uns beim bloßen Klang des Namens dieser drei Städte: bei Xanten gedenken wir der deutschen Heldensage im Nibelungenlied, bei Cleve der ritterlichen Dichtung im Lohengrin, bei Nymwegen steigen mächtige Kaisergestalten der Karolinger- und Salierzeit vor unserem Geiste empor.

Xanten steht auf uralt fränkischem Boden und war früher schon der Sitz fränkischer Großer. Als Colonia Trojana (nicht Trajana, denn eine Römerkolonie war hier wohl nicht vorhanden) führt es uns zu jenem merkwürdigen, oft belachten zweiten Kapitel des Fredegar, wo die Franken als Sprößlinge der flüchtigen Trojaner geschildert werden, die sich nach langer Irrfahrt am Ufer des Rheines niederließen, „und begannen unfern des Flusses nach dem Muster von Troja eine Stadt zu bauen, die sie auch Troja nannten". Die seltsame Sage klingt dann weiter durchs ganze Mittelalter.

Erinnert Xanten uns Deutsche an eine dunkle Stammsage, so sieht der Holländer in dieser Stadt eine Gedenkstätte aus der ältesten Geschichte seines Volkes. Er sucht nicht die Colonia Trojana, sondern die Castra vetera in oder bei Xanten, berühmt durch die Freiheitskämpfe der Bataver unter Civilis gegen die Römer. Und wenn diese Erhebung zunächst auch mißlang, so erblickt der patriotische holländische Historiker in ihr doch ein großartiges Vorbild der Freiheitskämpfe, welche sein Volk anderthalbtausend Jahre nachher siegreicher gegen ein anderes weltbeherrschendes Reich gefochten hat und vergleicht beide Revolutionen, geistreich spielend, wohl gar im einzelnen, wozu schon Schiller den Weg deutete.

Das erste Abenteuer des Nibelungenliedes führt uns nach Worms zu Kriemhilde, das zweite nach Xanten zu dem jungen Siegfried — „der starke Sîfrit, der helt von Niterlant", wie der Text sagt. Worms und Xanten liegen weit auseinander, jenes bei den „Burgonden", dieses im „Niederlande", Kriemhilde und Siegfried konnten wohl von dort und hier zusammenkommen, aber man sollte meinen, zwischen den beiden Orten selbst sei kein weiterer Zusammenhang. Dennoch ist dem also. Die moderne Forschung entdeckte Urkunden (sie sind schon bei Schannat und in Würdtweins historischen Subsidien abgedruckt) aus dem Jahre 1237, also nicht viel jünger als der Zeitpunkt, in welchen wir die gegenwärtige Redaktion des Nibelungentextes setzen, denen zufolge die Xantener Viktorskirche in der Wormser Gegend begütert war und vermutlich die Viktorskirche zu Guntersblum bei Worms gegründet hat. Der hl. Viktor von

Marseille, der Sieger, als Drachentöter abgebildet, erinnert aber selbst wieder in Name und Tat an Siegfried, den Drachentöter, und bekanntlich führt auch die Stadt Worms einen Lindwurm als Schildhalter ihres Wappens. Welch rätselhafter Dämmerschein von Sage und Geschichte, der Nahes und Fernes mit gleichem Farbentone übergießt, nicht aufklärend, sondern verwirrend und die Phantasie verlockend zum keckten Spiele! Und dennoch ruht im dunklen Hintergrunde wieder etwas mehr als bloßes Phantasiespiel. Mancherlei alter Verkehr zwischen Xanten und Worms ist nachgewiesen; das Kloster Lorsch z. B., Worms gegenüber auf dem rechten Rheinufer, Lorsch, in dessen Kirche Frau Ute, Kriemhildens Mutter, begraben ward, besaß Güter nicht gar weit von Xanten in der Grafschaft Geldern.

Solch zerstreute Winke der urkundlichen Ortsgeschichte mögen Xanten und Worms, die von der Sage verbundenen Städte, einander näher rücken. Überraschend verwandt ist aber auch der Charakter der weit entfernten Landschaft, welche hier und dort die beiden Punkte umrahmt. Bei Worms wie bei Xanten hat der Rhein, im Flachland strömend, mannigfach sein altes Bett verlassen, von welchem nur noch Altrheine Kunde geben oder sumpfige Niederungen; bei beiden Orten regeln Steindämme den neuen Stromlauf, hier wie dort verwandte Bodenformation, von neuester Bildung für den Geognosten, aber uraltes Kulturland für den Historiker, kurzum im ganzen und einzelnen verwandte Szenerie. Man kann eben den niederrheinischen Charakter gleichsam episodisch vorgebildet finden an den Rheinufern zwischen Mannheim und Oppenheim, holländisch ist er nicht, aber auch die Rheinlandschaft bei Xanten wird demjenigen kaum holländisch erscheinen, der von Geldern und Kevelaer herüberkommt.

Fragen wir freilich die Leute aus der Gegend von Xanten und Worms, wie sie jene beiderorts so ähnlichen vom wechselnden Rheinlauf geschaffenen Bodengebilde heißen, so erhalten wir dort und hier ganz verschiedene Namen und werden bei Xanten alsbald wieder erinnert, daß wir auf dem Wege nach Holland sind. Hier nennt man die Altrheine „Strangen" (holländisch strang), die abgeschnittenen teichartigen Flußüberreste „Maare, Mehre oder Meere", ein Name, der sich auch zur Maas und nach Hol-

land hinüberzieht, die versumpften Stromüberbleibsel „Donke“ (auch bei Ortsnamen öfters auftauchend), die durch Deichbruch ausgewühlten Wasserlöcher „Kolke“ wie in Holland und an der deutschen Nordseeküste, die Inseln „Wurde“, holländisch waard, mittelrheinisch Wörth, die Landspitzen „Spei, Spyk“, ein Name, welcher dem Oberrheiner völlig fremd ist, und nur bei Koblenz in dem Ortsnamen Osterspei, Oberspei und Niederspei noch einmal auftaucht.

2. Die Xantener Viktorskirche

Xanten ist eine kleine stille Landstadt; sie würde uns nur in Gedanken fesseln, wenn nicht die St. Viktorskirche, all das umliegende zwergenhafte Bauwerk mächtig überragend, unser Auge ganz gefangen nähme, — außer dem alten Stadttore an der Straße nach Calcar der einzige augenfällige Überrest des Mittelalters.

Die Kirche zeigt nach Stil und Zeitalter dreierlei Kunst; romanische Bauweise an der Westfassade, aufkeimende und blühende Gotik am Chor und den Schiffen und Spätgotik mit Übergang zur Renaissance im Oberbau der Türme und bei mancherlei architektonischem Schmucke des Innern. Die romanische Fassade hat überwiegend kunsthistorisches Interesse, der herrliche gotische Hauptbau künstlerisches, der spätgotische Turmbau ethnographisches. Die Türme stellen uns nämlich einen populären niederrheinischen Typus dar, welcher hier bei sehr vielen Dorfkirchen wiederkehrt und solchergestalt auch den landschaftlichen Charakter mit bestimmen hilft, einen Viereckbau, worauf die niedrige Schlußpyramide ohne vermittelndes Achteck unmittelbar aufsitzt. Am Mittelrhein hat man ein mäßiges Achteck, in Bayern ein übermäßiges, weshalb so viele alte Kirchtürme am Niederrheine vierschrötig erscheinen, während die mittelrheinischen häufig wohlproportioniert sind, die bayrischen nicht selten überschlank, — man denke an St. Martin in Landshut — wie Spargeln aufgeschossen.

Doch an dergleichen Dinge denkt man nicht beim Anschauen der Viktorskirche, sondern erst lange nachher. Der unmittelbare

Eindruck war für mich nicht einmal ein überwiegend architektonischer, sondern ein poetischer. Erst wenn man des romantischen Zaubers Herr geworden ist, der auf dem Gesamtbilde ruht, vermag man die Schönheit der architektonischen Gebilde ruhig auf sich wirken zu lassen. Die Stadt ringsum ist neu und klein, die große alte Kirche thront in ihr wie ein königlicher Gast aus einer fremden Welt. Allein sie erhebt sich trotzdem nicht in unvermitteltem Kontraste aus der neuen Umgebung; von altertümlichen, zum Teil trümmerhaften Vor- und Nebenbauten umlagert, die einst zu ihr gehörten, ist sie doch auch wieder abgeschlossen, sie ruhet in sich, und der Eingang durch diese Vorgebäude mit manchem Reste seines künstlerischen Schmuckes versetzt uns in die Poesie der alten Zeit zurück, bevor sich noch die Kirchentüre öffnet. Die Ruinen erzählen uns, daß das altberühmte St. Viktorsstift in der französischen Revolution zu Grunde ging, während die Kirche selbst wunderbar erhalten wurde.

Gerade im Gegensatz zu diesen Zeugen der Zerstörung ergreift uns dann das voll und treu bewahrte Bild vergangener Tage im Innern und Äußern der Kirche mit doppelter Kraft. Sie wurde weder durch Krieg, Raub und Brand verwüstet, noch durch den kaum minder gefährlichen blinden Restaurations- und Säuberungsfanatismus. Wie sie erwachsen ist, so steht sie da, ein echt historisches Denkmal; denn die Geschichte ist nicht Altertum, die Geschichte ist Werden und Wachsen. Alle kunstgeschichtlichen Epochen seit dem 13. Jahrhundert steigen vor unseren Augen empor: St. Viktor ist ein wahres Museum von Kunstaltertümern, aber nicht ein absichtlich hinterher angelegtes, sondern von selbst entstanden. Und im Anschauen der Fülle großer und kleiner Denkmäler des Innern — Skulpturen, Tafel- und Glasgemälde, Teppiche, Geräte 2c., sehen wir die Vorfahren leibhaftig an uns vorüberziehen mit ihrem Glauben und Aberglauben, Fürchten und Hoffen, Geschmack und Barbarei, Stolz und Demut. Das ist ja die poetische Weihe der allmählich erwachsenen und samt den bunten Zutaten der Jahrhunderte bewahrten mittelaltrigen Kirchen, welche keine noch so korrekt einheitliche Restauration, kein noch so vollendet stilgemäßer Neubau zu gewinnen vermag. Es gibt künstlerisch bedeutendere und gibt

noch besser erhaltene Kirchen als die Xantener, allein ich kenne keine, welche so schön und so vollständig erhalten zugleich wäre, das Dauernde im Gang der Zeiten verkündend und dann umgeben von einem Trümmerkranze, der, ein Wahrzeichen der Wandelbarkeit, uns nicht minder klar Geschichte predigt.

Eine Kirche, deren Inneres wie ein absichtslos gewordenes Museum vieler Jahrhunderte erscheint, hält uns auf deutschem Boden fest; denn in den meisten Kirchen Hollands hat der Bildersturm gründlich aufgeräumt, sie sind nur allzu oft kahl, leer, verbaut im Innern und nur der architektonische Rahmen bewahrte noch das ursprüngliche Bild.

Darum fehlt es aber doch nicht an einzelnen Eindrücken, welche uns auch in der Xantener Kirche erinnern, wie nahe wir den Niederlanden gerückt sind. Das Altargemälde, von Bartholomäus de Bruyn, einem Meister der kölnischen Schule, gemalt im Jahre 1536, zeigt uns nicht bloß, wie tief der Einfluß der Eyckschen Kunstweise am Niederrheine griff, sondern auch wie lang und nachhaltig derselbe hier das Feld behalten hat. Und wie wollte man überhaupt unsere altniederrheinische Malerei verstehen und die westfälische des 15. und 16. Jahrhunderts dazu, wenn man sie nicht im untrennbaren Zusammenhange mit der altniederländischen erfaßte?

Bei dem inneren Schmuck der Xantener Kirche (wie auch in Cleve und anderen Nachbarorten) überrascht den Fremden die auffällige Verwendung blanken Messings nicht bloß zu massiven Kronleuchtern und ähnlichen Geräten, sondern auch zu allerlei rein architektonischem Ornament. Auch hierin spürt man die Nachbarschaft Hollands, wo das glänzend polierte, allezeit rein gescheuerte Messing von Kirche und Haus bis hinab zu den Milchwagen auf der Straße mit ihren weithin blinkenden großen Messinggefäßen eine so charakteristische Rolle spielt.

Der Stil des gotischen Hauptbaues der Viktorskirche bezeugt den Zusammenhang mit der Kölner Bauhütte wir stehen noch auf dem Boden der Kölner Architekturzone und blicken rheinaufwärts, wie man vom Werke des Schülerkreises auf den Großmeister der Schule blickt. Allein dabei dürfen wir nicht vergessen, daß auch der Dom zu Utrecht von Jüngern der Kölner

Hütte erbaut sein soll, und daß der Kölner Dom selber auf einem stilistischen Übergangsgebiete steht, nicht zwar zwischen Niederrhein und Holland, wohl aber zwischen Westdeutschland und Ostfrankreich. Also Grenzlage aller Orten.

Man hat äußerst langsam an der Xantener Viktorskirche gebaut — vom Jahre 1213 bis über die Mitte des 16. Jahrhunderts. Xanten ist klein und war auch im Mittelalter keine reiche oder bedeutende Stadt, dennoch brachte sie in Geduld und Ausdauer eine so große, reichgeschmückte Kirche zu stande, und man kann sagen, die Xantener haben sich ihre Kirche langsam geschaffen, aber sie haben sie sich selbst geschaffen.

Es gibt ein kleines, wohl nur sehr wenig gekanntes Büchlein: „Auszüge aus den Baurechnungen der St. Viktorskirche zu Xanten von H. C. Scholten.“ Der Inhalt ist scheinbar trocken genug und nur für den Fachmann lesbar: ein paar hundert Auszüge aus lateinischen Kirchenrechnungen des 14. bis 16. Jahrhunderts nebst fragmentarischer Einleitung des Herausgebers. Liest man sich aber hinein in die Hieroglyphen dieser oft wunderlich genug latinisierten und mit deutschen Flickwörtern ergänzten Rechnungen, dann gestaltet sich uns doch zuletzt ein lebensvolles Genrebild zwischen den Zeilen: Meister, Palier, Gesellen und Lehrlinge arbeiten vor unseren Augen, schaffen das Material herbei und fassen ihren Lohn, und wir entdecken nicht bloß, woher man Holz, Blei und Steine, sondern auch, woher man das Geld zum Bau genommen hat; wir sehen die Kirche, welche uns als stetig erwachsenes Werk von vier Jahrhunderten so tief anspricht, nun auch baulich emporwachsen — alles in naiv mittelalterlicher Weise — und da der letzte Meister Johannes Langenberg im Jahre 1522 stirbt, vermacht die Witwe seinen zwölf Lot schweren silbernen Zollstab der Kirche, das Kapitel aber schenkt der Witwe zu des heimgegangenen Meisters Ehren auf Lebenszeit ein Haus.

So taucht ein anmutendes Gemälde altväterischer Arbeitsweise aus diesen dürren Rechnungen. Sie reizen unsere Phantasie, sie reizen aber auch nicht minder unser Nachdenken. Was an der Kirche und für die Kirche geschieht, das deutet auf die Stadt selbst oder ihre nähere Nachbarschaft rheinaufwärts: nur in wenigen Fällen werden wir gegen Niederland gewiesen: auch

jene Kirchenrechnungen sind ein Wegweiser für unsere Straße längs den Hügeln, die mehr nach Deutschland zurück als nach Holland hinüber führt.

Unter den Xantener Baumeistern der gotischen Zeit waren zwei aus Köln, zwei aus Cleve, drei aus Wesel, zwei aus Calcar, einer aus Kranenburg, einer aus Mainz und einer aus Utrecht. Sie stammten also sämtlich aus nächster Umgegend bis auf den Mainzer und Utrechter; allein auch diese gehören noch in die weitere Peripherie der Kölner Bauhütte, deren Einflüsse man ja rheinaufwärts bis Wimpfen und Oppenheim, rheinab bis Utrecht erstreckt.

Die Gelder zum Bau flossen aus dem Orte selber, aus Renten auf Häusern in Xanten, einer Kanonikatspräbende und anderen Gefällen, aus dem Verkauf von Grabstätten, aus Vermächtnissen, dem Opferkasten und freiwilligen Gaben. Nur eine kleine Beisteuer aus der Ferne wird erwähnt: sie wurde gegeben von holländischen Pilgern, die durch Xanten nach Aachen zogen. Also bauten sich die Leute von Xanten ihre Kirche mit größtenteils landsmännischen Meistern und aus eigenen Mitteln, und die Lateinschüler haben zu guter Letzt die Dachschiefer vom Schiffe zur Baustätte getragen, doch nicht schlechthin um Gottes willen, sondern für ein Butterbrot mit Käse auf Rechnung des Kirchenfonds. Als im Jahre 1492 der letzte Meister, eben jener Johannes Langenberg, an den Bau kam, betrug die für des Baues Fortführung zu verwendende Jahressumme zwar nur 1214 Mark, was Scholten auf 1900 Taler heutigen Geldwertes berechnet, manchmal stieg sie aber auch bis 7000 Taler. Für eine Stadt, welche bloß durch den mythischen und poetischen Glanz ihres Namens reich war, gewiß keine kleine Summe! Dazu kam, daß man sich nicht mit einem Ziegelbau begnügte, wozu die Steine beim Orte selbst gebacken werden konnten, sondern, auch hierin dem Muster des Kölner Domes folgend, die Steine vom Drachenfels kommen ließ, dann auch aus dem Münsterschen, von der Ruhr, ja sogar von Namur (naemensteyn); das Blei zu den Dachrinnen bezog man von Wesel, das Holz teils aus der Nachbarschaft, teils vom Oberrheine.

Die mittelaltrigen Baudenkmale sind tiefer in dem Boden

gewurzelt, auf welchem sie stehen, als die Architekturen der Renaissance und der Neuzeit; der Gau, das Land bestimmt und bannt die Schule, und so führen uns diese Werke immer wieder auf die örtliche Volksgeschichte und den individuellen Stammescharakter zurück, sie sind nicht bloß Kunstdenkmale, sondern zugleich Kulturdenkmale des Volkes. Einseitige Verehrer der Renaissancekunst suchen neuerdings wieder ganz besonders den pfäffischen Charakter und die phantastische Barbarei der Feudalzeit im gotischen Stile und bedenken nicht, daß gerade während der gotischen Zeit die bürgerlichen Meister und Genossenschaften es waren, welche die neue Kunst den Händen des Klerus entwandten. In der geistlichen und ritterlichen Kulturepoche hatte man romanisch gebaut; die Gotik mag auch weiterhin zur Verherrlichung der Kirche dienen, sie verherrlichte aber doch zugleich das freie hochaufstrebende Bürgertum. Man spricht der Gotik national-deutschen Charakter ab und betont dabei die Priorität der nordfranzösischen Gotik, deren maßgebende Einflüsse wir im Kölner Architekturgebiete am wenigsten leugnen werden. Allein das Mittelalter übte überhaupt nicht im modernen Sinne nationale Kunst, so wenig wie eine nationale Politik. Dennoch bleibt gewiß, daß wir uns die gotische Weise durch individuellste örtliche Durchbildung ganz gründlich verdeutscht, daß wir sie zu selbständiger Höhe entwickelt und in den germanischen Ländern weit treuer und ausdauernder bewährt haben als in den romanischen. Je ferner dem deutschen Zentrum, um so willkürlicher wird die Gotik und um so kürzere Frist behauptet sie das Feld gegen die aufkeimende Renaissance.

Seit Schnaase zog man die örtliche Kulturgeschichte erläuternd und begründend in die mittelalterliche Kunstgeschichte; allein auch umgekehrt kann der Volksforscher in den mittelaltrigen Kunstdenkmalen einer Gegend unterscheidende Anhaltspunkte für die örtlich historische Charakteristik des Volkes finden. Die Bauwerke des Mittelalters haben allezeit ein anregendes und orientierendes Objekt meiner Wanderstudien gebildet. An einer alten Kirche würde der Kundige gar oft schon erraten, ob er sich in Franken, Schwaben, Bayern, an der Ostsee, am Niederrhein befände, wenn man ihn aus der Luft so plötzlich dorthin

versetzte. Das kann er wohl auch bei romanischen Werken, aber er vermag es nicht bei Bauten der Renaissance oder der Neuzeit. Aus diesen spricht die Individualität des Künstlers und die nicht an Stamm und Gau gebundene Schule. Bei mittelaltrigen Bauten fragt man vorab nach Ort und Zeit, bei späteren nach dem Meister. Die Renaissance ist und war von Anbeginn weltbürgerlich, die Gotik volkstümlich individualistisch, und ich glaube fast, weil sie so individualistisch war, haben die allezeit sondertümlichen Deutschen diese Kunstweise so gern gehabt. Die Renaissance ist ein Produkt gelehrten Studiums; die Gotik erwuchs naiv mit unserer Bildungsgeschichte, sie erwuchs aus dem Volksgeiste. Darum wirkt die Renaissance nur, wo sie groß oder reich, zierlich oder fein ist, wo sie ein durchgebildetes Kunstwerk gibt; die Gotik kann uns auch bei einer rohen Dorfkirche noch liebenswürdig anmuten, wie ein Volkslied mit allen seinen falschen Reimen, Knüttelversen und Gedankensprüngen, während eine sapphische Ode derlei wildwüchsiges Wesen nicht im mindesten verträgt.

Das sage ich von der echten alten Gotik; mit der Neugotik steht es anders. Sie ist selbst wieder eine Art Renaissance, das heißt gelehrte Wiedergeburt der Kunstweise einer vergangenen, unserem Leben fremd gewordenen Zeit. Darum mißrät sie so leicht nach zwei Richtungen; entweder man ahmt falsch nach, weil man das Wesen des alten Stiles überhaupt nicht verstanden hat, wie es im Anfange der wiedererweckten Gotik so häufig geschah, oder man verdirbt den Stil, weil man original sein möchte, wo man doch nur etwas in sich Fertiges nachahmen kann, und dies ist gegenwärtig der gangbarste Mißgriff. So verkehrt es nun wäre, die alte Art auf Gebäude völlig moderner Bestimmung anzuwenden und also eine gotische Eisenbahnhalle zu bauen oder gotische Fabriken oder Parlamentshäuser, so wird doch eine gotische Kirche nach gutem altem Muster oder ein gotisches Rathaus auch als Neubau zu rechtfertigen sein, denn hier ist der Stil selber ein Denkmal der alten Kirchenherrlichkeit und der alten Bürgermacht. Und kommt ein solcher Neubau vollends in altertümliche Umgebung, so kann der nachgeahmte mittelalterliche Stil geradezu geboten erscheinen, weil der Neubau dann selber

nur als Vollendung und Abschluß eines älteren Ganzen wirkt, nämlich der Straße, des Platzes, des Stadtviertels.

Doch ich gerate auf Nebenwege. Mögen die Künstler sich streiten über Mittelalter oder Renaissance: wer Land und Leute erforschen will, der wird die maßgebende Bedeutung unserer mittelaltrigen Denkmale für die Erkenntnis des historischen Volkscharakters allezeit fest im Auge behalten und dieselben mit unermüdeter Liebe und Hingabe studieren müssen.

3. Rast in Calcar

Zwischen Xanten und Cleve gönnen wir uns noch kurze Rast in Calcar.

Ich rechne Calcar zu den „dankbaren" Städten, das heißt zu den Städten, welche auf engem Raum ein klares, aus wenigen, aber bedeutsamen Zügen zusammengesetztes Bild geben. Wir durchwandern sie mit leichter Mühe, sind sofort orientiert und wissen schon nach den ersten Eindrücken das Charakteristische herauszufinden und zu gestalten. Wir beherrschen eine solche Stadt leicht und sicher, während es andere Städte gibt, worin man sich erst in Tagen und Wochen nicht gerade nach dem äußeren Plan, wohl aber geistig zurecht zu finden vermag. Die Größe oder Kleinheit bedingt nicht schlechthin diesen Unterschied: wir haben verworrene und zerfahrene Kleinstädte und anderseits Großstädte von so breiten, scharf geprägten Zügen, daß sie sich ganz von selbst zur schlagenden Darstellung bieten.

Umkreisen wir Calcar, so verkünden die kleinen, äußerst ländlichen Häuser neben den unbedeutenden Resten von Mauer und Graben eine Landstadt, welche sich dem Dorfe nähert, dringen wir dagegen ins Innere, auf den Marktplatz, so erzählt uns das einfach schöne gotische Rathaus (ein merkwürdiges Gegenstück zu dem reichen und zierlichen Rathause in Wesel), die vielen alten Giebelhäuser und vorab die gotische Kirche, daß wir eine Stadt von wirklich städtischer Geschichte vor uns haben, eine Stadt sogar von kunstgeschichtlichem Namen. Neben der Kirche steht endlich aber ein bescheidenes Haus mit der Inschrift: „Hier wurde Seydlitz geboren am 3. Februar 1721." Den Marktplatz ziert dann ein

Denkmal des berühmten Heerführers. Also gehet auch die preußische Geschichte bereits nicht mehr leer aus in Calcar.

Die gotische Hallenkirche mit unvollendetem Turme ist von außen nach ihrer Art kaum minder schlicht wie das Rathaus, überrascht aber im Innern durch die edlen Verhältnisse und den gleichartigen und dennoch reichen Schmuck der Altäre mit unbemaltem Schnitzwerk, überhaupt durch das leicht faßliche, einheitliche Gesamtbild im Gegensatz zu dem verwirrenden Reichtum der Kirche von Xanten. Calcar hatte sein eigenes vielgestaltiges Kunstleben in Baukunst, Bildnerei und Malerei, wovon auch die Xantener Kirchenrechnungen Zeugnis geben. Den Höhepunkt dieser künstlerischen Betriebsamkeit bezeichnet ein großer Maler ohne Namen, der anonyme „Meister von Calcar", ein Jünger oder mindestens ein naher Verwandter der Eyckschen Schule aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Und wie er in seiner Richtung ganz dem örtlichen Grenzgebiet der niederrheinisch-niederländischen Kunst angehört, so hat er auch sein Hauptwerk dem Heimatsorte gewidmet, das große Altarbild in der Kirche zu Calcar; und daß er nicht bloß für Calcar sondern auch in Calcar gemalt, beweist die Tafel mit der Auferweckung des Lazarus, wo wir das Calcarer Rathaus, wie es heute noch steht, im Hintergrunde erblicken. So war es eben im Mittelalter, als die Kunst noch im örtlichen Boden festwurzelte; ein hiesiger Meister der Renaissancezeit dagegen, Johann von Calcar, trägt von der Stadt nur noch den Namen, seine Bilder, Nachahmung von Tizians Kunst und Art, könnten ebensogut von einem Johann von Nürnberg oder von Buxtehude gemalt sein.

Damit ich jedoch nicht bloß Kunstdenkmale als Wegweiser nach Holland aufführe, will ich noch von meinem Abendessen in Calcar erzählen und von meinem Mittagessen in Nymwegen.

Ich trete gegen Abend zu Calcar in ein Wirtshaus — nicht ein Hotel war's, sondern halb bürgerlich, halb bäuerlich, wie sich's für das Städtchen schickt — und begehre und erhalte Quartier; — ich frage was ich zu essen haben könne? — „nun das wird sich ja wohl finden!" entgegnet der Wirt mit unnachahmlichem Phlegma, und weiter war nichts herauszubringen. Ich will noch einen Rundgang durch die Stadt machen und bestimme sieben Uhr

als die Zeit, wo ich zum Essen zurückkehren will. Der Wirt schaute mich an, als verstehe er mich nicht, und ich gehe meiner Wege. Nach zwei Stunden, Punkt sieben Uhr heimgekehrt, finde ich keine Spur eines Essens. Ich frage danach. „Das wird ja wohl schon kommen," erwiderte der Wirt und schneidet jede weitere Gegenrede ab, indem er mich aus der Schenkstube in ein zierlich und reinlich herausgeputztes Familienzimmer führte, wo ich einsam zurückbleibe, bis die Kinder des Hauses kommen, eines nach dem anderen, und mich artig und zutunlich ansprechen, als sei ich ein bekannter Hausfreund. Das dauert wieder eine Weile, dann wird noch ein anderer Gast in dieses Wartezimmer geführt, ein Handlungsreisender, der zum ersten Male diese Gegend besucht. Auch er wartet schon seit einer halben Stunde auf ein Gericht, welches ihm niemand nennen will, und wird im übrigen damit vertröstet, daß sich alles finden werde.

Und es fand sich wirklich. Punkt acht Uhr wurden wir zu Tisch gerufen, das heißt zum Familientische des Wirtes, an welchem wir beide den Ehrenplatz als die einzigen wirklichen Gäste erhielten. Ein jedes sprach sein stilles Tischgebet und bald entspann sich auch ein rechtes Tischgespräch, nicht von Nachbar zu Nachbar, sondern ein Gespräch fürs Ganze. Wir aßen eine gut und mannigfach besetzte Tafel durch, weit mehr Gerichte als ich außerdem hätte essen mögen, bis der Edamer Käse den Beschluß machte. Und am anderen Morgen beim Frühstück ging es ebenso. Wir waren eben die Gäste unseres Wirtes im alten patriarchalischen Sinne, und der Wirt hatte mich Tags vorher gar nicht verstanden, als ich mir ein besonderes Gericht hatte auswählen und eine Essensstunde für mich privatim hatte festsetzen wollen. Der Reisende ißt nicht was und wann er essen will, sondern was und wann „gegessen wird".

Wäre ich aus Holland herübergekommen, statt erst nach Holland hinüberzugehen, so würde ich dem Wirt und der Wirt würde mir kein Rätsel gewesen sein. Denn was hier in Dorf und Kleinstadt beim bäuerlichen und schlicht bürgerlichen Wirtshause sich bewahrt hat, das gilt dort auch noch in der Großstadt und im Hotel.

In Nymwegen trat ich wenige Tage später um zwölf Uhr in ein Gasthaus und fragte, scharf hochdeutsch wie aus dem

Buche gelesen, damit mich der Holländer verstehe: „Kann ich etwas zu essen bekommen?“ Der Wirt antwortete — ebenso buchgerecht hochdeutsch: „Ja.“ — „Was kann ich haben?“ — „Um drei Uhr wird gegessen.“ — „Kann ich jetzt nichts haben?“ — „Nein!“ — Ich versuchte mein Glück in einem zweiten Hause und erhielt ähnlichen Bescheid. Nun ging ich in ein Bierhaus, wo ich auch wirklich ohne Rücksicht auf landesübliche Trinkzeit sofort ein Glas Bier bekam. Es war zwar völlig untrinkbar, doch das focht mich wenig an, da ich das Bier bloß gefordert hatte, um ein Stück Brot dazu verlangen zu können. Allein das Stück Brot bekam ich wiederum nicht, man hatte bloß Bier. Also ließ ich mein Bier ungetrunken stehen, ging in einen Bäckerladen, kaufte mir dort etliche Rosinenbrote, setzte mich vor den Turm des Herzogs von Alba, genoß die herrliche Aussicht auf die Waal mit ihren Segeln und Kähnen und mein frugales Mittagsmahl dazu, und schrieb dann zum Dessert in mein Notizbuch:

„Man ziehe auf der Landkarte eine gerade Linie von Nymwegen nach Preßburg, von der deutsch-holländischen Grenzstadt nach der deutsch-ungarischen, und kehre im Geiste hier und dort in einem Gasthofe ein. Welch äußerster Kontrast! In Holland patriarchalischer Tischzwang durch einen Landesbrauch, welcher aus der Familiensitte erwachsen ist, ein Nachklang der guten alten Zeit auch im modernen Hotel. In Ungarn fessellose individuelle Freiheit, so ganz im neuesten Geschmack. Ich miete im Preßburger Gasthofe mein Zimmer und zahle es besonders, ich gehe in den Speisesaal, esse wann und was mir beliebt und zahle nach jeder Mahlzeit, denn die Restauration ist wieder ein Geschäft für sich, von Gasttafel ist keine Rede und ob der Wirt Familie hat oder nicht, bleibt mir völlig unbekannt. Ich trinke meinen Kaffee zwar unter demselben Dache, aber doch in einem anderen Lokal, welches unter seinem besonderen Eigentümer oder Pächter steht. Alles ist vereinzelt, das Gasthaus ein Konglomerat von Einzelgeschäften, niemand kümmert sich um mein Tun oder Lassen, ich lebe in unbedingter Freiheit. Ähnliches gilt bekanntlich auch von Wien. Eine Strecke nordwestwärts, in Bayern, gestaltet sich der Brauch schon etwas anders. Die Galatafel begegnet uns hier bereits als verbreitete vornehmere Ausnahme, im allgemeinen

aber lebt und speist ein jeder noch nach freier Wahl (selbst auf dem Dorfe), obgleich auch der größte Gasthof ein einheitliches Ganzes bildet. Am Mittelrhein kommt die regelmäßige Gasttafel mindestens des Mittags, neben freier Wahl, die der selbstherrliche Gast aber vor der allgemeinen Tafelstunde oft teuer genug bezahlen muß. In den eigentlichen Dorfwirtschaften ißt man dort wohl auch schon am Familientische des Wirts, doch meist nur in armen, abgelegenen Dörfern. Am Niederrhein dagegen ist der Familientisch keineswegs ein Zeichen dürftiger Wirtschaft, sondern vielmehr der Behäbigkeit und gediegener altväterlicher Sitte, während man in den größeren, rein städtischen Gasthöfen nach der Karte oder an der Gasttafel speist wie am Mittelrhein. Bei den Holländern endlich wird der aus dem Familientisch erwachsene Tafelzwang selbst in den großen Gasthöfen derart die Regel, daß der Reisende in eine Restauration gehen muß, um nach freier Wahl essen zu können was und wann es ihm beliebt.

Man sieht, dies ist eine aufsteigende Skala von der Freiheit zur Bindung, und obgleich Nord und Süd die äußersten Gegensätze bilden, so beanspruchen doch beide je für ihre Weise das besondere Lob der Gemütlichkeit. Den am meisten idealen und poetischen Standpunkt behauptet hiebei jedenfalls der prosaische Holländer und der Niederrheiner, und als Verfasser der ‚Familie‚ müßte ich ihnen laut und unbedingt zustimmen; materialistischer und nüchterner gestaltet sich der Ungar, Österreicher und Bayer sein Reiseleben im Wirtshause. Als Fußgänger, der vor allen Dingen freier Herr seiner Zeit und seines Geldbeutels sein will, halte ich es darum ganz heimlich dennoch mit den letzteren."

4. Über Cleve nach Nymwegen

Zwischen Calcar und Cleve, rechts der Landstraße, in der Ebene liegt ein stattliches Lustschloß mit schattigem Park von Wassergräben umrahmt, wahrscheinlich der Landsitz eines reichen Holländers, während links unser Hügelzug ansteigt mit Tannen und Eichen bewachsen und Mynheer, welcher da unten noch ganz in holländischer Umgebung sitzt, braucht nur ein paar Schritte

vor seine Gartentüre zu tun, um den deutschen Waldberg mühelos zu ersteigen.

Wir befinden uns hier bereits in einer Gegend, welche von Holländern vielfach zum Landaufenthalte gewählt wird, gewiß mit aus dem Grunde, weil ihnen dieses Übergangsgebiet noch so heimatlich und doch so fremd zugleich ist. Sie leben im schönen Deutschland und brauchen ihr schönes Holland nicht aufzugeben. Nirgends tritt uns dieser Gedanke näher als in der Stadt Cleve selbst, die eine ganze holländische Kolonie beherbergt, und wo der bedeutendste neuere niederländische Landschaftsmaler B. C. Koekkoek lebte. Cleve liegt an und auf dem Berge, die letzte Stadt echt deutscher Physiognomie; am Fuße des Berges aber zieht sich eine lange Reihe holländischer Villen mit fein und reich geschmückten Gärten, dann weiterhin der Tiergarten mit seinen hochschüssigen Bäumen und Alleen, von Kanälen begrenzt, auf deren stiller Flut grell durchbrechende Sonnenlichter mit dunklem Laubschatten wechseln. Es gibt deutsche Grenzstädte von weit ausgesprochenerem niederländischem Charakter wie Cleve, aber wohl keine, welche solch ein vollendetes Doppelbild gäbe: deutsche Art auf dem Berge und holländische im Tale.

In dieser Doppelnatur ruht das Geheimnis der Schönheit Cleves, und ich rechne diese reizende Stadt zu den schönsten deutschen Städten. Sie birgt aber ein Doppelgesicht auf gar vielen Punkten.

Cleve liegt in der Ebene und auf dem Berge, am Altrhein und am Walde, als Eisenbahnstation gehört es zu den Städten jenes Tiefweges, welcher zwischen Maas und Rhein nach Holland führt, anderseits kreuzt aber hier auch der Xantener Hochweg, die alte Römerstraße vom Rheine zur Bataverinsel, den modernen Schienenstrang. Und während dieser im Tale bleibt, steigt der Römerweg durch die Schlucht („Gruft") östlich vom Heiberge in die Höhe hinan.

Kommen wir auf der Tiefstraße von Goch und Kevelaer und steigen den Clever Berg hinauf, so finden wir uns um viele Meilen rheinaufwärts zurückversetzt, kommen wir dagegen von Calcar und wandern etwa zum Tiergarten hinüber, so sind wir um ein gutes Stück gegen Holland vorgeschritten.

Als Bergstadt erhebt sich Cleve auch wiederum auf zwei Bergen oder richtiger Vorhügeln, dem Hartenberg und dem Heiberg, und die beiden Hauptwege zu dieser Doppelhöhe erscheinen als zwei Schluchten, eben jene „Gruft" mit der alten Römerstraße und dann die jetzige Hauptstraße der Stadt, welche als ehemalige Schlucht eine besonders malerische Perspektive bietet. Gar anmutig buckelig heimelt sie uns an, als seien wir in einem Bergstädtchen zwischen Bingen und Koblenz. Allein die Klinker, mit welchen der Fußweg gepflastert ist, die halb deutschen, halb holländischen Aufschriften an verschiedenen Häusern, die holländischen „Nationallieder", welche neben den „Zündnadelblitzen" an einem Buch- und Musikladen ausgestellt sind, versetzen uns wieder an die Schwelle von Holland. Übrigens fängt das schönste jener Nationallieder bekanntlich mit dem Verse an: „Wilhelmus von Nassaue bin ich, von deutschem Blut!"

Der Schloßberg, die Akropolis der Stadt, wird bekrönt von dem alten Schlosse mit dem Schwanenturm, da aber ganz nahe seitab auf fast gleicher Höhe die gotische Stiftskirche thront, so gewinnen wir selbst hier wiederum ein architektonisches Doppelbild. Übrigens ist Cleve (wie alles Originelle und Poetische) eine Stadt der Rätsel, der Gegensätze und fesselnden Widersprüche und auch darin dualistischer Art. Man sollte meinen, der Schloßberg (Hartenberg) mit Turm und Schloß und der benachbarten alten Kirche sei der älteste Teil von Cleve. Dies ist aber (nach Dederichs Ausführung in den Histor. Annalen) gegenteils der Heiberg mit einer Windmühle und dem Mennonitenbethause. Man sollte auch meinen, hier auf den zwei Vorbergen, die als ein Wahrzeichen weit ins Land schauen, ehemals vom Rheine bespült, müsse einer der frühest bekannten Kulturmittelpunkte der Gegend zu suchen sein, älter noch, weil zur Besiedlung verlockender und zur Abwehr bequemer als selbst Xanten und Nymwegen. Allein Cleve, obgleich gewiß uralt, tritt doch viel später als jene beiden Städte in die Geschichte. Der Name Cleve, Clive, kommt nicht vor dem 11. Jahrhundert vor und erst im Jahre 1162 wird die Burg oder zunächst wenigstens der Burgvogt urkundlich erwähnt.

Wir betreten die von großen Bäumen beschattete Höhe des

Schloßberges und betrachten das alte Gebäude und den Schwanenturm mit dem Schwan als Wetterfahne, wir versenken unser Auge in das Bild der weitgebreiteten Rheinebene und gedenken der Sage von Lohengrin. Die phantasiegewaltige Kunst selber kann zu der reizenden Dichtung keine schönere Szenerie ersinnen, als sie hier Natur und Geschichte, zwei absichtslos malende Künstlerinnen, geschaffen haben. Allein die preußische Schildwache, welche das Schloß umkreist, weckt uns aus dem Traume: da drinnen sitzen Gefangene. Auswendig Lohengrin und inwendig ein Zuchthaus. Und der Schwanenturm, so malerisch und scheinbar so alt, ist eigentlich nicht besonders alt; er wurde erst 1439 an der Stelle des zusammengestürzten alten Turmes erbaut, und auch das Schloß, obgleich an der Stätte, wo seit langen Jahrhunderten die alten Grafen von Cleve residierten, stammt in seinem jetzigen Bau erst aus dem 16. Jahrhundert.

Wer sich Cleve von der Rückseite, von der Höhe nähert, der glaubt durch die großen alten Lindenalleen zur Kuppe des Kirch- und Schloßbergs hinüber in eine kleine mitteldeutsche Residenzstadt der Rokokozeit einzuziehen; wer im Tale die Nymweger Landstraße kommt, der erblickt in den zierlichen Landhäusern zunächst die moderne Fremdenstadt, wer vom Rheine zum Rheinkanal, die Handelsstadt; wer aber seinen Standpunkt vorzugsweise in den belebten Straßen des Innern nimmt, dem erscheint Cleve als altertümliche Gewerbestadt. Der Fabrik- und Gewerbebetrieb selber zeichnet sich jedoch wiederum nicht durch kompakte Großartigkeit aus, sondern durch das bunte Vielerlei der mannigfaltigsten Artikel. Und so fesselt uns Cleve überall durch die Fülle seiner Gegensätze, durch seinen Dualismus, durch seinen Übergangscharakter.

Wir sind vorbereitet für die nächste holländische Stadt, für Nymwegen, welches dem Holländer hinwieder eine dualistische Übergangsstation ist, den Deutschen aber dennoch überrascht durch seinen ausgeprägt fremden Typus, auch wenn er noch so gründlich und langsam unsere rheinfränkische Straße gewandert wäre, Holländisches in Deutschland suchend, und nun umgekehrt Deutsches in Holland aufspürte.

Schon aus der Ferne begrüßt uns das Glockenspiel vom

Kirchturm, Bauersleute in malerischer Volkstracht ziehen unseres Weges oder fahren auf jenen breiten, zweirädrigen Karren, die uns schon vom Mittelrheine her bekannt sind und immer größer in den Rädern werden, je weiter wir rheinabwärts kommen. Hier aber sind sie vollends mit grellen Farben bunt bemalt. Stattliche Heuwagen begegnen uns, von Eseln gezogen, fremde Sprachklänge schlagen an unser Ohr. Wir pilgern von der Landseite durch die altmodischen Festungswerke zum Tore herein: ein Blick auf die Häuser und mehr noch durch die Türen und hellen Fensterscheiben ins Innere läßt uns bereits eine neue Art des sozialen Lebens erraten, die Kaufläden, der Markt mit seinem bunten Gewimmel neue Formen des Verkehrs, wir geraten in Seitengassen, deren Schmutz und Elend in schneidendem Widerspruche steht mit der blendenden holländischen Reinlichkeit und dem Wohlstande der Hauptstraßen. Wir gehen an einer gotischen Kirche vorbei, deren geköpfte und verstümmelte Heiligen vom Bildersturme erzählen und gelangen endlich zum Hafen hinab, in dessen Nähe uns zum ersten Male die abgeschmackte Fratze des „Gaapers" an einer Apotheke, ein bekanntes holländisches Wahrzeichen, mit grinsendem Lachen und herausgestreckter Zunge begrüßt. Die Trümmer alter Befestigungen am unteren Ende des Hafens mit ihren malerisch zerbröckelnden Backsteinmauern schauen uns so befreundet an, denn wir glauben sie schon einmal auf irgend einem niederländischen Architekturbilde des 17. Jahrhunderts gesehen zu haben, die ungleich reicheren und schöneren Trümmer aber auf der Höhe oberhalb des Hafens im Valkenhofe gemahnen uns wehmütig an die Zeit, wo Niederland noch deutsches Land in jedem Sinne war und deutsche Kaiser in Nymwegen Hof hielten.

Doch es treibt uns wieder hinab zur Waal und über den Fluß, daß wir eine rechte Vorderansicht der amphitheatralisch aufsteigenden Stadt gewinnen. Wir besteigen die fliegende Brücke, den „Pont" (auch schon am deutschen Niederrhein gebraucht man diesen Ausdruck); in Holland, wo alles individuell und mit Namen benannt ist, trägt selbst diese Fähre ihren Namen, sie heißt passend „Zelden Rust" — Selten-Ruhe —, mit unbeschreiblichem anmutigem Phlegma tritt der Fährmann während

der Fahrt zu uns heran und sagt zu jedem Passagiere bloß „Mynheer!“ und die dargestreckte Hand erklärt das weitere: Was hätte nicht ein Mittelrheiner im selben Augenblicke uns alles zu sagen und in der Geschwindigkeit zu fragen gehabt! Aber der Holländer ist träge, wortkarg und langsam, nicht aus Trägheit, sondern aus weiser Sparsamkeit. So fahren auch seine Schiffe langsamer als die Schiffe anderer Völker, und wenn man auf dem Rheine ein Dampfboot recht langsam herankommen sieht, so sagen die Leute, noch ehe sie Form und Farben erkennen: das ist ein Niederländer. Dennoch kommen die langsamen Schiffe so weit und weiter wie andere. Auch „Zelden-Rust“ bringt uns gemächlich ans jenseitige Ufer. Wir betreten die Betuwe, die alte Stamminsel des Volkes, auf welches der moderne Holländer so gerne seine nationale Selbständigkeit zurückführt; hinter hohen Dämmen versteckt sich das tiefe Flachland und hinter den vorgepflanzten verschnittenen Bäumen die echt holländischen Häuser des Dorfes, deren Giebel sich in der regungslosen Flut der umgebenden kleinen Kanäle und Teiche spiegeln. Meine Wanderung auf dem Wege nach Holland ist zu Ende; ich bin ohne Zweifel in Holland selber.

Wer Schritt für Schritt wandert, der kommt langsam vorwärts, aber er kommt in der Regel weiter als er will und hoffen durfte. So habe ich hier auch den Leser weiter geführt als ich ursprünglich beabsichtigte.

Anfangs wollte ich durch meinen „Weg“ nur dartun, wie viel jene verlieren an Kenntnis und Genuß, welche von Kontrast zu Kontrast, von einem Höhepunkte der dichtenden und gestaltenden Natur, von einem Zentrum der Volkskultur zum anderen eilend, alle sogenannten „uninteressanten“ Zwischenstrecken im Schlafe durchfliegen. Gerade diese Gegenden des Überganges und der scheinbaren Indifferenz lehren uns erst die Länder und Völker als Organismen erkennen, Glied mit Gliede verbunden; sie eröffnen uns erst den rechten Verstand für die Totalität des Volkslebens.

Ich wurde aber unvermerkt weiter geführt und schilderte zugleich, wie untrennbar auch heute noch Holland mit Niederdeutschland verwachsen ist.

Obgleich ich mich dabei in vielerlei Einzelzüge verlor, so gab ich schließlich doch nur eine leicht umrissene Skizze, die sich unendlich vertiefen und vervollständigen ließe. Denn man müßte eine zusammenhängende Geographie, Ethnographie und Kulturgeschichte des ganzen nordwestlichen Deutschlands schreiben, um alle seine versteckten Verbindungen mit Holland bloßzulegen. Neben meinem friesischen und rheinfränkischen Wege würde dann auch ein niedersächsisch-westfälischer in sein volles Recht treten und ein flämischer dazu, welcher von Aachen durch Limburg und Nordbrabant zöge mit Ausflügen in die weit gedehnten flämischen Nachbarstriche des heutigen Königreichs Belgien. Denn man kann gar nicht vollständig zeigen, wie deutsch Holland ist, wenn man nicht zugleich dartut, wie deutsch auch der größere Teil Belgiens bis auf den heutigen Tag genannt werden muß. Beim Wandern merkt man erst, wie groß die Länder sind und wie grenzenlos weitgedehnt die Volkskunde.

Wenn alle Holländer, die über Deutschland und alle Deutsche, die über Holland reden und schreiben wollen, auch nur einen jener Grenzwege vorher zu Fuße begingen, so würde in beiden Ländern solch ein festes Bewußtsein unlösbaren Zusammengehörens entstehen, daß auch die politische Stellung von Land zu Land über kurz oder lang eine bundesbrüderliche werden müßte. Nicht die Natur hat uns getrennt, sondern die Politik. Von den Zentren beider Länder aus merkt jeder gar leicht den seit Jahrhunderten hervorgekünstelten Unterschied; an den Peripherien finden wir — und das ist schwieriger — den natürlichen Zusammenhang. Alle wahre Staatskunst soll zur Natur zurückkehren: das erste Stadium dieses Weges ist erwanderte und erlebte Kenntnis von Land und Leuten.

III

Ein Gang durchs Taubertal

(1865)



Erstes Kapitel

Allgemeine Umschau

„Man baut gegenwärtig eine Tauberbahn, welche die bedeutendere Hälfte des Taubertales — von Weikersheim bis Wertheim — dem großen Verkehre öffnen wird. Also ist die Tauber jetzt auf eine Weile zeitungsfähig und man darf wohl auch die Leser eines größeren Blattes an ihre stillen, wenig gekannten Ufer führen."

Mit diesen Worten leitete ich im Herbste 1865 den ersten Abdruck des nachfolgenden Aufsatzes in der Allgemeinen Zeitung ein. Ich ahnte damals freilich nicht, daß die Tauber binnen Jahresfrist noch in ganz anderem Sinne „zeitungsfähig" werden sollte: als Kriegsschauplatz in einem deutschen Bruderkriege und als beachtenswerte strategische Linie auch für künftige kriegerische Operationen. Um so lieber liest man darum vielleicht diesen letzten Gang durchs Taubertal, unternommen und geschildert in einer Zeit, wo der tiefe Friede dieser Landschaft nur erst durch die Eisenbahn gestört zu werden drohte.

Ich fahre fort in meinem Texte von 1865. Als Fußwanderer — so schrieb ich damals — komme ich gleichsam vor Torschluß. Denn noch kann man mit der Reisetasche durch den ganzen Taubergrund wandern, ohne für einen Handwerksburschen angesehen zu werden, kann dabei Land und Leuten fest ins Gesicht blicken und darf noch etwas Neues davon erzählen; aus den Eisenbahnfenstern werden die Reisenden über Land und Leute hinausschauen und man wird ihnen nichts Neues mehr erzählen dürfen, denn jeder „kennt" alsdann das Land. Infolge derartiger Kenntnis sind unsere größten Verkehrsstrecken bereits die unbekanntesten uns bekannten Gegenden geworden.

Wer das Taubertal mit Vernunft durchwandern will, der muß zwei Reisekarten mitnehmen: eine neue und eine alte aus

der Schlußzeit des alten römischen Reichs. Ohne die letztere weiß er gar nicht, auf welchem Grund und Boden er eigentlich steht, und die rasch wechselnde historische Physiognomie der Städte und Dörfer bleibt ihm ein Rätsel. Ein Gang durchs Taubertal ist ein Gang durch die deutsche Geschichte, ist heute noch ein Gang durchs alte Reich, und da man bei der gleichfalls noch altertümlichen Billigkeit der Wirtshäuser mit einer ziemlich leichten Barschaft des Geldbeutels durchkommen kann, so tut man wohl, eine etwas schwerere Barschaft historischer Vorstudien in die Tasche zu stecken.

Die liebliche Gegend hat einen kleinen Wurf, aber die Geschichte des Tals einen großen. Du trittst auf den Felsrücken der alten Burg zu Rothenburg, um einen Blick in das enggewundene obere Taubertal zu gewinnen: der Boden, auf welchem du stehst, gehört der deutschen Kaisergeschichte, hier lag die Feste der Hohenstaufen. Du gehst ins Tal hinab über die Tauberbrücke: sie stammt aus dem 14. Jahrhundert und erinnert an die Verkettung der Geschicke der Stadt mit den Geschicken Kaiser Ludwigs des Bayern. Du wandelst über den Marktplatz von Rothenburg, wo es jetzt so stille geworden: hier belehnte Kaiser Friedrich III. den König Christian I. von Dänemark mit Holstein, Stormarn und Ditmarschen und unter den Zuschauern befand sich auch ein türkischer Prinz Bajazet. Du betrachtest das neue Rathaus: hier saß Kaiser Karl V. im untern Erker und nahm die Huldigung der Bürgerschaft entgegen. Er kehrte damals als Sieger über den schmalkaldischen Bund hier ein, aber das Podagra hielt den Sieger zwölf Tage lang in diesem selben Rathaus gefangen. An das neue Rathaus stößt rückwärts das alte: es erinnert an die politische und kriegerische Kraft- und Glanzzeit der Reichsstadt im 14. und 15. Jahrhundert und an den größten Rothenburger Bürger, Heinrich Toppler, der kein großer Kaufmann, sondern ein großer Staatsmann und Soldat gewesen und in den geheimen Gefängnissen dieses Hauses verhungert ist. Gehst du durchs Klingenthor gegen Mergentheim nach Dettwang hinab und zweifelst, ob du die breite Landstraße oder den steilen Streckweg links den Berg hinunter wählen sollst, so kannst du dich wohl dem steilen Pfad vertrauen, denn hier

ist Kaiser Ferdinand I. mit seinem ganzen Gefolge heraufgeritten.

Selbst in der Bauernsprache der Umgegend soll noch ein Stücklein Reichsgeschichte umgehen: die Bauern sagen „wenzeln" statt schlemmen und faulenzen, und man führt dieses Wort auf den faulen König Wenzel zurück, der sich im Jahr 1387 in Rothenburg aufhielt und in dem Schlößchen im Rosental wenzelte.

Auf Schritt und Tritt verfolgen uns durch das stille Tal die Erinnerungen nicht sowohl der Provinzialgeschichte als der deutschen Geschichte.

Die letzte Residenz der Hoch- und Deutschmeister in Mergentheim kündigt sich uns an, lange bevor wir den Turm der alten Ordensburg Neuhaus oder des späteren Schlosses unten in der Stadt erblicken: da und dort an der Tauber begegnet uns das Ordenskreuz, in Stein gehauen. Als Residenz der Hochmeister seit dem 16. Jahrhundert erinnert Mergentheim freilich nur an den Verfall des Ordens, aber als viel älterer Hauptsitz der Deutschmeister (mit Horneck am Neckar) auch an dessen Kraft und Blüte.

In Creglingen suchen wir das prächtige Altarwerk von Veit Stoß, und wenn er's nicht selbst geschnitzt hat, so ist es doch seines Geistes und seiner Schule durchaus würdig und gehört als ein Meisterstück ersten Ranges nicht bloß der fränkischen, sondern der deutschen und allgemeinen Kunstgeschichte. Aber ungesucht tritt uns dort auch die Geschichte der Reformation entgegen, Ablaßbriefe, zumeist zerkratzt und zerrissen, sind an den Chorstühlen angeklebt und Tetzels Kanzel — so nennt die Sage ein kleines Türmchen mit Plattform — ragt noch immer an der äußeren Kirchenwand so hoch und luftig, daß der Dominikanermönch wohl ein schwindelfreier Redner gewesen sein muß. Und wie Creglingen an Tetzel, so erinnert Rothenburg an Andreas Bodenstein von Karlstadt und dieser Name führt uns wiederum zum Bauernkrieg, für welchen das Taubertal ein klassischer Boden ist, wie kaum ein anderer. Anfang, Mitte und Ende liegt hier beisammen. In Niklashausen an der Tauber hatte Henselin, der Pauker von Niklashausen (1476) seine Visionen und predigte vor vielen Tausenden sein sozialistisches Evangelium, an der

Tauber zündete, fast fünfzig Jahre später, der Funken des Bauernaufruhrs ungemein rasch, aber in Rothenburg wurde der Nerv der fränkischen Bewegung schon gelähmt, noch ehe die streitbaren Haufen in der großen Bauernschlacht bei Königshofen an der Tauber vernichtet waren. Wir sehen übrigens nicht bloß Denkzeichen der zerstörenden Wut jener Kämpfe im Taubertal, sondern von der Tauber ist auch manches neue Streiflicht historischer Forschung aus der Spezialgeschichte der Gegend (durch Bensen) auf jene große deutsche Bewegung geworfen worden.

Inmitten eines regsamen Volks und einer ergiebigen Natur durchschreiten wir an der Tauber die Gebiete von lauter gefallenen Reichsgrößen. Das zeigt uns eben die alte Landkarte schon in den Grenzlinien aus der letzten Reichszeit, die siebenmal den nur dreißig Stunden langen Talgrund kreuzten. Zu oberst das Gebiet der annektierten Reichsstadt (Rothenburg); dann eine ausgestorbene Markgrafschaft (Ansbach) bei Creglingen; ein säkularisiertes Hochstift (Würzburg) bei Röttingen und Lauda; ein mediatisiertes Fürstentum (Hohenlohe) bei Weikersheim; das Land eines aufgehobenen Ritterordens (der Deutschherren) bei Mergentheim, und ein ehemaliges halbes Reichsdorf (Althausen); eine weiland unmittelbare Reichsherrschaft (Gamburg); ritterschaftliche Besitzungen (in Archshofen, Edelfingen 2c. 2c.), verlassene Klöster, ein säkularisiertes geistliches Kurfürstentum (Mainz) bei Bischofsheim und endlich eine mediatisierte Grafschaft (Wertheim) im Mündungsgebiete des Flusses!

So war also das Taubertal zur Zeit des Reichs mindestens neunherrisch und jetzt gehört es nur noch dreien Herren: Bayern, Württemberg und Baden. (Die drei Länder kann der Wanderer schon mit den Füßen wahrnehmen ohne alle Landkarte: in Bayern ist die Talstraße leidlich gut, in Württemberg wird sie besser, in Baden am besten.) Obgleich sich nun also die Gebietsverhältnisse an der Tauber sehr vereinfacht haben, so ist das Tal als ganzes jetzt doch zerstückter, zerfallener, einheitsloser als früher.

Denn vordem trug es großenteils den Schwerpunkt in sich selbst, und seine drei Hauptgebiete gravitierten in drei Hauptgliederungen des Talgrundes. Reichsstädtisch war das obere

Land, wo die Tauber noch rascheren Laufes und in engerer Rinne die Höhen des Keupers und Muschelkalks durchbricht, und Rothenburg herrscht hier als Hauptstadt; deutschherrisch war das Zentrum des mittleren, sanften, kulturfähigeren Beckens (im Muschelkalk), wo Mergentheim städtisch dominierte; reichsfürstlich endlich die Hauptmasse des unteren Gebiets, wo der Buntsandstein zu höheren Bergen ansteigt und die Main-Tauberstadt Wertheim (mit Würzburg in der Flanke) den maßgebenden Schlußpunkt des Verkehrs macht.

Die wichtigsten drei Städte des Flusses waren also zugleich Gebietshauptstädte, auch das hohenlohische Weikersheim war eine Residenz, und trotzdem daß Ansbach, Kurmainz und Würzburg mit ihren Grenzwinkeln ins Tal hineinschauten, fand dasselbe samt den meisten Seitenhöhen und Seitentälern doch seine einigenden Mittelpunkte in sich selbst und bildete eine kleine reiche Welt für sich.

Hierin löst sich das Rätsel der früheren Kulturblüte und des jetzigen Verfalls. Nicht sowohl durch Handel und Gewerbe sind die größeren Tauberstädte im Mittelalter bedeutend geworden, als durch die Gunst der politischen Herrschaftsverhältnisse. Das gilt auch von Rothenburg. Darum sind es auch nicht sowohl die neuen Verkehrswege oder die neuen Formen der Industrie, was die moderne Blüte des Taubertales so bescheiden zurücktreten ließ neben den Denkmalen vergangener Pracht und Macht, sondern es ist der Sturz aller der alten Herrschaften, die früher hier gravitierten. Nicht mit dem ökonomischen Ruin des mittelaltrigen Städtewesens, sondern viel später, mit der politischen Zertrümmerung des Reichs, ging die selbständige Herrlichkeit des Taubertals zu Grabe.

Vergleichen wir die Gegenwart mit jener vergangenen Zeit. Wie ist da alles von Grund aus anders geworden! Alles Land an der Tauber hat *neue* Herren bekommen: der obere Teil ist neubayrisch, der mittlere (der Taubergrund) neuwürttembergisch, der untere (der Taubergau) neubadisch. Und diese drei Stücke sind lauter fremdartige kleine Eck- und Grenzzipfel größerer Staaten. Ich sage fremdartig, denn Württemberg und Baden haben sonst gar keinen Anteil am Maingebiet, außer durch ihr Stückchen Tauber.

Das ostfränkische Volk des badischen Taubergaues bildet eine ethnographische Exklave im äußersten Nordosten des Großherzogtums, sein natürlicher städtischer Mittelpunkt ist das bayrische Würzburg, nicht Karlsruhe oder Heidelberg. Württemberg besitzt keine rein fränkische Bevölkerung, außer im Taubergrund und in den angrenzenden weiland ansbachischen und hohenlohischen Ämtern. Der Tauberwein ist ein Fremdling unter den altwürttembergischen Neckarweinen, wie außerdem nur noch der Seewein am südlichsten Gegenpol des Königreichs. Zu Weikersheim und Mergentheim spricht man gut fränkisch in der Bauernstube der Wirtshäuser und gut schwäbisch im Herrenstüble, wo die Beamten sitzen. Das soll, wie der patriotische Württemberger meint, schon vorgedeutet gewesen sein durch die Hohenstaufen, als dieselben das Herzogtum Rothenburg an der Tauber mit ihrem Herzogtum Schwaben verbanden. Allein die Hohenstaufen schoben Rothenburg nicht in die Ecke, sondern legten vielmehr den Grundstein zu seiner selbständigen Macht als einer fränkischen Stadt und künftigen (1274) deutschen Reichsstadt ob der Tauber, als der Beherrscherin des Quellengebiets und oberen Flußlaufes.

Nun ist aber Rothenburg an der Tauber nicht bloß eine bayrische Provinzialstadt geworden, worüber es sich mit Nürnberg und Augsburg trösten könnte, sondern eine Grenzstadt, die ganz außer der Welt liegt, ein vergessenes Trümmerstück des Mittelalters. Auch sein Gebiet, früher so groß (es umfaßte 163 Dörfer und 40 Burgen) und wohl abgerundet, ist zwischen zwei Herren geteilt, und vielleicht haben es die Rothenburger minder schmerzlich empfunden, daß sie 1802 ihre politische Selbständigkeit verloren, als daß 1810 ihr Gebiet zerrissen wurde — ihr Gebiet, welches die Quelle ihrer Macht und ihr Stolz gewesen war — und daß die Hälfte ihrer ehemaligen Gebietsuntertanen jetzt nicht einmal mehr nach Rothenburg zu Amt und zu Gericht geht, sondern ins Württembergische nach Mergentheim und gar nach dem obskuren Oberamtsdorf Gerabronn.

Und dazu mußte Rothenburg selber einem Kreise zufallen, dessen Hauptstadt Ansbach ist! Wenn noch Nürnberg die Kreishauptstadt Mittelfrankens geworden wäre, wie es ja ganz natür-

lich erscheint; aber Ansbach, das sich an historischem Rang durchaus nicht mit Rothenburg messen kann, still und stillestehend, die unpopulärste Stadt bei allen Handlungsreisenden — unpopulärer sogar als das noch stillere und stillstehendere Rothenburg! Denn nach Ansbach kommen diese Peripatetiker, um wenig Geschäfte und noch weniger Unterhaltung dort zu finden, nach Rothenburg kommen sie in der Regel überhaupt nicht.

Allein zeigt denn das Taubertal mit seinen drei neuen Gebietsbruchstücken im kleinen nicht genau dasselbe Bild wie ganz Ostfranken, der ehemalige fränkische Reichskreis, im großen? Im großen: Ja! aber groß und klein ist eben zweierlei. Freilich sind alle alten Herrschaften des fränkischen Kreises untergegangen und lauter neues Land geworden, in der Hauptmasse neubayrisch. Allein wenn Ansbach, Bayreuth, Würzburg, Bamberg, Nürnberg neubayrisch wurden, so wird durch solchen Zuwachs anderseits auch Altbayern ein neues Bayern, und das alte Frankenland trägt trotz München immer noch seine eigenen Kulturmittelpunkte in sich selbst. Franken greift selbsttätig in die innere politische Bewegung Bayerns, wenn es auch seine äußere politische Selbständigkeit verloren hat. Dergleichen kann man aber doch nicht von den abgelegenen Grenzwinkeln des Tauberlandes behaupten.

Man ist hier im kleinen unzufrieden und klagt über allerlei Ungunst und Vernachlässigung, die Vergangenheit zeigte große politische Schauspiele, die Gegenwart ein rührendes Familienstück. In Rothenburg meinen viele Leute: Württemberg behandle seine alten Reichsstädte mit größerer Vorliebe als Bayern und würde einer Stadt wie der ihrigen doch wenigstens ein Stückchen Eisenbahn gegönnt haben; im württembergischen Creglingen dagegen, dessen kunstberühmte Herrgottskirche nur notdürftig erhalten wird, vernahm ich, daß man in Bayern doch mehr tue für die Kunstaltertümer, und König Ludwig I. habe den Creglingern schon 20 000 Gulden für ihren Hochaltar geboten, die biete in Württemberg kein Mensch. Die Badener beneiden nicht gerne das Ausland, aber sie beneiden sich untereinander, und in Tauberbischofsheim klagte man (früher wenigstens) oft und bitter, daß der badische Taubergau des Segens von Amts- und Behörden-

sitzen, Garnisonen, Zuchthäusern und anderen nahrhaften Anstalten lange nicht so reichlich teilhaftig werde, wie die übrigen Gegenden des Großherzogtums.

Es geht bei dem Charakter eines Landstrichs, wie bei den Charakteren der Menschen: beide zeichnen sich am schärfsten in einer Reihe von Widersprüchen. Wer aber dem Charakter auf den Grund sieht, der findet doch immer zuletzt, daß diese Widersprüche nur scheinbar sind. Zum weiteren Nachdenken werfe ich ein halbes Dutzend solcher Widersprüche hin, in welchen sich mir der Charakter des Taubergebiets besonders zu spiegeln scheint.

Daniel in seiner Geographie von Deutschland nennt den Taubergrund „einen Garten Gottes an Fruchtbarkeit und Schöne“, und das Tauberland ist, wenn man vorwärts schaut, wohlhäbig und aufblühend; aber es ist zugleich arm und zurückgegangen, wenn man rückwärts blickt in seine Geschichte. Und doch ist diese Geschichte, niederdrückend für die Gegenwart, zugleich auch wieder ein stolzer, unzerstörbarer Reichtum des Landes.

Das Taubertal ist äußerst belebt und verkehrsreich, dennoch ist es auch wieder gar stille, einsam und abgelegen; denn sein Verkehr ist fast durchaus Lokalverkehr, es ist der enge, freundnachbarliche Verkehr der Landwirtschaft und des Gewerbes, nicht der weite, weltoffene des Handels und der Industrie.

Das Taubertal ist literarisch sehr fleißig bearbeitet — sprunghaft und in Bruchstücken, und trotzdem literarisch kaum bearbeitet — im Zusammenhang und im ganzen. Wer über die Tauber auch nur flüchtige Studien machen will, der muß sich einen ganzen Stoß Bücher zusammentragen, eben weil von der Tauber schon so viel und über die Tauber noch so wenig geschrieben ist. Bayern bietet überreiches historisches Material (von Winterbach und Bensen), sorgsame kunstgeschichtliche Forschungen (Sigharts Kunstgeschichte) und gute ethnographische Notizen (Bavaria) über sein Stück Tauberland, Württemberg ausgezeichnete volkswirtschaftliche und statistische Nachrichten in der neuen Landesbeschreibung des topographischen Bureaus, und wird erschöpfend Kunde geben von seiner Ecke Taubergegend, wenn einmal die Oberamtsbeschreibung von Mergentheim erschienen sein wird. Es gibt auch schätzbare badische Tauberliteratur, und dazu allerlei

Mainliteratur, die einen kleinen Spaziergang tauberaufwärts macht. Allein, das sind lauter Bruchstücke, ähnlich wie die tüchtigen Monographien von Ottmar Schönhut über Mergentheim und Creglingen, zerstreute Aufsätze in Vereinsjahrbüchern u. dgl., sie klappen nicht aufeinander und ergänzen sich nur zufällig. Denn wo die Landesgrenze das Tal durchschneidet, da hört für die offizielle Topographie (wie für unsere bayrischen Generalstabskarten) die Welt auf.

Das Tauberland ist von Natur kein Grenzland, und dennoch war und ist es ein so vielfach durchgrenztes Land. Ja man kann nicht einmal unbestritten sagen, in welches Herren Lande die Quelle des Flusses liegt. Die Tauber entspringt in Bayern und Württemberg — wie man will; denn die Bayern sagen, sie entspringe hüben, die Württemberger, sie entspringe drüben. Jedenfalls entspringt sie an der Grenze.

Das Taubertal ist endlich höchst wegsam, liegt aber doch überall aus dem Wege. Dies will ich noch etwas näher erläutern.

An der Talstraße der Tauber liegen neun Städte: Rothenburg, Creglingen, Röttingen, Weikersheim, Mergentheim, Königshofen, Lauda, Bischofsheim, Wertheim, auf siebenundzwanzig Stunden Wegs, es kommt also auf je drei Stunden eine Stadt, und wohl auf jede Stunde eine Ortschaft überhaupt. Dazu ist das Tal die natürlichste Verbindungslinie zwischen der sogenannten europäischen Wasserscheide, der Frankenhöhe, und dem Untermain; es ist offen, bequem wegsam, hat größtenteils nur sehr mäßiges Gefäll, und bloß eine größere, leicht abzuschneidende Kurve. Man sollte meinen: ein solches Tal müsse seit ältester Zeit eine natürliche Hauptstraße gebildet haben. Und doch war dies niemals der Fall und wird es auch nach vollendeter Eisenbahn nicht werden. Wie die Tauber seit dem Mittelalter von Grenzen durchschnitten ist, so ist sie auch von Hauptstraßen quer durchkreuzt, von Hauptstraßen berührt, aber keine Hauptstraße folgt dem Flusse. Der Grund dafür lag und liegt in der uralten überwiegenden Bedeutung Würzburgs, welches den Verkehr aus Süden und Westen seitab zu sich herüberzog, und in den störenden Schlangenlinien des Mainvierecks, die den Verkehr von Osten nach Westen vorwärts über den Spessart drängten.

Die mittelaltrige Hauptstraße von Augsburg nach Würzburg berührte (seit dem 14. Jahrhundert) die Tauber nur bei Rothenburg, die alte Straße vom Neckar (Heilbronn) zum Main zielte gleichfalls auf Würzburg und kreuzte die Tauber bei Mergentheim, die neue Eisenbahn von Heidelberg nach Würzburg wird das Tal bei Tauberbischofsheim kreuzen, die Talbahn selbst aber (Weikersheim-Wertheim) wird nur lokale Bedeutung haben. So führten die großen Straßen von alters her das Tal zwar in die Welt hinaus, aber sie führten die Welt nicht durch das Tal.

Als Kaiser Ludwig der Bayer in seinen Kämpfen mit Friedrich dem Schönen von den Rothenburgern so kräftig unterstützt worden war, gab er ihnen (1331) zum Dank, neben mancherlei Rechten und Freiheiten, auch das Versprechen, daß die große Straße von Augsburg nach Würzburg durch Rothenburg gehen solle. So geschah es denn auch, und so blieb es durch Jahrhunderte, und die Rothenburger meinen: diesen Zug aus der bayrischen Geschichte hätte man in München nicht vergessen und wenigstens die Ansbach-Würzburger Linie über ihre Stadt führen sollen, statt über das nur zwei Stunden seitab gelegene, historisch völlig unbedeutende Steinach. Man sieht, an der Tauber spielt die Geschichte überall herein, selbst in die Eisenbahnfragen. Allein unsere Ingenieure schlagen nicht die Chronik nach, wenn sie eine neue Bahnlinie entwerfen.

Infolge der besprochenen Weg- und Grenzverhältnisse ist aber das Taubertal nicht bloß auswärts wenig bekannt, sondern die Bewohner selber kennen großenteils das Gesamtgebiet ihres anmutigen Flüßchens weit weniger, als der fremde Wanderer glauben möchte, wenn er so bequem auf belebter Straße talabwärts zieht. Ein Rothenburger wird nicht oft nach Wertheim reisen, und noch seltener kommt ein Wertheimer hinauf nach Rothenburg. Zwischen Dettwang und Creglingen ging ich mit einem jungen Bauernburschen aus der Gegend. Er gehörte gerade nicht zu der bäuerlichen Aristokratie, denn er hatte eben ein Schwein zur Stadt getrieben, allein er kannte das obere Tal äußerst genau, hatte fein beobachtet und wußte so gut Bescheid in der Geschichte seiner Gegend, daß ich ihm — geradeswegs aus Altbayern kommend, wo die Bauern, welche Schweine

treiben, etwas weniger historisch gebildet sind — mein Erstaunen darüber nicht verhehlen konnte. Er erzählte mir viel vom Dreißigjährigen Krieg, den er, auf nähere Erkundigung nur um hundert Jahre zu früh setzte, von der Erstürmung Rothenburgs durch Tilly, von Tetzels Ablaßpredigt, von der deutschherrischen Zeit in Mergentheim, welche man dort die deutschnärrische Zeit nennt, von den Hohenstaufen und ähnlichen Dingen. Er war in Stuttgart und Ludwigsburg bekannt, und wußte viel von Honduras und Mexiko und von Amerika überhaupt, nur daß er Mexiko beiläufig einmal mit Algier verwechselte; von der unteren Hälfte seines heimatlichen Taubertales dagegen wußte er nichts, und da er gesehen hatte, wie sich bei Mergentheim das Talbecken ausweitet, so behauptete er: der Fluß laufe von dort abwärts durch eine Ebene. Anderseits traf ich in Bischofsheim und Wertheim mit sehr gebildeten Leuten zusammen, welchen ich Rothenburg wie eine ganz fremde Stadt schildern konnte; sie waren niemals droben gewesen.

Zweites Kapitel

Von Stadt zu Stadt

1. Rothenburg

Nachdem ich nun bis hieher das Tal im ganzen und von oben herab aus der historisch-topographischen Vogelperspektive gezeichnet habe, will ich den Leser auch noch zu den einzelnen schönsten und merkwürdigsten Punkten führen. Dies sind aber hier, wie fast überall im mittelrheinischen Lande, die Städte, Dörfer und Burgen. Die Landschaft wird erst schön und bedeutend durch die Staffage.

Wenn heutzutage so viele Reisende in den Tälern des Rheins und seiner Nebenflüsse sich enttäuscht finden, so rührt dies nur daher, weil sie die Staffage nicht zu sehen verstehen, und in Gegenden, die als Kulturland unvergleichlich reizend sind, die reine Naturschönheit, wie etwa im Hochgebirge, suchen.

Die oberste und die unterste Stadt der Tauber haben den höchsten malerischen Ruhm; Rothenburg und Wertheim. Man hat die Lage von Rothenburg mit Jerusalem verglichen und die Lage von Wertheim mit Heidelberg.

Rothenburg zeigt, von vorn oder hinten betrachtet, ein höchst verschiedenartiges Doppelgesicht. Von vorn der enge Talgrund des Flusses, felsige Anhöhen, bedeckt mit Weingärten zwischen Gestein und Buschwerk, die Stadt mit ihren vielen Türmen und Mauern, wie eine große Burg die Höhe bekrönend, dazwischen die Felsenzunge des eigentlichen Burgberges, auf welchem jetzt neben der alten Kapelle nur noch mächtige Bäume aufragen statt Bergfried und Palas. Von hinten dagegen sanft ansteigende Ackerflächen, die „Rodenburg“ (im gerodeten Land)

verkündend, Hopfenstangen statt der Rebenpfähle, und nur noch auf der langen obersten Linie des Hügelrückens Turmspitze an Turmspitze, die in seltsamer Silhouette von dem Goldgrunde des Abendhimmels sich abheben. Vorn Wein, Bergwildnis und Romantik, hinten Bier, Hügelfläche und prosaische Kultur.

Im Innern ist Rothenburg von allen altertümlichen deutschen Städten, welche ich kenne, weitaus die altertümlichste, die am reinsten mittelalterliche. Nürnberg hat sich verjüngt in und neben seinen alten Quartieren, Rothenburg ist durchaus alt geblieben, und was etwa nicht alt wäre, das erscheint verschwindend bedeutungslos. Die Stadt ist wie erstarrt, versteinert, sie ist äußerlich stehen geblieben, also innerlich heruntergekommen, aber sie ist nicht so weit heruntergekommen, daß sie eine Ruine und folglich dann doch wieder etwas Neues geworden wäre. Sie ist vergessen worden von der zerstörenden sowohl als von der neubildenden Zeit.

Wall und Graben, Mauern, Tore und Türme gürten sich so fest um die Stadt, als sollten sie heute noch, wie in Kaiser Ruprechts Tagen, die Wogen des stärksten ritterlichen Heeres brechen. Noch schauen uns aus der Bastei am Spitaltor ein paar alte Kanonen entgegen, noch gehen wir über die alten Torbrücken, aber die alten Torflügel sind freilich geöffnet, um nicht wieder geschlossen zu werden, und statt des Reichsadlers hängt eben eine k. bayrische Konskriptionsverfügung am Einlaß. Gar manche deutsche Stadt hat noch alte Mauern und Türme, allein ein so geschlossenes System größtenteils echt mittelaltriger Festungswerke, die der ganzen Stadt das Ansehen einer großen Burg geben, wird sich selten wiederfinden.

Zu diesem Zug des äußeren Gesichtes gesellt sich ein Zug der inneren Physiognomie der Stadt, durch welchen Rothenburg ganz besonders als ein versteinertes Stück Mittelalter inmitten der Gegenwart erscheint: die Masse der öffentlichen Gebäude erdrückt gleichsam die Privathäuser (mit Ausnahme eines einzigen Stadtteils); fast alles, was uns monumental bedeutend, was uns altertümlich anziehend entgegentritt, zielt auf die politische oder kirchliche Gemeinde, und selbst die historisch merkwürdigen Privathäuser sind doch zumeist nur deswegen merkwürdig, weil

sie Trümmer älterer öffentlicher Gebäude in sich schließen, oder weil eine Erinnerung aus dem öffentlichen Leben der Stadt auf ihren Mauern ruht. Wenn man alle reinen Privathäuser von Rothenburg wegnähme, so bliebe Rothenburg doch im wesentlichen stehen.

Man kennt jene wunderlichen Städteprospekte in Büchern des 16. und 17. Jahrhunderts, auf welchen wir fast nur Festungswerke, Kirchen, Klöster, Rat- und Zunfthäuser und dergleichen hochaufragend erblicken, und daneben dann so beiläufig ein kleines Häuflein von niederen Dächern der eigentlichen Wohnhäuser. Diese Prospekte sind ohne Zweifel naturalistisch ungenau, wie aus dem Gedächtnis gezeichnet, sie versinnbilden aber sehr treffend den wahren Charakter einer mittelaltrigen Stadt. Damals machte die Stadt den Bürger, während in unserer Zeit die Bürger die Stadt machen.

Wie den Zeichnern jener alten Prospekte, so geht es uns heute noch bei Rothenburg. Solange wir durch die Straßen wandern, sehen wir freilich Privathäuser genug; entwerfen wir uns aber nachher ein Bild des Ganzen aus dem Gedächtnis, so ist es, als ob Rothenburg aus lauter öffentlichen Gebäuden bestünde, mit einer bedeutungslosen Zutat von Wohnhäusern. Rothenburg besitzt im Vergleich zu seiner Größe mehr monumentale Bauwerke als Nürnberg oder Augsburg, aber ihm fehlen jene Häuser, welche an große Bürgergeschlechter erinnern, deren Ruhm, wie bei den Fuggern und Welsern, den Glanz der Stadt selbständig gehoben, ja zeitweilig überstrahlt hätte. Das Rothenburger Patriziat war bedeutend in und mit der Gemeinde, nicht über dieselbe hinaus.

So sanken denn auch die Bürger in der neueren Zeit zu sehr mäßigem Wohlstand herab, während die Gemeinde reich blieb. Rothenburg hat ein größeres Gemeindevermögen als München, und das Kapital seiner Wohltätigkeitsstiftungen belief sich im Jahr 1861 bei einer Bevölkerung von nur 5049 Seelen auf die Summe von 1389900 Gulden. Nürnberg und Augsburg sind berühmt wegen ihres Reichtums an milden Stiftungen, allein Nürnberg besaß in demselben Jahre bei 62787 Einwohnern nur 4967062 Gulden, Augsburg bei 45389 Einwohnern 4252503

Gulden Stiftungskapital; diese reichen Städte erfreuen sich also im Vergleich zu ihrer Volksmasse bei weitem keines so großen Stiftungsvermögens wie das arme Rothenburg.

Die alten Geschlechter in Rothenburg wurden reich durch die Stadt, und die Stadt war reich durch den Grundbesitz und die grundherrlichen Rechte ihres großen Gebiets. Umgekehrt werden in unserer Zeit hier die Armen ernährt und beschäftigt durch die Stadt: mehr als ein Drittel sämtlicher Familien zählt zu den Taglöhnern oder den konskribierten Armen, und von 349 Taglöhnerfamilien nährten sich im Jahr 1855 nicht weniger als 214 von städtischem Taglohn. Das ist auch ein Stück versteinertes Mittelalter.

Rothenburg ist eine ganze Stadt im gotischen Stil, und zwar des 14. und 15. Jahrhunderts; dies eben war die Zeit, wo die Gemeinde am höchsten stand. Die älteren romanischen Bauten wurden von der Gotik verschlungen bis auf wenige Reste, und wer jetzt den Rothenburger Romanismus studieren will, der muß auf die umliegenden Dörfer gehen. Der Renaissance gehört der Neubau des Rathauses an; allein so übermächtig herrscht die Gotik, daß dieser Prachtbau doch dem gotischen Gesamtcharakter der Stadt nichts anhaben kann. Das Hauptwerk der Gotik aber, die Jakobskirche, ward durch den Gemeinsinn der Bürger so groß und stolz; jedermann steuerte durch viele Jahre wöchentlich einen Heller, und so bekamen die Rothenburger die schönste Kirche auf weit und breit — der Abt von Heilsbronn wußte gar nicht wie? Die Bürger aber wußten's und sagten's ihm.

Noch heutigen Tags ehrt und erhält die Gemeinde ihre zahlreichen Denkmale, die zum Teil gewiß nur noch ein fressendes Kapital sind, mit achtungswerter Treue. Die Bürger sind stolz darauf, daß sie jetzt einen so schönen öffentlichen Garten zwischen den Trümmern der Reichsburg geschaffen haben; sie erhalten ihre Stadtmauern und Türme, und wenn im Anfang dieses Jahrhunderts manches merkwürdige monumentale Werk mutwillig zerstört wurde, so haben das in der Regel andere Leute als die Rothenburger getan.

Der wichtigste Ausfuhrartikel der Stadt in alten Zeiten war das Getreide, und die vielen Mühlen und Bäckereien bildeten

das charakteristische Gewerbe. Rothenburger Brot ist altberühmt; es überlebte den Ruhm der Reichsstadt; im Jahre 1779 wußte man selbst in Paris noch davon, ein damaliger französischer Geograph schreibt von Rothenburg nichts weiter als: l'air y est sain et le pain excellent. Jetzt kennt man das Rothenburger Brot in Paris vermutlich nicht mehr; allein die Schranne ist doch noch der wichtigste Markt des Platzes, es gibt noch immer viele Mühlen unten im Tal und auffallend viele Bäcker, Melber und Brauer oben auf dem Berg, und die Luft ist gesund geblieben und das Brot vortrefflich.

An der oberen Tauber sieht es allerwege altertümlicher aus als im mittleren und unteren Tal. Das kann man auch an Sitte und Tracht des Landvolkes wahrnehmen, ja sogar beim Weinbau. Die Weinberge der oberen Tauber sind selber ein allmählich versinkendes Altertum. Sie steigen hier bis gegen 1300 Fuß Meereshöhe; das ist mittelalterlich, und erinnert an jene Zeit, wo auch bei „Kaltenberg" am Ammersee noch Wein wuchs; in der Pfalz geht man heutzutage mit der Rebe nicht über 700 Fuß.

Zwischen den einzelnen Weingärten ziehen sich Wälle von zusammengelesenen Steinen die Hügel hinab und geben der ganzen Landschaft ein seltsam fremdartiges Ansehen. Diese langgestreckten Steinhaufen (hier „Steinmauern" genannt), sind Denkmale uralten Fleißes bei der Rodung des Acker- oder Reblandes, und geben als unverrückbare Grenzlinien dem Forscher der Wirtschaftsgeschichte einen Wink über den ältesten Umfang der einzelnen Güterteile.

Bei Weikersheim, wo das antiquarische Interesse des Weinbaues zurücktritt, weil dort ein auch noch für die Gegenwart höchst angenehmer Trank gedeiht, verschwinden diese Steinwälle. Allein die Weinberge sehen doch auch hier wieder ganz anders aus als am Main oder Neckar. Die Stöcke stehen äußerst licht und kurzgeschnitten, da die hitzige flache Bodenkrume auf dem Kalkgeröll keine enggepflanzten, stark ins Holz treibenden Reben duldet. Die Ertragsmenge ist darum auffallend gering, die Güte des Gewächses aber kann unter Umständen ausgezeichnet werden. Weikersheim, Markelsheim, Mergentheim und Marbach rühmen

sich des besten Tauberweins. Er ist entschieden kein Schwabe, sondern fränkisch mittelrheinischer Art, durch Feuer und Blume überraschend, allein flüchtig und nicht von langer Dauer. Auch dieser Wein steht, gleich der ganzen Tauber, an den Grenzen: er ist kein Wein von Rang und großem Namen, dennoch sind die besseren Sorten zu fein, die geringeren zu wenig ausgiebig, und die ganze Kultur ist zu kostbar, als daß der Wein als echter Landwein, als allgemeiner Haustrunk im Lande herrsche. Darum darf es uns nicht wundern, daß wir in so vielen Wirtshäusern des Taubertals zwar die Weinberge vor den Fenstern liegen sehen, auf den Wirtstischen aber stehen zumeist bloß Biergläser.

2. Creglingen

Das nächste Städtchen unter Rothenburg ist Creglingen, eine Bauernstadt, welche wie andere Tauberstädte gleichen Ranges — Röttingen, Königshofen, Lauda — von der Stadt wesentlich nur den alten Namen, alte Häuser und Ruinen und alte Erinnerungen besitzt, im sozialen Charakter jedoch die entschiedenste Schwenkung zum großen Dorf genommen hat.

Ein Vergleich mit Rothenburg wird die Physiognomie Creglingens in klares Licht stellen. Beides sind altertümliche Städte; aber das erstarrte Rothenburg macht einen überwiegend architektonischen, das im Verfall lebendige Creglingen einen malerischen Eindruck, und bekanntlich ist ein Loch am Ellenbogen und ein Flicklappen auf dem Knie oft malerischer als ein ganzes Kleid. Die Reichsstadt Rothenburg war eine höchst selbständige Stadt, Creglingen als echt landesherrliches Städtchen höchst unselbständig. Durch Erbschaft, Kauf und Tausch ging es von Hand zu Hand, und wurde der Reihe nach hohenlohisch, burggräflich erst magdeburgisch, dann nürnbergisch, markgräflich ansbachisch, bayrisch und zuletzt württembergisch. In Rothenburg bauten die Bürger ihre schönste Kirche ganz allein, Heller zu Heller sammelnd; die schönste Kirche Creglingens, jene berühmte „Herrgottskirche", ist nicht von Creglingern erbaut, sondern von den Herren v. Brauneck. Sie liegt auch nicht in der Stadt,

sondern ein Viertelstündchen abseits auf dem Gottesacker, ursprünglich eine Wallfahrtskirche, um welche sich dann die Gräber reiheten.

Man kann sagen: das Merkwürdigste von Creglingen überhaupt ist der Kirchhof. Die alten Grabsteine erzählen uns hier, wie viel vornehmer die Stadt einmal gewesen ist. Nicht bloß Pfarrersfrauen, sondern auch eine Schustersfrau des 17. Jahrhunderts steht fast lebensgroß auf ihrem Grabstein, als Relief gearbeitet, im Mantel und Faltenrock, fast wie eine Äbtissin anzuschauen. Der Kirchhof ist nicht groß, und die Kirche ist klein; sie ist aber ein reizendes Kunstgebilde und angefüllt mit allerlei Merkwürdigkeiten der Kunst, der Geschichte und der Sage, ein Mittelding zwischen Kirche und Museum. Auf dem Altar schreibt man sich ins Fremdenbuch; aber die vielen Sträuße und Kränze von künstlichen Blumen, welche vor dem Altar an einem Balken und an einer Seitenwand aufgehangen sind, erinnern uns, daß die Kirche auch noch Kirche ist. Es sind lauter Blumen von Kindersärgen; sie werden von den Paten auf den Sarg gelegt und dann zum Andenken in diese Kirche gestiftet, wo man die Leichengottesdienste abhält. Wie mir die Küsterin erzählte, kennen die Paten noch nach Jahren ihre Blumen und betrachten sich dieselben zeitweilig, um ihres verstorbenen Schützlings zu gedenken. Steht man vor diesen Kränzen, so erschließt sich ein wundervoller Blick ins Freie, umrahmt von dem offenen Kirchenportal, über den Vordergrund der Gräber und der verfallenen Kirchhofsmauer und über die enge Talschlucht des Herrgottsbaches hinauf zu den grünen Bergen und dem blauen Himmel. Und so werden wir von den verstaubten Altertümern zurückgeführt in die lebendige Gegenwart durch die Bilder des Todes.

Aber auch die verstaubten Altertümer können leben in der ewigen Jugend der Kunst. Das bezeugt uns der wundervolle Hochaltar des Kirchleins mit seinen Holzschnitzereien. Sie sind von berufeneren Männern längst gewürdigt und behaupten ihren Platz in der deutschen Kunstgeschichte. Ich will darum hier nicht näher auf dieses Werk eingehen. Nur eine Bemerkung sei mir erlaubt.

Als vor etlichen Jahren das Knabelsche Altarwerk in der

Münchener Frauenkirche aufgestellt wurde, legten viele Künstler ihr eifrigstes Fürwort ein, daß man eine so edle und großartige Holzskulptur doch unbemalt lassen möge. Allein der Altar wurde bemalt und vergoldet, unter Berufung auf das kirchliche Herkommen und die Stimme des Volks, welche in Altbayern die unbemalten Heiligen „blinde Heilige“ nennt. Der Creglinger Hochaltar stammt nun aber aus der besten alten Zeit und ist dennoch unbemalt; rein, wie sie von dem Messer des Schnitzers gekommen, treten seine Gestalten in der vollsten Klarheit der Linien vor uns, und der Gesamteindruck ist überraschend edel. Es findet sich aber auch zu Rothenburg in der Jakobskirche ein unbemaltes gotisches Altarwerk, und der Prachtaltar in der dortigen Spitalkirche entbehrt gleichfalls der Farben. Vielleicht sind noch mehr alte Altäre ohne „Faßmalerei“ an der Tauber zu finden, und in Franken jedenfalls. Auch bei den Heiligenbildern an Häusern und Wegen liebt der Franke die bunte Farbe ungleich weniger als der Bayer und Tiroler, und es fragt sich, ob denn das katholische Volk immer und überall die geschminkten Heiligen den blinden Heiligen vorgezogen hat, und ob nicht auch hier, wie überhaupt in der mittelaltrigen Kunst, örtliche Unterschiede wahrzunehmen sind, die der reinen Holzskulptur doch ein größeres Recht des Herkommens einräumen würden, als die Geistlichen den Künstlern zugestehen.

Die große Mehrzahl der Creglinger ist protestantisch, neben ganz wenigen Katholiken und ziemlich viel Juden. Archshofen ober Creglingen war noch vor kurzem zum vierten Teil von Juden bevölkert, und in dem früher deutschherrischen Taubergebiet findet sich überall eine starke Judenschaft, wie denn auch die Juden in einen Teil des hohenlohischen Gebietes, von wo sie früher ausgeschlossen waren, durch einen Zwischenbesitz des Deutschordens eindrangen. In Rothenburg, der ehemaligen Reichsstadt, gibt es zwar eine Judengasse, aber keine Juden darin, weil man sie dort vor fünfhundert Jahren totgeschlagen und vor dreihundert Jahren ausgeplündert und fortgejagt hat. Wie so vieles andere, sind also auch die Juden in Rothenburg bloß monumental und historisch. Tauberabwärts dagegen sitzen sie noch wirklich und lebendig an warmen Sommerabenden vor dem

Tor, oder wenigstens vor der Haustüre, nach alttestamentlicher Weise. Doch mindert sich ihre Zahl, wie auch anderwärts auf dem Lande. Der moderne freie Verkehr führt die Juden massenhaft in die größeren Städte, und während man von der Emanzipation der Juden den Ruin des Bauernstandes befürchtet hat, wird umgekehrt der Bauer durch dieselbe des kleinen jüdischen Schachers ledig.

3. Weikersheim

Zwischen Creglingen und Mergentheim fordert Weikersheim noch eine kurze Einkehr; denn das Städtchen hat wiederum sein ganz eigenes Gesicht. Auf dem Wege von Queckbronn über den Berg verkündet der ummauerte Wildpark und die schöne alte Lindenallee schon von fernher die fürstliche Residenz des 17. Jahrhunderts.

Man würde bei den Weikersheimern nicht für einen Mann von Bildung gelten, wenn man durch die Stadt gegangen wäre, ohne das hohenlohische Schloß mit seinem Rittersaal und seinem französischen Garten gesehen zu haben. Der Einwand, daß man schon viele andere Rokokoschlösser und Gärten kenne, gilt nicht; denn es gibt doch nur einen Weikersheimer Schloßgarten und einen Weikersheimer Rittersaal. Die Leute haben recht: das Schloß ist das Wahrzeichen ihrer Stadt; es umschließt die Summe der Kunsteindrücke, an welchen sich hier der Kleinbürger von Jugend auf erfreut, die Summe der nächsten Geschichtserinnerungen, an welchen er sich belehrt hat, und nach den Interessen für die Quellen unserer eigenen Bildung bemessen wir so gern die Bildung eines anderen; wer aber zu Fuß kommt, der muß sich als besonders fein gebildet ausweisen, damit man seine staubigen groben Schuhe nicht sieht.

Also gehen wir in das Schloß, dessen einzelne Teile aus einer Burg in einen Renaissancebau und aus diesem in einen Rokokobau sich umgestaltet und erweitert haben. Nach den ernsten Geschichtsbildern des oberen Tales ruht sich der Geist behaglich aus in den Baumgängen des halb verwilderten französischen Gartens mit den Ruinen seiner palastartigen Gewächshäuser, mit

seinen steinernen Bänken in der Form von geflochtenen Körben, seinen Statuen von Zwergen und Zwerginnen im mannigfachsten Gewand, und seinen Göttinnen und Nymphen mit äußerst wenig Gewand.

Und vollends der Rittersaal des weitläufigen Schlosses! Wir sehen in dem gewaltigen Prunkraum alles mögliche, nur keine Ritter — Eber, Hirsche, Elefanten, Löwen, plastisch gearbeitet und bemalt, trotz dem Creglinger Altar, überlebensgroß, an der Wand und aus der Wand springend, einen wunderschönen Renaissance-Kronleuchter zwischen diesen Ungetümen, echteste alte Prospekte aus Paris, von Trianon, vom echten Versailles und vom hohenlohischen Versailles Karlsberg dazu, die Ahnenbilder der Familie seit 1610 in Hoftracht, ein Riesenpaar über dem Kamin, aus dessen Hüften zwei hohenlohische Stammbäume aufwachsen, eine Uhr mit beweglichen Aposteln, die sich aber nur bewegen, wann die Herrschaft anwesend ist. Wir ruhen uns aus, wie wenn wir ein Geschichtsbuch beiseite gelegt hätten; und doch ist auch diese Novelle ein Blatt aus der Kulturgeschichte.

4. Mergentheim

Aber indem wir nach Mergentheim weiter ziehen, kommen wir wieder zu größeren historischen Fernsichten, zunächst wenigstens auf einem kleinen Umweg über die Ostseeküste und Marienburg.

Man nähert sich Mergentheim, seit 1526 die Residenz der Hoch- und Deutschmeister, gar leicht mit falschen Erwartungen, indem man hier wenigstens einen blassen Abglanz der Romantik von Marienburg sucht. Allein von dem früheren Hochmeistersitz, von Marienburg in Preußen, nach dem späteren, nach Marienthal (Marienheim, Mergentheim) in Franken, ist ein gewaltiger Sprung.

(F. Pfeiffer in der Germania leitet den Namen des Orts von einem altdeutschen Personennamen ab; Mone natürlich aus dem Keltischen. Zum erstenmal erscheint er Anno 1058 als Mergintaim. Wenn auch die Ableitung des Namens von der Jungfrau Maria erst eine spätere Deutung der Gelehrten ist, so hat

sie doch eben im Zusammenhalt mit dem Orden und der Marienburg im fernen Osten ein kulturgeschichtliches Interesse.)

In Marienburg wuchs und wirkte die Manneskraft des Ordens, in Mergentheim setzte er sich in seinen alten Tagen zur Ruhe. Der Titel des Hochmeisters ist hier noch um zwei Silben (Hoch- und Deutschmeister) länger geworden, dafür war Macht und Besitz des Ordens jetzt um so kürzer beisammen. Die Hochmeister von Marienburg stammten aus allerlei großen und kleinen Familien; nicht wenige waren die Söhne ihrer eigenen Taten, und die drei kraftvollsten unter ihnen kennt die deutsche Geschichte; von den achtzehn Mergentheimer Hoch- und Deutschmeistern waren fast zwei Drittel geborene Prinzen, die Geburt führte sie zu dieser Würde, bei welcher wenig mehr zu tun war; ihre Namen gehören der Ordensgeschichte an, die deutsche Geschichte erzählt nichts von ihnen. Während die älteren Hochmeister großenteils in Marienburg, wo sie lebten und wirkten, begraben liegen, sind seit 1600, also in den letzten zwei Jahrhunderten des Ordens, nur zwei Hoch- und Deutschmeister in Mergentheim gestorben und begraben worden; da sie so wenig dort zu tun hatten, so brauchten sie auch dort nicht zu sterben, und die Särge der übrigen ruhen in den Fürstengrüften von Wien, Innsbruck, Brüssel, Düsseldorf, Köln, ja im Eskorial.

Die Ordensburg an der Nogat, Schloß, Festung und Kirche aus einem Stück, liegt etwas weit hinten in Preußen, ist aber doch weltberühmt; das Schloß an der Tauber, ein fürstlicher Ruhesitz mit einer Rokokokirche, liegt mitten im innersten Deutschland, ist aber wenig gekannt; es ist auch nicht einmal das kunstgeschichtlich bedeutendste Gebäude von Mergentheim. Dennoch war Mergentheim mehr als ein bloßer Landaufenthalt für den altersschwachen Orden. Im 13. und 14. Jahrhundert fanden mehrere tüchtige Deutschmeister den Weg aus der hiesigen Gegend zum Hochmeistersitz in Marienburg, den überhaupt auffallend viele Franken inne hatten, und eben jener Siegfried von Feuchtwangen, unter welchem die Glanzzeit des Ordens begann und die Burg an der Nogat zur Hofburg erhoben wurde, stammte aus der Nachbarschaft der Tauber.

Und nun noch einen Blick auf die beiden Schlösser in ihrem

gegenwärtigen Zustand. Marienburg ist prachtvoll wiederhergestellt und mit alter und neuer Romantik geschmückt durch einen Romantiker auf dem Thron, wiederhergestellt nicht nur im antiquarischen Interesse, sondern auch im preußisch-patriotischen, als ein Denkstein altpreußischer Geschichte, und zugleich als ein Erinnerungsmal für das Wiedererstehen Preußens nach dem tiefen Fall der napoleonischen Zeit; der preußische Landwehrmann von 1813 steht auf den gemalten Fenstern des Remters gegenüber dem Kreuzritter von 1190.

Welche Gegensätze in Mergentheim! Hier wurde das Schloß umgestaltet zum wohlgepflegten modernen Fürstensitz, der Burggarten zum schattigen englischen Park. Man sagt: im Jahr 1809, bei der württembergischen Besitzergreifung, seien viele Erinnerungszeichen der Deutschherren absichtlich vernichtet worden. Die Sehenswürdigkeit des Schlosses ist ein Naturalienkabinett, von einem fürstlichen Reisenden und Naturforscher hier aufgestellt. Mergentheim hat mit Altwürttemberg nichts zu schaffen, wohl aber erinnert es an die Rheinbundszeit, die man jedoch schwerlich hier monumental verherrlichen wird. Durch die vier letzten Hochmeister, welche österreichische Erzherzoge waren, neigte das katholische Ordensländchen zu Österreich hinüber, und als Napoleon Mergentheim im Jahr 1809 dem König von Württemberg geschenkt hatte, wollten die benachbarten Bauern mit Gewalt nicht württembergisch werden. In der falschen Hoffnung auf österreichische Hilfe zogen sie nach Mergentheim, nahmen die Stadt, wurden aber bald blutig auseinandergejagt. Zwei Deutschordensritter, die sich zur Rettung des württembergischen Kommissärs und im Interesse des neuen Landesherrn an die Spitze der wütenden Bauern stellten, wurden trotz dieser guten Dienste des Landes verwiesen, die Rädelsführer gehängt, erschossen, zur Kettenarbeit an den neuen Anlagen des Stuttgarter Schloßgartens verurteilt.

Doch das sind vergessene Geschichten: die deutschherrische Zeit soll jetzt zu Mergentheim gar nicht mehr im besten Andenken stehen, die Mergentheimer sind gut württembergisch geworden, die benachbarten bayrischen Franken sagen: sie seien gar zu gut württembergisch.

Als der Dreißigjährige Krieg durch dieses Tal tobte, und Mergentheim bald von den Schweden, bald von den Weimarischen und Franzosen in Besitz genommen ward, schrieb Merian: „und ist doch allezeit wieder an seinen rechten Herrn kommen". Mit diesem Trost haben sich die Mergentheimer und andere deutsche Landeskinder auch schon zu anderen Zeiten trösten müssen.

Mergentheim ist eine „freundliche Landstadt". Das will an und für sich nicht viel besagen. Aber wenn die Württemberger ihr Mergentheim mit Betonung eine freundliche Landstadt nennen, so besagt das doch etwas; denn in Württemberg gibt es besonders viele freundliche Landstädte. Im April zur Zeit der Apfelblüte soll es um Mergentheim fast so schön sein, wie, schwäbisch gesprochen, „bei den Eßlinger Filialen", vollends aber im Mai sollen die Nachtigallen des Schloßgartens vielstimmiger und schöner schlagen als irgendwo im ganzen Königreich.

Mergentheim ist nicht erstarrt wie Rothenburg, nicht verfallen wie Creglingen, es ist ein lebendiges, aufblühendes Städtchen, dabei aber durchaus nicht modernen Gepräges, sondern etwas altfränkisch. So etwa sah es vor dreißig Jahren in unseren mittleren Städten aus, wie heute noch in dieser kleinen Stadt. Man hat die Schwächen unserer Kleinstädterei oft und grell geschildert, allein aus den kleinen Städten gingen unsere meisten großen Männer hervor, und die unendliche Fülle mannigfaltigster Bildungsstoffe auf engem Raum und im verjüngten leicht erfaßbaren Maßstab ist ein Vorzug der deutschen Kleinstädte, um welchen uns andere Nationen beneiden können. Gerne erinnern wir uns in der gemütlich poetischen Szenerie Mergentheims daran, daß Mörike hier längere Zeit lebte und dichtete. Man muß das Schwabenland kennen, um Mörike ganz zu verstehen und in Schwaben wiederum insbesondere die vielen kleinen eigenartigen Städte, um sich von Mörikes Humor recht warm angeheimelt zu fühlen.

Man betrachte dieses Mergentheim: es hat Kirchen und Klöster aus dem Mittelalter und der Rokokozeit, ein Renaissanceschloß innerhalb der Mauern, eine Burgruine nahe vor dem Tor, ein merkwürdiges Archiv, ein berühmtes Naturalienkabinett, reiche alte Spitäler und Pfründnerhäuser und ein modernes Mineral-

bad mit 800 und mehr Kurgästen[1]), eine Lateinschule und Realschule, einen öffentlichen Park; die Stadt beherbergt zuzeiten einen Hof und allezeit Beamte, Bürger und Bauern, Feldbauern sowohl als Weinbauern, wie auch mancherlei Spezialisten unter den Handwerkern, Messerschmiede, Orgelbauer, Instrumentenmacher, das alles und noch mehr besitzt die kleine Stadt und zählt doch nur 3000 Einwohner. Es fehlen nur die Soldaten, allein das ganze Taubertal ist unmilitärisch: ich habe nirgends einen Soldaten gesehen und bin nirgends einem Reiter begegnet.

Es gibt in Deutschland Kleinstädte, welche bloß große Bauerndörfer sind, oder große Fabrikkolonien, es gibt aber auch und namentlich in Mitteldeutschland, Kleinstädte, die sich von der Großstadt nur mehr quantitativ als qualitativ unterscheiden, Großstädte im Taschenformat und ein guter Auszug eines Buches ist oft lehrreicher als das dicke Original.

5. Das untere Taubertal

Im mittleren Taubertal (Mergentheim, Königshofen, Tauberbischofsheim) herrscht der regste Verkehr, und weht inmitten alter Ruinen und altfränkischer Typen der Odem des frischen gegenwärtigen Lebens, im oberen überwiegt die Geschichte.

Tauberbischofsheim ist enger, dunkler, altertümlicher angelegt als das freundliche Mergentheim; aber es verjüngt sich und wird wohl in wenigen Jahrzehnten, trotz seines burgartigen Schlosses, seiner gotischen Kirche und Sebastianskapelle, eine halbwegs neue Stadt geworden sein. Mit Überraschung entdeckt man hier, daß es an der Tauber auch Städte gibt, die nicht aussehen, als seien sie aus Münsters „Kosmographey“ geschnitten, — Städte, die ihren Wall bereits in eine Wallpromenade verwandelt und ihre buckelige Tauberbrücke (die Creglinger trägt in diesem Stück den Preis davon, zum Entzücken des

[1]) So schreibt die offizielle württembergische Topographie; mein im Vorworte erwähnter Glossator aber fügt in Parenthese hinzu: „Möge dieser fromme Wunsch jährlich in Erfüllung gehen!“

Malers und zur Verzweiflung aller Fuhrleute) durch einen breiten und ebenen, völlig modernen Brückenbau ersetzt haben. (Diese Brücke sollte 1866 im Preußenkriege zu einer traurigen Berühmtheit kommen). Ja, es gibt sogar monumentale Neubauten in dieser Gegend; ein neues Rathaus und ein neues Gymnasium entstehen soeben in Tauberbischofsheim, ein Krankenhaus von reicher und zierlicher architektonischer Wirkung ist fast vollendet, eine neue gotische Kirche schmückt das Tal weiter abwärts bei Werbach, und ein romanischer Kirchenbau, von Gärtner in München, spiegelt sich in der Mündung der Tauber bei Wertheim.

Wie man sagen kann, daß rheinische Natur bis Heilbronn neckaraufwärts steigt, und also der Rhein gleichsam ein Stück Wegs ins Neckartal hineinschaut, so schaut auch der Main bis gegen Werbach ins Taubertal. Die Hauptflüsse assimilieren sich gern die Mündungsgebiete ihrer Nebenflüsse, wie das Meer den Mündungslauf der Hauptflüsse: das gilt nicht bloß vom Charakter der Landschaft, sondern auch vom Charakter des Volkslebens.

Der unterste Teil der Tauber ist der einsamste: die Dörfer liegen weit auseinander, die Hauptstraßen lenken seitab ins Land hinein, die Berge rücken enger, höher zusammen, rechts und links bis zur Talsohle mit Wald bedeckt, während sonst an der Tauber meist nur die Höhen des linken Ufers mit Wald bekrönt sind. Diese zunehmende Stille, je mehr wir uns der größeren Verkehrsader des Maines nähern, befremdet uns; sie ist gegen die Regel. Wer ein Flußtal durchwandert, um das Volk zu sehen, der geht am besten talab von der Quelle zur Mündung, d. h. den Weg aus der Einsamkeit ins immer reichere Kulturleben; wer dagegen Landschaften sehen will, der geht besser talaufwärts, weil die Naturschönheit der mitleren und oberen Flußbecken so gerne zunimmt im umgekehrten Verhältnis zur Fülle der Siedelungen und des Verkehrs. Bei der Tauber könnte aber der Volksforscher ganz füglich auch einmal unten anfangen, und der Maler oben, und sie hätten das Tal doch gerade so gut am rechten Zipfel gefaßt, wie umgekehrt.

Das regste Leben in der Vergangenheit gehörte der oberen Tauber, das regste Leben in der Gegenwart gehört der mittleren, die unterste Strecke war zu allen Zeiten die einsamste. Freilich

ist Wertheim, die Mündungsstadt, weitaus volkreicher und wirtschaftlich entwickelter, als alle anderen Städte an der Tauber. Allein das ist sie als Mainstadt, nicht als Tauberstadt. Der beste Wertheimer Wein wächst am Main, und Schiffahrt und Handel folgen dem größeren Fluß.

Zwischen Werbach und Wertheim dagegen können wir noch stundenlang durch ein enges Wald- und Wiesental wandern, und sehen nichts als idyllische Naturschönheit. An der ganzen übrigen Tauber fesselt uns vorab der Reiz der Staffage, der malerischen Dörfer und Städtchen, und dann erst der Hintergrund der Landschaft. Die Ursache der Vereinsamung des unteren Tals aber habe ich angedeutet, als ich von den Straßenzügen sprach.

Doch muß man sich diese Einsamkeit nicht gar zu einsam vorstellen — dafür sind wir in Mitteldeutschland, und die Idylle nicht gar zu idyllisch —, dafür sind wir im Großherzogtum Baden. Es zieht eine treffliche Landstraße durch das stille Tal, auf den Wegweisern lesen wir in Dezimalen, wie weit es zum nächsten Dorfe ist, und die Bauern wissen also hier ohne Zweifel schon sämtlich, daß 6,6 Stunden nicht 66 Stunden sind. An der württembergischen Tauber rechnet der Wegweiser noch volkstümlich nach der Uhr zu Viertel- und halben Stunden, und an der bayrischen Tauber rechnet er gar nicht.

Die Kulturzone der numerierten Apfelbäume beginnt zwar schon bei Mergentheim, allein doch erst sporadisch; an der badischen Tauber wird die Sache rationell und zum System. Unter Werbach, wo der rote Sandstein zu Tage bricht und seine Waldberge quer gegen den Talkessel schiebt — hier wo der Wanderer aufatmet bei dem Bilde reiner Naturromantik, trägt jeder Chausseebaum seine eigene Nummer, schwarz auf weiß in Ölfarbe, und die Nummern nach den Dezimalsteinen der Straßenlänge geordnet. Denn der moderne Staat verschenkt seine Äpfel nicht, sondern er versteigert sie. Die Nummern kommen aber auch im Bayrischen vor, gegen Würzburg hinüber. Allein die Bayern sind doch noch ein wenig zurück; sie haben ihre Bäume nur gemarkungsweise ganz einfach numeriert wie die Fiaker, und ohne Rücksicht auf die Länge des Erdhalbmessers, Metermaß und Dezimaleinteilung der Straßenlinie.

Die Wiesen des einsamen unteren Tauberwaldtals sind gut gepflegt, vielfach kunstvoll bewässert; bei Bischofsheim hat man den ganzen Fluß zu Gunsten der Wiesenkultur in einen geradlinigen Kanal verwandelt, und bei Bronnbach sogar einen Bach über die Tauber geführt, damit er hier noch einmal die Wiesen wässere und also am rechten Ufer münde, während er am linken Ufer entspringt. Das ist doch Kunst in der Natur.

Kräftige weitgedehnte Eichenbestände bilden den Wald dieses unteren Taubertals; sie erinnern schon an den nahen Spessart. Allein die forstwirtschaftliche Pflege schaut uns überall aus dem Dickicht entgegen, und wir denken darum hier im Eichenschatten weit eher an die wunderschönen eichenen Faßdauben und Bohlen, welche im Wertheimer Hafen verladen werden, als an den germanischen Eichwald. Dieser Gegensatz überraschender Kultureindrücke inmitten der schweigenden, reinen Naturschönheit wird sich aber noch viel schärfer zuspitzen, wenn einmal die Eisenbahn fertig sein wird, welche hier mit Tunnels, Durchstichen und Dämmen das Tal gar mannigfach durchschneidet. Allein, wenn dann auch der Weg durch den Berg führt, wie der Bach über den Fluß, und wenn neben den numerierten Apfelbäumen Bohnen an allen Telegraphenstangen sich aufranken, so wird doch mit der einsam schönen Landschaft ein Drittes sein Recht noch immer behaupten: allerlei verstohlener Schmuck von Kunst und Geschichte. Gamburg mit seinem Schloß und seiner alten Mühle wird malerisch bleiben; Niklashausen historisch denkwürdig, und Bronnbach wird wohl gar noch mehr als jetzt eine Quelle des Studiums und der Erbauung für den Architekten und Kunsthistoriker werden. Diese Reliquien wirken aber um so poetischer, weil sie so heimlich versteckt liegen.

Wer vor der ehemaligen Zisterzienserabtei Bronnbach um die Waldecke biegt, der erwartet wohl kaum hier im engen Tal den Mittelpunkt eines Ökonomieguts von nahezu 2500 Morgen Flächengehalt zu finden, mit hochentwickelter Viehzucht und einer auf die Ausfuhr arbeitenden Brauerei. Wer sich aber dann die Wirtschaftsgebäude in ihrer weiland klösterlichen Rokoko- und Zopfpracht näher betrachtet, den überrascht wiederum innerhalb dieser verblichenen Herrlichkeit ein wahres Kleinod reiner und

echter mittelaltriger Kunst, die Abteikirche. Sie ist ein wenig gekannter, aber sehr kennenswerter spätromanischer Bau, dreischiffig, mit langem Chor und kurzen Querschiffen, das Mittelschiff bereits von ursprünglichen Kreuzgewölben überspannt, der Chor im Halbkreis abschließend, außen mit einem höchst originellen Rundbogenfries geschmückt, das Ganze einheitlich durchgeführt bis hinauf zu den beiden Dachreitern, welche, was gewiß selten ist, noch unversehrt die romanische Ornamentik tragen. Das Innere ist zwar mannigfach verzopft, dennoch aber im wesentlichen wohlerhalten. Der Bau als solcher entging der Zerstörungswut des 16., wie der Verbesserungswut des 17. und 18. Jahrhunderts, und der innere Schmuck — bis jetzt wenigstens — auch der Wiederherstellungswut des 19.

In Bronnbach rühmt man das Bier und in Niklashausen den neuen Fünfundsechziger, der hier wie anderwärts alle Jahrgänge unserer Zeit übertreffen soll. Der berühmteste Niklashäuser ist aber doch der 1475er, ein Revolutionswein. Damals war der Wein am Main und an der Tauber besser geraten und wohlfeiler als seit Menschengedenken. Wie er nun im folgenden Jahre recht vergoren und das stärkste Jugendfeuer gewonnen hatte, da strömten die Leute zu Tausenden hier zusammen, lagerten sich im Felde ringsum und schlugen Wirtsbuden auf, um zu trinken und die Predigt des Hirten und Paukenschlägers Henselin zu hören, der in Ermangelung einer besseren Rednerbühne den Kopf zum Dach eines Bauernhauses herausstreckte und, wie Johann Herold, der Haller Chronist, sagt, heftig eiferte „wider die Obrigkeit und Klerisei, auch spitzige Schuh, ausgeschnittene Goller und lange Haare“. Diese Rede war auch ein junger Wein, aber noch etwas unvergoren. Und bei den Zuhörern arbeitete der vergorene Fünfundsiebenziger und dieser unvergorene Sechsundsiebenziger durcheinander, sie bereuten ihre Sünden und noch mehr das „trockene Elend“ (wenn einer großen Durst und nichts zu trinken hat), und trugen Schmuck, Kleider, Haare, Schuhspitzen, Geld und Kerzen in die Kirche, welche noch als ein verwitternder gotischer Bau am Platze steht. Da aber der Tauberwein feurig ist und leicht berauscht, doch ebenso rasch auch wieder verfliegt, so wären (nach Herolds Zeugnis) viele,

oft bis aufs Hemd entkleidet, gern wieder umgekehrt, und hätten ihre Kleider wieder geholt. Allein der Rausch, welchen die Gleichheitspredigt jenes Propheten des Bauernkriegs in den Köpfen der großen Menge entzündet, blieb dennoch nachhaltiger, als der rasch verdampfende Weinrausch, und so ward denn bekanntlich die Zeche erst später in Würzburg gemacht, wo die Bauern von den Reisigen des Bischofs zersprengt und erschlagen wurden, der Pauker aber verbrannt und seine Asche in den Main gestreut.

Auch heuer, wo der Wein wieder so gut geraten ist, strömte in der zweiten Oktoberwoche eine große Menschenflut das stille Tal der unteren Tauber hinab, aber nicht nach Niklashausen, sondern nach Wertheim zu einem landwirtschaftlichen Feste des „Taubergaues“. (Man liebt gegenwärtig in Süddeutschland allerlei neue Gaunamen zu machen, und wir lasen unlängst sogar von einem „Pfalzgaue“! Allein der Taubergau ist echt, wenn er auch zur Gauzeit weiter ging als der neue, vorzugsweise im badischen Tauberland wieder aufgefrischte Name trägt.) Das Fest soll äußerst fröhlich und gelungen gewesen sein, und man pries besonders die anmutige und lehrreiche Vorführung der Bodenprodukte und der Betriebsamkeit des Tales auf den malerisch geschmückten Festwagen.

Vom Schicksal vorbestimmt zum nationalökonomischen Romantiker, kam ich auch hier unverschuldet um einen Tag zu spät, und sah also nur die Trümmer des Festes. In Oertingen (zwischen Wertheim und Würzburg) stand ein Festwagen, abgeladen bis auf einen Kranz fruchtbehangener Rebstöcke, welche wie zu einem Weinberg hinaufgepflanzt waren. Neben einem Spruch vom Segen des Fleißes trug er die Aufschrift: „Gott gibt alles der Betriebsamkeit!“ Das ist ein Zeichen der Zeit. Und bei Reichholzheim hatte ich Tages zuvor einen anderen solchen Wagen gesehen: er lag umgestürzt im Graben, die Kränze zerrissen, der Schmuck und Aufbau von Werbacher Bruchsteinen umhergestreut. Der Fuhrmann mit verbundenem Kopfe trieb vergebens vier Pferde an, um ihn wieder emporzuheben, und ein Festgenosse oder zwei hatten bei dem Sturze den jähen Tod gefunden. Die Aufschrift „Festwagen“, welche aus den Trümmern weithin les-

bar hoch aufragte, machte einen schaurigen Eindruck. Ein achtzehnjähriger wandernder Schneidergeselle stand bei der Gruppe und hielt eine Standrede: wie ungewiß der Ausgang aller irdischen Lust, wie gewiß aber der Tod sei. Während so der jüngste im Tone der bekannten Gesellenvereine predigte, halfen die älteren Leute dem Fuhrmann bei seinen Pferden. Das ist auch ein Zeichen der Zeit.

In Wertheim gewahrte man überall die Spuren der kaum verklungenen Herrlichkeit, und eine Stadt kann ebensogut übernächtig aussehen und Katzenjammer haben, wie ein einzelner Sterblicher.

Aber darin zeigte sich Wertheim heute im hellsten Licht einer Rhein- oder Main- und Weinstadt, daß ein neues Fest, und zwar ein Fest der Arbeit, die Abspannung des gestrigen Festes niederschlug. Gestern galt es dem Taubertal und heute dem Main. Die besten Wertheimer Weinberge liegen am jenseitigen Mainufer. Und von da drüben schallten jetzt die Freudenschüsse und die Jubelrufe der Winzer. Es war Weinlese. Große Mainschiffe, die bei dem niederen Wasserstand jetzt Ferien hatten, fuhren herüber und hinüber, als seien es kleine Nachen, mit Menschen, Fässern, Butten und Tragkufen bis zum Rande belastet.

Das bunteste wimmelnde Leben entfaltete sich Abends jedoch auf der Tauber. Sonst nicht schiffbar, bildet sie bei der Mündung einen Hafen für die Mainschiffe. Und gerade dieser Mündungswinkel ist so wunderschön! Die schwarze überdachte Holzbrücke der Tauber im Vordergrund, die Taubervorstadt mit ihrer neuen Kirche zur Rechten, die Mainstadt mit den Hafentürmen, mit ihrer alten gotischen Kirche und den großartigen Trümmern des Bergschlosses in der Mitte, die jenseitige Vorstadt Kreuzwertheim zur Linken — das alles gibt ein Gesamtbild von solcher Fülle und Pracht des malerischen Aufbaues, daß man es wohl, wie schon viele getan, mit Heidelberg vergleichen darf.

Und gerade an diesem reizenden Punkt sammelten sich die meisten weinbeladenen Schiffe und landeten am Tauberufer, wo der Most aus den Butten in die Fässer gefüllt auf Wagen oder

auf Tragkufen geschafft und hüben wie drüben durch die geschäftig wimmelnde Menge zur Stadt gefahren wurde.

Das war mein letzter Blick auf die Tauber. Der letzte Eindruck war reiches, frohes Arbeitsleben inmitten einer ewig jugendschönen Natur und alter Denkmale und Trümmer versunkener Menschengeschlechter. Westwärts, wo der Main zum Rheine zieht, verglüht die Sonne, und nach einem Gang von der Frankenhöhe durchs Taubertal herab ist Wertheim bereits eine Weissagung auf den Rhein.

IV

Bauernland mit Bürgerrechten

(1864)



Erstes Kapitel

Der Name und die Landesfreiheiten des Rheingaues

Die alten Gaunamen sind am Oberrhein, wie überhaupt in Schwaben und Alemannien, noch vielfach gangbar geblieben bis auf diesen Tag, obgleich das Gedächtnis der alten Gauverfassung längst im Volksbewußtsein erloschen ist. Am fränkischen Mittelrheine dagegen gibt es nur noch einen Gaunamen: der Rheingau, mundartlich „das Ringa“.

Allein wenn wir hier auch noch das alte Wort besitzen, so bezeichnet es doch keineswegs mehr die alte Sache. Was wir heute Rheingau nennen — die Uferlandschaft des Rheines von Walluf bis Lorch mit einem Stücke bergigen und waldigen Hinterlandes — ist lediglich ein Bruchteil vom westlichen Grenzgebiete des alten Rheingaues. Der Name zog sich schrittweise auf einen immer engeren Raum zurück. Die Geschichte dieser steigenden Beschränkung im Sprachgebrauche führt uns aber geradesweges in die Verfassungs- und Rechtsgeschichte jenes Grenzwinkels, dem zuletzt der Name blieb; und da ich es mir zur Aufgabe gestellt habe, den Zusammenhang der sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung des Rheingaues mit seinen alten Rechten und Freiheiten zu schildern, so kann ich schon bei dem Namen, welchen der Rheingauer immer mit besonderem Stolze führte und noch führt, den ersten Nachweis dieses Zusammenhanges beginnen.

Der uralte Rheingau erstreckte sich auf dem rechten Ufer des Stromes vom Lobdengaue bis zum Einrich, d. h. von Weinheim an der Bergstraße bis unterhalb Lorch. Der Main gliederte ihn in einen oberen und niederen Gau, die unter besonderen Grafen standen. Der niedere Gau aber teilte sich, vermutlich später, wiederum in einen oberen und unteren Teil, die Königs-

hundrete[1]) urkundlich zuerst 820 erwähnt), und den Rheingau im engeren Sinne, der schon in den ältesten Urkunden (seit 779) schlechthin „Rinegowe“, pagus Rinensis, genannt wird[2]). Die Waldaffe, ein Bach, welcher nach nord-südlichem Laufe bei Walluff in den Rhein mündet, schied den letztbezeichneten Rheingau von der Königshundrete. Dieser westliche Niederrheingau erscheint aber später, da er als geschlossenes Ganze zum Mainzer Erzstifte gehörte, abermals in einen Ober- und Niederrheingau geteilt (983), für welche der Elsbach bei Östrich die Scheidelinie bildete.

Alle diese Namen und Einteilungen sind erloschen und vom Volke vergessen bis auf jenen westlichen Niederrheingau, den es auch heute noch, wie vor tausend Jahren, schlechthin Rheingau nennt und, wie zur Zeit der Ottonen, in einen oberen und unteren Gau gliedert. Ja es sind hier die alten Gaugrenzen jetzt, wo sie keine politische Geltung mehr haben, dennoch Grenzlinien in einem tieferen Sinne geblieben, Grenzlinien des Volkscharakters. Denn der Rheingau ist nicht bloß ein besonderes Land, er herbergt auch besondere Leute.

Die auszeichnende Physiognomie des Rheingauers läßt sich aber in ihren historischen Motiven wiederum nicht auf die Zeit der uralten Gauverfassung zurückführen, sie beginnt nachweislich vielmehr erst da, wo diese aufgelöst und in der neuen Ordnung der Landesfreiheit untergegangen ist. Erst als es keine Gaue mehr gab, erwuchsen die rechten Rheingauer.

Ein vergleichender Blick auf die Bewohner der angrenzenden Königshundrete wird dies deutlich machen. Dieser Gau Kuningesuntre erscheint im 9. Jahrhundert in einem weit helleren und glänzenderen Lichte als der Rheingau. Seine Grafen walteten höchst wahrscheinlich zugleich im Rheingauer Land, welches keine eigenen Grafen aufweisen kann. Zu Biebrich in der Königs-

---

[1]) Nach anderer Ansicht wäre nicht Königshundrete zu schreiben, sondern Kunigessundre, des Königs Sonderland.

[2]) Das Nähere bei H. Bär, Beitr. zur Mainzer Gesch. II, 1 ff.; bei Bodmann, Rheing. Altertümer I, 40 ff., und in Vogels Beschreib. des Herz. Nassau S. 161.

hundrete stand die alte Königsburg, von wo sich noch Ludwig der Deutsche 874[1]) nach Aachen einschiffte, in Wiesbaden eine kaiserliche Pfalz, königliche Villen waren über den ganzen Gau verstreut (in Biebrich, Mosbach, Dotzheim, Schierstein, Massenheim, Nordenstatt). Eine Anzahl sehr alter Urkunden gibt uns Winke über die ebenso reiche als frühe Besiedlung und Kultur dieses gesegneten Gaues, der ohnedies in der unmittelbaren Nähe von Mainz und Frankfurt günstiger gelegen war als der damals sicher viel minder angebaute, in seinen westlichen und nördlichen Grenzbezirken noch sehr unwegsame Rheingau. Auffallend arm an alten Urkunden ist daher unser Rheingau, und wir sind über seine Kulturzustände vom 8. bis 10. Jahrhundert großenteils auf Mutmaßungen angewiesen, während sich mit dem Ende des 10. Jahrhunderts dann allerdings der Schatz beglaubigter Nachrichten um so reicher erschließt, so daß wir von den weiteren mittelaltrigen Entwicklungen des Gaues Genaueres wissen als von irgend einer benachbarten Landschaft.

Ein Zeugnis für jenen früheren Urkundenmangel gibt der Streit über den Ursprung des Rheingauer Weinbaues. Denn zu einer Zeit, wo man im Lahngau, im Niddagau und in der Kunigeshundrete nachweislich schon Wein baute (Ende des 8. und Anfang des 9. Jahrhunderts), wissen wir vom mittelaltrigen Rheingauer Weinbau nur erst durch die Volkssage, welche Karl den Großen bei Rüdesheim Reben pflanzen läßt und das römische Weinlager Winkel (vini cella) als einen Weinkeller des großen Frankenkönigs darstellt. Der urkundliche Nachweis des Rheingauer Weinbaues reicht nicht über 832 und 864 hinauf[2]). Anderseits wissen wir bestimmt, daß ein großer Teil des Rüdesheimer Berges und der ganze Johannisberg und Steinberg noch wüste lag bis ins 11. und 12. Jahrhundert, während man in den schlechtesten Lagen der Nachbargaue, wo jetzt kein Mensch mehr Wein sucht, seit Jahrhunderten schon Trauben kelterte. Der

---

[1]) Ann. Fuld. a. h. a.

[2]) Vergl. Bodmann I, 102 und 109; Bär, Diplom. Nachricht. von der natürl. Beschaff. des Rhng. 21, 51 und 57; Vogel a. a. O. S. 400.

gelehrte Eberbacher Mönch Hermann Bär hat schon vor siebzig Jahren den früheren Urkundenmangel des Rheingaues als etwas Auffallendes erörtert und schreibt ihn der späten Stiftung der rheingauischen Klöster zu. Das ist wohl richtig; allein die Klöster, mit welchen nachgehends der Rheingau so überreich gesegnet war, würden wohl auch teilweise schon vor dem 11. und 12. Jahrhundert gestiftet worden sein, wenn das Land damals schon seine Kulturfähigkeit so glänzend erwiesen und jene politische Anziehungskraft geübt hätte, durch welche es nach der alten Gauzeit kolonisatorische Einwanderung der mannigfachsten Art herbeilockte.

Mit dem Ausgang des 10. Jahrhunderts wird die Stellung des Rheingaues zur Kunigeshundrete eine ganz neue: er wächst dem früher begünstigteren Brudergaue äußerst rasch über den Kopf. Das zeigt sich in folgenden Hauptpunkten: Der Rheingau bleibt ein selbständiges, politisch eigenartiges Ganze unter der Landeshoheit des Erzstiftes Mainz; die Kunigeshundrete wird zerstückt zwischen den Grafen von Nassau und den Dynasten von Eppstein. Der Rheingau behauptet nicht bloß die alte Freiheit seiner Bewohner, sondern er festigt und entwickelt sich auch in einer neuen Form, er gewinnt nahezu städtebürgerliche Rechte und überragt dadurch alle Nachbarlandschaften[1]).

---

[1]) Der Rheingau hatte eine vielfach bevorzugte Sonderstellung unter den mainzischen Territorien. Die wichtigsten Rechte und Freiheiten bestanden in der äußeren Abschließung des Gaues, eigener Landesverfassung und eigenem Landrechte, persönlicher Freiheit der Bewohner, Freiheit des Ein- und Auszuges, ferner in der Autonomie, welche der Gau auf seinen Landtagen übte, in eigenem Schutz- und Verteidigungsrechte, eigener Land- und Dorfpolizei 2c. Das Land behauptete also im wesentlichen den Standpunkt einer landesherrlichen Stadt des Mittelalters. Als Quelle der überlieferten Freiheiten, Herkommen und Bräuche erschien das im Jahre 1324 niedergeschriebene Landweistum, dessen Alter — abgesehen von dieser Aufzeichnung — nach Bodmanns Ansicht bis ins 12. Jahrhundert zurückgeht. Eine der ältesten Abschriften hat Bodmann benutzt, sie ist aber inzwischen verloren gegangen. Eine 1643 verfaßte Zusammenstellung des Landesherkommens gewann unter dem Titel des „Rheingauer Landbrauches“

Auf Grund dieser höchst originellen Zustände eines Gaues, der gleichsam eine große, in Dörfern zerstreute Stadt bildet, erwächst dann aber auch städtische Betriebsamkeit im Landbau, städtischer Güterwechsel, überhaupt ein wirtschaftlicher und sozialer Mischcharakter, in welchem der mittelalterlich bürgerliche Zug den bäuerlichen stark zurückdrängt. Die Kunigeshundrete dagegen bleibt echtes Bauernland bis zu den territorialen Umwälzungen der Neuzeit. Das zeigt sich heute noch deutlich in den sonst so nahe verwandten Grenzdörfern rechts und links der Waldaffe. Auch in der nachgerade politisch wichtigsten Stadt der Kunigeshundrete, in Wiesbaden, waren die Bürger Bauern bis zum 19. Jahrhundert, wie schon ein altes Sprichwort bezeugt: „Wenn alle Wiesbadener Bauern in den Acker gehen, so ist kein Bürger mehr zu Hause." In den gefreiten Dörfern des Rheingaues dagegen waren die Bauern Bürger. In unserer Zeit ist freilich die alte Kunigeshundrete dem Rheingau nachgewachsen und zum Teil ihrerseits wieder über den Kopf gewachsen, und dennoch sind die alten unterscheidenden Charakterzüge in dem Typus des gemeinen Mannes noch lange nicht verwischt.

Ein so bevorzugtes Land wie der mainzische Rheingau suchte aber nach mittelalterlicher Art sich möglichst enge in sich selber abzuschließen. Daher die bezeichnende Erscheinung, daß man im 13. Jahrhundert den Begriff des Rheingaues vorübergehend noch einmal verengerte, und nur die unmittelbar am Rheinufer gelegenen Ortschaften (Rheinflecken) unter demselben verstand. Allein dieser Rheingau im allerengsten Sinne hatte keinen langen Bestand; bei der wachsenden Volksmasse stiegen die Dörfer auf den Vorhöhen des Gebirges (die Waldflecken zu so großer wirtschaft-

amtliche Geltung, die aber im Anfang des 18. Jahrhunderts schon angefochten und 1755 durch das kurmainzische Landrecht völlig beseitigt wurde. Schon das 16. Jahrhundert hatte die Autonomie des Rheingaues, welche er auf seinen Land- und Gerichtstagen übte, gebrochen. Die volle Landesfreiheit, auf welche in diesem Aufsatze so vielfach Bezug genommen, gehört also dem Mittelalter und fällt in ihrer selbständigen Entwicklung (vom 12. bis 15. Jahrhundert) mit der eigentümlichsten Kulturblüte des Landes zusammen.

licher Bedeutung empor, daß aus der Gleichartigkeit der Interessen auch gleiche Ansprüche auf Rechte und Nutzungen entsprangen und gewährt wurden[1]).

Selbst die spätere administrative Abgrenzung eines mainzischen „Amtes Rheingau" vermochte dem alten Begriffe des „Landes Rheingau" nichts anzuhaben. Das „Amt" war seltsamerweise größer als das „Land"; allein mit der Auflösung der Mainzer Herrschaft verfiel auch das Amt sofort der Geschichte, während das Land ethnographisch und volkstümlich auch unter der neuen nassauischen Hoheit Bestand behielt.

Für den gleichsam persönlichen Sprachgebrauch des „Landes Rheingau" gibt es merkwürdige urkundliche Belege. Als im Jahre 1347 drei Edelleute von den Rheingauern bei Kiederich gefangen worden waren, verschrieben sie sich dem Erzbischofe Heinrich III. von Mainz und sagen in dem Briefe: „als uns sine Lant daz Ringauwe zu Kederich gevangen hatte"[2]). Wie hier „das Land" gefangen nimmt, so schenkte schon im 12. Jahrhundert das Land Rheingau den Grund und Boden (aus seinem gemeinsamen Waldbesitz) zur Fundierung des Klosters Eberbach; dies bezeugt Erzbischof Adalbert I. in der Stiftungsurkunde mit besonderem Ausdrucke: „ipsum monasterii fundum, qui ab incolis provincie ipsius oblatus est Deo meo consensu"[3]). Und noch im 18. Jahrhundert führte das Dorf Gladbach einen Prozeß mit dem „Lande Rheingau" wegen eines streitigen Grundstückes.

Wo aber der Name einer Landschaft so bestimmt und dauernd vom Volke selber festgehalten wird, da muß er von ihm wohl auch mit besonderem Stolze und als ein Ehrenname genannt werden. Dieses geschah und geschieht von dem Rheingauer. Mit geringschätzendem Seitenblick dagegen bezeichnet er von alters her seine nördlichen Nachbarn als „Überhöher", die „Lude vber Höe", wie sie schon im Anfange des 14. Jahrhunderts heißen.

---

[1]) S. Bär, Dipl. Nachr. II, 15 f.

[2]) Der ganze Brief bei Schunk, Beitr. z. mainz. Gesch. 2, 109.

[3]) Guden. Cod. dipl. I, 94, nach der Textberichtigung von Bär, Gesch. d. Abtei Eberb. I, 573.

Der Rheingauer und der Überhöher ist ein ganz ähnlicher Gegensatz wie Marschvolk und Geestvolk im deutschen Norden; in beiden bekundet sich die Überlegenheit eines reicheren, gebildeteren und vormals freieren Volkes über ein ärmeres und unfreieres. In den deutschen Mittelgebirgen kommt der Fall öfters vor, daß die Bewohner den volkstümlichen Namen ihrer Gebirgsgegend nicht gerne hören und überhaupt nicht zum eigentlichen Gebirg zählen wollen; es fragt sich, ob diese Scheu vor dem Namen der Heimat und die Furcht, daß der Fremde einen geringen oder spöttischen Begriff damit verbinde, nicht viel öfter auf alte politische Abhängigkeitsverhältnisse als auf die rauhe Natur der minder wirtlichen Striche zurückzuführen ist.

Zweites Kapitel

Abschließung des Gaues nach außen; Mangel eines Mittelpunktes im Innern

Ein Gau, der sich wie eine Stadt entwickelte, mußte im Mittelalter wohl auch stadtmäßig feste Grenzen, er mußte Wall und Mauer haben. Diese besaß der Rheingau. Im Süden und Westen war er durch den Rhein, im Norden durch die undurchdringliche Schutzhege des Landgebückes, im Osten durch eine mit demselben verbundene Kette von Festungswerken begrenzt und abgeschlossen. Diese Grenzwehr hatte aber nicht bloß rechtliche und strategische, sondern auch wirtschaftliche Bedeutung. Namentlich trug die feste Nord- und Westgrenze nicht wenig bei, die Form einer über den ganzen Gau zerstreuten städtischen Besiedlung dauernd zu sichern.

Das oft beschriebene Landgebück, ein fünfzig Schritt breiter, in sich verwachsener Waldhag, würde wohl kaum genügenden Schutz verliehen haben, wenn es nicht rechts und links von zusammenhängenden dichten Waldungen umgeben und nur auf wenigen Punkten von Pforten und Straßen durchbrochen gewesen wäre. Um diese ganze, über vier Stunden lange Landwehr fest zu bewahren, mußte daher die landwirtschaftliche Ansiedlung wie der Verkehr hier möglichst ferne gehalten werden. Nur ein einziger Hof, der Mapperhof, lag auf rheingauischer Seite im Waldbezirk, galt aber auch im späteren Mittelalter als der Sicherheit nachteilig, so daß ihn die Landschaft gerne wieder beseitigt hätte, und nur ein einziges kleines Dorf, Stephanshausen, welches aber, wie Bodmann sich ausdrückt, von den

Rheingauern nur „pfahlbürgermäßig und als Beisasse" behandelt wurde und nur von einer sehr unbedeutenden Flur geklärten Landes umgeben war.

Hiedurch erhalten wir das auffallende Bild eines Gaues, der zur Hälfte ein zusammenhängender, von der Kultur kaum berührter Markwald ist, zur anderen Hälfte ein fast gartenmäßig angebauter Landstrich, die Nordhälfte selbst heute nur von ein paar hundert Menschen bewohnt, die Südhälfte seit sieben Jahrhunderten eine der dichtest bevölkerten Gegenden Deutschlands. Selbstverständlich waren diese schroffen Gegensätze zuerst in dem natürlichen Unterschiede eines milden, hügeligen, vom Strome bespülten Vorlandes und eines rauheren, bergigen und abgelegeneren Hinterlandes vorbedingt. Allein sie würden sich nicht dauernd in solchem Extrem behauptet haben, wenn das hintere Waldland nicht Gemeineigentum teils des Gaues, teils der vorderen Gemeinden geblieben wäre, und dieser Gemeinbesitz wiederum würde schwerlich durch so viele Jahrhunderte unberührt und unzerteilt geblieben sein, wenn ihn die Rheingauer nicht als eine natürliche Schutzwehr des Landes heilig gehalten hätten.

Es liegt nun aber die Frage nahe, warum eine so starke, am Rhein zusammengedrängte Bevölkerung, ausgerüstet mit städtischen Freiheiten und durch den Weinbau zum Handel getrieben, nicht zu einer größeren Stadt sich konzentriert habe? Allein, wenn die feste Westgrenze zu eng geschlossener Ansiedlung zwang, so trieb die feste Nordgrenze im Gegenteil wiederum die Ortschaften auseinander. Das mittlere Ergebnis war dann eben *ein städtisches Land*, keine Stadt.

Im Westen, von Rüdesheim bis unterhalb Lorch bildete nämlich der Rhein die Grenze; die Uferlinie war aber nicht wie an der Südseite des Gaues durch eine Kette ummauerter Flecken gefestigt, sondern durch die Unzugänglichkeit des Ufers und den gefährlichen Strompaß des Binger Lochs. Heutzutage führt freilich eine Fahrstraße und ein Schienenweg längs der steil zum Rhein abfallenden Felsberge; im Mittelalter war es nur ein schmaler Pfad, der an manchen Stellen selbst für den Fußgänger nicht gefahrlos gewesen sein soll, und das Binger Loch konnte

nur mit kleineren Fahrzeugen durchschifft werden. Es lag im Interesse der Landessicherheit, den also zu Land und Wasser höchst beengten Weg nicht breiter zu öffnen. Hiedurch war Lorch mit seinem uralten Weinbau und seinem Hafen von dem übrigen Rheingau abgeschnitten. Da aber der Ort nicht bloß eine stattliche Bürgerschaft, sondern auch einen zahlreichen Adel besaß, so entsprach es ganz mittelaltriger Art, daß sich solche innere und äußere Selbständigkeit auch politisch kundgab und zwar in einem eigenen Lorcher Landrecht und einem eigenen Zentgerichte. Lorch trug seinen Schwerpunkt in sich, und es hätte eine Stadt werden können, wohl gar der wichtigste Stapelplatz des Rheingauer Weinhandels, wenn nicht eben jene den Weg sperrende feste Westgrenze gewesen wäre. Das verhält sich folgendergestalt:

Der Hauptzug des Rheingauer Weinhandels im Mittelalter ging stromabwärts. Da aber größere Schiffe damals das Binger Loch noch nicht passieren konnten, so mußten die für die Produktion wie für den Marktverkehr gleich wichtigen großen Rheinorte von Eltville bis Rüdesheim ihre Ware auf kleinen Fahrzeugen durch jenen berüchtigten Strompaß führen, um sie erst jenseits auf eigentliche Handelsschiffe verladen zu lassen. Dies geschah in der Regel zu Bacharach, weshalb man denn auch im Norden den Rheingauer Wein oft schlechthin Bacharacher nannte. Also lag der entscheidende Stapelplatz der Rheingauer Weine außer Landes und im Gau selber bildete sich kein zentralisierender großer Hafen des Weinverkehrs. Im Gegenteil führte jene eigentümliche Form des Wassertransportes zur Entwicklung einer neuen halbstädtischen Größe neben den bereits bestehenden, nämlich Rüdesheims, welches die Steuerleute und die gesuchtesten Schiffer zu der Fahrt durchs Binger Loch stellte, aber dann auch wieder nur als Lotsen- oder Schifferstation, nicht als Hafenplatz wichtig werden konnte. Allein da man nun doch die Rheingauer Weine unter allen Umständen umladen mußte und den Strompaß mit Recht fürchtete, so liegt beim Anblick der heutigen Straßen der Gedanke nahe, daß es ja weit vorteilhafter gewesen sei, die Ware den kurzen Landweg längs des Rheines nach Lorch zu führen; das Binger Loch war dann umgangen, man konnte

in Lorch große Schiffe befrachten und hatte den Stapelplatz im eigenen Lande; Lorch würde eine erdrückende Nebenbuhlerin für Bacharach, es würde die Handelsstadt des Rheingaues geworden sein. So urteilen wir heute. Der mittelaltrige Rheingauer hingegen schlug ohne Zweifel die festungsartige Abschließung seines Landes weit höher an, als derlei wirtschaftliche Vorteile. Von Rüdesheim nach Lorch einen breiten Weg durch die Felsen längs des Rheines zu brechen, wäre für ihn nichts anderes gewesen, als wenn man damals einer Stadt zugemutet hätte, ihre Mauern niederzureißen, damit Handel und Gewerbe sich freier bewegen könne.

Es sind aber nicht bloß die festen Gaugrenzen, welche das Volk an den Rhein zusammendrängten, und doch anderseits auch wieder die langgestreckte Kette der Rheinflecken ohne Zentralisation auseinanderzogen. Viele anderen Gründe wirkten gleichfalls dahin, den Gau als Stadt zu bewahren, nicht aber eine dominierende Stadt im Gau aufkommen zu lassen.

Eltville war mit Stadtrechten ausgezeichnet, die einzige Stadt des Gaues, politisch die Hauptstadt und im 14. und 15. Jahrhundert zugleich Residenz der Mainzer Erzbischöfe. Trotzdem hat diese Stadt die größeren Flecken des Gaues an Volkszahl wie an wirtschaftlicher und sozialer Bedeutung niemals erheblich überragt, ja sie ist zeitweilig hinter einzelnen derselben zurückgeblieben. Da der ganze Gau nahezu städtische Freiheiten genoß, so war die Hauptstadt eben nur eine Stadt in der Stadt, mehr nur im Titel als in der Sache unterschieden. Auch die Bewohner der übrigen Orte des Rheingaues nannten sich „Bürger“ [1]), namentlich seit Eltville durch Ludwig den Bayern 1332 die Freiheiten der Stadt Frankfurt erhalten hatte, und bezeichneten ihre Dörfer als „Flecken“, die sie befestigten; nur vier kleine Dörfchen werden wirklich Dörfer genannt. Das Dorf war in diesem Lande die Ausnahme, ebenso die Stadt, der Flecken dagegen die Regel. Ein Flecken ist aber ein halbwüchsiges Mittelding zwischen Dorf und Stadt, genau wie der Rheingau als Ganzes ein solches Mittelding war.

---

1) Bodmann I, 125.

Das mainzische Hoflager in der Hauptstadt Eltville konnte aus ähnlichem Grunde nicht zentralisierend wirken, wie die Stadt, weil nämlich gleichsam das ganze Land ein großes Hoflager war. Die Erzbischöfe besaßen neben der Eltviller Burg noch den Scharfenstein, Ehrenfels und Rheinberg. Hiezu kamen aber fast in jedem Flecken Burgen des niederen Adels; ich finde im ganzen zwanzig rheingauische Burgen aufgezeichnet, die sämtlich auf einem Flächenraum von beiläufig zwei Quadratmeilen zusammengedrängt standen.

Bemerkenswert ist dabei, daß die allermeisten Burgen des Adels in, nicht außer und über den Flecken lagen, gleichsam als Patrizierhäuser in der großen Gesamtstadt des Landes, weshalb denn auch die alten burglichen Baue später größtenteils von den bürgerlichen Bauten aufgezehrt wurden und der Rheingau heutzutage gar nicht mehr so auffallend burgreich erscheint.

Weit zahlreicher noch als die Burgen waren aber die Adelsgeschlechter, welche im Mittelalter im Rheingau teils angesessen, teils bloß begütert waren; Bodmann zählt ihrer nicht weniger als achtundfünfzig auf. Politisch vermochten sie die Bürger nicht zu beugen, und es scheint vielmehr, als ob die städtische Beweglichkeit des rheingauischen Grundbesitzes den Adelsfamilien verderblich gewesen wäre. Denn die alten Dynastenhäuser des Gaues verschwinden frühzeitig unter dem niederen Adel und dieser wiederum sinkt mit dem Ausgange des Mittelalters auf eine immer mäßigere Zahl herab, ja von den vielen echt rheingauischen Geschlechtern hat nur ein einziges — die Greifenklau von Vollrads — das 19. Jahrhundert erlebt. Wirtschaftlich aber übte die große Schar fremder adeliger Grundbesitzer im 13. und 14. Jahrhundert sicher einen bedeutenden Einfluß auf das Land, und wäre es auch nur negativ gewesen, indem sie das Aufkommen eines abgeschlossenen Bauerntums ebensosehr hinderte wie die Konzentrierung städtischen Wesens und städtischer Betriebsamkeit.

Es waren aber nicht bloß viele fremde Adelsfamilien, sondern auch Mainzer Bürgergeschlechter im Rheingaue ansehnlich begütert, und wie wir heutzutage eine Menge fremder reicher

Leute im Besitze von Grundstücken, Schlössern und Landhäusern am Rheine finden, so stand es im Rheingau auch schon vor fünf- bis sechshundert Jahren. Das ist aber im Mittelalter eine weit auffallendere und folgenreichere Tatsache als in unserer Zeit, und sie führt uns zu einem weiteren charakteristischen Gegenzuge in dem mittelaltrigen Zustande des Landes, der sich in dem Satze ausspricht, daß der Gau gegen das Nachbarland aufs strengste und wie mit einer großen Stadtmauer abgeschlossen war, im Innern aber wimmelte es von fremden Elementen.

Zu alledem kommt dann endlich noch eine höchst ausgedehnte und einflußreiche. geistliche Bevölkerung. Die Zahl der Klöster wuchs allmählich auf zwölfe. Schon Pater Bär bemerkte: „Kaum wird man in einem anderen so eingeschränkten Bezirke, die großen Städte ausgenommen, solche Klösterzahl finden.“ Unter diesen vielen Klöstern gab es allerdings ein Hauptkloster, einen ganz entschiedenen Mittelpunkt klösterlicher Kultur, die Zisterzienserabtei Eberbach. Allein Eberbach entstand und blühte erst zu einer Zeit, wo das Ordenswesen freilich mächtiger und breiter sich auswuchs als je zuvor, wo aber die Klöster schon keineswegs mehr die fast ausschließenden Herde höherer Gesittung waren. Gerade in der Zeit, wo Klöster wie Fulda, St. Gallen, Corvey u. a. die wahren geistigen Hauptstädte ganzer Länder sein konnten, d. h. in den früheren Jahrhunderten des Mittelalters, besaß der Rheingau gar kein Kloster und erst seit 1050 die unbedeutenden Anfänge von Eberbach und Bischofsberg (Johannisberg). Eberbachs Blüte und Macht gehört der zweiten Hälfte des 12., dann dem 13. und 14. Jahrhunderte an; damals wetteiferte aber bereits die selbständige weltliche Bildung des Rittertums und dann der Städte mit der klösterlichen. So geschah es, daß Eberbach eine durch Klosterzucht, reichen Grundbesitz, tüchtige Wirtschaft und Gelehrsamkeit weit berühmte Abtei werden konnte, ohne daß der Rheingau durch dieses sein Hauptkloster zu geeigneter städtischer Bildung und eigenartiger, schöpferisch maßgebender Geisteskultur emporgehoben worden wäre. Eberbach, für die Lokalgeschichte so äußerst wichtig, gehört nur auf *einem* Punkte der deutschen Kulturgeschichte an, nämlich durch seine *landwirtschaftlichen*

Reformen. Durch sein Landrecht wurde der Rheingau zu einer großen Stadt, durch das berühmte Kloster aber wurden die Bürger nicht Städter, sondern gegenteils erst rechte Musterbauern.

So finden wir überall den Gegenzug, der das Land städtisch, die Bürger aber wieder bäuerlich machte. Und fassen wir die bisher gewonnenen Resultate zur Überschau noch einmal in statistischer Kürze zusammen, so erhalten wir folgendes Bild, welches gewiß im ganzen Reiche seinesgleichen nicht fand:

Ein fest begrenztes, stadtmäßig beschlossenes Land von beiläufig vier Quadratmeilen Flächengehalt, die Nordhälfte fast kulturloser Waldboden, die Südhälfte höchstkultiviert und dicht bevölkert. Nach einer Schätzung von 1525 hatte der Gau gegen 15 000 Einwohner (jetzt wohl an 25 000), welche fast durchaus auf jene zwei Quadratmeilen zusammengedrängt waren, und die mittelaltrige Volkszahl dieses Striches würde auch heute noch als eine sehr dichte gelten. Das Volk siedelte in einer Stadt, neunzehn nahezu städtischen Flecken und vier Dörfern. Neben und in den Ortschaften aber erhoben sich zwanzig Burgen, gegen sechzig, teils fremde, teils einheimische Adelsgeschlechter waren auf dem engen Raume begütert und obendrein hatten noch zwölf Klöster — wenn auch nicht alle gleichzeitig — auf demselben Striche Raum und teilweise reichen Besitz gefunden. Endlich dürfen wir dann auch den Weltklerus nicht vergessen, von dessen Kopfzahl uns die Notiz einen ungefähren Begriff gibt, daß die Pfarrkirche zu Lorch allein im Jahre 1390 dreiundzwanzig mit selbständigen Benefizien ausgestattete Geistliche zählte [1]). Gewiß ein so dichtes und buntes Gemisch der sozialen Gruppen und der Interessen, wie es das Mittelalter sonst nur in den Städten, nicht aber auf dem Lande kennt.

Allein selbst diese Gruppen werden noch einmal gekreuzt nach Maßgabe der verschiedenen Rechtsverhältnisse, in welchen Adel und Klerus standen gegenüber den Bürgern, die Eingesessenen gegenüber den Forensen, die Stadt gegenüber den Flecken, die zwei unfreien Dörfer (Presberg und Stephanshausen) gegen-

---

[1]) Würdtwein, Dioec. Mogun. IV, 200.

über den freien Ortschaften und weiter die sogenannten „Mutterorte" des Gaues, welche in Sachen der Markverfassung Sitz und Stimme im Haingericht hatten, gegenüber den Töchterorten, die nur durch jene vertreten waren und den Waldflecken ohne Stimmrecht, endlich aber die Ortschaften im Genusse von „Meinderecht" und Markrecht gegenüber jenen beisassenartigen Orten, welche bloß Meinderecht besaßen.

Drittes Kapitel

Wandelbarkeit der Ortschaften

Lage und Namen der Dörfer, Gemarkungsgrenzen und Flureinteilung gehören zu den festesten und ältesten Altertümern deutschen Kulturlebens, und man hat darum diese so selten verrückten Grundformen der bäuerlichen Siedlung oft genug als Urkunden für eine Frühzeit benützt, über welche uns unmittelbare Geschichtsquellen fehlen.

Auch hier macht der Rheingau eine Ausnahme von der Regel. Wir finden während der mittelaltrigen Blütenperiode vom 12. bis 16. Jahrhundert nicht nur einen auffallend häufigen Güterwechsel im einzelnen — Kauf und Tausch, Arrondierung und Parzellierung im Grundbesitze —, sondern auch die Dörfer selbst mit ihren Fluren scheinen teilweise hineingezogen in diese allgemeine Beweglichkeit. Die vierundzwanzig Ortschaften des alten Rheingaues, deren ich oben gedachte, enthalten in sich und neben sich nicht weniger als vierzehn, welche in historischer Zeit Lage oder Namen gewechselt, oder von anderen Orten aufgesogen oder als förmliche Kolonien neu gegründet worden sind. Eine so große Beweglichkeit in der Siedlung, eine solche Wanderung der Dörfer auf so engem Raum dürfte in anderen deutschen Gauen schwerlich ihresgleichen finden.

In dem Berg- und Hügellande nördlich des Rheingaues bis zum Westerwald hinauf finden wir einen Wandel anderer Art bei den Ortsanlagen, nämlich fast zahllose ausgegangene Dörfer, ausgestorben infolge der Kümmerlichkeit ihres Daseins, oder durch Kriegs- und andere äußere Nöte vom Boden hinweggefegt. Die Ortsveränderungen des Rheingaues sind aber nicht durch Not und Verwüstung geschaffen worden, sondern gegenteils eine Folge der wirtschaftlichen und politischen Blüte des Landes. Darum fallen sie auch mit geringen Ausnahmen in

die glücklichsten Tage rheingauischen Lebens, in die Jahrhunderte, wo der Gau, fest und wehrhaft, keinen Einbruch eines äußeren Feindes [1]) fürchtete — 11. bis 16. Jahrhundert. — Ein sehr beträchtlicher Teil jener eingegangenen Dörfer nördlich der Höhe fiel erst dem Dreißigjährigen Kriege zum Opfer; der Rheingau hingegen hat selbst durch diesen Krieg, unter welchem er nicht minder wie alles Nachbarland litt, nicht ein einziges Dorf verloren. Die Beweglichkeit in Gut und Siedlung kam hier zum Stillstand, als die alten Rechte und Freiheiten schrittweise illusorisch wurden und die Wirtschaftsblüte des Gaues im engen Zusammenhange mit dem Verfall des deutschen Städtewesens zu Grunde ging.

Wie in einer Stadt Quartiere, Straßen und Häuser umgebaut werden und Bestimmung und Namen wechseln, so erging es ähnlich manchem rheingauischen Dorfe, und die wirtschaftlich motivierte Beweglichkeit in Grund und Boden, welche sich sogar bis auf die Dörfer erstreckte, zeigt uns den städtischen Charakter des Gaues in besonders scharfem Gepräge.

Die folgenden näheren Nachweise aus der Ortsgeschichte öffnen uns darum zugleich auch einen Blick in die rheingauische Wirtschaftsgeschichte.

Zwei Ortschaften sind geradezu gewandert und wählten sich eine neue Lage: Walluff und Rauenthal. Das erstere lag noch im 10. Jahrhunderte rechts und seitab der Waldaffe, also in der Königshundrete, zog sich dann allmählich zum Bache und über denselben, es wanderte ein in den Rheingau und ließ an seiner ursprünglichen Stätte nur noch das Wahrzeichen einer einsam im Felde gelegenen Kirchenruine. Augenscheinlich führte hier die politische Attraktionskraft des gefreiten Gaues das Dorf an und über den Grenzbach. Rauenthal dagegen entstand erst im 13. Jahrhundert als eine Weinbaukolonie und stieg erst nach dem Jahre 1558 aus dem engen und rauheren Tale auf die

[1]) Der Rheingau durfte sich im Mittelalter jenen Städten vergleichen, die man „jungfräuliche" nannte, weil noch kein Feind siegreich zu ihren Toren eingezogen war. Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach machte diesem Ruhme im Jahre 1552 ein Ende.

sonnigere Anhöhe, daher das seltsame Widerspiel, daß das Dorf, welches einen der mildesten Berge krönt, heute „Rauenthal“ heißt.

Ein drittes Dorf in dieser Gegend, Rode, wanderte im 15. Jahrhundert teils nach Martinsthal, teils nach Walluff aus; die Gemarkung fiel an Martinsthal, welches seinen Namen in Neudorf verwandelte. Und weil dann geradezu alle Orte an dieser Ostgrenze entweder wanderten oder wenigstens den Namen wechselten, so vermutet man, daß auch die Nonnen des später verschwundenen Klosters Rode nach Tiefenthal ausgewandert seien.

An Rauenthal als eine Wirtschaftskolonie des Erzstiftes Mainz reihen sich dann noch mehrere solcher Dorfkolonien; Lorchhausen, eine Kolonie von Lorch, wurde vermutlich schon im 12. Jahrhundert gegründet, um Arbeitskräfte zur Urbarmachung des großen Lorcher Markanteils heranzuziehen, Hallgarten wurde durch Kolonisten des Klosters Eberbach beiläufig zur selben Zeit aus einem Hofe in ein Dorf verwandelt, Dorf Johannisberg entstand in dem nämlichen Jahrhunderte als eine Kolonie des Klosters Johannisberg. Daß Eibingen eine „durch den erweiterten Güterbau veranlaßte“ Kolonie von Rüdesheim gewesen sei, hält Bodmann für wahrscheinlich, und Mittelheim ist eine erst im 12. Jahrhundert durch die Auswanderung der Mönche von Gottesthal hervorgerufene Dorfkolonie von Winkel.

Von Winkel bis Hattenheim drängt sich die Siedlung am dichtesten zusammen; auf einer Uferlinie von beiläufig einer Stunde Wegs lagen hier sechs Dörfer, welche jetzt in vier konzentriert erscheinen. Eines davon, Klingelmünde, ist ganz verschwunden, ein anderes, Reichardshausen, wurde im 12. Jahrhundert durch eine förmliche Wirtschaftsoperation der Eberbacher Mönche ausgekauft und ausgetauscht und in einen Klosterhof verwandelt; gegenwärtig ist es ein Schloß.

So teilen sich die Ortschaften des Rheingaues geradezu in Mutterorte und Kolonien, ein Ausdruck, der auch den früheren Topographen des Landes bereits geläufig ist, und neben uralten, zum Teil auf die Römerzeit zurückdeutenden Ansiedlungen, steht eine beträchtliche Zahl neuer Orte, die erst dem infolge der politischen Selbständigkeit des Gaues so hochge-

steigerten Kolonisationsgeiste des 12. und 13. Jahrhunderts ihren Ursprung verdanken. Der Gau hat die Zahl seiner Dörfer damals etwa um ein Drittel vermehrt, woraus wir auch einen Schluß auf die rasche Zunahme der Bevölkerung ziehen können, und aus den Freiheiten und Rechten erwuchs nicht nur ein neuer Volkscharakter und ein neues Wirtschaftsleben, sondern auch eine neue Landkarte.

Bei dieser neuen Karte darf dann auch wohl noch des auffallenden Wechsels der Ortsnamen gedacht werden, als eines Zeugnisses für den neugestaltenden Geist, der in die freien Rheingauer gefahren war. Martinsthal wurde in Neudorf verwandelt, Klingelmünde in St. Bartholomä, Bischofsberg in Johannisberg, Hausen in Aulenhausen und das Kloster Aulenhausen in Marienhausen, aus Neuenhaus entstand die Kartause Petersthal und aus Düppenhausen das Kloster Marienthal.

Höchst planvoll wurde die Kolonisation des Landes im 12. Jahrhundert von den Eberbacher Mönchen betrieben. Sie gründeten neue Höfe nicht bloß um wüstes Land anzuroden, sondern auch um ihre zerstreuten Besitzungen aus den Dörfern und Dorfgemarkungen herauszuziehen, ihre Güter zusammenzulegen und abzurunden. Dadurch erhielt ein bedeutender und wahrlich nicht der schlechteste Teil des rheingauischen Kulturlandes neue Gruppierung und Anordnung. Man könnte aber einwenden, diese Umformung bei Grund und Boden hänge dann doch nicht mit der städtischen Freiheit und Beweglichkeit des Landes zusammen, sondern vielmehr mit der Ordensregel der Zisterzienser, kraft deren zwar der Besitz von Landgütern gestattet war, diese aber vereinzelt liegen sollten, a saecularium hominum habitatione remotae. Und so sind denn Klosterhöfe auch anderwärts die charakteristischen Begleiter der Zisterzienserklöster. Das ist ganz richtig. Ebenso richtig ist aber auch, daß bei keinem anderen deutschen Zisterzienserkloster die kolonisatorische Landwirtschaft so entscheidend geworden ist für die ganze kulturgeschichtliche Bedeutung des Klosters wie bei Eberbach. Wer sich davon überzeugen will, der nehme die treffliche Geschichte der Abtei vom Pater Hermann Bär zur Hand: Niemand wird in diesem vor wenigen Jahren erst herausgegebenen Manuskripte eines Eber-

bacher Mönches des Neuen und Belehrenden mehr finden, als der Historiker der Nationalökonomie. Die erste Tat des Klosters nach außen war die Gründung jener Musterhöfe, und die vier wichtigsten entstehen schon unter dem ersten Abte (Ruthart 1131 bis 1157). Die sinnreichen und umfassenden Wirtschaftspläne der Mönche würden in einem anderen Lande mit bäuerlich gebundener Bevölkerung und gebundenem Grund und Boden gar nicht auszuführen gewesen sein. Schrittweise durch Schenkung, Tausch und Kauf von allerlei Parzellen konnten die Klosterhöfe im Rheingau mit abgerundetem Gut sich umgeben. Es währte z. B. von 1141—1211, bis es gelungen war, den Draisener Hof mit einer ununterbrochenen Feldflur auszustatten; die Erwerbungen wurden, wie Bär nach einem Archivalauszug des letztgenannten Jahres berichtet, von „Edelleuten und Bürgern" gemacht und es kam dabei vor, daß es sich um Gewinnung von Parzellen handelte, die bis zu einem, ja zu einem Viertelsmorgen hinabstiegen. Das zeugt nicht nur von der Beweglichkeit, sondern auch von dem Werte des Grundes und Bodens, zwei Eigenschaften, welche in der Regel Hand in Hand gehen, am innigsten aber sich da verbinden werden, wo der Landbau durch die unmittelbare Nähe städtischer Kultur befruchtet ist.

Viertes Kapitel

Gewerbebetrieb auf dem Lande

Im Rheingau kommt während des Mittelalters alle mögliche Betriebsamkeit vor: Landbau, Gewerbe, Handel, Kunst und Wissenschaft. Trotzdem fehlt aber gar viel, daß man den Gau volkswirtschaftlich ebensogut einer Stadt vergleichen könnte wie nach seinen politischen Rechten.

Der Standpunkt der Gewerbe charakterisiert sich schon durch eine Meinungsverschiedenheit, welche zwischen den beiden Hauptautoritäten rheingauischer Geschichtsforschung, Bär und Bodmann, besteht. Bär legt nämlich auf das urkundliche Vorkommen vereinzelten Gewerbebetriebs im Lande ein größeres Gewicht als Bodmann zugeben will, und letzterer meint, ein in Eltville auftretender Falkenjäger sei merkwürdiger als die Manufakturen, deren Bär gedenkt, und selbst ein bei jener Stadt erwähnter pannifex sei nur eine Winterschwalbe gewesen. Nun wird es freilich heutzutage jeder Kenner mittelaltriger Wirtschaftsgeschichte denn doch für merkwürdiger halten, daß im Rheingau ein Goldschmied auf dem Lande (in Hattenheim) arbeitete, daß Zeug- und Waffenschmiede und ein Weber in Dörfern vorkommen, ebenso Gerbereien, Walkmühlen und eine klösterliche Tuchmanufaktur, als daß ein Falkenjäger in Eltville saß, und man muß jene vereinzelten Notizen wohl immerhin als ein seltenes Zeugnis des Hereinragens städtischen Betriebes in überwiegend landwirtschaftliche Arbeit gelten lassen. Allein fänden sich auch doppelt und dreimal so viele über das Land zerstreute Handwerker in Urkunden erwähnt, so dürften wir doch nicht von städtischem Gewerbewesen reden. Dieses ist im Mittelalter durch die Korporation, die Zunft bedingt, welche in ihrer politischen, sozialen, wirtschaftlichen und militärischen Verfassung aufs innigste mit der Idee der Gemeinde verwachsen ist. Rechte und Freiheiten der Stadt und ihrer Gewerbekorporationen bedingen und tragen

sich gegenseitig. Von dergleichen aber ist im Rheingau gar nicht die Rede, und man könnte leichter beweisen, daß das mit wirklichen Stadtrechten ausgerüstete Eltville in diesem Sinne nicht einmal eine vollwichtige Stadt gewesen sei, als daß das ganze Land gewerblich städtischen Charakter gehabt habe. Es war ein Bauernland mit Bürgerrechten und allerlei vereinzeltem und eben darum machtlosem Gewerbebetrieb.

Anderseits bekundet sich jedoch wieder der Übergangscharakter des Gaues in einer auffallenden Blüte unmittelbar mit der Bodenproduktion verbundener Hilfsgewerbe. Die Bauern nennen sich Bürger und in den Landwirten lebt ein entschieden industrieller Geist. Der Weinbau streift an sich schon zu Gewerbe und Handel hinüber, und wenn sich hier am Rheine ein kräftig entwickeltes Schiffergewerbe mit dem Weinverkehre verband, so darf uns dies nicht wundernehmen. Dagegen staunen wir über die Blüte des Mühlenbetriebs und Mehlhandels in unserem Gau, welcher doch mit seinem Getreidebau lange nicht den eigenen Bedarf deckte. Die kleinen Rheingauer Bäche sind wie besät mit Mühlen, beiläufig fünfzig an der Zahl, und die Anlage einzelner dieser Bachmühlen läßt sich bereits im 12. und 13. Jahrhunderte nachweisen. Abgesehen von der Gunst der vielen Wassergefälle war es die Nähe der beiden großen Fruchtmärkte in Mainz und Bingen, die Verkehrsstraße des Rheines und die gewerbliche Tüchtigkeit der Rheingauer Müller, was dieser Getreideindustrie in dem weinbauenden Lande so breiten Boden schuf. Bär bemerkt nämlich, daß der Mehlhandel hauptsächlich an den Niederrhein und nach Köln gegangen sei, weil man dort nur wenige Mühlen besessen (die Windmühlen sind neueren Ursprunges) und kein so feines Mehl habe mahlen können. Aus ähnlichen Gründen mag man sich auch das Gedeihen der Gerbereien in einem mittelaltrigen Gaue erklären, der immer an Weide- und Wiesland Mangel litt und nur mühsam und mit allem Aufgebot wirtschaftlichen Scharfsinnes den zur Weinbergsdüngung nötigen Viehstand aufrecht zu erhalten vermochte [1]).

---

[1]) Bär schreibt in den Diplomat. Beiträgen vom Jahre 1790, die Stallfütterung sei von vermögenden Rheingauern Bürgern und

Das Dorf Aulenhausen, durch die Ungunst der Lage von der reichen Bodenkultur der Nachbarorte ausgeschlossen, wandte sich schon so frühe zum Betrieb der Töpferei, daß es von den Ullnern (Töpfern) sogar seinen Namen erhalten haben soll. Und selbst der große Markwald des Rheingaues, welcher geflissentlich gegen den Anbau abgesperrt wurde, mußte in den zahlreichen Kohlenbrennereien wenigstens eine halbwegs gewerbliche Ausbeute liefern. Es gab hier förmliche Köhlerkolonien, und die Sage erzählt, daß das Grenzdorf Gladbach einer solchen seinen Ursprung verdanke. Dem stolzen Rheingauer Bürger deuchte aber derlei Erwerb zu geringe und er überließ ihn fremden Leuten, die an den gemeinen Rechten und Genüssen des Gaues keinen Teil hatten. Ähnlich fiel das Graben und Verführen von Putzsand und das Schieferbrechen in den angrenzenden Tälern einem armen und unfreien Volke zu, so daß nicht nur für die Grundform des Bodenanbaues, sondern auch für die bäuerlich gewerblichen Nebennutzungen die Grenze des gefreiten Landes zur Scheidelinie wurde. Dieser Gegensatz ist auch heute noch lange nicht verwischt.

Ein Zeugnis, wie hier alte Anschauungen und Einrichtungen auch bei sonst gänzlich veränderten Zuständen noch immer fortwirken, liefert das hart an der Rheingauer Grenze gelegene, weiland kurpfälzische Städtchen Kaub. Das Schieferbrechen hat sich dort zu einem ordentlichen Bergbau mit ausgezeichneter, weitberühmter Produktion gesteigert. Trotzdem gelten die Schieferbrecher — über 300 Bergleute — neben den altbevorzugten

---

anderen Einwohnern schon lange eingeführt. Derselbe Autor gibt uns aber in seiner Eberbacher Geschichte eine Notiz, aus welcher ich wenigstens mit Wahrscheinlichkeitsgründen einen genaueren Schluß auf das hohe Alter der Stallfütterung im Rheingau ziehen zu können glaube. Die Eberbacher Mönche hatten auf ihrem Klosterhofe zu Leheim (im Gerauer Lande) schon im 13. Jahrhundert Stallfütterung. Da aber die Bewirtschaftung der Eberbacher Klosterhöfe überall nach planvoll zusammenhängender Methode eingerichtet wurde, so läßt sich wohl annehmen, daß die Stallfütterung auch auf ihren Rheingauer Höfen, wo überdies die Natur des Bodens weit mehr hiezu drängte, als bei Leheim, im 13. Jahrhundert schon versucht worden sei.

Schiffern noch immer „als glebae adscripti und werden mit Hochmut behandelt“ [1]), sie haben es noch nicht zu jener korporativen Organisation gebracht, die anderwärts den Bergmann so entschieden kennzeichnet, besitzen keine eigene Tracht, keine Knappschaftskasse, keine Bergfeste und nur wenig von der bergmännischen Sprache, indes die Schiffer (die „Schiffichen“) sich noch immer durch Tracht, Spracheigentümlichkeiten, gemeinsame Feste und stolze genossenschaftliche Abschließung auszeichnen.

Wenn übrigens die Bürger des Rheingaues im Mittelalter der Handwerkerzünfte entbehrten, so gliederten sie sich darum doch in mancherlei Körperschaften, welche wiederum mehr städtischen als ländlichen Charakters sind. Hieher gehören z. B. die mehrere Gemeinden umfassenden sogenannten Kumpanschaften, woraus der Landesheerbann zusammengesetzt war, und welche recht eigentlich die militärische Gliederung der Städtebürger nach Zünften ersetzten.

Einer ganz individuellen Form genossenschaftlichen Verbandes will ich hier aber näher gedenken, weil sie örtlich originell ist und sich in Bruchstücken bis auf diesen Tag erhalten hat. Es sind dies die sogenannten Nachbarschaften oder Brunnengesellschaften. Das Alter derselben reicht jedenfalls hoch ins Mittelalter hinauf, obgleich, wie es scheint, ältere schriftliche Statuten als vom Jahre 1607 [2]) bis jetzt nicht bekannt geworden sind. Die Nachbarn gewisser Straßen oder Viertel verbünden sich zur Unterhaltung und Reinigung eines gemeinsamen Brunnens, erwählen alljährlich einen „Bornmeister“, legen ein „Bornbuch“ an, verpflichten sich dann aber nicht bloß zum Zusammenhalten betreffs des Brunnens, sondern auch zu gemeinsamen Festen, zu Hilfeleistung in allerlei Not und Gefahr, namentlich auch zu gegenseitiger Totenbestattung und zu gemeinsamem Trost im Leide. (Zum letzten ist es auch ein altes Herkommen, daß die ganze Nachbarschaft einem Nachbarn sein Kreuz helfe tragen und

[1]) Eigene Worte eines Kauber Pfarrers in Kehreins „Volkssprache und Volkssitte“ im Herzogtum Nassau II, 193.

[2]) Abgedruckt bei Schunk a. a. O. III, 243. Die „Nachbarschaft“ nennt sich damals schon die „uralt Benachbarten“.

trinke ein Maß Wein mit demselben zum Troste.) Ein Nachbar soll nicht einmal verreisen, ohne es vorher der „Nachbarschaft" unter Angabe der Ursache zu melden und Urlaub zu erholen, bei Strafe eines halben Viertels Wein. (Die Strafen sind überhaupt fast samt und sonders in Wein ausgemessen.) Am härtesten wird Zank und Streit in den Versammlungen gestraft: der Friedensstörer muß der gesamten Nachbarschaft für diesen Tag die Zeche bezahlen — „wie vor alters". Diese Korporationen hatten dann auch ihre eigenen Fahnen und Trommeln, ja von „Hacken und Geschütz" ist die Rede, „so gemeiner Nachbarschaft zuständig"; doch sind dies wohl nur Böller zu Freudenschüssen gewesen. Besonders merkwürdig aber ist das Brunnenbuch, in welchem keineswegs bloß Notizen über das Brunnenfegen enthalten sind, sondern es sollen vielmehr „jährlich alle denkwürdigen Sachen darin verzeichnet werden". Und so finden wir denn auch in den von Schunk mitgeteilten Proben, daß diese Brunnenbücher kleine Chroniken gewesen sind und wie auch die Statuten selbst, von der städtischen Bildung jener Bürger auf dem Lande Kunde geben.

Gegenwärtig sollen diese Nachbarschaften noch am vollkommensten in Lorch sich erhalten haben, sie kommen aber auch weiter rheinabwärts vor[1]), und das „Bornbuch" besteht noch als „Nachbarbuch"; neben den uralt herkömmlichen Zwecken dienen die Zusammenkünfte jetzt aber auch zur Vereinbarung über Land- tags- und Gemeindewahlen, Adressen und dergleichen, und hält hier also sogar der Konstitutionalismus mit dem Mittelalter gute Nachbarschaft.

[1]) Kehrein a. a. O. II, 189. Vergl. auch die Frankfurter Brunnenordnung in Lersners Frankf. Chron. II, 10.

Fünftes Kapitel

Handel und Geisteskultur

Wie das Gewerbe im Rheingau vereinzelt blieb und ohne politisch korporative Geltung, so auch der Handel. Der Gau hatte handeltreibende Weinproduzenten, aber keine Kaufleute.

Seine größten Handelsherren wären die Eberbacher Mönche gewesen, wenn ihnen die Ordensregel erlaubt hätte, sich anders als mittelbar am Handel zu beteiligen. Die Rheingauer Bürger suchten den nächsten Stapelplatz ihrer Weine außer Landes, in Bacharach, und die Eberbacher Mönche besaßen in Köln eine Hauptniederlage „ihrer entbehrlichen Produkte", wie Pater Bär vorsichtig sich ausdrückt. Diese entbehrlichen Produkte müssen aber sehr massenhaft gewesen sein; denn zum bequemeren Vertrieb derselben trat die Stadt Köln dem fernen Kloster 1191 das neben seinem Handelshof gelegene Rheintor zu St. Servatius samt daran stoßendem Grund und Boden als Eigentum ab mit der Befugnis, „daß sich die Eberbacher nach ihrem Belieben und Bedürfnis anbauen und in Friedenszeiten sowohl das Tor als die auf demselben zu errichtenden Anlagen frei benutzen könnten. Nur behielt sich die Stadt das Recht vor, bei Entstehung einer Fehde daselbst ihre Wachen aufzustellen" [1]). Der Besitz dieses fremden Stadttores blieb durch Jahrhunderte der Stolz des Klosters, und er war in der Tat ein stattliches Wahrzeichen seiner politischen und Handelsmacht.

Wenn es aber der Rheingau auch zu keiner eigenen Kaufmannsgilde brachte, so entwickelte er doch Handelseinrichtungen,

[1]) Die Urkunde, auch für die mittelaltrige Städtegeschichte interessant, findet sich abgedruckt in Bärs Dipl. Nachr. Beil. XXVIII. Erst 1595 verkauften die Eberbacher Turm und Tor mit allem Rechte wieder an die Stadt Köln.

die wieder entschieden auf das Städtewesen hinüberdeuten. Das Land handhabte seine gemeinsame Handelspolizei und Handelspolitik. Das ist durchaus nicht bäuerlich. Sind doch unsere deutschen Bauern heute noch vor allen Ständen wirtschafts- und sittenpolizeilich am meisten vom Staate bevormundet. Sie haben im Mittelalter die Förderung der eigenen Produktion und die Ordnung des Vertriebes ihrer Produkte nicht genossenschaftlich in die Hand nehmen können wie die Städte, und so setzte sich der moderne Staat zum volkswirtschaftlichen Vormund frei gewordener Bauernschaften, weil die hörigen Vorfahren nicht gelernt hatten, ihre Wirtschaft gemeinsam zu ordnen. Aber auch die freien Bauern waren individualistisch und scheuten vor der wirtschaftlichen Korporation zurück, die im Mittelalter allein Schutz und Macht verlieh, wie in unserer Zeit vor der Assoziation.

Darin unterscheiden sich nun die alten Rheingauer von anderen freien Bauern: die Natur des Weinbaues und Weinhandels zwang sie zu gemeinsamen Wirtschaftsmaßregeln und ihre landespolizeiliche Autonomie ermöglichte deren Handhabung. Die ehemaligen Kellervisitationen und die Maßregeln gegen Weinverfälschung[1]), welche uns jetzt als lästiger Zwang erscheinen würden, sind vordem hier auf dem Lande vielmehr Zeichen gemeiner Freiheit und Selbständigkeit gewesen, gerade so wie die Zünfte in der Stadt, die uns jetzt Fesseln und Schranken dünken, weiland Hegestätten der Bürgerfreiheit, ja der Demokratie gewesen sind.

Eine höchst eigentümliche und darum auch oft erörterte Form rheingauischer Handelspolizei begegnet uns auf den Weinmärkten in den sogenannten „Gabelungen“. Sie sollen in ihren Anfängen bis ins 12., ja ins 11. Jahrhundert hinaufsteigen; genauen Nachweis über das als „altes Herkommen“ bezeichnete

---

[1]) Die Strafverfügungen gegen Weinfälscher scheinen ursprünglich von den Handelsstädten ausgegangen zu sein. S. Bodmann a. a. O. I, 407 und 409, wo ein Beispiel exemplarischer Bestrafung von Weinfälschern in Köln aus einer handschriftlichen Chronik mitgeteilt wird. Auch wäre das Frankfurter Verfahren gegen Weinfälscher, wie es in Lersners Chronik I, 493 dargestellt ist, hier in vergleichenden Betracht zu ziehen.

Verfahren hat uns Niklas Itzstein in seinem 1643 zusammengestellten „Rheingauer Landesbrauch“ aufbewahrt. Damit die guten Weine nicht ausschließend von den fremden Kaufleuten gekauft und zu immer höheren Preisen hinaufgetrieben, die geringeren aber entwertet würden und liegen blieben, sortierte man die Ernte ganzer Gemeinden und teilte die Fässer in Lose von je zwei Stück und zwar derart, daß das beste Faß mit dem schlechtesten, das zweitgute mit dem zweitgeringsten und so fort zusammengetan wurde, wobei dann die mittlere Qualität endlich in den mittleren Losen sich vereinigte. Hiedurch waren überall mittlere Werte hergestellt und man konnte einen gleichheitlichen mittleren Preis durch Meistgebot bestimmen; war dieser erzielt, so zog ein jeder Käufer sein Los.

Als einmal in Rauenthal ein gegabeltes Faß liegen blieb und nachträglich von einem Kaufmann in Braunschweig reklamiert wurde, ließ es ihm die Gemeinde nicht eher ausfolgen, bis er von sämtlichen Mitkäufern das Zeugnis beibrachte, daß sie auf das Faß keinen Anspruch machten. Diese Mitkäufer wohnten aber in Walluff, Dortrecht, Schleswig und Minden, und das Gabelungsprotokoll war auch nach Minden gewandert! Darum beschloß man, daß künftighin eine Abschrift des Protokolls am Orte bei Gericht hinterlegt werden solle[1]).

Solche Gabelungen dünken uns jetzt wohl höchst wunderlich: dennoch bekunden sie im Mittelalter und den nächstfolgenden Jahrhunderten eine selbständige und gemeinsame Handelspolitik unseres Gaues, und man prophezeite schlimme Folgen, als sie im 18. Jahrhundert aufgehoben wurden! Sie waren aber tatsächlich in sich selbst zusammengefallen und zwar aus dem Grunde, weil sich die großen Kapitalisten auf eigene Faust davon befreit hatten. Denn der Adel und die Stifter und dann auch die reicheren Bürger nahmen sich die Freiheit vor der Eröffnung des Marktes zu verkaufen und dadurch der für sie am wenigsten erwünschten Gabelung zu entgehen. Wie das große Kapital durch Manufakturen und Fabriken die Zünfte ökonomisch trocken gelegt hat,

[1]) Schunk a. a. O. II, 398.

so sprengte dasselbe auch den genossenschaftlichen Bann des Weinbaues und Weinmarktes.

Übrigens erstreckte sich die rheingauische Form der Gabelung auch über den Gau hinaus und bestand z. B. in Hochheim und Bodenheim. So sind auch die oben besprochenen „Nachbarschaften" rheinab gewandert bis Bornich, und manche andere Einzelzüge, die ich hier vom Rheingau mitgeteilt, werden sich zerstreut auch in anderen benachbarten Rheinorten wiederfinden. Dies stößt aber meinen allgemeinen Satz nicht um, daß die große Summe eigenster Züge in Wirtschaft und Gesittung des Gaues aus dessen politischer Freiheit erwachsen sei. Denn wie der Rheingau ein Übergangsgebilde von Bürgertum und Bauerntum bot, so gibt es auch benachbarte Rheinorte, welche wieder auf der Übergangsstufe vom Rheingauer Halbbürger zum vollendeten hörigen Kleinbauern des armen Hinterlandes standen. Es wäre dann eine anziehende Aufgabe des Lokalgeschichtsforschers, nachzuspüren, inwieweit nicht bloß Rheingauer Weinbau, sondern auch rheingauische Sitten und Einrichtungen den Nachbarn zum Vorbilde gedient haben. Nur bei den Überhöhern wird man vom einen so wenig wahrnehmen können wie vom anderen.

Ich könnte die Erörterungen noch nach zwei Seiten weiterführen: Kunst und Wissenschaft wurden im Rheingau mannigfach gepflegt; dennoch ist das Land als solches kein Herd eigenartiger Geisteskultur gewesen. Von Kiederich und Eltville bis Lorch ist der Gau bedeckt mit einer Reihe zum Teil ausgezeichneter Denkmale romanischen und gotischen Stiles, und die Fülle und Zierlichkeit derselben sticht auffallend ab gegen die Dürftigkeit und Roheit der wenigen mittelaltrigen Überbleibsel, welche der angrenzende Überhöher Landstrich, ja selbst die Nachbargegend der gesegneten Königshundrete aufzuweisen hat. Manche altberühmte deutsche Stadt besitzt nicht so viele und schöne Kunstdenkmale wie der Rheingau. Allein, daß künstlerischer Geist die Bürger beseelt habe, daß die Kunst ihr Eigentum gewesen oder geworden sei, wird niemand darzutun vermögen.

Leichter wäre der Beweis des Gegenteils, für welchen schon die Tatsache einen Fingerzeig gibt, daß der Gau kein selbständiges Gewerbeleben kannte, welches im Mittelalter überall der Kunst-

betriebsamkeit zu Grunde liegt. Es bildet auch der Gau keine maßgebende Architekturzone, sondern nur einen Ausläufer der Mainzer Kunstrichtung und war hier, wie auf anderen Gebieten höherer Geisteskultur, eine Vorstadt von Mainz.

Gelehrte und literarisch tätige Kleriker zählt der Rheingau nicht wenige während des Mittelalters; Jakob von Eltville (um 1350) und Rudolf von Rüdesheim (um 1470) haben sogar zwei rheingauische Ortsnamen berühmt gemacht in der mittelaltrigen Geschichte der Theologie, allein das Wirken des einen gehörte seinem Kloster, Eberbach, des anderen der Universität Heidelberg und niemand wird vor den vielen kleineren Gelehrten, welche Eberbach schon frühe unter seinen Mönchen aufführt, einen Schluß auf den wissenschaftlichen Geist der Rheingauer zu ziehen wagen.

Um so bedeutsamer erscheint im Gegenteil die Tatsache, daß zu einer Zeit, wo in den wirklichen Städten ein echt bürgerliches Bildungsleben mit frischesten Trieben aufsproßte, die Rheingauer Kulturgeschichte fast nur von theologisch gelehrten Mönchen zu erzählen, und anderseits den Mangel an Schulen und den schlechten Zustand der wenigen vorhandenen zu rügen weiß (S. Bodmann I, 426 f.).

Auch der zahreiche Adel des Gaues, obgleich er in der Periode der ritterlichen Kunst des 13. Jahrhunderts schon fröhlich blühte und überhaupt ein glänzendes und äußerlich verfeinertes Leben geführt zu haben scheint, hat uns keine Zeugnisse hinterlassen, daß ihn ein ähnlicher künstlerischer Geist emporgehoben habe, wie die Ritterschaften Oberfrankens, Schwabens, Bayerns und Alemanniens.

Die Bürger waren Weinbauern, aufgeweckt durch ihre Freiheiten, regsam in der Bodenkultur, politisch ebenso fortschrittslustig wie das tonangebende Mainz, weit mehr als andere Bauern an städtische Bedürfnisse und städtischen Luxus gewöhnt, aber ohne den Ernst und die Tiefe einer gesammelten städtebürgerlichen Schule und Zucht des Geistes. Dieser uralte Gegensatz ist sicher eine Quelle der schon frühe beklagten materiellen und äußerlichen Sinnesart der Rheingauer, wie sie sich so leicht bei sozialen Übergangsexistenzen einzustellen pflegt.

Im Mittelalter waren Stadt und Land durch das Recht

unterschieden, während sich dieser Unterschied in unserer Zeit in einen bloß wirtschaftlichen und sozialen umgesetzt hat. Trotzdem sehen wir, daß ein Landstrich, dessen Bewohner städtische Rechte und Freiheiten genossen, auch im Mittelalter immer nur halbwüchsig blieb, ein Bauernland mit Bürgerrechten, weil die Form der Siedlung der Wirtschaft und der Gesittung, d. h. der soziale Gesamtcharakter, nicht städtisch geworden war. Und lassen sich die wichtigsten Rechtsunterschiede der alten Stände nicht überhaupt auf letzte wirtschaftliche Voraussetzungen zurückführen?

Anderseits wird es aber auch dem Ohre des Rheingauers befremdend klingen, wenn ich sein Land ein Bauernland nenne. Und dieses Befremden ist berechtigt, ja ich bekenne selbst, daß meinem eigenen Ohre die Worte „Bauernland" und „Rheingau" nicht recht zusammenstimmen wollen. Allein ich weiß kein anderes Wort, welches ein Land der überwiegend landwirtschaftlichen Kultur bezeichnete, die freilich hier von alters her getragen und durchdrungen war von industriellem und kaufmännischem Geiste; von einem Geiste, der seinen Rückhalt fand nicht in einem hörigen und auch nicht in einem nach alt germanischer Weise freien Bauerntum, sondern bei Bodenbauern, die von der Stufe uralt bäuerlicher Gemeinfreiheit zu städtebürgerlichen Freiheiten aufgestiegen waren.

Die Kulturgeschichte des Rheingaues lehrt uns, wie die Entwicklung eigenartiger Wirtschaftsformen im Mittelalter mit Rechten und Freiheiten des Volkes innig zusammenhängt; sie lehrt uns aber auch, daß die Sitten des Volkes nicht nivelliert, sondern im Gegenteil recht fest und scharf geprägt wurden durch das reichste Maß politischer Freiheit. Der Rheingau hatte und hat seine eigene Mundart, seinen besonderen charaktervollen Sittenkreis, seine auszeichnende politische Farbe, seine unterscheidende Bildungsatmosphäre. Wenig erbaut vom sozialen Konservatismus der Bauern, hat man auf liberaler Seite behaupten wollen, das treue Festhalten des Landvolkes an örtlich abgegrenzten Sitten, sei die Folge eines Stumpfsinnes, gezeugt von alter politischer Unfreiheit und Unterdrückung. Allein gerade die freiesten Bauernschaften an unseren nordischen Meeresküsten

wie in den Alpen und hier am Rheine sind auch in ihren Sitten die originellsten und ausdauerndsten gewesen; nur muß man freilich bei den Sitten noch etwas Tieferes denken als an Rock und Hosen und Hochzeiten und Leichenschmäuse. So haben auch nicht die landesherrlichen Städte, sondern die Reichsstädte, und unter diesen wieder hervorragend die mächtigsten, selbständigsten und reichsten, ein eigentümliches Sittengepräge des Bürgertumes bewahrt bis auf diesen Tag. Und wenn der Rheingau doch auch wieder mehr verloren hat von seinem ursprünglichen Volkscharakter, als z. B. die freien Bauernländer der Schweiz oder der Nordseemarschen, so geschah dies in jenen Jahrhunderten, welche ihm das alte Recht Stück für Stück raubten, und das halbstädtische Land rettungslos hinabzogen in den allgemeinen Verfall des deutschen Städtewesens.

V

Eine geistliche Stadt

(1866)



Erstes Kapitel

Einleitung

1. Die Bischofsstadt Freising

Eine geistliche Stadt — so nenne ich Freising. Damit ist freilich noch nicht viel Unterscheidendes gesagt; denn es gibt auch außerdem geistliche Städte genug in Deutschland und darunter größere und berühmtere. Allein eine geistlichere Stadt unter unseren geistlichen Städten gibt es schwerlich. Darum nehme ich jenes Beiwort hier im engen, gesteigerten Sinne und präge es dadurch zu einem unterscheidenden, für unsere Stadt besonders charakteristischen Worte.

Müßte man nicht heutzutage gar zart sprechen, so würde ich noch kürzer und stilvoller geschrieben haben: „eine Pfaffenstadt" — in der guten Bedeutung des alten Sprachgebrauches.

Was Freising war und teilweise heute noch ist, das wurde es durch den Klerus. Freising ist berühmt in der deutschen Geschichte, aber doch nur durch seine Kirche und Schule, durch seine Bischöfe und geistlichen Gelehrten. Als Hauptstadt der Diözese lag es vortrefflich; als Landeshauptstadt des Hochstiftes höchst ungünstig, am äußersten Nordsaume eines zerstückten zum Teil weit entfernten Gebietes. Der Bischof konnte bequem seinen Sprengel beherrschen, aber die Stadt beherrschte kein Land. Der Freisinger Domberg ragt, auf viele Meilen sichtbar, weit über die endlose Ebene bis zu den fern aufschimmernden Alpen; die Stadt liegt versteckt hinter dem Berge. Volkreich, politisch groß, selbständig in der Macht des Bürgertums ist sie niemals geworden, sie besaß kein reiches Patriziat, keine trutzigen Zünfte, kein eigenartiges Gewerbe, keinen bedeutenden Handel, keine erhebliche Wehrkraft, und die Kriegsgeschichte Freisings ist überwiegend eine Leidensgeschichte.

Freising hat seine eigentümliche Rechtsentwicklung; sie wurde aber nicht, wie anderwärts, im Kriege gegen die Bischöfe und im Streben nach reichsstädtischer Selbständigkeit gewonnen, sondern auf friedlichem Wege und großenteils durch die Bischöfe. Die klerikalen Einflüsse umschlangen und durchdrangen das bürgerliche Leben Freisings allerorten. Und zwar gilt dies alles nicht bloß vom Mittelalter, sondern auch von den folgenden Jahrhunderten bis zur Säkularisation. Ja selbst auf unsere Zeit ist noch ein Schattenbild jener alten Zustände übergegangen, schattenhaft gegen sonst, aber doch deutlicher als bei fast irgend einer anderen weiland geistlichen Stadt.

2. Andere Bischofsstädte

Ein Blick auf andere deutsche Bischofsstädte möge zeigen, daß ich nicht zu viel gesagt, indem ich Freising den besonders reinen und ausschließenden Typus der geistlichen Stadt beilege.

Das heilige Köln war neben seiner Heiligkeit zugleich auch Quartierstadt der Hansa, handelsmächtig, und wenn man im Mittelalter von den „Herren von Köln" sprach, so dachte man dabei nicht an die Geistlichen, sondern an die Kaufleute und Tuchmacher, welche sich wohl auch eines Kampfes mit dem Erzbischof getrauten. Trier, als älteste Stadt Deutschlands, blickte fast stolzer noch auf seine heidnische Urgeschichte als auf den Glanz seiner Bischöfe, es rang mit ihnen um reichsstädtische Freiheit, die es auch durch drei Jahrhunderte nahezu besessen hat. Das goldene Mainz, das deutsche Rom, stand an der Spitze des rheinischen Städtebundes, seine herausfordernd selbständige und lebenslustige Bürgerschaft war zur Zeit des Erzbischofs Siegfried so wenig wie in den Tagen der Klubbisten dem Klerus besonders unterwürfig, und auch ohne die Residenz des vornehmsten geistlichen Reichsfürsten würde Mainz doch immer als Rheinfeste und Rheinhafen bedeutend gewesen sein.

Andere berühmte deutsche Bischofssitze sind berühmter noch als Kaiserstädte, oder sonst hervorragende Schauplätze der Reichsgeschichte, wie Speier, Paderborn, Magdeburg, Halberstadt, Merseburg, Regensburg, Augsburg, wozu sich

meistens dann auch die politische Selbständigkeit der Stadt, Kämpfe der Bürger mit den Bischöfen und eigene, mitunter überwiegende Handels- und Gewerbemacht gesellen. Und obendrein sind alle die eben genannten Städte schon im sechzehnten Jahrhundert ganz oder teilweise protestantisch geworden.

Im deutschen Norden bietet wohl nur noch Münster eine wirkliche Parallele zu Freising. Geistlich schon nach dem Sinne seines Namens, trägt Münster in seiner baulichen Physiognomie wie in seiner Geschichte entschieden das Gepräge der geistlichen Hauptstadt. Allein eben diese Geschichte zeigt zugleich durch Jahrhunderte das Schauspiel des Ringens der Bürger nach reichsstädtischen Rechten und nach Abschüttelung der landesherrlichen Gewalt des Bischofs. Den endlichen Sieg gewann der Bischof nach dem Siege über die Wiedertäuferei, bei welcher sich Münster nicht eben ganz korrekt geistlich bewährt hatte. Münster ist zudem nicht bloß als geistlicher, sondern überhaupt als städtischer Mittelpunkt Westfalens bedeutend, dann als ein Sitz des westfälischen Adels, dessen patrizische Häuser mit den klerikalen Gebäuden wetteifern; man würde Münster zu wenig tun, wollte man es schlechtweg eine geistliche Stadt nennen.

Im Gegensatze zu den bischöflichen Großstädten, welche allesamt über die bloß geistliche Stadt hinausgewachsen sind und zu den ehemaligen Bischofssitzen unseres protestantischen Nordens gibt es nun allerdings einige Städte im katholischen Süd- und Mitteldeutschland, die mit Freising im rein geistlichen Charakter zu wetteifern scheinen: Salzburg, Passau, Eichstätt, Bamberg, Würzburg, Fulda.

Allein Salzburg hatte seine bürgerlichen und seine Reformationskämpfe, die Freising nicht kennt, Salzburg war als Landeshauptstadt eines Gebietes von 174 Quadratmeilen ein so hervorragendes politisches Zentrum, wie es Freising niemals werden konnte. Passau, das Donau-Koblenz, würde durch seine handelswichtige Festungslage auch dann einer der notwendigsten Städtepunkte Oberdeutschlands gewesen sein, wenn niemals ein Bischof dort gesessen hätte. Ähnlich Bamberg und Würzburg, zwei durch die Natur der Bodenplastik vorgezeichnete Städte, welchen der Keim selbständiger wirtschaftlicher Entwicklung für

alle Zeit schon geographisch verbürgt ist. Nur Eichstätt und Fulda rücken dem Charakter Freisings sehr nahe: wo man sie überhaupt nennt unter den deutschen Städten, da tut man's wegen ihrer geistlichen Geschichte. Eichstätt ist aber doch nur ein Bischofssitz untergeordneteren historischen Ranges, und wenn Fulda in ältester Zeit Freising überragt durch seine klerikale Kulturmacht, so hat es dieselbe doch nicht so lange und andauernd zu steigern und bis nahe zur Gegenwart zu behaupten gewußt.

Man sieht aus alledem, daß ich das Beiwort „geistlich" bei Freising schon unterstreichen darf. Vielleicht drücke ich mich noch deutlicher aus durch den Vergleich mit einer slawischen Stadt, die gleichfalls eine unterstrichen geistliche ist, mit Gnesen. Diese Stadt der Kirchen versetzt uns sofort auf den Boden kirchlichen Lebens, sowie wir nur den Namen hören, und mag wohl nahezu ein polnisches Freising sein. Und dennoch ist mir selbst Gnesen nicht ganz geistlich genug zur vollständigen Parallele. Die Krönungsstadt der polnischen Könige, weckt sie in dem Polen auch politisch-nationale Erinnerungen, und wenn in dem Nationalheiligtum ihres Domes der Leib des hl. Adalbert ruht und verehrt wird, so führt dieser Name zugleich auf die Adalbertsmesse, welche Gnesen periodisch wenigstens eine profane Handelswichtigkeit verleiht, wie sie Freising niemals besessen hat.

In dem Vorgesagten glaube ich aber nicht bloß mein Beiwort Freisings flüchtig erläutert, sondern auch angedeutet zu haben, was ich im Grunde will mit diesem Aufsatze. Ich will nichts weiter als eben dieses notwendige Beiwort rechtfertigen. Ich will weder eine Ortsbeschreibung noch eine Geschichte der Stadt geben, sondern lediglich die Charakterskizze einer geistlichen Stadt, wie sie sich in Freising als dem reinsten Typus einer großen Gattung spiegelt. In Bayern weiß man trefflich Bescheid über Freising; auswärts kennen gelehrte Leute den Meichelbeck, allein Meichelbeck ist doch nicht Freising. Das überreich zu Tage liegende Material der freisingischen Schriften war mir übrigens nur Mittel zum Zweck. Mein Hauptstreben zielte, nationalökonomisch gesprochen, vielmehr auf Stoffverarbeitung als auf den Rohstoff. Das Einzelbild dieser Stadt sollte dem Leser

unvermerkt als ein Gattungsbild aus dem Rahmen treten, nicht als ein Beitrag zur bayrischen Ortsgeschichte, sondern als eine Studie zur vergleichenden Kenntnis des deutschen Städtewesens.

3. Klerikale Literaturquellen

Der schulgerechte Autor stellt „Literatur“ an die Spitze seiner Abhandlung, das heißt ein Verzeichnis der Bücher und Handschriften, die er benutzt hat oder hätte benutzen sollen. Ich beginne hier gleichfalls mit Literatur, aber nicht um meiner Arbeit einen gelehrten Strich zu geben, sondern weil die reiche freisingische Spezialliteratur in ihren bloßen Büchertiteln und Autornamen schon zum lebendigen Bilde wird und uns unmittelbar auf den geistlichen Boden versetzt, der die Stadt und ihre Geschichte trägt.

Im Bibliotheksaale bereits umweht uns geistliche Luft, sowie wir über Freising forschen; fast alle Hauptautoren von der ältesten bis zur neuesten Zeit sind Geistliche gewesen, und der Bibliothekar kann bei den meisten Schriften zur Geschichte Freisings in Verlegenheit geraten, ob er dieselben unter der Rubrik historia schlechthin in seinen Katalog eintragen oder sie zur historia ecclesiastica ausscheiden soll. Die umfassendste oder doch mindestens am sorgsamsten und selbständigsten gepflegte Sammlung der Frisingensia befindet sich dementsprechend auch in geistlichem Besitze, in der domkapitelschen Bibliothek zu München.

Eine Geschichte der Stadt Freising ist noch nicht geschrieben; umso fleißiger schrieb man die Geschichte der freisingischen Bischöfe. Wie ein Heiliger (Korbinian) das Bistum gründete (724) und ein anderer Heiliger (Bonifazius) dasselbe zu einem ständigen Bischofssitze erhob (739), so beginnt auch die Spezialliteratur Freisings mit einem Heiligenleben, der Biographie Korbinians von Aribo. An dem Faden der Biographie der Bischöfe spinnt sich die Geschichte Freisings weiter und aus der Perspektive des Domberges können wir dann gelegentlich auch die Entwicklung der Stadt beobachten. Ganz ähnlich findet

sich's anderwärts bei den echten Residenzstädten weltlicher Fürsten. Nicht bloß die Geschichte, auch die Geschichtschreibung der Stadt wird von der Fürstengeschichte aufgesogen; in den Reichsstädten dagegen ist der fruchtbare Keimboden der bürgerlichen Städtechroniken.

Unter den Vertretern der historischen Literatur Freisings erscheinen Bischöfe, Mönche, Domherren, Dompröpste, ein Domdechant, ein Kaplan, geistliche Professoren und Priester anderer Grade. Nun wäre es eben nichts Besonderes, wenn im früheren Mittelalter bloß Geistliche über diesen geistlichen Fürstensitz geschrieben hätten; allein auch zur Zeit der Renaissance (Veit Arenpeck und Joh. Freiberger) und im 18. Jahrhundert (Meichelbeck) herrschen die geistlichen Federn. Ja man kann sagen, bis zur Säkularisation ist keine namhafte selbständige Schrift über Freising erschienen, die nicht entweder einen geistlichen Herren zum Verfasser hätte, oder in den wenigen Ausnahmefällen mindestens solche Laien, die wie Joachim Haberstock als Schulmeister, wie Georg Philipp Finkh als Kammerdiener, Rat und Sekretär, wie Joh. v. Prey als Hofkammerdirektor, oder wie Hoheneichner als Archivar in Brot und Würden des Bischofs standen. Auch nach der Säkularisation bis zur Gegenwart waren es überwiegend Geistliche, welche sich mit selbständigen Beiträgen zur Geschichte Freisings beschäftigten.

Die historische Literatur Freisings gliedert sich sehr einfach in drei Perioden. Die erste geht vom 8. bis zum 15. Jahrhundert und umfaßt lauter Bücher, welche nebenher Beiträge zur Geschichte von Freising liefern, obgleich ihr Hauptinhalt weder auf eine Geschichte der Stadt noch des Bistums gerichtet ist. Hieher gehört der Bischof Aribo (764—784) mit dem Leben des hl. Korbinian; der Mönch Kozroh mit seinem von 810—848 auf Befehl eines Bischofs (Hitto) verfaßten Schenkungsbuche, liber traditionum antiquus; Bischof Otto I. (1138—58) mit seiner Chronik und dem Buche de gestis Friderici primi; der Domherr Radevich (oder Ragewin) mit der Fortsetzung der letztgenannten Schrift; ein anderer freisingischer Domherr des 12. Jahrhunderts, Conradus Sacrista, als Verfasser eines weiteren Schenkungsbuches (des

vierten nach Meichelbeck), und endlich auch ein Laie, der Notar Ruprecht mit seinem Stadtrechtsbuch von 1328[1]). Ruprecht hat seine Ausnahmestellung als schreibender Laie in der geistlichen Stadt, wo sonst nur Kleriker die Feder führten, wie es scheint, selber empfunden, denn er sagt im Epilog des Buches:

„Es ist geschriben aus aines layen mund:
Ruprecht von freysing ist er genanntt" ꝛc.

Doch war es in unserem Jahrhundert wiederum ein Geistlicher, Westenrieder, der die erste Ausgabe des Rechtsbuches besorgte[2]) und auf dessen wissenschaftliche Bedeutung aufmerksam gemacht hat[3]).

Die zweite Periode der freisingischen Geschichtsbeiträge geht vom 15. Jahrhundert bis zur Säkularisation: sie beginnt mit Veit Arnpeckh und gipfelt in Meichelbeck. In dieser Zeit herrschen die Chroniken oder Kataloge der Bischöfe von Freising. Die Lektüre dieser Chroniken mutet uns an wie der Gang durch eine Ahnengalerie: aus den chronologisch zusammengestellten Bildnissen der einzelnen Bischöfe spricht die Geschichte des Bistums. Zu diesen Bischofschronisten zählt im 15. Jahrhundert der bischöfliche Kaplan Veit Arnpeckh[4]), im 16. der Domherr Johannes Freiberger[5]), welchen sich aus diesem und dem folgenden Jahrhundert noch fünf weitere annonyme Autoren ähnlicher handschriftlicher Chroniken beigesellen[6]), die mit Ausnahme der Beiträge Finkhs wohl sämtlich auf klerikale Federn zurückweisen.

Solche biographische Verzeichnisse der Bischöfe wurden dann von Geistlichen, wie von dem Subprior Peter Kaindl, dem Kanonikus Schmidt, dem Benefiziaten Waltl († 1848) u. a.,

[1]) Literatur darüber bei Gengler, „Quellengesch. des in Bayern geltenden Privatrechtes".

[2]) München 1802 und in dessen „Beitr. z. vaterl. Gesch." Bd. VII.

[3]) Akad. Rede über das Rechtsbuch des Rupert v. Freis. 1802.

[4]) De gestis episc. Frising. abgedr. in Deutingers Beitr. III.

[5]) Chron. episc. Frising. ecclesiae, abgedr. bei Deutinger I.

[6]) Beschrieben von Hoheneichner im Archiv der Gesellsch. f. ält. deutsche Geschichtskunde Bd. IV, und Deutinger I.

bis gegen die neueste Zeit geschrieben und der fürstbischöfliche Kammerdirektor Prey gab sogar die alphabetischen Biographien der Domherren! [1])

Auch die Kunst half den Catalogus episcoporum darstellen. Joachim Haberstock setzte ihn in Verse, ich will nicht sagen in Poesie [2]), und im 18. Jahrhundert wurde die Reihenfolge der Bischöfe für den „Fürstengang“ (zwischen Schloß und Dom) gemalt nebst den Ansichten der wichtigsten Orte des hochstiftischen Landes und kurzen biographischen Aufschriften [3]). Dieser halb gemalte, halb geschriebene Catalogus reicht bis 1789. Für den letzten, nach der Säkularisation gestorbenen Bischof wäre nur noch notdürftig Platz gewesen, wenn man die zwei Bilder an der oberen Schmalseite eng zusammengerückt hätte, dann aber für keinen mehr; — es waltete also ein ähnliches Spiel des Zufalles wie bei den Kaiserbildern im Römer zu Frankfurt.

Die alten Biographien der Bischöfe sind in Meichelbecks Historia Frisingensis zu einem großen Geschichtswerke emporgewachsen, welches, reich mit Urkunden belegt, vielfach über die Geschichte des Bistumes hinausgreift und nicht bloß einen örtlichen Leserkreis, sondern (laut des Titelblattes) den orbis eruditus ins Auge faßte. Meichelbeck, der Benediktiner und freisingische geistliche Rat, war nicht nur ein Geistlicher dem Stande nach, sondern auch nach seinem Standpunkte „strenger Kurialist“. Er schrieb jenes Hauptwerk zur Verherrlichung eines geistlichen Doppeljubelfestes (1724) im Auftrage eines Bischofs (Johann Franz), welchem es auch gewidmet ist, und nicht bloß der Autor des trefflichen Buches, sondern selbst der Autor der vielen Fehler in den Abschriften der beigedruckten Urkunden (vgl. Karl Roth, „Örtlichkeiten des Bistums Freising“) scheint ein Geistlicher, der Benediktiner Leonhard Hohenauer, gewesen zu sein. Die Biographie Meichelbecks, des berühmtesten Biographen der freisingischen Bischöfe († 1734), steht aber wiederum in einem geist-

[1]) In einem handschriftl. Foliobande auf der k. Hofbibliothek zu München.

[2]) Episcopi Fris. elegiaco carmine, bei Deutinger I.

[3]) Abgedruckt bei Deutinger I.

lichen Buche, in dem Chronicon Benedictoburanum, herausgegeben 1753 auf Kosten des Benediktbeurner Klosters. Auch ist jener Bischof Johann Franz, wenn zwar nicht unter, doch neben den geistlichen Historikern Freisings mit Ehren zu nennen als eifriger Sammler, Ordner, Abschreiber und Retter von Urkunden und wegen seiner Randglossen zu mehreren handschriftlichen Chroniken der Bischöfe[1]).

Die dritte Periode freisingischer Geschichtsliteratur (im 19. Jahrhundert) hat viel älteres Material gesichtet, veröffentlicht, vervollständigt, aber auch wesentlich Neues dazu gewonnen. So gab Baumgärtner, ein Geistlicher, den deutschen Auszug von Meichelbecks Geschichte neu heraus (1854) und führte die Chronik bis zur Gegenwart. Hoheneichner (weiland fürstbischöflicher Hofrat und Archivar) sammelte mannigfache monographische Beiträge. Vor allen aber machte sich Dompropst Martin v. Deutinger verdient durch den Abdruck so vieler älteren Quellenwerke in seinen „Beiträgen zur Geschichte ꝛc. des Erzbistums München und Freising" (1850 ff.)[2]). In diesem reichen Sammelwerke gab dann Gentner, ein Geistlicher, die Geschichte des Klosters Weihenstephan (Bd. VI S. 1—350), welche uns in immer weiterer geistlicher Perspektive wiederum auf eine eigene Mönchschronikenliteratur zurückweist.

Nach zwei Seiten hat unsre Zeit aber auch neue Themen freisingischer Spezialforschung angeschlagen: in der Kunst- und Rechtsgeschichte.

Zwei Geistliche, der Dombechant v. Heckenstaller[3]) und der Exbenediktiner Gandershofer[4]) erinnerten zuerst wieder in besonderen Schriften an die hohe monumentale Bedeutung des Freisinger Domes. (Heckenstaller, der in seiner Vielgeschäftig-

[1]) S. Deutinger S. 7 und 9. Hier verdient auch der Kanonikus F. A. Schmidt als Verfasser der Hauptmatrikel des Hochstiftes (1738—1740) genannt zu werden.

[2]) Auch D.s Herausgabe der älteren Matrikeln des Bistums F., 1849 und 1850, ist hier zu erwähnen.

[3]) Dissertatio historica de antiquitate .... cathedralis Frising., 1824.

[4]) Denkwürdigkeiten der Domkirche zu Freising, 1824.

keit als Kleriker, Architekt, Wasserbaukommissär, Archivar, Schriftsteller und Kunstdilettant uns schon persönlich so recht in das gemütliche Treiben einer kleinen geistlichen Residenzstadt versetzt, hat dann auch wieder einen geistlichen Biographen gefunden in dem Domkapitular Schwabel[1]). Was Heckenstaller und Gandershofer nur erst angeregt, das führte ein dritter Geistlicher aus, Professor Sighart: er gab uns umfassende Kunde von sämtlichen Kunstschätzen Freisings und sicherte ihnen die gebührende Stelle in der bayrischen und deutschen Kunstgeschichte[2]). Selbst sehr bedeutende auswärtige Forscher hatten bis dahin wenig Notiz genommen von den Denkmalen unserer Stadt; beispielsweise ist in der ersten Auflage von Kuglers Kunstgeschichte (1841) die sonst so fleißig dem einzelsten nachspürt, nicht einmal der Name Freisings genannt.

Bei den rechtsgeschichtlichen Studien aus der freisingischen Geschichte treten nun freilich überwiegend juristische Schriftsteller in den Vordergrund, v. Maurer, Häberlin, Gengler, Föringer u. a. Allein Häberlins „Systematische Bearbeitung der in Meichelbecks Historia Frisingensis enthaltenen Urkundensammlung" ist wenigstens, wie schon der Titel besagt, durchaus auf das urkundliche Material des gelehrten Benediktiners gebaut, und jene Schriften bieten überhaupt vielmehr Beiträge zur deutschen Rechtsgeschichte aus freisingischen Quellen, als Beiträge zur Geschichte Freisings.

Ich könnte meinen Hinweis auf die weit überwiegende Beisteuer geistlicher Federn zur freisingischen Spezialliteratur noch weiter ausspinnen. Schrieb doch sogar ein Geistlicher (Sighart) ein freisingisches „Eisenbahnbüchlein", als die bayrische Ostbahn eröffnet wurde. Schwerlich dürfte eine andere deutsche Stadt ein ähnliches Eisenbahnbuch besitzen, denn es belehrt nicht etwa über die besten Wirtshäuser, sondern über die Kirchen- und Kunstdenkmale in Freising und längs der nächsten Bahnstrecken von

---

[1]) Lebensskizze ꝛc. Heckenstallers, 1833.

[2]) Der Dom zu Freising, 1852. Mittelalterl. Kunst in der Erzdiözese München-Freising, 1855. Geschichte der bildenden Künste in Bayern, 2 Bde., 1862.

den Kirchen in Feldmoching und Milbertshofen bis zum Dome hinauf.

Man ersieht aus alledem: der gelehrte Berg von freisingischen Geschichtsbüchern ist fast durchaus ein geistlicher Berg, so gut wie der wirkliche „gelehrte Berg“, welcher Schloß und Dom trägt, und die trockene Überschau bloßer Büchertitel wird an sich schon zu einem kulturgeschichtlichen Bilde, darin sich die geistliche Physiognomie der alten und neuen Stadt in klaren Zügen spiegelt.

Zweites Kapitel

Der Freisinger Domberg

Das alte Freising liegt hinter dem Domberg und neben dem Klosterberg von Weihenstephan. Es wird im Nordosten und Südwesten von drei Klöstern in der Flanke gepackt, von Neustift, Weihenstephan und St. Veit, und gegen Süden steht ihm der Domberg vor der Nase. Nur den Rücken — nordwestlich — hatte die Stadt frei; dort grenzt keine dominierende geistliche Besitzung. Dort öffnet sich aber auch keine große Verkehrsbahn: von Südwest nach Nordost flutete das Leben, nach Nordwest trägt man die Toten schon seit dreihundert Jahren zur Ruhe. Hier, an der Rückseite der Stadt, öffnete sich kein Haupttor, hier drängten sich viele kleine Häuser und unbedeutende Straßen an die Mauer, und eine lange Zeile neuer Tagelöhnerhäuschen, welche seit einigen Jahren über den alten Stadtbering hinausgewachsen sind, bezeugt uns, daß auch heute noch auf dieser Seite die Stadt zum Lande übergeht.

Das weithin sichtbare landschaftliche Wahrzeichen Freisings sind die zwei geistlichen Berge: Weihenstephan und der Domberg. Beide sind sehr mäßig hoch, der eine erhebt sich nur 152, der andere nur 100 Pariser Fuß über den Isarspiegel, allein beide herrschen, nicht nur weil sie die höchsten Punkte sind, sondern weil sie zugleich mit ihren breiten, langgestreckten Rücken für feste, abgeschlossene und ausgedehnte Besiedlung Raum boten. Welches ganz andere Gesicht würde die Stadt gewonnen haben, wenn sie sich, statt in eine Talenge geklemmt zu bleiben, über den Domberg und gegen die Höhe von Weihenstephan hinauf ausgebreitet hätte; allein wie ganz anders müßte auch die Geschichte Freisings gewesen sein, damit dieses hätte geschehen können!

Ein jeder der beiden Berge hat seine Vorzüge und beim abwägenden Vergleichen ihrer Lage tut einem die Wahl wehe. Doch haben die Bischöfe klug gewählt, als sie sich auf dem Berge festsetzten, welcher die natürlichen Straßenlinien zu Wasser und zu Land und folglich die Stadt beherrscht, und die Mönche, als sie die Höhe behielten, welche für Garten und Feld und also auch für die Herrschaft über das umliegende Kulturland den günstigen Raum bot.

Die größten und reichsten Erinnerungen der Sage und Geschichte ruhen nicht auf dem Tale, auf der Stadt Freising, sie haften an den beiden Bergen. Dort hinauf blicken wir zuerst beim Aufsuchen von Römerspuren wie von sagenhaften oder historischen Zügen aus der Zeit des Frankenkönigs Pipin oder der alten bayrischen Herzoge. Das Wirken Korbinians in Freising bewegt sich wesentlich zwischen den beiden Höhen, und der Weg, welchen er zur Gründung des Bischofssitzes genommen, ist auch örtlich bezeichnet durch den Weg, welcher sich vom östlichen Rücken des Weihenstephaner Berges hinüber zum Domberge zieht, gleich einer Reihe von Stationen mit Erinnerungsmalen seines Namens geschmückt. So stehet auch der Baum, an dessen Grünen oder Absterben der Volksmund Gedeihen oder Untergang der Stadt Freising knüpft, die uralte Korbinianslinde, nicht unten bei der Stadt, sondern auf dem Osthange des Weihenstephaner Berges. Im Jahre 1865 ist die Linde ausgebrannt und man gab sie schon verloren, aber im selben Jahre fingen die geretteten Äste auf dem inwendig verkohlten Stammesrumpfe dennoch wieder zu grünen an, und man will selbst die damals herabgestürzten Holzstücke in einem anderen Sinne dauernd lebendig erhalten, indem man Statuen des hl. Korbinian daraus zu schnitzen gedenkt.

Seit dem 8. Jahrhundert und dann durchs ganze Mittelalter und herauf bis zur Gegenwart sind die beiden Berge überwiegend die Träger der historischen Bedeutung Freisings, und zwar ging auch die Geschichte denselben Weg, wie der hl. Korbinian: sie zog von Weihenstephan mehr und mehr zum Domberge als der geschichtlich steigend wichtigeren Höhe. Wie aber Korbinian auf jedem der beiden Berge bereits eine Kirche vor-

fand[1]), so sollen die zwei Berge sogar in germanischer Urzeit schon eine Art geistlicher Berge gewesen sein. Wenigstens nach einer sprachlichen Hypothese, von der ich durchaus nicht behaupten will, daß sie stichhaltig sei; ich wünsche nur, sie wäre stichhaltig. Jedenfalls ist sie Wasser auf meine Mühle und nicht schlechter als viele andere. Weihenstephan hieß ursprünglich Tetmons, das erklärt man für den Berg des Teut, und Freising soll von einer Kultusstätte der Freia auf dem Domberge seinen Namen tragen[2]). Jedenfalls hat der Name Freisings mit oder ohne Freia einen alten geistlichen Klang. Das bedachten sogar die Freisinger Illuminanten des 18. Jahrhunderts, welche Freising „Theben" nannten, die Stadt der Osiris, die Stadt der Priester, der Tempel und der Gräber — an der Mosach.

Übrigens gibt es eine noch viel wunderlichere Deutung des Namens Freising als von der Göttin Freia. Nach dem oft zitierten Ausspruche des Äneas Sylvius, welcher auf eine Stelle im Leben des hl. Maximilian zurückführt, hätten die Römer den Ort Fruxinium oder Frixinia genannt von seiner fruchtbaren Lage[3]). Nun hat diese Fruxina scheinbar gar nichts zu schaffen mit dem geistlichen Berge, von welchem ich hier handeln will, dennoch führt auch sie mich auf denselben, wie man in Freising eben immer wieder auf den Berg geführt wird. Der Eindruck der Fruchtbarkeit ist bei der Freisinger Landschaft doch nicht gerade so überwältigend, daß man aus demselben den Charakternamen des Ortes schöpfen möchte, allein die beiden geistlichen Berge schmückt allerdings eine ausgezeichnete Fruchtbarkeit und uralt hohe Kultur des Bodens. Die Südseite des Dombergs war früher großenteils ein Weingarten, welcher am Fuße des Abhangs in Obst-, Gemüse- und Blumengärten überging. Dieser freisingische Weinbau ist bereits vom hl. Korbinian begründet

[1]) Vita S. Corb. bei Meichelbeck I.

[2]) Letzteres bei Sighart, Dom zu F. Tetmons wird in vielen Büchern als Berg des Teut erklärt. Schmeller gibt die ohne Zweifel beste Ableitung des Namens Freising von dem Eigennamen „Frigiso".

[3]) Eine andere Auslegung dieser alten Namensformen bei Meichelbeck I.

worden und folglich die Rebenkultur an unseren Isarhöhen um volle hundert Jahre früher historisch beglaubigt als bei irgend einer der hochberühmten Lagen des Rheingaues. Wäre es aber nicht gerade ein Heiliger gewesen, der hier die ersten Reben gepflanzt und ein Bischof — Aribo —, welcher ihm das Zeugnis darüber ausgestellt hat, so würden wir vom freisingischen Weinbau des 8. Jahrhunderts vermutlich ebensowenig wissen wie vom rheingauischen. Obgleich nun der Weinberg, auf Merians Bild von 1642 noch sichtbar[1]), längst verschwunden ist, so breitet sich doch noch immer ein äußerst fruchtbares Gartenland über einen Teil des Domberges und an den sonnigen Mauern der obersten Terrasse reift neben der Traube sogar die Feige, trotz der absoluten Höhe von 1471 Pariser Fuß. Wer also etwa geradeswegs durchs Erdinger Moos oder über die Garchinger Heide hiehergegangen ist, dem mag es da droben schon nach Fruxinia aussehen. Ähnlich bei Weihenstephan, wo das hochkultivierte Staatsgut der landwirtschaftlichen Schule als das eigentlich moderne Fruxinium aus dem alten Klostergute erwachsen ist.

Der Domberg überragt aber die zu Füßen liegende Stadt und ihr Gebiet nicht bloß durch seine Fruchtbarkeit, sondern auch durch seine Festigkeit. Er ist ihre Burg, ihre Zitadelle, und eine Zitadelle taugt nach Umständen bekanntlich ebensogut, eine Stadt zu zügeln als sie zu verteidigen.

Das alte Freising war nicht besonders fest, Mauer und Graben waren sehr einfach und klein, die fünf Tortürme unbedeutend; selbst der relativ stärkste Turm des Mohrentores (gegen Neustift, jetzt abgebrochen) hatte keine Vor- oder Seitenwerke, der Turm des Münchener Tores, welcher mit seinem zierlich durchbrochenen Treppengiebel noch heute den Eingang der Stadt schmückt, sieht mehr wie ein artiger Dekorationsbau aus, als wie ein Festungswerk. (Beiläufig bemerkt soll es zunächst der Fürsprache eines Geistlichen vom Domberge zu danken

---

[1]) Merian, Topogr. Bav. S. 20 ff. druckt eine ihm aus Bayern zugesandte Beschreibung F.s ab, die weit brauchbarer ist, als die meisten seiner übrigen Texte. Auch die zwei Ansichten F.s sind gut gezeichnet. Das älteste vorhandene Bild der Stadt soll von 1520 sein.

sein, daß dieser malerische Turm nicht unlängst abgebrochen wurde.)

Um so fester als jene Stadtmauern stand der Domberg über der Stadt. Ringsum steil abfallend, war er nur von Osten durch einen Fahrweg zugänglich, von Westen durch einen steilen Reitweg (beide durch stattliche Tortürme auf der Mitte des Berges geschlossen), von Süden durch einen leicht zu sperrenden Fußsteig. Im Süden bot schon am Fuße die Mosach eine natürliche Deckung, im Osten Mosach und Isar; die westliche und östliche Höhe des Berges war mit Verteidigungstürmen bekrönt von welchen eine hohe Mauer zum Münchener Tore herunterzog, und noch fünf bis sechs andere Mauern stiegen vom Plateau in Querlinien zum Tale nieder. Die Domherrnhäuser auf der zur Stadt gekehrten Rückseite sahen im 17. Jahrhundert zum Teile selbst noch festungsartig ins Tal hinab: auf hohen fensterlosen Untermauern erhoben sich mehrere derselben am Abhange, turmartig aufsteigend, und wehrten das Eindringen quer den Berg herauf so gut wie ein förmliches Verteidigungswerk. Am südlichen Rande des Plateaus aber war Dom und Schloß durch eine besondere Mauer mit Türmchen gegen einen etwa den Weinberg heranstürmenden Feind geschützt. Der Domberg erscheint demgemäß als eine selbständige Feste von der Stadt durch Mauern und Tore abgeschlossen, und der Umstand, daß sich auf dem Berge nicht bloß geleitetes Wasser befand, sondern für den Notfall auch eigenes Quellwasser, machte seine Stärke noch unabhängiger.

Wie aber der Domberg gleich einer Burg über der Stadt thronte, so war auf dieser großen Feste eine engere Burg noch einmal besonders befestigt, das Schloß der Fürstbischöfe, durch Mauer und tiefen Graben. Als man 1864 die Röhren zur Gasleitung legte, sollen deutliche Spuren dieser mittelaltrigen innersten Befestigung wieder aufgefunden worden sein.

Und nicht bloß militärisch war der Domberg von der Stadt abgeschlossen, sondern auch sozial. Bischof Otto I., der große Geschichtschreiber, verfügte bei seiner Erneuerung der Regeln des Domstiftes, daß kein Laie innerhalb der beiden Tore des Domberges wohnen solle. Der ummauerte Berg glich also fast einem

großen festen Kloster, wie denn auch zur Zeit des hl. Korbinian ein wirkliches Kloster der älteste Kern seiner weiteren geistlichen Besiedlung gewesen ist.

Schon durch diese Eigentümlichkeiten der Lage findet die geistliche Burg des Domberges in Deutschland schwerlich ihresgleichen. In anderen deutschen Bischofsstädten hatten zwar auch die geistlichen Herren ihr fest begrenztes Quartier; allein der Bischofssitz als Kristallisationskern der ringsum anschließenden Stadtteile, verliert entweder später seine uralte Absonderung, oder der Fürstenhof des Bischofs übersiedelt wohl gar aus der früheren burglichen Abgeschiedenheit in die Stadt. Letzteres geschah z. B. in Würzburg, dessen Marienberg als Residenz der Bischöfe seit dem 13. Jahrhundert manche Ähnlichkeit mit dem Freisinger Domberge bietet. Der Würzburger Dom aber liegt unten in der Stadt und im 18. Jahrhundert baute auch der Bischof da drunten sein neues Schloß. In Freising vermochte sich weder der Domberg mit der Stadt zu verschmelzen, noch konnte die Stadt den Bischofssitz vom Berge herabziehen.

Einziger noch als durch diesen Umstand erscheint uns jedoch die Stätte des Domberges, wenn wir erwägen, was alles innerhalb ihrer zwei Tore lag.

Auch ein Berg (oder eine Stadt) kann seine aerugo nobilis haben, seinen edeln Altersrost, so gut wie ein Erzbild. Diese aerugo ist der tiefe Trümmerschutt, welcher jetzt die oberste Bodendecke des Dombergplateaus bildet. Neuere Erdarbeiten zeigten, daß der Schutt stellenweise bis acht Fuß hinabsteige, und in dieser Tiefe fand man römische Münzen; drei Fuß unter dem Boden aber mittelaltrige (brandenburgische und kölnische) Goldmünzen des 15., Silbermünzen des 16. Jahrhunderts. Von Münzfunden in der Stadt ist mir nichts bekannt, dagegen erzählte mir Professor Sighart, dem ich die vorstehende Notiz verdanke, von einer Menge Spielmarken des Mittelalters, welche dort in alten Häusern gefunden worden seien. Also droben bei den geistlichen Herren die Dukaten, unten bei den Bürgern die Rechenpfennige.

Über jenem Schutt, den der zerstörende Gang der Jahrhunderte auf dem Domberge gehäuft, erhebt sich nun der Dom

mit anderen Kirchen, das Schloß, die alten Domherrnhäuser und sonst noch genug Gebäude, alle einstmals den Bedürfnissen der geistlichen Kolonie gewidmet. Am merkwürdigsten ist die Überzahl der Kirchen, wie sie vordem, dichtgeschart, der enge Raum umschloß. Vor der Säkularisation zählte man nicht weniger als vierzehn Kirchen und Kapellen da droben: den Dom, St. Benedikt, St. Johannes, St. Peter, St. Andreas, St. Martin, St. Salvator, dann die bischöfliche Hauskapelle und die Kapellen in der Dombechantei, in der Dompropstei, im Propsteigebäude von St. Andreas, im Lerchenfeldhof, Colonnahof und Waldkirchhof. Man wird schwerlich einen zweiten Ort in Deutschland finden, wo so viele Kultusstätten auf so kleiner Fläche zusammengedrängt waren und trotz des Abbruches einzelner Kirchen auch heute noch sind.

Auf dem Domberge bestanden vier Kanonikate: beim Dom, St. Paul, St. Johannes und St. Andreas. Seltsam genug aber hauste inmitten all des wimmelnden geistlichen Lebens sogar auch ein Einsiedler, ein Seitenstück zu den neun Einsiedlern, die bei Schleißheim je ein paar Büchsenschüsse voneinander saßen.

Rechnet man zu den Kirchen des Domberges noch die drei Kirchen von Neustift, dann die sieben Kirchen an und auf der Höhe von Weihenstephan (die Klosterkirche, St. Jakob, St. Veit, die Abteikapelle, die Magdalenenkapelle, die Korbinianskapelle und die Frauenkapelle) und endlich die Kirchen der Stadt (St. Georg, die Kirche des Franziskanerklosters, des Heiligengeistspitals, die Gottesackerkirche, die Münchenerkapelle u. a.) — so kommt über ein Viertelhundert heraus, und es begreift sich, wie das turmreiche Freising auf alten Bildern so ganz anders dreinschaut als sonst jene mittelaltrigen Städte, bei welchen die Festungstürme mit den Kirchtürmen wetteifern, ja sie an Masse überbieten, während Freisings unansehnliche Tor- und Mauertürmchen von der Schar großer und kleiner Kirchturmspitzen tief in Schatten gestellt sind. Schon von fernher verkündete sich dem Auge die geistliche Stadt.

Die Säkularisation von 1803 trachtete bei Freising vor allen Dingen den Charakter der geistlichen Fürstenstadt zu verwischen; sie wandte darum ihren Zerstörungseifer folgerecht besonders

scharf gegen die beiden Berge Weihenstephan und den Domberg. Wer es nicht weiß, der sieht dem Berge des hl. Stephan jetzt nicht entfernt mehr an, daß dort einmal zwei Klöster mit so vielen Kirchen und Kapellen gestanden haben; alle Bauwerke von irgend kirchlichem Charakter sind entweder abgebrochen oder umgebaut. Auch auf dem Domberge wurde beträchtlich aufgeräumt. Man nannte ihn damals lieber den „Residenzberg"; Dom klang zu dumpf und dunkel. Wo früher die Andreaskirche stand, wird jetzt Wäsche getrocknet, die Städte der Peterskirche bezeichnet ein Kreuz, die Johannes- und Martinskirche wurden in Magazine verwandelt und auch der Abbruch der Domkirche beantragt wegen vorgeblicher Baufälligkeit. Den ersten Anstoß zu ihrer Rettung gab ein französischer Dragoneroberst, welcher im Jahre 1805 den längst geschlossenen Dom als den besten Platz erkannte, um eine Kirchenparade zum Geburtsfeste des Kaisers Napoleon abzuhalten[1]). Mit dem Verschwinden des Domes würde die Physiognomie von Freising in der Tat ganz anders, das heißt höchst charakterlos geworden sein.

Nicht dies aber ist zum verwundern, daß so viel zerstört wurde auf dem Domberg, sondern daß man so viel übrig gelassen hat. Obgleich kein Bischof mehr da droben sitzt und keine Domherren, kein geistlicher Hofstaat und kein Einsiedler, obgleich längst schon Laien genug innerhalb der beiden Tore wohnen, so ist der Domberg doch auch heute noch ein geistlicher Berg. Er beherrscht nicht mehr die Stadt, aber auf seiner Höhe herrschen wenigstens sozial die Geistlichen, und durch den Domberg behauptet Freising einen entschieden geistlichen Zug, wenn man es auch nicht mehr schlechthin eine geistliche Stadt nennen kann. Man darf auch noch von dem „gelehrten" Berge sprechen wegen der vielen geistlichen Lehranstalten (Klerikalseminar, Knabenseminar, Lyceum, Schullehrerseminar), die auf seiner engen Fläche vereinigt liegen gleichsam als die letzten Absenker der uralten Domschule. Ist er auch nicht mehr ein gelehrter Berg fürs Römische Reich wie zu den Zeiten Ottos, so ist er doch ein gelehrter Berg für Freising und Altbayern.

---

[1]) Baumgärtner S. 383.

Viel Geistliches ist seit der Säkularisation wieder restauriert worden auf dem Domberge. Man hatte zeitweilig Kürassiere hinauf gelegt und das Landgericht und das Taubstummeninstitut. Allein das alles haftete nicht an dem Berge; die Geistlichen behielten zuletzt doch die Oberhand. Auch die äußerlichen Verwüstungsspuren der Säkularisation wurden möglichst wieder ausgeglättet. Die Altäre erhielten aufs neue ihren verlorenen Schmuck, die aus den Kirchen genommenen Reliquien wurden bei einem eigenen „Reliquienfest" 1828 wieder in den Dom zurückgebracht, die gotische Johanneskirche, nachdem sie fast vierzig Jahre als Magazin gedient, sorgsam wiederhergestellt, und wenn auch in der Martinskirche kein Gottesdienst mehr gehalten wird, so ist sie dafür seit etlichen Jahren ein Diözesanmuseum kirchlicher Kunstaltertümer geworden, gesammelt von einem Geistlichen (Sighart) und zunächst fruchtbar für den Unterricht der Klerikalalumnen des geistlichen Berges.

Von dem Klerus erhielt Freising sein monumentales Gepräge; einzelnen Geistlichen haben wir aber auch die Bewahrung dieses Gepräges in baulustiger, wie in zerstörungslustiger Zeit ganz besonders zu danken. Als Bischof Albert I. im Jahre 1159 den neuen Dombau unternahm, ließ er den zweiten Fassadenturm in der gleichen schmucklosen Einfachheit, wie den damals fast zweihundertjährigen Nachbar, den turris regalis aufführen, während man anderswo doch eher den alten Turm modernisiert als den neuen altertümelnd nachgebildet hätte. Solche historische Pietät im schöpferischen und schaffenslustigen 12. Jahrhundert ist gewiß höchst selten; noch unerhörter aber ist wohl, daß Johann Franz, derselbe Bischof, welcher 90000 Gulden daransetzte, um die Innenwände des Domes in Stucco und Fresko zu verzopfen, doch den Aufbau der uralten Türme nicht antasten ließ, vielmehr seinem Kapitel gegenüber die Restauration der Turmpyramiden im altromanisch einfachen Stile durchsetzte. Und dies geschah 1724, als die Verballhornungswut der Zopfkunst auf ihrem Höhepunkte stand [1]).

Zu den Männern, welche unersetzliche Kunstaltertümer aus

---

[1]) S. Heckerstaller, Dissertatio de eccles. cathedr. etc.

der Sturmflut der Säkularisation retteten, zählt vor allen der Dombechant Heckenstaller und der Priesterhausdirektor Dr. Zarbl, welcher im Verein mit den Münchener Künstlern Gärtner und Ludw. Schwanthaler die ersten Gedanken und Pläne zur Restauration des Domes anregte und viele bedeutende Altertümer (z. B. die alten Wandgemälde des Langschiffes, die berühmte hölzerne Monstranz u. a.) wieder entdeckte, behütete und wieder herstellen ließ. In ähnlichem Geiste wirkte nachgehends Professor Sighart; er hat nicht wenige verschüttete Kunstaltertümer Freisings wieder ans Licht gezogen und geordnet, anderes vor Zerstörung bewahrt.

Ohne das treue Walten solcher Kunst- und Geschichtsfreunde vom Domberge würde Freising gewiß nicht entfernt mehr jenes charaktervolle Bild der alten geistlichen Stadt bieten, wodurch es jetzt den Gebildeten fesselt. Denn auch hier wühlten Leute genug, die, wie König Ludwig I. vordem so treffend in Sachen Nürnbergs sprach, nicht eher ruhen wollten, als bis sie alles so platt gemacht hätten wie ihre eigenen Schädel.

Drittes Kapitel

Die Stadt hinter dem Domberge

1. Häuser und Straßen

Ich verlasse den Berg und steige zur Stadt herunter.

Wer sich in die ältere Geschichte der geistlichen Kolonie auf dem Domberge vertieft, der kann bedeutende Tatsachen in großen Zügen malen. Wer aber die Abhängigkeit der Stadt vom Domberge schildern will, der arbeitet ins Kleine; denn er hat eben nicht sowohl zu verzeichnen, was Großes geschehen ist, als was nicht geschehen konnte infolge der einseitigen Entwicklung der Stadt. Der Domberg heischt historischen Stil, die Stadt Genrestil, und der Humor der Tatsachen muß hier nicht selten schadlos halten für einen höheren Gedankenzug, welcher im Stoffe nicht vorbedingt ist.

Bei einem Gange durch die Straßen drängen sich uns überall Erinnerungszeichen der geistlichen Vergangenheit entgegen; die Erinnerungszeichen des alten Bürgertums müssen wir aufsuchen, finden aber nicht gar viel.

Gleich am Tore das Stadtwappen borgt sein Wappenbild von der Legende, in dem Bären des hl. Korbinian.

Freising hat, wie fast jede deutsche Stadt, verschiedene Wahrzeichen. Sie charakterisieren sich sämtlich durch einen geistlichen Anklang. Im vorigen Jahrhunderte sagte man: „Wer in Freising keine Glocke gehört und keinen Pfaffen gesehen hat, der darf nicht sagen, daß er dort gewesen.“ Die Korbinianslinde, der Schicksalsbaum der Stadt, ist von einem Heiligen gepflanzt, ein geistlicher Baum. Als drittes Wahrzeichen zeigt man in Freising einen weißen Mohren. Er steht, ein monumentaler Türhüter, im Eingange des fürstbischöflichen Schlosses und hat diesen Ehrenplatz ohne Zweifel dem gekrönten Mohrenkopfe im

Wappen des Domkapitels zu danken. Eine, wie mir scheint etwas apokryphe, Sage führt diesen Mohrenkopf auf den Bischof Nitger oder Nizo (1039—1052) zurück, dessen Namen man in Niger latinisiert haben soll. Aus dem echt deutschen „Nitger" einen Neger zu machen, sieht allerdings einem weißen Mohren ähnlich. Übrigens zählt Nitger nicht wegen seiner Hautfarbe, sondern als Gegner des Papstes Leo IX. zu den schwarzen Bischöfen, und da er überdies ein böses Ende nahm, ist es doch nicht gerade wahrscheinlich, daß man sein Andenken im bischöflichen Wappen verewigte. Man dürfte also den Ursprung der Mohrenköpfe und des weißen Mohren anderswo zu suchen haben. Eher als auf Nitger wäre wohl auf seinen Gönner, den Kaiser Heinrich III. oder Schwarzen zu schließen, der alle Schenkungen, Rechte und Freiheiten der Freisinger Kirche bestätigte. Allein auch diese Erklärung wäre doch nur ein Spiel der historischen Phantasie ohne feste Beweispunkte.

Freising hat — innerhalb seiner Mauern — zwei Denkmale: die Mariensäule bei der Stadtkirche, von Bischof Albert Sigismund (1651—1685) errichtet, und das neue Standbild des großen Bischofs Otto, durch welches die ehemals profane Roßschwemme vor dem Dome jetzt auch geistlich geweiht worden ist. Ein kleinerer Denkstein mit bloßen Namensinschriften am westlichen Aufgange des Domberges bezieht sich auf fast lauter geistliche Herren, wie auch die meisten modernen Gedenktafeln an alten Häusern der Stadt. Die nicht geistlichen Monumente König Max Josephs und des letzten Grafen von Abensberg stehen durch ein Spiel des Zufalls beide vor dem Tore.

Den Kern der Stadt bildet die sogenannte „Hauptstraße", welche sich vom Veitstore herüber dem Fuße des Domberges entlang zieht, zugleich aber auch die Richtung der wichtigsten Verkehrsader Freisings, den Weg von München nach Landshut bezeichnet. Wer durch die Hauptstraße gewandert ist, der hat so ziemlich die Stadt gesehen. Abgesehen von den lithographischen Katasterblättern ist ein Plan der heutigen Stadt meines Wissens nicht veröffentlicht; die Straßenzüge sind auch so einfach und so kurz beisammen, daß man dessen kaum bedarf. Und wer die heutigen Straßen kennt, der kann sich auch ganz leicht ein Bild

des mittelaltrigen Freisings machen; im wesentlichen ist hier wenig verändert: die geistliche Stadt war konservativ oder stabil, wie man will.

Ein sozialer Aufbau der Stadtteile, welcher uns vergönnte, die alte Gliederung der Bürgerschaft schon in den Quartieren und Straßengruppen zu verfolgen (wie etwa in Augsburg), hat sich nicht durchgebildet. Auch die Namen der Straßen und Plätze sind nicht entfernt so charaktervoll und lehrreich wie in anderen alten Städten. Insbesondere fehlen jene vom zünftischen Beisammenwohnen der Handwerker entsprungenen Straßennamen, die anderswo neben dem örtlichen Sitz auch die Macht der einzelnen Gewerbe monumental bekunden. Man ersieht diesen Mangel leicht aus dem folgenden Verzeichnis der wichtigsten alten Platz- und Straßennamen Freisings: die weiße Lucke, am Wörth, am Pühel, in der Waizen, auf der Herrenbruck; der Graben, Burggraben, Parthof, Rindermarkt, der Pacherpeunt, wo der Nachrichter ist, und am Pacherl bei St. Jörg, am Gries, am Mörnbach; dann die Ziegelgasse, Spitalgasse, Kirchgasse, Fischergasse 2c. Im Jahre 1610 wurde nach Meichelbeck der Stadtteil, wo das Franziskanerkloster steht, „Thaber" genannt, ein längst verschollener Name. Statt besonders benannter Stadtviertel begnügte man sich wohl mit der Gliederung in die drei Pfarreien St. Georg, St. Andreas und St. Veit.

Von mittelaltrigen Hausnamen wurden mir bei Bürgerhäusern nur der „Krebsfischer" und der „Hasüber" bezeichnet. Letzteres, ein Bräuanwesen, erscheint in einer Zessionsurkunde von 1536 im Besitze der Bürger Sigmund Hasüber und Georg Loth. Daher der Name. Auch die vier Mühlen Freisings bewahren heute noch ihren mittelaltrigen Namen.

Gegenüber diesen kaum erwähnenswerten Überresten bürgerlicher Hausnamen haben sich die Namen geistlicher Herren viel zahlreicher und dauernder an ehemals geistliche Gebäude geheftet. Freising besitzt keine alten Patrizierhäuser, wohl aber an ihrer Statt seine Domherrnhöfe, bis auf diesen Tag nach den Familiennamen einzelner Domherren genannt: den Colonnahof, Wernerhof, Waldkirchhof, Lehrbachhof, Lerchenfeldhof, Danzer- und Heckenstallerhof.

Architektonisch merkwürdige Privatbauten aus älterer Zeit finden sich nur wenige, wie etwa die gotische Apotheke und das Seelnonnenhaus. (Wobei ich für fremde Leser bemerke, daß letzteres Haus kein Kloster ist und Seelnonnen keine Nonnen sind, sondern Leichenfrauen, wie der Seelmönch ein Leichenbesorger, und kann also ein Seelmönch um so füglicher eine Seelnonne heiraten, da eines nicht vor dem Handwerk des anderen zu erschrecken braucht.) In einer so geistlichen Stadt wie Freising wird gegenwärtig bei Neubauten gern gotisiert; das läßt sich auch ungesagt denken.

Da nun die Freisinger Bürger so wenig gebaut haben, die geistlichen Herren aber so viel, so gingen nach der Säkularisation eine Menge ehemals geistlicher Wohn- und Wirtschaftsräume in Bürgerhände über. In dieser geistlichen Stadt haben also die Geistlichen den Bürgern mitunter sogar die Häuser gebaut und nicht eben die schlechtesten. Einzelne Domherrnhöfe gaben prächtige Privatwohnungen, die großartigsten Bierkellerräume stecken in den Fundamenten einer ehemaligen Klosterkirche (Weihenstephan) und die Terrasse des schönsten Sommerkellers ruht auf den Grundmauern des St. Veitstiftes, an demselben reizenden Aussichtspunkte, welchen sich der hl. Korbinian zu seiner ersten Zelle erwählt hatte. Ja in dem aufräumenden Jahre 1803 kochte man sogar (laut Nachweis des damaligen „Freisinger Anzeigers") in Bürgerhäusern auf den Leichensteinen von Kanonikern und Stiftsdechanten, welche nach der Zerstörung der Andreaskirche als dauerhafte Herdplatten benützt wurden, und machte mit geistlichen Epitaphien Kaminwände hinter den Öfen feuerfest.

Doch viel mehr noch als für Privatleute haben die alten Kleriker für öffentliche Anstalten des modernen Freising gebaut. Hier ward in der Tat eine sehr willkommene Erbschaft gehoben. Die Zentrallandwirtschaftsschule bezog die Räume einer Benediktinerabtei, die Kürassiere ein Prämonstratenserkloster, eine Gemeindeschule quartierte sich ins Franziskanerkloster, das Appellgericht ins Benediktinergymnasium, die Gewerbeschule in ein Domherrenhaus, das Schullehrerseminar in die Domdechantei, und das städtische Krankenhaus erhob sich auf dem Grund und Boden des fürstbischöflichen Hofgartens.

In der allgemeinen Physiognomie der Häuser und Straßen unterscheidet sich unsere Stadt wenig von anderen oberbayrischen Landstädten: sie erhält ihr auszeichnendes Gepräge nicht durch sich selbst, sondern durch die geistliche Burg auf dem Berge. Nur einen kleinen Zug will ich berühren, der dem Fremden, welcher zur Sommerszeit von München herüberkommt, sofort ins Auge fällt. Das ist die Fülle des Blumenflores an, in, ja auf den Häusern von Freising. Die Bürger sind eifrige Blumenfreunde, sie schmücken Fensterbank, Treppe, Altan, Plattform des Hauses gern mit Blumenstöcken, und Münchener, Ulmer und Augsburger Handelsgärtner ziehen alljährlich mit Blumenvorräten hieher und machen gute Geschäfte. Diese Liebhaberei ist ohne Zweifel schon alt, sie hat sich auf die Nachbardörfer verbreitet bis Moosburg hinüber und kontrastiert scharf mit der Blumenarbeit in den Häusern und Gärten der angrenzenden Münchener Gegend. Die Frage ist wenigstens erlaubt, ob hier nicht an einen Zusammenhang mit der uralten Gartenpflege der geistlichen Herren von den beiden Bergen zu denken sei?

Wenn ich aber bei dem Blumenschmuck den Einfluß der geistlichen Hand nur mit einem großen Fragezeichen vermuten kann, so läßt sich dieser Einfluß, oder richtiger die bevormundende Fürsorge, bei einem anderen, notwendigeren Schmuck der Straßen urkundlich nachweisen. Absichtslos haben die Geistlichen den Bürgern Häuser gebaut und ohne Testament der Gemeinde so manches stattliche Gebäude hinterlassen, allein mit Willen half Bischof Philipp (1540) der Stadt ihre Straßen pflastern durch die Anweisung von jährlich acht Pfund Pfennigen zu diesem Zwecke. So kamen auch die Straßenlaternen vom Domberg herunter in die Stadt; denn der Bischof Johann Konrad gab sie den Bürgern, freilich erst hart vor dem Torschlusse des geistlichen Regimentes, im Jahre 1798. Für das Licht in diesen bischöflichen Stadtlaternen mußten einzelne städtische Gewerbe und die geistlichen Korporationen gemeinsam sorgen, wobei fast die Hälfte der Kosten auf die Geistlichen fiel. Die betreffende Verfügung zeigt, wie gut selbst damals noch die geistlichen Finanzen den bürgerlichen die Wage hielten, wie stark aber auch das Domkapitel, die Kollegiatstifte und die fürst-

bischöflichen Ämter zu Gemeindelasten beigezogen wurden. Auch scheint es fast, als ob jene erste bischöfliche Straßenbeleuchtung im Jahre 1803 gleichfalls säkularisiert worden sei; denn 1811 wird aufs neue zur Straßenbeleuchtung aufgefordert, allein einzelne Bürger erhoben einen passiven Widerstand gegen die durchgreifend gleichmäßige Aufbürdung einer solchen Gemeindelast und erst 1823, also gerade ein Vierteljahrhundert nach dem ersten Beginne, gedieh die allgemeine Straßenbeleuchtung Freisings zur vollendeten Tatsache. In geistlichen wie in anderen Residenzen war die Gemeinde eben viel besser daran gewöhnt, Geschenke allerhöchsten Ortes zu empfangen, als allgemeine Lasten zu tragen, und wenn es von einer Volksabstimmung sämtlicher deutscher Fürstenstädte des 18. Jahrhunderts abgehangen hätte, dann säßen wir vermutlich heute noch mit geschenkten Laternen im alten Reich. Das geschah nun aber nicht, und so leuchtet denn jetzt bereits die Gasflamme in den Straßen unserer geistlichen Stadt, und nur das Pflaster erinnert, trotz der trefflichen neuen Fußsteige, teilweise noch etwas an den Bischof Philipp und seine acht Pfund Pfennige.

Ich sagte, das alte Freising liegt hinter dem Domberge buchstäblich und bildlich. Jenseit des Münchener Tores ist nun aber auch ein ganz neues Freising vor den Domberg gerückt. Drei Gebäude ragen dort jetzt unter anderen charakteristisch hervor: der Eisenbahnhof, eine Fabrik mit hohem Schornstein und die protestantische Kirche. Das sieht dem alten Freising wahrlich nicht mehr gleich: Weltverkehr, Fabrikindustrie und eine protestantische Gemeinde! (Beiläufig bemerkt hat auch Gnesen, das polnische Freising, zu seinen zwölf katholischen Kirchen neuerdings eine protestantische erhalten).

Die protestantische Kirche unserer Stadt, in modernisiert romanischem Stile, ist teilweise aus den Mitteln des Gustav-Adolfvereins erbaut; für die Freisinger Bürger wäre sie nicht nötig gewesen, aber jene drei neuen sozialen Elemente, welche der Gesellschaft der Stadt ganz neue Schattierungen brachten, die Beamten, das Militär und die Landwirtschaftschüler, heischten auch diesen vom alten Freising am schärfsten abstechenden Neubau. Als Gustav Adolf am 1. Mai 1631 hieher kam, nahm

er den Freisingern — nebenbei — allen Wein (in Summa 4000 Eimer) und alles Bier weg. Das 19. Jahrhundert hat den Schaden und einiges andere wieder gut gemacht, indem gerade der Gustav-Adolfverein die freundliche Kirche, einen Schmuck des modernen Stadtbildes, für Freising bauen half. Ich sage das im tiefsten Ernste. Eine protestantische Kirche in Freising, welches sich strenger als fast irgend eine andere Stadt selbst den vorübergehenden Regungen der Reformation verschloß, hat ganz besondere Bedeutung. Sie ist hier ein Denkmal jener örtlichen Kreuzung der Bekenntnisse, jener Gleichberechtigung der Konfessionen und jenes konfessionellen Friedens, durch welchen unsere Zeit in Liebe vergessen und in Liebe wieder sühnen will, was vergangene Jahrhunderte im Glaubensstreite und Glaubenshasse gesündigt haben.

2. Charakter der Kunstarchitektur

Wenn nun aber die Straßen und Bürgerhäuser Freisings nichts hervorragend Eigentümliches bieten, so ist die Stadt darum doch keineswegs architektonisch farblos; sie gewinnt ihre ausgesprochenste Physiognomie durch die alten Kirchen.

Fast jede Periode mittelaltlicher Baukunst war in den Freisinger Kirchen vertreten, am bedeutendsten aber herrscht der Romanismus des 10. bis 12. Jahrhunderts. (Auch die bei der Säkularisation abgebrochenen Kirchen von St. Veit und St. Andreas waren romanisch.) Zu der Zeit als Geistliche noch Baupläne entwarfen, als die Kunst überhaupt noch vorwiegend in den Händen des Klerus lag, erhielt Freising seine zumeist maßgebenden Bauwerke. Beim Dombau von 1159 soll Bischof Albert I. am Plane gearbeitet, ja „eigenhändig und mit vielem Schweiß" am Werke selbst sich beteiligt haben[1]). Diese klerikale Periode gewann Freising einen Platz in der deutschen Kunstgeschichte: die gotische Johanniskirche ist in ihrem Innenraum äußerst fein und geistvoll durchgeführt, allein ein notwendiges,

[1]) Veit Arnpeckh und Meichelbeck. S. auch Sighart, Gesch. der b. Kunst in B. 154.

unersetzliches Glied in der Kette der deutschen Gotik ist sie doch keineswegs, der romanische Dom mit seiner Krypta hingegen gehört zu den maßgebenden Hauptwerken, wer von ihm nichts weiß, kann sich heutzutage keinen gründlichen Kenner des deutschen Romanismus nennen.

Nun wird sich aber ein Kunstfreund, der die Freisinger Bauwerke zum ersten Male und zunächst von außen erblickt, gar leicht enttäuscht fühlen. Die Außenarchitektur des Domes ist denn doch übereinfach, fast roh, die Türme plump massig, die Schiffe gedrückt; die Johanniskirche mit ihren unorganischen Außenwänden erscheint unbedeutend und an der gotischen Stadtkirche zu St. Georg wirkt der Mangel der Strebepfeiler dürftig und nüchtern. Auch das Renaissanceschloß der Fürstbischöfe hat eine äußerst kahle Front, die nur als Staffage der Landschaft erträglich ist, aber wahrlich nicht als Kunstwerk. Kurzum, jene anmutigen, reichen, frei und kühn aufstrebenden Formen romanischer und gotischer Kunst, die uns in den rheinischen Städten schon bei einem bloßen Gange durch die Straßen entzücken, sucht man in Freising vergebens. Das äußere Bild der Stadt wird dadurch derb und hart charakteristisch; schön ist es durchaus nicht. Anders freilich, wenn wir ins Innere der Kirchen dringen. Beim Dome kann man geradezu sagen, je tiefer man hinein- und hinuntersteigt, um so mächtiger fesselt er das künstlerische Auge. Schon die Vorhalle ist weit harmonischer, als wir's nach der kahlen Fassade irgend hätten erwarten mögen; dann gehen wir — seltsamerweise — ins Schiff hinab und gerade die vertiefte Anlage des Schiffes gab Anlaß zu einem ebenso originellen als wirksamen Innenbau, und wenn wir endlich noch tiefer in die Krypta gelangen, so erschließt sich uns eine wahre Märchenwelt phantastisch-abenteuerlicher Skulpturen inmitten einer prächtig aufgebauten Säulen- und Pfeilerhalle. Ähnlich überrascht uns beim Eintritt in die Johanniskirche eine so reine und harmonische Gotik, daß wir gar nicht begreifen, wie man außen so formlos und innen so formvollendet bauen konnte. Auch die Stadtkirche bekundet innen den Künstler und außen den Handwerker.

Nun mag man allerlei hineinsymbolisieren, daß hier so schöne gute Kerne in so rauher Schale geheimnisvoll versteckt

lägen, die Tatsache wird dadurch doch nicht hinwegsymbolisiert, daß allen diesen Freisinger Architekturen die reine Harmonie des Inneren und Äußeren fehlt, die Harmonie des vollendeten Kunstwerkes.

Das gilt aber nicht bloß von Freising, sondern, wie mir scheint, von der mittelalterlichen Baukunst des ganzen oberbayrischen Landes. Große Schönheit, Reichtum, Originalität und Tiefsinn im einzelnen steht hier fast durchaus in schneidendem Gegensatz zu allerlei Härte und Nüchternheit der Gesamtanlage. Umgekehrt ist es an der Donau und mehr noch am Rhein und Main in der schwäbischen und fränkischen Kunstzone, wo wir nicht nur die harmonisch vollendetsten Hauptwerke romanischer und gotischer Architektur zu suchen haben, sondern selbst bei unbedeutenden Bauten, die an Originalität oft weit hinter gleichartigen Werken Bayerns zurückstehen, dennoch durch Anmut und Harmonie der Gesamtanlage überrascht werden.

Ich erkläre dies teilweise aus dem Umstande, daß das Rhein-, Main- und Donauland seit alter Zeit städtisch und städtereich war, weltoffen, im Weltverkehr sich bildend und abschleifend, ferner, daß die Kunst in jenen glänzenden Städten frühe schon Selbstzweck wurde, und daß die Kunstbetriebsamkeit durch das vereinte Zusammenwirken der Bürger, Fürsten und Edeln mit dem Klerus nicht bloß in der gotischen, sondern schon in der spätromanischen Zeit hier eine universellere, freiere, harmonischere Durchbildung gewann. Oberbayern dagegen war ein Bauernland mit äußerst wenigen Städten, in sich abgeschlossen; für ein selbständiges Bürgertum war nur mäßig Raum; der Klerus und später die Landesherren bestimmten wesentlich die monumentale Kunst und bei einem Kirchenbau lag es den Geistlichen ohne Zweifel näher, die Kunstsymbolik des Innenraumes für die Kultuszwecke durchzuführen, als eine Formenfülle nach außen, in welcher zunächst dem freien Schönheitsbedürfnisse gehuldigt wird.

Viertes Kapitel

Geistliche Herrschaft

1. Aus der Freisinger Kriegsgeschichte

Im Mittelalter gab es Bischöfe im Harnisch und mit dem Streitkolben und gab auch kriegerische Bischofsstädte, wie etwa Mainz oder Köln, Städte, die nicht bloß durch die Stärke ihrer Mauern Ruhm gewannen, sondern auch durch den soldatischen Geist ihrer Bürger. Nun hat zwar Freising gleichfalls einige streitbare Bischöfe aufzuweisen und darunter sogar einen rechten Haudegen, den Bischof Berthold (1381—1410). Zur Strafe seines unbischöflichen Wandels mußte der aber auch nach seinem Tode Mitternachts umhergeisten (wie die kleine Klosterneuburger Chronik erzählt), und obgleich er bereits am 7. September 1410 gestorben war, kam er doch erst am 28. August 1689 aus dem Fegfeuer in den Himmel, worüber man — hier dürfen natürlich nur geistliche Autoren zitiert werden — Meichelbeck II, I, 184, dann Barnabas Kirchhuebers „Gnaden- und tugendreichen Anger", München 1707, S. 58—67, und Deutingers Beiträge V, 552 ff. des näheren nachschlagen kann.

Sonst trugen die Freisinger Bischöfe entschieden das Gewand des Friedens und ihre Stadt war keine kriegerische Stadt; die Bürger haben zwar im Kriege viel gelitten, aber wenig gestritten. Die Geschichte ihrer Kriegsdrangsale zählt viele Blätter; eine Geschichte der Kriege Freisings hingegen würde so mager ausfallen wie eine Geschichte der Freisinger Revolutionen. Also auch in seinem friedsamen Dasein bewahrte Freising ein geistlicheres Naturell als andere geistliche Städte.

Zeichen und Wunder gehen durch die ganze Freisinger Chronik bis ins ungläubige 18. Jahrhundert hinein. Selbst in den Klang der Waffen mischt sich zum öfteren der Glockenklang der Wunder-

sage, und man darf wohl behaupten, der überirdische Schutz, dessen sich die Freisinger vorab in zwei Kriegsfällen berühmen, ist merkwürdiger als der Waffenschutz, den sich ihre Vorfahren selber zu geben wußten. Coelitus propugnatur heißt es auf den Domfresken, welche die Jahrhunderte der freisingischen Geschichte darstellen. Meichelbeck erzählt: Als die Ungarn im Jahre 955 die Stadt sechs Tage lang verheerten, soll der Domberg in so dichten Nebel gehüllt worden sein, daß die Barbaren den Dom nicht fanden, und auf die Fürbitte des damaligen Bischofs Lantpert — der ein Heiliger war — sollen die aus der Stadt herauflodernden Flammen vor dem Dome zurückgewichen sein. Das Andenken an diese letzte, geistlich wenigstens etwas gemilderte Ungarnnot wurde denn auch bis zur neuesten Zeit in der geistlichen Stadt geistlich gefeiert durch einen Fasttag.

Ein andermal, als der bayrische Herzog Stephan von Ingolstadt gegen Freising ausgezogen, wurden seine Mannen auf Fürbitten der Jungfrau Maria so schreckhafterweise in die Irre geführt und durch Feuerflammen auf ihren Lanzen verwirrt, daß sie sich des anderen Morgens staunend wieder vor den Toren von Ingolstadt statt vor Freising fanden.

Häberlin tadelt den unbedingten Wunderglauben Meichelbecks, der uns diese und ähnliche Geschichten so fest erzählt und sonst doch ein für seine Zeit ganz kritischer, urkundenforschender Historiker gewesen ist. Allein man braucht jene vielen Legenden so wenig wie Häberlin für bare Geschichte zu nehmen und kann doch sagen: es gehört zum eigensten historischen Kolorit unserer geistlichen Stadt, daß ihre Chronik überall von Legenden durchwebt ist, und es wäre jammerschade, wenn ein anderer als gerade ein so grundgelehrter und doch zugleich so wundergläubiger Mönch wie Meichelbeck die maßgebende Hauptgeschichte von Freising geschrieben und die Wundersagen in Vergessenheit versenkt hätte. Für den politischen Historiker mögen bloß die nachweisbar geschehenen Tatsachen Geschichte sein; für den Kulturhistoriker ist auch Geschichte, was unbeglaubigt vor Jahrhunderten als geschehen geglaubt wurde, ja es kann dieses sogar ein umso bedeutsameres Stück Sittengeschichte sein, je unbeglaubigter und unglaublicher es an und für sich dasteht.

Von den bayrischen Fehden des 14. und 15. Jahrhunderts wurde Freising wiederholt berührt und hatte im schmalkaldischen Kriege viel zu leiden und mehr noch im dreißigjährigen. Doch ging es damals natürlicher zu. Als die Schweden 1646 das Schloß stürmten, wehrte sich die kleine Besatzung tapfer, wenn auch vergebens. Und unten in der Stadt vermochten geistliche Gebete zwar nichts gegen den Feind, wohl aber geistliche List, indem ein vortreffliches Mahl bei den Franziskanern das Herz Wrangels zur Milde rührte. Der Guardian des Klosters, Ludwig Getspeck, hat die Bedrängnis durch die Schweden beschrieben in einer auf der Hof- und Staatsbibliothek zu München aufbewahrten Handschrift[1]).

In gar vielen, auch protestantischen Orten Deutschlands wurde der Westfälische Friede kirchlich gefeiert; in Freising geschah dies durch eine Wallfahrt des Bischofs und der Bürgerschaft zum hl. Sebastian nach Ebersberg.

Mochten die Schweden im Dreißigjährigen Kriege gegen eine so streng katholische und geistliche Stadt besonders hart gewesen sein, so kam für Freising auch im Jahre 1796 noch ein besonderer Schreckenstag, bei welchem der Feind Beweggründe zur Rache wenigstens vorschützte, die sich auf den geistlichen Charakter des Ortes bezogen. Der Fürstbischof hatte, wie es einem geistlichen Herrn wohl nahe lag, den Bischof von Speyer und französische Emigranten gastfreundlich aufgenommen; das mußte dann die Stadt büßen durch eine teilweise Plünderung.

Zu größeren militärischen Operationen war freilich die Kriegsmacht des Fürstbischofs nicht ganz ausreichend; denn sie bestand gegen Ende den 18. Jahrhunderts aus sechsunddreißig Grenadieren und achtzehn Trabanten. Nach mündlicher Überlieferung hatte ein solcher Trabant im Jahre 1799 seinen Posten unterm Torbogen am Domberg und bettelte die Passanten an, ähnlich wie in Köln zur selben Zeit die Schildwachen an den Stadttoren die einziehenden Reisenden angebettelt haben sollen. Die merkwürdigste militärische Eigenschaft solcher kleinen Werbekorps war in der

[1]) Descriptio notabilis malorum a Suecis Frisingae illatorum ab anno 1646. Cod. bav. 1095.

Regel ihre Virtuosität im Desertieren. Vom Bischof Ludwig Joseph (1769—1788) wird besonders scharfe Kriegsdisziplin gerühmt, d. h. — Strenge gegen die Deserteure. Allein auch diese soldatische Strenge war geistlich mild. Da nämlich das Wiedereinfangen einige Schwierigkeit hatte in einer Stadt, wo die Auslandsgrenze auf drei Seiten gleich vor dem Tore anfing, so wurden bloß die Namen der Fahnenflüchtigen auf ein Blech geschrieben und an den Galgen genagelt.

Schon vor der Mitte des 18. Jahrhunderts besaß die Stadt eine Bürgerwehr neueren Schnittes, Fußgänger sowohl als Reiter. Die Fahne des Fußvolkes zeigte das Bild des hl. Korbinian und soll wie die Reiterstandarte von geistlicher Hand gekommen sein, ein Geschenk des Bischofs Johann Franz aus dem geistlichen Jubeljahre 1724.

Also auch über der stillen Kriegsgeschichte Freisings schwebt ein geistlicher Hauch.

2. Aus der Freisinger Revolutionsgeschichte

Die Freisinger hatten keinen Anlaß, sich nach außen besonders kampfbegierig zu entwickeln; sie erwiesen sich aber auch friedfertig in ihrem inneren Gemeinleben und gegenüber den Bischöfen. Von dem Hader zwischen Bischof und Bürgerschaft, der die Geschichte unserer meisten geistlichen Städte durch Jahrhunderte erfüllt, weiß, wie ich schon bemerkte, die Freisinger Chronik nichts.

Wir lesen wohl von einem solchen Aufruhr, den man irrtümlich befürchtet hat, nicht aber von einem Aufruhr, welcher vollführt worden wäre. Als Bischof Heinrich III. 1541 seinen feierlichen Einzug in Freising hielt, ritten ihm die Bürger mit fliegenden Fahnen entgegen; der Bischof glaubte, seine neuen Untertanen wollten ihn angreifen und davonjagen, allein sie stiegen von den Pferden und der vermeinte Angriff war nur eine etwas lebhafte Huldigung.

Der Sage nach hätten die Freisinger nur an einen Bischof Hand gelegt, aber doch bloß an seine Leiche und nicht aus politischen Gründen, weil er im Regieren zu gewalttätig, sondern aus

rein menschlichen, weil er im Schenken zu karg gewesen, hartherzig gegen die Armen während der Hungersnot. Es war dies Gerold († 1231) dessen Leichnam die Bürger aus der Gruft rissen und in die Roßschwemme warfen, — wofern die Sage nicht lügt.

Ein Volksauflauf seltsamer Art ereignete sich im Jahre 1091. Die Bürger aus Freising im Verein mit Leuten aus Vötting übten Volksjustiz an drei der Zauberei verdächtigen Weibern, marterten und verbrannten sie, indes ein Priester und zwei Mönche von Weihenstephan die Überreste der unschuldig Gemordeten nachgehends ehrlich begruben, und ein Chronist des Klosters die Aufruhrstifter als incitati in diabolicum zelum brandmarkt. Abgesehen davon, daß in jenen unruhigen Tagen die Bürger den Mönchen von Weihenstephan überhaupt nicht hold waren und in der Weinschenke des Abtes in Freising den Zapfen vom Fasse schlugen, wobei übrigens der Bischof Partei für die Bürger nahm[1]), sehen wir hier Fanatismus und Aberglauben bei den Bürgern, menschlicheren Sinn bei den Mönchen.

Das sind wohl charakteristische Züge von Volksbewegungen in einer geistlichen Stadt, allein Erhebungen der Bürger gegen den Bischof sind es doch nicht. Von einer solchen gibt es nur eine stark humoristisch gefärbte Probe in dem berühmten „Mooskulturstreit", der von 1763 bis 1772 gespielt hat. Als ein rechtes Kabinettsstück ist er schon oft und ausführlich geschildert worden[2]), ich skizziere ihn aber hier doch noch einmal ganz kurz, weil sonst meinem Gesamtbilde ein kräftiger Farbenton fehlen würde, und weil dieser Streit, gleich dem Widerstreben der Bürger und anderer Stiftsuntertanen gegen die vom Bischofe 1784 verfügte Beschränkung des „Wetterläutens" [3]) zeigt, daß auch noch im 18. Jahrhundert der Fortschritt viel mehr auf dem geistlichen Berge begünstigt wurde, als unten in der Stadt.

---

[1]) Gentner, Gesch. von Weihenstephan, bei Deutinger VI, 20 ff.

[2]) Von Baumgärtner, Obernberger, von dem anonymen „Reisenden durch den bayrischen Kreis" u. a.

[3]) Eine noch gangbare mündliche Überlieferung erzählt, daß in der Wetterglocke des ehemaligen St. Veitstiftes ein Tropfen vom Blute Christi eingegossen gewesen sei.

Auf dem öden Moorboden jenseit der Isar weidete das Vieh, was mit einem hier etwas kühnen Bilde der „Blumenbesuch“ genannt wird. Eine Anzahl Bürger wünschte 1763 lehnsweise Überlassung eines Teiles dieser Gemeindegründe zu Trockenlegung und Anbau. Der Bischof und das Stadtpflegamt war dafür, der Magistrat und die Mehrheit der Bürgerschaft dagegen. Demungeachtet schritt man zur Kultivierung; Erlasse und Vorstellungen für und wider kreuzten sich, die Anhänger der rationellen Landwirtschaft wurden von den Anhängern des poetischen Blumenbesuches als „Moosschlucker“ verfemt, die begonnene Kultur nächtlicherweile verwüstet. Ein Dompropst wandte sich schürend auf die Seite der Blumenbesucher gegen die Moosschlucker, und so stieg die Erbitterung dergestalt, daß auf den 4. Mai 1768 offener Krawall angesagt wurde, und zwar durch zwei Viehhüterinnen, welche eigens zu diesem Zwecke im Auftrag der eifrigsten Blumenbesucher von Haus zu Haus gingen. Die Kulturarbeiten sollten am hellen Tage gewaltsam zerstört werden. Bischöflicherseits wurde hingegen eine Art Aufruhrakte unter Trommelschlag verlesen und achtzehn Mann Grenadiere an die Isarbrücke beordert, um den Übergang zu wehren. Die Bürger aber kamen an die dreihundert stark mit Hauen und Schaufeln, verdrängten die Grenadiere und forcierten die Brücke, wie es scheint ohne alles Blutvergießen, und zerstörten die neuen Abzugsgräben und Anlagen. Zur Antwort sperrte der Fürstbischof das Rathaus und suspendierte den Magistrat. Allein die Partei des Blumenbesuches gab trotzdem nicht nach, und man rief zuletzt die guten Dienste einer auswärtigen Macht, des Kurfürsten von Bayern, zur Vermittlung an. Dieser hohe Schiedsrichter wurde nun aber dermaßen von mißvergnügten Freisingern belagert, daß er sich selber retten mußte durch einen Befehl gegen „das Überlaufen des Hofes zu München“. Es war sogar eine Frauenversammlung in Freising abgehalten und eine Frauendeputation an den Kurfürsten geschickt worden. So machte sich die Geschichte immer lustiger, wenn sie nicht gar so traurig gewesen wäre, und die nächste Folge war, daß der Fürstbischof Klemens Wenzeslaus das begonnene Werk wieder liegen ließ, welches erst von seinem Nachfolger Ludwig Joseph 1772 im

Interesse der Landwirtschaft zu einem glücklichen Ende geführt wurde.

Jene achtzehn Grenadiere aber, welche an der Isarbrücke standen und nicht kämpften, waren die einzigen fürstbischöflichen Truppen, die jemals gegen Freisinger Bürger in den Kampf gezogen sind.

3. Gedankenkämpfe

Unsere geistliche Musterstadt war allezeit ein stiller Ort, und nicht einmal der Tumult und Kampf neuerungsdurstiger Gedanken störte ihren Frieden mit dem Klerus. Aus dem Freisinger Volke ist wohl ein Volksheiliger hervorgegangen, der Torwart Semoser (im 13. Jahrhundert), und eine Volksheilige, die fromme Hellseherin Klara Reischl (im 17. Jahrhundert), aber von einem volkstümlichen Freisinger Ketzer finde ich keine Spur.

Die Stadt blieb unberührt von den Erschütterungen der Reformation, während dieselben doch in den benachbarten bayrischen Landen, wie in der erzbischöflichen Metropole Salzburg bedeutend nachzitterten. Zwar unter dem Klerus von Freising muß Luthers Lehre schon ein wenig verfangen haben, da Bischof Philipp (1498—1541) die wankenden Priester mit Degradation bedroht und so dem Umsichgreifen protestantischer Ideen steuert. Allein auch dies ist nur ein leicht vorübergleitender Schatten, ohne nachhaltige Folgen, weil sich eben die Bürger nicht selbständig erhoben für die Reformation wie in anderen Städten. Dazu aber hätten sie schon lange vorher sich unabhängiger machen müssen von den geistlichen Herren des Domberges in ihrer politischen Stellung, unabhängiger in Nahrungsstand und Arbeit, unabhängiger in ihrer Bildung. Kurzum sie hätten schon lange vor Luther gar keine Freisinger mehr sein dürfen[1]).

[1]) Freising besaß bis zur neuesten Zeit keine protestantischen Einwohner; es hatte (wenn wir von Neustift absehen) auch keine Juden und also auch keine Judenverfolgungen. Wohl aber fand 1463 auf Befehl des Kaisers eine friedliche Judenversammlung aus vielen Städten des Reiches in seinen Mauern statt; der Bischof sollte die Hebräer wegen des Wuchers verhören. Ob sie aber nicht bloß verhört, sondern auch belehrt und bekehrt worden sind, wissen wir nicht.

Im 12. Jahrhundert lag Freising offen in der Welt und empfing und gab Impulse des deutschen Kulturlebens; im 17. und 18. liegt es im Winkel, abgeschlossen für sich, gleich so vielen anderen oberdeutschen Städten.

Freising war eine Stadt der Schulen und der Wissenschaft. Auf den Bänken seiner Domschule saßen Könige, wie Ludwig der Deutsche, Ludwig das Kind, Heinrich II., und viele berühmte Männer lehrten und lernten daselbst. Dies geschah in der klerikalen Kulturperiode des Mittelalters, und man kann sagen, vom Schlusse des 8. bis zum Ausgang des 12. Jahrhunderts bietet die Freisinger Schule ein deutsches Interesse. Örtlich bedeutend bleibt sie in der fürstbischöflichen Zeit auch später noch (vorab im 16. Jahrhundert), allein sie wird bereits von anderen Nachbarstädten überflügelt und hat den Übergang zu den neueren feineren Formen der Universität, der Akademie, des vom Klerus unabhängigen humanistischen Gymnasiums nicht gefunden. Ähnlich war die Wissenschaft Freisings fast durchaus klerikal und zunftgerecht zugeknöpft. Die Freisinger Gelehrten schrieben lateinisch bis tief ins 18. Jahrhundert. Freising hegte mancherlei Kunst, allein die freieste unter den freien Künsten, die Poesie in der Muttersprache, welche zumeist vermittelt zwischen dem gelehrten Buche und der Volksbildung, schlummerte an dem geistig sonst so vielfach angeregten Orte. Und während zur Reformationszeit eine volkstümlich frische Prosa anderwärts mit zündender Kraft entwickelt und von katholischen wie protestantischen Streitern derb gehandhabt wurde, schrieb man in der geistlichen Stadt lateinische Kataloge der Bischöfe, wohl gar in elegischen Distichen.

Ich sagte in einer früheren Schrift, ein großer Teil des bayrischen Volkes habe das 18. Jahrhundert nicht erlebt, sondern sei aus dem 17. unversehens ins 19. gekommen. Dies gilt insbesondere auch von Freising. Wie wenig der große nationale Aufschwung deutscher Literatur und Wissenschaft des 18. Jahrhunderts selbst den gelehrten Berg berührte, das bekunden absichtslos die Freisinger Schriftsteller und die Schulordnungen[1]) aus jener Zeit. Der ungenannte Verfasser der berüchtigten „Reise

[1]) Bei Deutinger Bd. V.

durch den bayrischen Kreis" (1784) rühmt — hierin wohl ein unverdächtiger Zeuge — daß sich damals „einige gute Köpfe aus dem Nebel hervorzuschwingen begönnen", das heißt: daß der Fürstbischof (Ludwig Joseph) den Pereira „Von der Macht der Bischöfe" und Wielands „Goldenen Spiegel" lese, ingleichen, daß Bayle, Helvetius, Pascal und Montesquieu nunmehr endlich auch in Freising bekannt geworden seien. Ob man sich aber mit den ernsteren deutschen Denkern wie Leibniz, Lessing, Winckelmann, Kant, Justus Möser, ob man sich mit der eben im ersten Frühscheine aufleuchtenden neuen deutschen Nationalliteratur auch nur halb so eifrig bekannt gemacht habe, steht billig zu bezweifeln. Die großen philosophischen, politischen, sozialen und literarischen Gedankenkämpfe seit den siebziger und achtziger Jahren rauschen kaum beachtet an solchen abgeschlossenen Städten vorüber, in deren Mauern man eine um fünfzig und hundert Jahre ältere Zeit im stillen fortlebte.

Darum nimmt es nicht wunder, daß zuletzt eine Karikatur der Aufklärung, die Spielerei des Illuminatentums in Freising und namentlich bei den Geistlichen besonderen Anklang fand, gleichwie in der vielfach ähnlich entwickelten geistlichen Schwesterstadt Eichstätt („Erzerum" in der Illuminatensprache, wie Freising „Theben"). Der letzte Fürstbischof, Joseph Konrad, verhängte am 28. Juli 1794 scharfe Maßregeln gegen das Illuminatenwesen, welches unter seinen Geistlichen wucherte. Allein damals drohten längst ganz andere Gefahren als von dieser nichtigen Geheimbündelei. Ein Weltsturm pochte an die Pforten der geistlichen Städte und sprengte sie von außen, wenn auch die Bürger innen noch so ruhig blieben, und verwehte nicht bloß die Illuminaten, sondern auch das Fürstbistum Freising: und neue Reiche, ein neues Volk, neue Gesittung und Bildung erstanden auf der Stätte jener alten Zustände, in welchen die geistliche Stadt mit ihrem noch geistlicheren Berge so eigentümlich gewurzelt stand, so schön geblüht hatte und so wunderbar langsam abgeblüht war.

Fünftes Kapitel

Bürgerliche Betriebsamkeit

1. Gewerbe und Handel

Die Bürger von Freising mochten behaglich leben unter dem Krummstabe, allein für eine selbständige, gebietende wirtschaftliche Macht reichte ihre Betriebsamkeit nicht aus.

Die Lage der Stadt war ganz geschaffen zum Ausgangspunkte ältester klösterlicher Kolonisation, gleichwie zu einem mittelalterlichen Herrschersitze; zu einem bedeutenden Mittelpunkte des Handels und der Gewerbe dagegen taugte sie weit weniger. Die Isar strömt unter den Mauern der Stadt, ist aber nicht schiffbar, ein Arm der Mosach fließt durch die Straßen, allein er genügt nicht zu größeren industriellen Anlagen, eine für den großen Verkehr wichtige Heerstraße zieht durch die Tore, doch eine echte Handelsstadt fordert die Kreuzung mehrerer Hauptstraßen; im Rücken der Stadt liegt ein weites, reiches Bauernland, allein vor derselben und zur Seite dehnt sich weithin ein magerer, dürftig bevölkerter Moor- und Geröllboden. Die politische Grenze lief hiebei möglichst ungünstig: das gute Land im Norden war bayrisch, das schlechte im Süden freisingisch, und wie diese üble Lage in den Jahren 1751—56 den scheinbaren Grund abgeben mußte zur Einführung der bayrischen Gesetzbücher in Freising, d. h. zum Vorspiele der Mediatisierung [1]), so war sie schon längst eine wirkliche Ursache des geringen materiellen Aufschwunges der Stadt gewesen.

Der größte Teil des nächstgelegenen freisingischen Gebietes taugte nur als Viehweide oder für Jagd und Fischerei, also für die drei patriarchalischen Urformen der Bodenausbeutung. Im

---

[1]) S. Rockinger in der Bavaria I, 869.

12. Jahrhundert deckte Wald die weiten Flächen an der Isar, im 17. finden wir hier noch zerstreutes Buschwerk; jetzt sind diese Flächen südlich der Stadt großenteils Wies- und Weideland. Ein stundenweit ausgedehnter Weideboden ist keine gute Nachbarschaft für städtische Betriebsamkeit. Wenn Merian die „überaus großen" Viehweiden, wo das Rind neben dem Hirsche ging, als Gegengewicht gegen die „sonst harte Landesart" rühmt, so wird der moderne Volkswirt darin eher ein Zeugnis **für** jene harte Landesart erkennen. In den Akten der Stadt finden sich viele Bräuche und Verordnungen über das Weidewesen, und die städtischen Kuh- und Roßhirten waren im 16. Jahrhundert auffallend hoch besoldet, die Viehzucht selbst aber stand bis zu unserer Zeit nicht auffallend hoch.

Bedeutsamer tritt uns Jagd und Fischerei entgegen, wie es für eine mittelaltrige Residenzstadt paßte: „Wildbret und Fisch gehören auf der Herren Tisch." Otto von Freising nennt den Domberg, von welchem man über unabsehbare Wälder hinausblickte, „gleichsam eine Warte der Jäger" [1]); dem Kaufmann und Handwerker aber taugt es besser, wenn er den Bauer, als wenn er den Jäger zum Nachbarn hat. Die Waldungen der Ebene dienten nach Otto besonders dem Weidwerk, die Hügelwälder, von welchen der Freisinger und Kranzberger Staatsforst noch als größere Trümmerstücke übrig sind, gaben Bau- und Brennholz. Eine prächtige Wildbahn boten die Isarwälder, da die Tiere längs dem Dickicht des Flusses bis zum Hochgebirg hinauf wechseln konnten, und noch vor wenigen Jahren wurde ein verirrter Gemsbock bei Freising erlegt. Am Fuße des Domberges lag der Tiergarten des Fürstbischofs (seit 1625) und nördlich der Stadt die Fasanerie. Ein bischöflicher Hof hat seine Jagdgeschichte, so gut wie andere Fürstenhöfe, und im Hofstaate der späteren Bischöfe fungiert neben dem Oberststallmeister auch ein Oberjägermeister. Eine alte Aufzeichnung von Weihenstephan [2]) erzählt, daß Bischof Meginhard, als er am 28. April 1098

[1]) Chron. lib. V, cap. 24.

[2]) S. **Gentners** Gesch. von Weihenstephan bei Deutinger VI, 20 ff. Anders freilich berichtet Meichelbeck.

Morgens zur Jagd reiten wollte, Befehl gegeben habe, die Mönche aus Weihenstephan zu vertreiben. Während der Jagd wurde der Befehl vollzogen, allein da der Bischof vom Weidwerk heimgekommen war und auf seine erste Frage erfahren hatte, daß die Mönche vertrieben seien, starb er eines jähen Todes.

Die größte Jagdherrlichkeit scheint in Freising, wie anderwärts, nach dem Dreißigjährigen Kriege bis ins 18. Jahrhundert geherrscht zu haben. Schon der in den Kriegsläuften so ungeheuer herangewachsene Wildstand reizte und nötigte dazu. Es traf sich aber auch, daß damals mehrere bayrische Prinzen auf dem bischöflichen Stuhle saßen, welche Jagdlust und Weidmannskunst wohl schon von Hause mitgebracht hatten. Damals (noch um 1700) konnte man vom Domberge große Rudel Hirsche in den Isarauen sehen und Bischöfe und Domherren zogen fleißig zur Jagd. Aber auch schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts finden wir hundertachtzig bischöfliche Hatzhunde draußen bei den Pfarrern, Gutsbesitzern und Beamten eingelegt, und Georg Philipp Finkh, dem wir bereits als Kammerdiener, Hofrat und Schriftsteller begegnet sind, fiel in Ungnade, weil ihm ein eingelegter Hatzhund herabgekommen und krank geworden war, obgleich er denselben in der Kost — „wie die Ehehalten" gepflegt zu haben behauptete[1]). Erst nach vielen Bitten und Eingaben kam der unglückliche Mann wieder zu Gnaden. Unter Klemens Wenzeslaus war aber die Jagd so tief gesunken, daß dieser Kirchenfürst am 24. Januar 1764 den Kapitularen die Wildbahn nur noch ohne Hunde zu benützen gestattete. Jetzt ist die alte fürstliche Jagdherrlichkeit in den Isarauen ganz verklungen, und wohl zum letzten Male wurden dort durch König Ludwig I. große Hirschjagden abgehalten.

Wie es mit der Freisinger Jagd recht herrschaftlich und residenzmäßig bestellt war, so auch mit der Fischerei. Die Mosach bildete ehedem viele kleine Weiher (vor dem Isar- und Veitstor) und es erscheint sogar ein Wirtshaus „am See". Die einzige Straße Freisings, welche den Namen eines Gewerbes trägt, ist sehr bezeichnend die „Fischergasse"; hier befand sich die „Visch-

---

[1]) Hormayrs Taschenb. 1833.

pank" und wohnten die Fischer, welche den Welt- und Klostergeistlichen die Fastenfische zu liefern hatten. Die Arbeit war so ausgedehnt und geteilt, daß sogar ein eigener Krebsfischer bestand, welcher bloß Krebse fangen durfte, „die Fische aber mußte er laufen lassen". Mit dem Verschwinden der geistlichen Herrlichkeit ist freilich der Fischfang sehr herabgekommen, von den ehemaligen Weihern gibt es nur noch dürftige Überreste, der „Krebsfischer" ward zum bloßen Hausnamen, und ein gutes Teil der Freisinger Fische wandert jetzt auf den Münchener Markt.

Unter den Gewerben unserer Stadt erfreute sich nur eines einer hervorragenden und dauernden Blüte, das war die Bierbrauerei. Da große Kaufherren oder sonst bedeutende Großgewerbe nicht vorhanden waren, so bildeten die Brauer den Rahm der Bürgerschaft. Zahlreich, angesehen und wohlhabend lieferten sie häufig den Bürgermeister und den Verwalter des Heiligengeistspitales. Noch in der Gewerbestatistik von 1848 werden die Brauereien als das einzige Großgewerbe bezeichnet [1]), und das stattlichste moderne Privatgebäude Freisings ist ein Brau- und Gasthaus. Wie ansehnlich die Brauerei in älterer Zeit gewesen, erhellt daraus, daß 1647 ein freisingisches Brauanwesen nach Befund der Türkensteuer auf 18000 Gulden geschätzt wurde, und daß bei der Umlage des Laternengeldes von 1798 die achtzehn Brauer zusammen 128 Gulden beitragen mußten, während die vierzehn Kaufleute und Krämer nur 36 Gulden steuerten. Dennoch fürchteten die Brauer die Konkurrenz des Domberges. Als im Jahre 1735 nicht mehr bloß weißes Bier, sondern auch braunes droben im Hofbräuhaus eingesotten werden sollte, beschwerten sich sämtliche Brauer der Stadt, daß sie hiedurch zu Grunde gerichtet würden und den großen Aufschlag, welcher im vorhergehenden Jahre 7865 Gulden betragen hatte, nicht mehr bezahlen könnten. Von der Milde ihres geistlichen Herrn erhielten sie dann auch günstigen Bescheid.

Die große Zahl der Brau- und Wirtshäuser war wohl teil-

[1]) Gegenwärtig sind freilich auch noch andere Industriezweige über das bloße Handwerk hinausgewachsen: Tuchfabrik, Dampfsäge, Eisengießerei, Gasfabrik.

weise durch den Verkehr der München-Regensburger Straße bedingt, nicht minder aber zog der geistliche Hof Fremde in die Stadt und bei großen geistlichen Festen erreichte der Fremdenzufluß seinen Höhepunkt. Als z. B. im Jahre 1508 Bischof Philipp, aus dem Hause der Pfalzgrafen bei Rhein, unter Anwesenheit vieler weltlicher und geistlicher Großen sein erstes Hochamt zelebrierte, strömte eine Volksmenge in Freising zusammen, wie man sie dort vorher niemals erlebt zu haben glaubte. Ähnlich im Jahre 1709 bei Übertragung der wiederaufgefundenen Reliquien des hl. Nonosus in die Domkirche [1]), dann 1724 bei der acht Tage dauernden tausendjährigen Jubelfeier des Bistums, 1824 bei dem gleichfalls durch eine Woche ausgedehnten elfhundertjährigen Jubiläum, 1828 bei dem Reliquienfeste, wo ganze Gemeinden von nah und fern zugewandert kamen. Auch die allgemeinen Kirchenjubeljahre zogen Tausende von fremden Andächtigen in die Stadt, wie nicht minder die Prozessionen und Wallfahrten. (Unter den letzteren ist die aus dem Mittelalter stammende Wallfahrt der Mamminger charakteristisch als Laienprozession; der älteste Bauer hält beim Anfang und Schluß der Wallfahrt eine Anrede an die Gläubigen, und die Wallfahrer gehen in Freising in kein Wirtshaus, sondern werden von den Bürgern bis auf diesen Tag unentgeltlich bewirtet und beherbergt.) Jedenfalls gab der geistliche Hof und die vielen und glänzenden geistlichen Feste dem Verkehr einen kräftigeren Anstoß als der Handel der Stadt und ihre Märkte, die im 19. Jahrhundert der Zahl wie der Zeitdauer nach ohne besonderen Nachteil beträchtlich beschränkt werden konnten.

Wenn nun aber auch in Freising kein anderes Gewerbe dauernd so einflußreich geworden ist wie die Brauerei, so tauchen doch vorübergehend gewerbliche Altertümer oder Kuriositäten auf, die eines Platzes in der Chronik der Stadt würdig erschienen. Sie führen sämtlich wieder auf den geistlichen genius loci zurück. So glänzt Freising sehr frühe in der Geschichte des Orgelbaues, da schon 873 Papst Johann VIII. den Bischof Anno bat, ihm eine Orgel und einen Orgelbauer und Spieler nach Rom zu

[1]) „Freisinger alter und neuer Gnadenschatz", 1710.

senden. Nicht minder zählt unsere Stadt zu den Wiegenstädten der Buchdruckerkunst, indem der Ulmer Buchdrucker Johann Schäffler um 1495 vorübergehend hier verweilt und für den geistlichen Bedarf gearbeitet hat [1]). Auch die Buchbinderei kommt als bürgerliches Gewerbe schon frühe vor; 1492 war Lienhard ein „puechbinder“ in Freising, der band „Tristan und Isolde“, letzteres allerdings wohl weniger für den geistlichen Bedarf.

Übrigens hat ein irgend selbständig hervorragendes Kunstgewerbe in Freising niemals dauernd Bestand gewonnen (wie etwa in Nürnberg oder Augsburg), und die kirchlichen Kunstbedürfnisse vermochten so wenig eine eigene Freisinger Kunstschule ins Leben zu rufen, wie ein namhaftes Kunstgewerbe. Dazu hätte es neben dem kulturmächtigen Klerus auch eines nicht minder bedeutenden Bürgertumes bedurft, und wenn im frühen Mittelalter Klöster und Bischofsstädte voran waren in der Kunstindustrie, so wurden sie doch in den folgenden Perioden von den Reichsstädten überflügelt. Freising besitzt manches Prachtstück kirchlicher Geräte und Schmucksachen und besaß noch viel mehr dergleichen; bei den meisten dieser Arbeiten weiß man nicht, wo sie verfertigt wurden, und wo nähere Angaben über den Ursprung vorhanden sind, da werden wir fast immer auf auswärtige Werkstätten gewiesen.

Eine ganz absonderliche freisingische Industrie ging unmittelbar von einem Bischofe aus. Albert Sigismund (1651—85), auch als Bauherr und Weidmann bekannt, beschäftigte sich mit der Verarbeitung von Glas, namentlich zu künstlichen Edelsteinen, welche man „Freisinger Fluß“ nannte, und zu optischen Gläsern. Die Kunst der Bereitung des Flintglases soll seinem Bedienten, Büchsen- und Perspektivmacher Christian Murr, in einer Vision von einem Benediktiner offenbart worden sein [2]). Die Freisinger Brillen und Perspektive, welche solchergestalt durch geistliche Hand und Hilfe verbessert worden waren, erfreuten sich damals eines vorzüglichen Rufes, und obgleich man jetzt keinen „Freisinger Fluß“ mehr macht, so kann man ihn doch noch an Kirchengeräten

---

[1]) S. Rockinger, Bavaria I, 867.

[2]) Näheres bei Baumgärtner S. 215 f.

u. dergl. angebracht sehen. Auch im Drechseln war Bischof Albert Sigismund ausgezeichnet. Die Drechslerei blüht zur Zeit noch immer in Freising, und wohl wenige andere Handwerker können sich eines so vornehmen geistlichen Gewerbsvorfahren rühmen. Neben den Edelsteinen aus Glas sind dann auch die Brote aus Stein als ein seltsames Produkt ehemaliger freisingischer Technik zu nennen [1]). Man verfertigte sie zum Andenken an ein Wunder, womit der fromme Torwart Semoser soll begnadet worden sein.

So führt uns also auch die Gewerbegeschichte unserer geistlichen Stadt immer wieder auf geistliche Spuren. Das Recht, Markt zu halten, hatte ein Bischof, Gottschalk, von einem Heiligen, Kaiser Heinrich II. (um 1000), erlangt, wie auch das Recht des (vordem kaiserlichen) Zolles und der Münze. Das bekannteste Freisinger Münzstück, der „Mohrenkopf", trägt, wie schon der Name andeutet, das bischöfliche Sinnbild; Münzen der Stadt gibt es nicht, ja man vermutet, daß die Bischofsmünzen nicht einmal in Freising geschlagen worden seien. Ein anderer Bischof, Leopold (1377—81), bestätigte die Vorrechte der Stadt, aber mit dem ausdrücklichen Zusatze, „daß auf jedem Eigentum, welches verkauft werden sollte, des Hochstiftes Forderung, Steuer und Wacht verbleibe". Der Magistrat hatte zwar die niedere Polizei und die Gerichtsbarkeit, der Bischof die höhere, allein der Bischof strafte doch auch die Bäcker, welche ihr Brot nicht zeichneten, er verleiht das Zimmermannsrecht, schlichtet den Streit der Metzger (1436), verweist sie auf das „Satzbuch" und entscheidet über den Ort der Fleischbänke [2]). Dazu hatte aber auch das Kloster Weihenstephan schon frühe seine Schneider, Schuster, Brauer und Maler in der Stadt. Rechtlich, sozial und wirtschaftlich war der alte Freisinger Handwerker überall abhängig von den geistlichen Herren. Diese Abhängigkeit schützte und förderte ihn wohl überwiegend in den früheren Jahrhunderten, wie man ja sogar in den Handwerksfronden der bischöflichen Städte den ersten Keim des Zunftwesens gesehen

---

[1]) Obernberger, Reisen durch Bayern II, 448 f.

[2]) Nach Urkunden im Freisinger städt. Archiv.

hat [1]), später aber, als sich das Bürgertum anderwärts fest auf die eigenen Füße stellte, mußte das früher heilsam leitende Band zur lästigen Fessel werden. Von Handwerksmeistern, die — wie anderswo — durch ihr selbständiges Auftreten im Rat und in der Gemeinde sich einen historischen Namen gemacht hätten, oder durch überragendes Geschick, Glück und Reichtum über die Mauern der Stadt hinaus berühmt geworden wären, finde ich darum auch nichts, wohl aber erzählt die Geschichte der Stadt von einigen Handwerkern, welche uns den klerikalen Geist der alten Bürgerschaft leibhaft vor Augen stellen. Ein Bäcker erhält den Leib des hl. Plazidus von Rom und läßt ihn mit großer Pracht fassen, und ein Schlosser rettet bei der Säkularisation ein Gnadenbild aus einer profanierten Kapelle und bewahrt und verehrt es vierzig Jahre lang in seinem Hause, bis er endlich die Wiederherstellung der Kapelle erlebt und das Bild an seinen alten Platz zurückgeben kann. Und dergleichen mehr.

2. Verfall und Wiederaufbau

In den drei letzten Jahrhunderten geht es in Freising ganz ähnlich wie in den kleineren weltlichen Fürstenstädten: der bürgerliche Wohlstand hängt zunächst von den Finanzen und der Wirtschaft des regierenden Herrn ab. Kargte der Bischof oder verzehrte er sein Geld auswärts, dann litt die Stadt; griff er den Gewerben untern Arm, verschwendete er recht standesmäßig, dann gedieh die Bürgerschaft. So waren die letzten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts für Freising eine schmale Zeit, weil damals Bischof Ernst auf allzu breiter Basis, nämlich auf fünf Bischofsstühlen zugleich saß (Freising, Köln, Lüttich, Hildesheim, Münster) und während seiner langen Regierung (1567—1612) nur sehr wenig nach Freising kam. Das Geld „ging außer Landes“ und die Bürgerschaft verarmte; zum Ersatz der vielen dem Domstift nutzlos verursachten Kosten ließ dann Bischof Ernst ein Altarblatt von Rubens um 3000 fl. malen, was aber den Gewerben der Stadt schwerlich aufgeholfen hat. Dagegen konnte

[1]) Roscher, System der Volkswirtschaft II, 287.

Freising die argen Drangsale des Dreißigjährigen Krieges rascher verschmerzen als manche Nachbarorte, weil von 1618—51 der Bischof Veit Adam regierte, ein geschickter Finanzmann und kluger Haushalter, welcher trotz des Krieges die Einkünfte seiner Kirche zu mehren verstand und eine gefüllte Rentkammer hinterließ. Und es folgte in der zweiten Hälfte des 17. und der ersten des 18. Jahrhunderts sogar eine materielle Glanzperiode Freisings. Da wurde stattlich Hof gehalten, gebaut, gemalt, gemeißelt, da wurden prächtige Feste gefeiert; die Bischöfe, zum Teil aus fürstlichem Hause, verfügten eben über bedeutende Privatmittel und brachten dieselben zu Gunsten ihrer Kirche und Residenz mit fürstlicher Freigebigkeit unter die Leute.

Als die Säkularisation dem Fürstbistume ein Ende gemacht hatte, da konnte man vollends erst recht deutlich sehen, wie unmittelbar der Wohlstand der Bürgerschaft Freising von dem geistlichen Hofe bedingt gewesen war. Die Einwohnerzahl sank von 6000 auf 3500 herab; noch im Jahre 1821 standen 191 Mietwohnungen leer, von 300 bestehenden Gewerben wird kaum ein Drittel mehr als lebenskräftig bezeichnet, der Wert der Realitäten war um vier Fünfteile gesunken, die örtlichen Stiftungsfonds büßten infolgedessen beträchtliche Summen an Zinsen ein und ihr Kapitalvermögen selber schwebte in Gefahr[1]). Als man 1805 und wiederholt 1808 die fürstlichen Häuser und Gründe zum Verkaufe ausbot, fanden sich keine Käufer, erst 1822 konnte ein Teil der alten Propstei- und Domherrenhöfe veräußert werden.

Freising hat diese traurige Periode des Verfalles überwunden. Nicht mehr als geistlicher Fürstensitz, sondern auf Grund des modernen Verkehrs und selbständiger Betriebsamkeit gewann die Stadt erneutes inneres und äußeres Wachstum. Als sich die Bürgerschaft am 27. Juli 1821 an den König wandte, um wenigstens die Residenz des neuen Erzbischofs ihrer Stadt zu retten, sprachen die Bittsteller die Besorgnis aus, daß außerdem das altberühmte Freising zu einem Bauerndorfe herabsinken

[1]) Näheres in den bayrischen Landtagsverhandlungen von 1822, im Auszuge bei Baumgärtner S. 292 ff.

werde. Keines von beiden ist geschehen. Der Erzbischof residiert in München, und Freising ward kein Bauerndorf, sondern wuchs vielmehr über die mittelaltrigen Mauern hinaus; die Einwohnerzahl war schon 1851 auf 5326 gestiegen, und stand 1867 auf 7839, einer Ziffer, die wohl zu keiner früheren Zeit erreicht worden ist. Hiemit ist allerdings nicht entfernt gesagt, daß Freising auch seine ehemalige Bedeutung wiedergewonnen habe, denn die geistige Kulturmacht mischt sich nicht nach Ziffern, bei einer Stadt so wenig wie bei den Völkern und Individuen.

Sechstes Kapitel

Schenkung, Stiftung und Almosen

In geistlichen Städten waren drei Dinge vordem mindestens ebenso wichtig als Arbeit, Kauf und Tausch, sie heißen: Schenkung, Stiftung und Almosen. Die religiöse Pflicht der guten Werke und die sittliche der Barmherzigkeit wirkte hier oft entscheidender auf Erwerb und Besitz als das volkswirtschaftliche Gesetz von Angebot und Nachfrage.

Die Geschichte der Schenkungen an die Kirche berührt in Freising zunächst den Domberg; ihre reichste Periode geht durchs 8. und 10. Jahrhundert, und der fünfte Bischof, Otto (784 bis 814), führte den Beinamen scriptor, weil er so viele Schenkungsurkunden geschrieben hat.

In der Geschichte der Stiftungen hingegen wetteifert die Stadt mit dem geistlichen Berge. Während die großen Schenkungen an die Kirche im 14. Jahrhundert allmählich aufhören, erscheint die folgende Zeit um so reicher an Wohltätigkeitsstiftungen. Da ersteht das Heiligegeistspital (1374), das Bruderhaus (1560), das Leprosenhaus (1587), die Almosentrüchelstiftung [1]) (1620), der Liebesbund für die armen Seelen (1713), das Krankenhaus (1724), das Armen- und Waisenhaus, das reiche Almosen, die Schollsche Stiftung für Hausarme 2c.

Unter allen diesen Stiftungen hat das Heiligegeistspital die größte Wirksamkeit entfaltet und allein unter allen seinen Bestand gerettet bis auf diesen Tag. Gegründet von einem Geistlichen, dem Domherrn Konrad Gaymann († 1376), ist es von Klerikern wie von Bürgern namentlich im 15. und 16. Jahrhundert aufs reichste mit Stiftungen und Vermächtnissen

---

[1]) Von Truche, Truhe, Kasten.

begabt worden, und noch unmittelbar nach der Säkularisation (1804) belief sich sein Vermögen auf 124296 fl.

Bei diesem Spitale suchten darum nicht bloß arme Kranke Genesung, sondern gesunde reiche Leute fanden dort auch Kapitaldarleihen, das Spital griff ins Gebiet dreier Fakultäten, als kirchliche, medizinische und volkswirtschaftliche Heil- und Hilfsanstalt. Im Jahre 1637 hatte das Domkapitel den Schweden eine Ranzion von 1500 fl. zu zahlen, es entlehnte 900 fl. vom Spital; ein andermal (1766) borgt es 2500 fl. daselbst zu vier Prozent. Bischof Johann Theodor (1737) braucht 1000 fl. zum Betrieb des Eisenhammers bei Werdenfells: das Heiligegeistspital streckt ihm die Summe vor, wie der „Liebesbund am Gottesacker“ dem Bischofe Johann Franz 600 fl. darlieh zum Ankaufe von Zeilhofen (1717). Auch die bayrische Landschaft erhielt vom Spital eine Summe zum allgemeinen Landesdarlehen[1]). Wer in Freising große Kapitalien aufnehmen wollte, der konnte nicht zu den Juden gehen, weil es keine gab; er ging zu den frommen Stiftungen.

Doch ist ein Leihen auf Zins immerhin etwas profan; geistlicher ist das Schenken. Und in Freising wurde gern und viel geschenkt. Da schenkt Bischof Ludwig Joseph im Winter hundert Klafter Holz an die armen Leute und kauft bei teurer Zeit Korn für seine Untertanen auf; gelegentlich eines Festes läßt er Brot, Wein und Bier an 1600 Arme austeilen. Bischof Konrad V. schickte die abgeordneten Bürger, welche ihm die ansehnliche Infulsteuer nach Krain brachten, wieder mit dem Gelde nach Freising zurück, wie denn überhaupt die Bürger auf Steuernachlässe oft besser eingerichtet waren als aufs Steuerzahlen. In den Tagen des so äußerst mildtätigen Bischofs Ludwig Joseph geschah es sogar, daß der Bischof fast zur nämlichen Zeit seinen Untertanen in der Grafschaft Werdenfels die Steuern nachließ, wo ihm selber in Wien ein Haus mit Beschlag belegt wurde wegen der Steuern, die seine Beamten dort nicht bezahlt hatten. Die Mehrzahl der Bischöfe aus den zwei letzten Jahrhunderten werden ganz besonders als Väter der Armen gepriesen, wenn

[1]) Laut Urkunden im städtischen Archive.

auch nicht alle so weit gingen wie Johann Theodor, der ein eigenes „Toralmosen“ eingerichtet und noch 1754 die etwas verspätete Stelle eines Bettelrichters geschaffen hat.

An solchen geistlichen (und auch weltlichen) Fürstensitzen des vorigen Jahrhunderts waren es übrigens nicht die unterm Bettelvogt stehenden Zunftbettler, welche am meisten geschenkt erhielten, sondern Leute von gar vielerlei Zunft und Zeichen; die halbe Stadt lebte mitunter vom Hofe, und es gab da so zahllose und zart verschmolzene Übergangstöne zwischen den Kategorien des Nehmens, Bettelns und Verdienens, daß man das eine vom anderen oft schlechterdings nicht unterscheiden konnte.

In der Freisinger Volkssage gibt es einen ganz besonders bösen Bischof, das war jener Gerold, dessen Leiche das Volk in die Roßschwemme warf, weil er den hungernden Armen kein Brot gegeben.

Der Torwart an Gerolds Schloß dagegen, Otto Semoser, der den Armen heimlich das Brot zutrug, ward ein Volksheiliger.

Ein Bischof der neueren Zeit, Johann Franz, wurde zwar nicht kanonisiert, genoß aber nach seinem Tode unter den Bürgern die Verehrung eines Heiligen, an dessen Grabe man Votivtafeln aufhängt. Diese Ehre hatte er aber gewiß nicht seinen vielgepriesenen Verdiensten um Kunst und Wissenschaft zu danken, sondern seinem stilleren Walten als Vater der Armen.

Schenkung, Stiftung und Almosen geht in dem geistlichen Sinne der Altvordern an sittlicher Weihe weit voran der Arbeit, dem Kauf und dem Tausche.

Der hl. Korbinian hatte an der Höhe von Weihenstephan eine Quelle erbetet, und wie Moses mit dem Stab aus dem Berge geschlagen. Als man das heilkräftige Wunderwasser, die geschenkte Gottesgabe, später gegen Geld verkaufen wollte, da versiegte der Quell.

So erzählt die fromme Sage.

Ich führe den Leser am Eingang dieser Skizzen auf den Domberg; ich führe ihn auch am Schlusse noch einmal hinauf, um ihm zu guter Letzt noch ein Stücklein Fernsicht zu zeigen.

Man schaut da droben gar viele Meilen in die Runde, aber so weit das Auge trägt, über zahllose Dörfer hinaus, vermißt

es doch den reichen Schmuck städtischer Staffage; nur die Türme Münchens beherrschen die langgedehnte Linie des Mittelgrundes. Weiter fort aber gegen Süd zum Hochgebirg hinüber dämmert verschwimmend jene liebliche Landschaft, welche man modern geographisch die bayrische Seenzone nennt, früher nannte man sie volkstümlich den „Pfaffenwinkel". Dort reihet sich, anstatt der Städte, Kloster an Kloster: Andechs, Bernried, Schäftlarn, Polling, Wessobrunn, Benediktbeuren, Schlehdorf, Ettal, Tegernsee, Chiemsee u. s. f. Also die uralten Hauptsitze geistlicher Kultur, Freising und der Pfaffenwinkel im Norden und Süden, München in der Mitte, keine andere bedeutende Stadt auf weit und breit.

München als landesherrliche Hauptstadt im Mittelgrunde, Freising als geistliche Metropole im Vordergrunde beherrschen aber nicht bloß die Landschaft aus der Vogelschau des Domberges, sie beherrschten auch das Land; sie standen hier einsam und ohne ebenbürtige städtische Nebenbuhler. Im alten Bayern waren vor allen die Landesherren stark und die Geistlichen. Das Bürgertum saß wie auf kleinen Inseln inmitten des großen Bauernlandes, und die Bürger machten den weltlichen wie den geistlichen Herren ungleich weniger zu schaffen als anderwärts. Nicht daß es den Stadtgemeinden im einzelnen an Tüchtigkeit, den Städten an Rechten und Privilegien gefehlt hätte, aber es fehlte an Städten, es fehlte der Wetteifer, die Reibung, die gegenseitige Stütze und Ergänzung vieler eng benachbarter Bürgergemeinden. Das gerade ist es, was in Schwaben und Franken manchmal dem kleinsten Neste so frische Lebensfülle, so schneidige Originalität verliehen hat. Jene vielen und ansehnlichen bayrischen Märkte, welche Städte werden konnten, aber nicht werden durften, sind für Bayern in manchem Stück charakteristischer als die wirklichen Städte.

Im städtearmen Lande blieb Freising eine so rein geistliche Stadt, gleichwie München eine so rein landesherrliche Stadt blieb, bis Bayern aufhörte, rein bayrisch zu sein, bis die Residenzstadt München zunächst die Hauptstadt eines städtereichen Königstaates wurde, dann eine Großstadt, zu welcher die fernen Städte näher herangewandert sind durch den länderverengenden Weltverkehr.

Im vorigen Abschnitte schrieb ich von einem Gau, der, obgleich Bauernland, dennoch ein Land mit Bürgerrechten war, gleichsam eine auf etliche Quadratmeilen ausgegossene Stadt. Auch dieser Gau stand unterm Krummstabe, allein er liegt am weltoffenen, städtereichen Rhein. Die geistliche Herrschaft entscheidet hier nicht schlechthin, sie ließ im Mittelalter nach Umständen großes und kleines Bürgertum unter sich gedeihen und freie wie gebundene Bauernschaft dazu. Natur und Geschichte des ganzen umgebenden Landes entscheidet zugleich mit der Form und Macht der Herrschaft.

Wie aber Freising noch immer — wofern man's nicht gar zu streng nimmt — eine geistliche Stadt heißen kann, so fühlt man auch heute noch aus dem Charakter des altbayrischen Volkes heraus, daß im alten Bayernlande vor allen zwei Herren stark gewesen sind: der Herzog und der Priester. Wer darum Freising nicht gesehen hat, der kennt Altbayern nicht, und wäre er auch sonst schon weit im Land herumgereist; denn eine Stadt, die so lange und so rein eine geistliche Stadt geblieben, war nur möglich auf der bayrischen Hochfläche, und durch die Geschichte Freisings erfahren und begreifen wir erst, welche tiefe Wurzeln die geistliche Macht über ein Jahrtausend im bayrischen Volksleben geschlagen hat und heute noch schlägt.

VI

Die Holledau

(1867)

Erstes Kapitel

Holledauer Volkshumor

1. Namen und Grenzen der Holledau

Das Holledauer Land ist berühmt durch seinen Hopfenbau, und das Holledauer Volk durch seinen derben Humor. Es ist aber leichter vom „Holledauer Landhopfen" als vom Holledauer Volkshumor zu schreiben; denn von ihrem Hopfen hören und reden die Holledauer alleweil gern, an das auszeichnende alte Besitztum ihres Humors in Lied, Sage und Anekdote sind sie minder gern erinnert, und vollends ungern an den Spaß, welchen sich andere mit ihnen erlaubt haben.

Darum gibt es eine alte und eine neue Reiseregel für die Holledau. Die neue rät dem Wanderer, welcher recht gut aufgenommen sein will, er möge als Hopfenhändler reisen; die alte aber warnte ihn, daß er nicht frage nach vier Dingen: nicht nach den Grenzsteinen des Landes — denn das sind vier Galgen von Freising, Moosburg, Abensberg und Pfaffenhofen; nicht nach den Volksgrenzen — denn die Holledauer fangen da an, wo die gescheiten Leute aufhören; nicht nach der Mundart — denn jeder Holledauer redet drei Sprachen: „dumm, dalket und dappi", und endlich nicht nach dem Holledauer Wallfahrtslied — denn es singt gleich im ersten Vers vom Pferdediebstahl, der schwachen Seite, der geheimen Herzensneigung der alten Hollebauer.

Den Hopfen darf man also suchen, aber den Humor muß man ungesucht an sich herankommen lassen, sonst könnte man — gleichfalls ungesucht — noch etwas anderes kennen lernen, was hierzuland altberühmt ist: die Holledauer Grobheit. Nun fließen jedoch zum guten Glück die literarischen Quellen über den Humor der Hollebau weit reichlicher als über den Hopfen, und da nicht

bloß Frankreich, sondern auch die Holledau ihre „gerechte Empfindlichkeit“ besitzt, so ist mir's allerdings beruhigend, daß ich mich für jeden neckischen Zug, welchen ich anführe, durch gedruckten Nachweis aus Hollebauer Autoren decken kann, deren Schriften von ihren Landsleuten mit verdientem Wohlwollen aufgenommen wurden.

Lacht, scherzt und spottet ein Volk gutmütig über sich selbst, so ist das immer ein Zeichen bewußter Kraft, frischen, sprudelnden Lebens, brausenden Übermutes, und wenn der durch und durch realistische, zugleich aber auch naiv strengkatholische Hollebauer den heiligen Kastulus anruft:

„Heiliger Sankt Kastulus! um was ich dich noch bitt':
Um hunderttausend Gulden — und bring mir's Geld gleich mit,
Um hunderttausend Gulden und noch einmal so viel,
Alle Jahr ein anders Weib, und in Himmel 'nein — wann ich will —,“

so hört man heraus, wie sich die Leute wohl fühlen in ihrer Haut und in all ihrer guten und schlimmen Originalität.

Anders steht es freilich mit dem Spott der Nachbarn über die Hollebauer. Er zielt nicht auf einen Überschuß des Wohlbehagens, sondern im Gegenteil auf die frühere Abgeschlossenheit, Armut und Unkultur des Landes und auf des Volkes allzuderben Naturwuchs. Allein gleichviel. Die Hollebau, über welche man so manches Witzwort gemacht hat, muß dann eben doch schon seit uralter Zeit den Nachbarn eigenartig und merkwürdig erschienen sein, wert einen besonderen Namen zu führen. Und daß dieser Name vom 14. aufs 19. Jahrhundert lebendig sich vererbt hat, verdankt die Hollebau ohne Zweifel bloß dem scharf geschnittenen Charakter ihrer Bevölkerung.

Ursprünglich von der Landschaft entnommen (die Au am Hallwalde), blieb dieser Name im Volksmunde bestehen, weil die so besonders gearteten Leute einen besonderen Namen forderten; man kann also sagen: die Hollebauer retteten die Hollebau als ein selbständiges Land in der noch ungeschriebenen „Geographie des deutschen Volksmundes“. Die Hollebau war niemals ein Gau oder ein Herrschaftsgebiet, noch drängt etwa schlaghaft unterscheidende Bodenbildung zu einem eigenen geographischen Namen: die Hollebauer drängten dazu, weil sie sich so schlaghaft von den

angrenzenden altbayrischen Stammesgenossen unterschieden, und ohne die Neckereien und Witzworte, welche sich an diesen Namen knüpfen, wüßten es wahrscheinlich nur noch die Lokalhistoriker, daß es einmal auf Aventins, Appians und Finkhs Landkarten eine „Hallethaw“ gegeben habe.

Zunächst noch ein Wort über diesen Namen: er wird uns rasch wieder zum Holledauer Humor, und der Humor dann wiederum ganz ungezwungen zum Hopfen führen.

Ich bin so frei und schreibe „Holledau“, und zwar nach der neuen Reiseregel wie die Hopfenhändler; die Gelehrten schreiben nach Schmellers Vorgang „Hallertau“. Letzteres ist die urkundliche Schreibart des 14. und 15. Jahrhunderts, und hat als älteste beglaubigte Form gewiß den größten etymologischen Wert. Allein es handelt sich hier nicht um einen toten, sondern um einen lebendigen Namen, und den sollte man heute eben auch schreiben, wie er heute im Volksmunde lebt. Ich habe nach meiner Methode der Quellenforschung überall im Lande selbst scharf aufgehorcht und immer nur „Hollebau“ oder „Holladau“ gehört, ich habe mir das Wort von allerlei schriftkundigen Hollebauern, von Bauern, Wirten, Kellnerinnen, Beamten und Pfarrern buchstabieren lassen, und sie haben samt und sonders Hollebau buchstabiert. Lipowsky in seiner Preisschrift über das Landgericht Moosburg (1861) bezeichnet „Holladau“ als allgemeinen Sprachgebrauch, und die Allg. Ztg. schreibt in ihren Börsen- und Handelsberichten wechselnd bald „Hollebau“, bald „Hollidau“. Dieses schwebende a, e oder i können wir nun auch getrost in der Schwebe lassen. Denn für unseren Namen gibt es keine „amtliche Schreibart“, welche für die offizielle Geographie Deutschlands zu einer Zeit abgeschlossen wurde, wo die wissenschaftliche Erforschung der Ortsnamen noch sehr im argen lag: diese amtliche Form ließ dann allerdings nichts in der Schwebe, sondern fixierte im Zweifelsfalle meist das Schlechteste.

Übrigens habe ich noch einen tieferen Grund, daß ich diesmal nicht dem größten bayrischen Sprachforscher, sondern den Bauern folge. Hallertau oder Hollebau, der alte und der neue Name, bezeichnen die zwei Epochen, in welchen dieser Landstrich aufblühte, selbstbewußt, mannhaft geworden ist. Als im

14. Jahrhundert die vier Marktflecken dieser Hügel, Wolnzach, Mainburg, Au und Nandelstadt, politisch und sozial in die Höhe kamen, ja teilweise erst das Recht des Zaunes und Grabens, des Stocks und Galgens und des Wochenmarktes gewannen, da lesen wir auch zum ersten Male von der Hallertau, und zwar in Urkunden. In unserer Zeit hingegen beginnen wir von der Hollebau in Zeitungen zu lesen, nämlich in landwirtschaftlichen und Handelsblättern, auf Grund des neuen Aufschwungs durch den Hopfenbau, welcher seit kurzer Frist ganz neue ökonomische und soziale Zustände hier angebahnt, und die fast verschollene und verspottete Gegend zum zweiten Male selbstbewußt und namhaft gemacht hat. Ich fasse diese modernen Zustände als letztes Ziel meiner Darstellung ins Auge, und darum bediene ich mich auch des modernen Namens.

Für solch eine Landschaft, die es bloß zu einem historischen und volkstümlichen, nicht aber zu einem amtlichen Namen gebracht hat, gibt es dann auch nur schwebende und wechselnde Grenzen. Ich bezeichne die heutige Hollebau als das Hügelland zwischen Amper, Ilm, Donau, Abens und den Moosburg-Landshuter Isarhöhen.

Schon diese Grenzen deuten auf den im Lande gewurzelten Volkscharakter. Die Hollebau ist von Flüssen, offenen Tälern und großen Straßenzügen begrenzt, d. h. die Welt zieht an ihr vorbei, sie selber hingegen ist ein Land der Waldhügel, der Wasserscheiden, zahlloser kleiner Quellengebiete, nach Süd und West von großen Forsten umrahmt, nach Norden durch einen dichtbewaldeten Höhenzug (Forst Dürrenbuch) wie durch einen Wall gegen das Donautal abgeschlossen. Hart vor den Toren der Hollebau liegen Städte — Moosburg, Abensberg, Neustadt, Pfaffenhofen —, in der Hollebau gibt es nur Dörfer und Marktflecken. Rings um die Hollebau zieht sich ein Grenzgürtel historisch bedeutender Orte: Scheyern, Abensberg, Landshut, Gamelsdorf, Freising — Orte, welche uns in die bayrische Landesgeschichte und mitunter auch darüber hinausführen; die Geschichte der inneren Hollebau blickt fast nur in sich selbst hinein, sie ist lokalster Natur. Der Freund monumentaler Kunst kann einen höchst lohnenden Gang machen, wenn er rund um die Hollebau

herum wandert; von Station zu Station wird er sich bei dieser Grenzbegehung durch kunstgeschichtlich lehrreiche Bauten gefesselt finden, durch die Kirchen, Klöster, Schlösser und Rathäuser im Ilm-, Abens-, Donau- und Isartal. Dringt er aber ins Innere der Holledau, so kann er sein Skizzenbuch getrost in der Tasche lassen, sobald er Gelbersdorf und St. Alban im Rücken hat; außer er müßte sich denn notieren wollen, daß es in Wolfersdorf noch bis zu diesem Jahr eine Kirche mit Strohdach gab, wodurch dieselbe einzig in der ganzen Münchener Diözese gewesen ist.

Eine überaus große Zahl kleiner Adelssitze war vordem über die Holledau verstreut, Herrenhäuser, häufig im Tal inmitten der Dörfer gelegen und durch Wassergräben geschützt. Wening (1700) zeigt uns noch viele derselben in Abbildungen, es sind meist rohe und unbedeutende Bauwerke im Stil des 16. und 17. Jahrhunderts, charakteristische Denkmale des in sich abgeschlossenen ehemaligen Kleinlebens dieser Gegend. Die größeren landesfürstlichen Schlösser (Vohburg, Trausnitz, Isareck &c. &c.) lagen vor der Schwelle der Holledau. Von Burgen liest man viel in der Holledauer Geschichte, heutzutage aber ist das merkwürdigste, daß man keine einzige mehr sieht, ich meine ordentliche Burgen mit phantastisch ruinösen Türmen und verwitterndem, efeuumranktem Mauerwerk.

Dafür bietet denn manchmal ein altes Bauernhaus dem landschaftlichen Romantiker köstlichen Ersatz; ein Blockhaus, rein aus massiven Balken gezimmert, deren warme graubraune Naturfarbe noch durch keine tote Kalktünche verdrängt ist, mit winzig kleinen Fenstern (Gutzerle) und einem desto größeren Strohdach, so borstig und struppig, wie es kaum ein Ruysdael gemalt, wie es nur Rembrandt auf seinen Radierungen wiederzugeben vermocht hat. Aus einiger Ferne weiß man kaum, ob das Häuslein für Mensch oder Vieh bestimmt sei, ob man ein Naturprodukt oder Menschenwerk vor sich habe, und gerade darum verbindet sich's so höchst organisch mit der Landschaft. Doch werden diese malerischen Hütten merklich seltener, und wer so recht in ihrem Anblick schwelgen will, der muß schon den Mut haben zu den „vier letzten Dingen“ vorzudringen, wie man die vier abgelegensten

und schmutzigsten Dörfer der Hollebau (Osterwahl, Koppenwald, Haslach und Sielstätten) genannt hat.

Der grobe Spruch, daß die Hollebau da anfange, wo die gescheiten Leute aufhören, hat, aus dem Spaß in den Ernst übersetzt, doch wohl keinen anderen Sinn, als daß man städtischer Gesittung Valet sage, sowie man die Hollebau betritt. Allein die launigen Hollebauer wissen sich doch wieder ihr eigenes Städtewesen zu schaffen. Sie nennen den Pfarrer von Rudelshausen den „Bischof der Hollebau", und Dr. Prechtl, der gründlichste Geschichtskenner und Beschreiber dieses Landes, bringt diesen Titel in Zusammenhang mit der Bedeutung von Rudelshausen in ältester Zeit, wo dieses Dorf einem Untergau den Namen gegeben hat. Eine ähnliche scherzhafte Rangerhöhung gibt der bekannte Hollebauer Reim: „Wolnzach, Nandelstadt und Au sind die drei größten Städte in der Hollebau." Wenn Nandelstadt, ein höchst ländlicher Flecken mit 499 Einwohnern, zu den drei größten Städten der Hollebau zählt, so fragt man billig wie denn hierzulande die kleinen Städte aussehen, und kommt zuletzt wohl gar noch Hagsdorf, welches 34 Familien und dabei — glückliches Hagsdorf! — nur einen Dienstboten besitzt.

So lernen wir die Hollebau als eine Art Insel kennen, von städtischer Kultur umspült, aber nicht durchflutet. Zwei Eisenbahnen (München-Ingolstadt und die Ostbahn) streifen ein Stück der Hollebauer Grenzen, entsprechend dem Zuge zweier alter Heerstraßen, die gleichfalls nur den Saum des Landes berührten, während nur eine größere Straße (Freising-Abensberg) mitten durchführt, welche von Prechtl jedoch nicht eben eine große Verkehrslinie, sondern eine „Straße der Armut" genannt wird. Mehr als fünftausend Handwerksburschen, Schauspieler, Gaukler, Guckkastenträger, Grabler, Vagabunden, Hopfenbrocker 2c. sollen alljährlich dieses Weges gehen, und ich füge noch jene Hausiererfamilien hinzu, welche im leinwandgedeckten Wagen einherfahren, aus dessen dunklem Schoß das Weinen kleiner Kinder und das Wimmern junger Hunde hervorbringt. Denn die armen Leute treiben nebenbei auch ambulante Hundezüchtung und Hundeverkauf als einen, wie ich glaube, statistisch noch nicht berücksichtigten Zweig des Hausiergewerbes, und wurden darum von

den Hollebauern in diesem Jahr beschuldigt, daß sie, neben anderen ungenannten Einfuhrartikeln, auch die Hundswut importiert hätten.

Charakteristischer als diese Hauptstraße sind übrigens die vielen Feldwege, welche bergauf bergab die zahllosen verworrenen Hügelwellen der Hollebau durchkreuzen. Sie sind sprichwörtlich, nicht weil man so gut darauf fährt, sondern weil man so gut darin stecken bleibt. Der aus losem Sand und Lehm gemischte Boden macht die Hollebau sehr unwegsam, vorab bei Regenwetter, und wirkte ohne Zweifel auch zu seinem Teil mit, daß Land und Leute vorzeiten so abgeschlossen, so insular geblieben sind. Allein dieses selbe Gemisch von Sand und Lehm läßt jetzt anderseits den Hopfen so üppig gedeihen, der Hopfen aber öffnet die Hollebau der Welt und führt eine neue Kultur herein, so daß man sagen kann: der lehmige Sandboden machte die Gegend unwegsam im Mittelalter, und wegsam in der Gegenwart.

2. Das Schelmenländel

Die schlechten Wege bringen uns aber auch noch auf eine andere Fährte. Ein unwegsames, dünnbevölkertes Wald- und Hügelland zwischen großen belebten Heerstraßen mußte in alter Zeit vortreffliche Schlupfwinkel für Spitzbuben bieten. Die Hollebau ist darum kriminalistisch altberühmt, man nannte sie volkstümlich wohl auch das „Schelmenländel", und der ehemalige Pfarrer Anton Nagel in Moosburg hat einen „Grundriß des Schelmenländels der Roßdiebe der Halletau" hinterlassen, welcher den „Urkunden aus dem Schloßarchiv zu Au" von Prechtl und Geiß beigedruckt wurde.

Man führt die frühere Unsicherheit der Hollebau auf zweierlei historische Anfänge zurück; entweder auf den Dreißigjährigen Krieg, der ja ganz Deutschland für eine lange Folgezeit mit umherschweifendem Raubgesindel bevölkerte, oder auf die vielen kleinen Burgen, welche in der Hollebau versteckt lagen, und das Land im Mittelalter zu einer besonderen Zufluchtsstätte des Raubrittertums gemacht haben. War doch nicht einmal der

Kaiser sicher, wenn er längs der Holledauer Grenze zum Reichstag ritt. Denn das Gefolge Kaiser Sigismunds wurde, als er 1434 von Ulm nach Regensburg zog, von einem Herrn von Abensberg rein ausgeplündert. Die Abensberg samt ihren Genossen aber hatten ihre Sammelplätze und Schlupfwinkel in der Holledau.

Gewöhnlich gibt man jedoch dem Ruf des Schelmenländels einen weit minder vornehmen Ursprung. Etliche Holledauer sollen einen Schimmel gestohlen und denselben, als sie sich verfolgt sahen, in eine Feldkapelle versteckt haben. Sie konnten aber das Tier nicht rechtzeitig wieder holen, und da später die Kapelle geöffnet wurde, fand man den Schimmel verhungert. Darum heißen die Holledauer auch „Schimmelfänger" und die vielen vereinzelten Kapellen, welche als ein rechtes Wahrzeichen des Landes da und dort die Hügel krönen, „Schimmelkapellen".

Nun ist es allerdings aus den Akten erwiesen, daß in der Holledau sehr viel geraubt und gestohlen wurde, und namentlich der Pferde- und Viehdiebstahl stark im Schwange ging; ja man hat sogar einen besonderen Zeitraum als die Glanzepoche des hiesigen Gaunerwesens mit genauen Jahreszahlen abgegrenzt (von 1649 bis 1805). Allein unter den Holledauer Dieben — von Thomas Haag, der siebenundvierzig Kirchen plünderte, bis zum Tabaksschörgenkatherl, vom Kramermarx bis zu dem Patriarchus Gallus Auer, der mit seinen Söhnen und drei Enkeln an einem Tage gehängt wurde — stehen Fremde und Einheimische in buntester Reihe, und in dem ältesten Aktenstück über den Holledauer Roßdiebstahl (vom Juni 1649) werden meistenteils „Landfahrer und umbvagirente leith" dieses Verbrechens bezichtigt, so daß die Holledauer häufig nicht sowohl die Diebe als die Bestohlenen gewesen zu sein scheinen.

Dabei kann noch ein anderer Umstand unser Urteil aufklären: ich spreche von diesen Diebsgeschichten wie ein Buch, und man sollte meinen, ich habe den Kramermarxl und das Tabaksschörgenkatherl direkt aus den Akten studiert. Dies ist aber gar nicht der Fall: verschiedene Register der Holledauer Diebe stehen ganz bequem in gedruckten Büchern zu lesen, und hierin liegt, wie mir scheint, ein wichtiger Fingerzeig. Die

alten Holledauer haben am Ende gar nicht mehr gestohlen als andere Leute, allein man hat die Hauptspitzbubereien gerade dieses Landstrichs besonders treu im Gedächtnis behalten, und zuletzt schwarz auf weiß verewigt, während sie anderwärts vergessen worden sind.

Und daran ist wiederum der Humor schuld. Weil die Holledauer ihre Roßdiebe so lustig selbst besangen, und von anderen damit aufgezogen wurden, so erwuchs dieser Zug zum populärsten Wahrzeichen des Volkes; diesem Wahrzeichen forschten dann die modernen Altertümler nach und brachten zuletzt das ganze Sündenregister ans Licht. Wir haben einen deutschen Dichter, der mit besonders liebenswürdigem Behagen das Neckische, Lustige, Gemütliche des Diebstreibens — den Galgenhumor — darzustellen verstand, Johann Peter Hebel; von dessen unvergleichlichem Heiner, Dieter und Zundelfrieder muß man sich inspirieren lassen, wenn man die rechte Stimmung für das Studium der alten Holledauer Gaunereien gewinnen will.

Das „Schelmenländel“ ist hier ein gar treffendes Wort. Schelm hat einen Doppelsinn, es schließt den Spitzbuben und den Schalk in sich. Die Spitzbuben lieferte guten Teils die ganze weite Nachbarschaft in unsere zum Auflauern und Entkommen gleich wohl gelegene Holledau; den Schalk gaben die Holledauer allein dazu. Und wenn die Holledauer Bauern harmlos von sich selber sangen:

„Wir sollten unser neune sein,
Und sind nur unser drei;
Sechse sind beim Schimmelstehlen,
Maria steh uns bei!“

dann sang auch der ritterliche Grenzwart der Holledau, Herr Jakob Püterich von Reichertshausen, nicht minder harmlos von den Rittergedichten seiner berühmten Bücherei; er habe sie zusammengebracht

„mit stehlen, rauben und darzu mit lehen,
geschenkt, geschrieben, gekhaufft und darzue funden,
— doch nur die alten Puecher,
der neuen acht ich nit zu khainer stunden.“

Er sündigte gegen das siebente Gebot, allein er sündigte mit Geschmack und Auswahl, und bekennt das ganz heiter und frei in seinem gereimten Bibliothekskatalog. Meint man darum, gar manche andere wütende Büchersammler hätten nicht minder gestohlen, weil sie's nicht so lustig eingestanden haben, wie dieser wackere Ritter aus dem Schelmenländel?

Freilich ist der kriminalistische Humor den Hollebauern mitunter auch zu bunt geworden. Das alte Wappen des Marktes Nandelstadt zeigt ein abgeschlagenes Menschenhaupt. Nun ist aber Nandelstadt merkwürdig durch seine Gerichtsaltertümer: ein Wirtshaus heißt heute noch „zum Richterwirt", weil in dessen Mauern vordem die Gerichtsschranne gehegt wurde, und der Nandelstadter Galgen wird als ein Meisterstück im Liede besungen. Zu alledem nun den abgeschlagenen Kopf im Wappen, das war den Nandelstädtern denn doch gar zu scharfrichterlich, und also kamen sie ein um ein neues Wappenzeichen, und erhielten es in Form einer Blume. Statt des alten wohlfeilen Spottes forderten sie aber jetzt einen neuen, tieferen Spott erst recht heraus; sie hatten vergessen, daß jener Kopf, weit entfernt auf die Hollebauer Kriminaljustiz zu deuten, vielmehr, als ein Haupt auf einer Schüssel, ihren alten Schutzpatron, Johannes den Täufer, darstellte, und hatten sich also statt des vermeintlichen armen Sünders einen höchst respektabeln Heiligen aus ihrem Wappen hinwegpetitioniert.

In dem weiten Hügellande Südbayerns, zwischen den Alpen und der Donau, gibt es noch ein rechtes Seitenstück zur Hollebau: die „Stauden" bei Augsburg. Auch sie sind eine Art Insel, wohin sich altschwäbisches Bauerntum in härtester, derbster, zum Teil roher Form zurückgezogen hat, wie altbayrisches in die Hollebau; auch die Stauden sind von Städten und großen Straßen, überhaupt von Kultur begrenzt, die wenig hineingedrungen ist, und das Wertachtal, welches den Stauden fort und fort den Verkehr an der Nase vorbeigeführt hat, heißt im Volksmunde sogar schlechthin „die Straße". Die Stauden gelten für ganz besonders original in ihrer Mundart, und haben „fremder Redeweise beharrlich Aufnahme verweigert", wie Dr. Birlinger in seinem „Schwäbisch-Augsburgischen Wörterbuche" schreibt,

wo Sprache und Sitte der Stauden mit eingehender Liebe und Treue dargestellt sind. Nun behauptet man zwar auch für die Hollebau ein mundartliches Wahrzeichen: soweit die Leute „schet" statt „nur" sagen, soll die Hollebau gehen; allein „schet" hört man auch am bayrischen Wald, und in der Mundart liegt überhaupt nicht die maßgebende Signatur des Hollebauers. Sie liegt in seinem ganzen Wesen, im Gesamtcharakter, im geistigen Gepräge, welches sich aus gar vielen einzelnen Zügen zusammenwebt, von denen jeder für sich vielleicht nur als leichte Schattierung eines verwandten Grundzuges gemeinsamer altbayrischer Art erscheint. Das Ganze wird aber dann doch wieder etwas Neues und Eigentümliches.

3. Kleine Charakterzüge

„Züge? Was sind Züge?" so fragte mich einmal ein Astronom in einer Rheinstadt, dem ich in der frischen Entdeckerfreude erzählte, wie ich eben ein paar ganz drastische Züge rheinischen Volkslebens auf der Landstraße erhascht habe. Der Mann sah mich bedenklich an, als wollte er sagen: wer gleich mir von Amts wegen schon gewöhnt sein müsse jedes Wort zu wägen, der dürfe einen so unbestimmten Ausdruck wie „Züge" gar nicht in den Mund nehmen. Nun berechnet man die Sternenbahnen freilich nicht nach Zügen, allein in Zügen malt man ein Menschengesicht und eine Volksphysiognomie obendrein, und für die Kulturgeschichte können Züge oft gerade so wichtig sein wie Tatsachen für die politische, und mathematische Proportionen für die Astronomie. Ich will aber meine Hollebauer doch auch einmal in Form einer mathematischen Proportion darstellen: wie sich der Staudenbauer zum Algäuer verhält, so verhält sich der Hollebauer zum oberbayrischen Gebirgsvolk. Alle vier zeigen uns einen gewissen altertümlichen Naturzustand, dort des schwäbischen, hier des bayrischen Volktums, welcher uns städtische Kulturmenschen, kraft des Gegensatzes, frisch und heiter anspricht. Allein in dem freien Hirtenleben des Hochgebirges kehrt uns jener Naturzustand seine positiv poetische Seite zu, in dem beengten, ringenden, abgeschlossenen Dasein

des Waldbauern der Stauden und der Hollebau seine negativ poetische Seite, d. h. die Prosa der Beschränkung, des Stillstandes, der altväterlichen Derbheit und Grobheit, welche sich aber im verneinenden Spiele des Humors doch wieder über sich selbst erhebt und zur Poesie verklärt.

Nun muß ich aber doch noch etliche „Züge“ aufs Papier werfen, damit der Leser diesen künstlichen Satz geschwind wieder vergesse.

Die Hollebauer sind streng katholisch, und der echte Bauer ist dabei noch oft so ganz naiv in religiösen Dingen, daß wir uns geradeswegs ins Mittelalter oder nach Süditalien versetzt glauben. Gleich in einem der vordersten Dörfer der Hollebau sehe ich im Wirtshaus folgende charakteristische Szene. Das Kruzifix in der Fensterecke war herabgefallen auf die darunter stehenden Blumenstöcke und dabei recht schmutzig geworden. Die Wirtin eilt hinzu mit dem Wasserkübel, wäscht das Bild, stellt es dann prüfend vor sich hin, und spricht: „So, lieber Hergott, jetzt bist wieder sauber, aber daß du mir nicht noch einmal auf d' Nasen fallst!“ Dann heftet sie's sorgsam wieder auf seinen Platz, tritt zurück und betet ein Vaterunser, damit es unser Hergott nicht übel nehme, daß er vorhin so schlecht am Nagel gehangen habe. Die himmlischen Dinge sind eben diesen Leuten so vertraut, daß sie ganz menschlich mit ihnen verkehren.

Am Nordrande der Hollebau liegt Engelbrechtsmünster, wo der berühmte bayrische Humorist Anton v. Bucher (ums Jahr 1780) eine Zeitlang Pfarrer war, und seine Geschichte „Pangraz des Bürgersohns“ schrieb. Buchers zahlreiche Schriften enthalten eigentlich nur Variationen über zwei Themen: entweder er geißelt die Jesuiten, Bettelmönche und unwissenden Pfaffen mit ganz erbarmungsloser Satire, oder er zeigt uns den Humor einer primitiven Volksbildung, welche sich durch den Glauben nicht sowohl zu dem Heiligen erhebt, als das Heilige ganz gemütlich zu sich herab nimmt, und dadurch aus dem größten kirchlichen Eifer Dinge sagt und tut, die auf jeder höheren Bildungsstufe als frivoler Spott erscheinen würden. Bucher soll in Engelbrechtsmünster mit besonderem Behagen geschrieben haben, und ohne Zweifel hat er hier und in der Umgegend viel gelernt für jenes

zweite Grundthema seiner Bücher. So mußte ich mir denn auch bei der Anrede der Wirtsfrau an ihr Kruzifix augenblicklich sagen: das ist ja wie ein Blatt aus Buchers sämtlichen Werken. Nur daß Bucher die Farben dicker aufgetragen hätte. Allein die Holledau von 1867 ist in diesem Stücke freilich auch nicht mehr so grell gefärbt wie die Holledau von 1780.

Soweit vom Glauben. Ich hörte aber auch von einem Hollедauer Bauern, der bereits zu Kritik und Zweifel gekommen war. Er glaubte an keinen Gott, schlechterdings nicht, und keine Predigt wollte ihm in den Kopf gehen. Da geschah es, daß er sich im Juni 1862 mit seinem Bruder auf freiem Felde befand als das schwere Hagelwetter kam mit Schlossen wie Hühnereier, die schlugen ihm zwei Löcher in den Kopf. Und als ihm nun der Bruder das Blut von der Stirne wischte und den Kopf mit dem Sacktuch verband, fragte er den Zweifler: „Glaubst du jetzt, daß es einen Gott gibt?“ „Ja!“ sagte er, und schielte verstohlen nach dem Himmel, ob nicht eine zweite Ladung nachfolge — „jetzt glaub' ich's!“

Übrigens sind die harten Köpfe der Hollедauer berühmt auch im buchstäblichen Sinne. Bei festlichen Anlässen soll hier nicht weniger gerauft und geprügelt werden als anderswo in Altbayern, dagegen bleibt weit seltener ein Mann auf dem Platze. „Wenn einem Hollедauer kein Kirchturm auf den Kopf fällt, so hat's nicht viel zu sagen.“ Vor zehn oder mehr Jahren starb einer der gefürchtetsten Raufbolde, dem oft genug ein blutiges Ende prophezeit worden war, zuletzt dennoch eines medizinischen oder sogenannt natürlichen Todes. Bei der Leichenschau entdeckte man gegen zwanzig alte Narben von zum Teil sehr schweren Wunden, die ihm allesamt nichts getan hatten. Einmal war ihm der Schädel so jämmerlich zerschlagen worden, daß man ihn schon verloren gab, und ließ darum seine Mutter rufen. Die erschrockene Frau fragte: wo denn die Verletzung sei? Als man ihr antwortete: am Kopfe! sprach sie wieder aufatmend: „Gottlob, daß es keinen edlen Teil getroffen hat!“

Ein Volk, welches so derb ist in der Faust und in der Rede wie die Hollедauer, wird auch nicht gar zu weiche und feine Verse in seinen Liedern singen. Jene innigen, fein empfun-

denen Reimpaare, jene neckischen und doch zugleich so wehmütigen Liebesklagen, wie sie mitunter im Volksliede des bayrischen Hochgebirges überraschen, sucht man in der Hollebau wohl vergebens. Lipowsky bezeichnet die hierorts gangbaren Schnaderhüpfeln als öfters schmutzigen Gehalts, häufig voll derben Witzes und Spottes. Man hat so manche sentimentale Liebesgeschichte aus den Liedern unseres Hochgebirgs herausgehört, und in Versen und Prosa literarisch weitergesponnen. Ich setze eine Hollebauer Liebesnovelle dagegen, welche zu Wolfersdorf an einer „Martersäule" verewigt ist; sie klingt gar nicht wie säuselndes Zitherspiel in der Sennhütte. Der starke Görgel von Wolfersdorf, ein wegen seiner Körperkraft gefürchteter Bursche, kam in einer Mainacht des Jahres 1779 vom Besuch bei seiner Geliebten in Halsberg; da sieht er plötzlich einen ungeheuren Graben vor seinen Füßen und daneben ein Ungetüm, welches ihm den Übergang wehrt. Görgel prallt zurück, ermannt sich aber und setzt mit gewaltigem Sprung hinüber. Allein der Doppelaffekt von Liebesrausch und Gespensterfurcht an einem Abend, das war zuviel gewesen für den starken Görgel. Als er nach Hause kam, hatte er den Verstand verloren, und fand ihn auch nicht wieder. Nun aber fühlte er sich erst recht als den starken Mann, und ließ sich gar nicht mehr halten und bannen in seiner Raserei; man wollte ihn darum nach Au transportieren in festes Gewahrsam. Unterwegs jedoch rang er mit seinen Führern und brach ihnen aus, worauf einer derselben den armen Görgel kurzweg zusammenschoß. So endete sein Liebeswahnsinn.

Ich will nun aber zeigen, wie man diese Martersäulengeschichte in eine wirkliche historische Novelle verarbeiten kann, und greife dabei wieder zu meiner These zurück, daß die Hollebau ein von Kultur rings umgrenztes Naturland sei. Unweit der äußersten Nordwestecke der Hollebau liegt die Vohburg, wo Herzog Albrecht mit der schönen Agnes Bernauerin die seligsten Liebestage lebte — das ist die edle, rein menschliche Liebe am Saume der Hollebau mit tragischem Hintergrund. An der äußersten Südwestecke unseres Landstrichs liegt Reichertshausen; dort haust ungefähr zur selben Zeit des 15. Jahrhunderts Herr Jakob

Püterich, schwärmt für die alte Epik der ritterlichen Minne, bewahrt und rettet uns den einzigen Kodex von Ulrich von Lichtensteins Frauendienst (der mit Methode verrücktesten Liebesgeschichte, die je gelebt und geschrieben worden ist), setzt den Katalog seiner Bibliothek in Verse, und überschickt ihn als „Ehrenbrief" der Erzherzogin Mathilde von Österreich, um derselben als einer Dame sondergleichen zu huldigen, obgleich er nur durch eine andere Dame von ihren Vortrefflichkeiten gehört hat, sucht jedoch neben diesem ganz spirituellen Minnedienst auch anderen schönen Frauen, vielleicht in minder spiritueller Weise, zu huldigen, worüber ihm seine Hausfrau Anna sehr derbe Worte sagt — das alles ist die Donquichotterie des versinkenden mittelaltrigen Minnekults am Saume der Hollebau mit komischem Vordergrund. Und nun endlich der starke Görgel in der innersten Hollebau (den wir aus dem 18. ins 15. Jahrhundert zurückversetzen), grimmig liebend und kämpfend, ganz naturwüchsig, ganz in Holz geschnitten, ein Recke aus der Bauernhütte mit tragikomischem Mittelgrund.

Wie diese drei Motive zu einem Ganzen zu verweben und in Handlung zu setzen seien, das überlasse ich anderen und gehe inzwischen zum Hopfenbau über.

Zweites Kapitel

Hollebauer Landhopfen

1. Wirtschaftliche Resultate

„Der Engländer in der Hollebau" — unter diesem Titel wurde vor Jahren eine Posse auf dem Münchener Volkstheater gegeben, in welcher vermutlich ein steifleinener englischer Tourist in lustigen Konflikt gebracht wird mit der Derbheit und Schalkheit der Hollebauer. Inzwischen sind die Engländer wirklich in die Hollebau gekommen, aber nicht um über das naturwüchsige Volkstum zu staunen, sondern um Hopfen zu kaufen; ja englische Unternehmer haben sogar große Hopfengüter bei Siegenburg und Mainburg erworben und bei letzterem Ort eine ganz neue Anstalt zum rationellsten Trocknen der Hopfen eingerichtet, welche die Neugierde und das Nachdenken der Hollebauer in hohem Grade weckt. Die Leute haben also ganz recht, wenn sie dem Wanderer gern erzählen, daß man die Hollebau neuerdings sogar in England kenne, nämlich auf dem englischen Hopfenmarkt: dafür kennt man sie in Deutschland umso weniger. Allein von der Fremde herüber wird man am sichersten zu Hause berühmt; Händel und Haydn gewannen ihren großen deutschen Ruhm erst von England aus, warum nicht auch der Hollebauer Hopfen? Es erinnert mich jener Stolz der Hollebau auf ihren englischen Markt an den Stolz, welchen ich in meiner Jugend als Nassauer empfand, da es hieß: die Engländer exportierten unser Holzkohleneisen zur Verfertigung ihrer solidesten Maschinenteile, und als vollends dann englische Kapitalisten selber kamen und große Eisenwerke in unserem Lande gründeten — genau wie es jetzt mit dem Hollebauer Hopfen geschieht.

Der Hopfenbau dieses Landstrichs ist zwar nicht neu, denn er kann gegenwärtig sein tausendjähriges Jubiläum feiern (erste

urkundliche Erwähnung zwischen 854 und 875); allein daß man die Holledau schlechthin als das „Altbayrische Hopfenland“ charakterisieren kann, daß der Hopfen hier die Hauptquelle des Wohlstands geworden ist, und, den bloßen Landverbrauch weit überflügelnd, auswärtigen Markt gewonnen hat, dies ist eine neue Tatsache.

Nicht bloß bei den Individuen, auch bei den Völkern und Gauen entwickelt sich fortschreitende Teilung der Arbeit. Früher ward ringsum in Oberbayern Hopfen gebaut, und auf Tobias Volkmers Karte von München sehen wir im Jahre 1613 selbst diese Stadt noch von Hopfengärten umgeben. Doch Schritt für Schritt wich der Anbau aus den minder günstigen Strichen, um auf den günstigsten Strichen desto ausschließender und intensiver einzuwurzeln. So ging es anderswo mit dem Wein, so hierzulande mit dem Hopfen. Für die Holledau ist nun diese Konzentration vergleichsweise erst von gestern, d. h. von 30 bis 40 Jahren her. Im Jahre 1812 soll die Holledau nur beiläufig 100 Zentner Hopfen erzeugt haben, mit kaum nennenswerter Ausfuhr; 1858 dagegen schätzte man die Ernte bereits auf 13000 Zentner, welche einen Erlös von 1—1 1/2 Millionen Gulden darstellten und natürlich zum größten Teil außer Landes gingen. Seitdem hat aber der Anbau wie der Wert des Produkts noch fortwährend und rasch zugenommen. Die 1865er Ernte schätzte man auf 20—25000 Zentner, der Preis stieg auf 110—115 fl., ja 1866 im günstigsten Fall sogar auf 150, also im Durchschnitt wohl auf 115—120 fl., und die Gesamteinnahme wuchs über 2 Millionen Gulden hinaus.

Entsprechend gewann dann auch die Holledau eine ganz neue Rangstelle unter den süddeutschen Hopfenländern. Auf dem Nürnberger Hopfenmarkt galt am 26. Oktober 1865 der Spalter Hopfen 155—190 fl., der Holledauer 110—135; am 12. Oktober 1866 Saazer 165—196, Spalter 150—190, Holledauer 145 bis 150, badischer und württembergischer 110—115 fl. Es bezeichnet einen ganz überraschenden Aufschwung, daß der alte „Landhopfen“ unserer sonst so kulturarmen Hügel dem weitberühmten fränkischen Gewächs so naherücken konnte.

Ähnlich wie man vorzeiten edle Burgunderreben an den

Rhein verpflanzte, hat man neuerdings durch Spalter und böhmische Setzlinge (Fexer) den Hopfen der Hollebau veredelt, und jetzt gehen die Hollebauer Setzlinge schon wieder zu gleichem Zweck in die nachrückenden Nachbarstriche.

2. Gesittungsresultate

Ich bin hier zu einer sehr nahe liegenden Parallele gekommen — des Hopfenbaues mit dem Weinbau. Und doch trifft diese Parallele nur die Form des Anbaues, sie verläßt uns so wie wir tiefer gehen, d. h. auf den Zusammenhang des erzielten Produkts mit dem Volkscharakter. Schon der Sprachgebrauch deutet auf diesen Unterschied: der Winzer „baut Wein", aber der Hopfenbauer baut kein Bier, sondern lediglich ein Ingrediens, mit welchem überall in der Welt beliebige Biere gewürzt werden können. Darum gehört der Wein voll und ganz seinem Geburtsort, er spiegelt uns die verklärte Natur seiner heimatlichen Erde für drei Sinne erkennbar, und da die Weinbauern ihren eigenen Wein auch einigermaßen zu trinken pflegen, so strahlt die Volksart solcher gesegneten Länder auch wieder den Geist des heimischen Weines wie in einem Spiegel zurück. Das alles kann man vom Hopfen nicht behaupten. Nur die Methode seines Anbaues und der Handel, welchen er ins Land zieht, wirken umbildend auf des Volkes Art und Gesittung. Und für solchen Einfluß liefert allerdings die Hollebau den schlagenden Beleg.

Der Hopfen lohnt den Anbau auch im kleinsten Maßstab. Selbst der Hollebauer Taglöhner, welcher nur eine schmale Parzelle und eine Kuh besitzt, hat doch sein Hopfengärtchen, und zu bestimmter Frist verhilft es ihm zu einem Stück baren Geldes. Klingende Münze auf den Termin; darin liegt der verlockendste Reiz des Hopfens gerade für den kleinen Mann. In den meisten Dörfern sieht man darum sogar vor jedem Haus je eine oder zwei Hopfenpflanzen; an der einzigen Pflanze kann der Besitzer einen halben Gulden jährlich gewinnen, und in Glücksjahren einen ganzen Gulden. Der Fremde begreift den Sinn dieser einzelnen Hopfenstange nicht — sie ist vielleicht eine Sparbüchse für die Kinder des Bauern.

Öfters stößt man mitten im Wald auf einen geschützten, gegen Süden geneigten Fleck, der mit Hopfen bedeckt ist, man sieht Kirchhöfe ganz in Hopfengärten versteckt, und aus den steilsten Schluchten der zerrissenen Sandhügel, wo sonst kaum eine Ziege weidete, ragt ein Wald von Hopfenstangen. Hopfenland ist in der Regel kein malerisches Land; in der Hollebau jedoch zerstören die Hopfengärten noch weit weniger die Poesie der Landschaft als in Franken, eben weil sie so häufig noch in Wald und Wiese verwebt sind, und namentlich zur Frühlingszeit mit ihrem lichten Grün gar anmutig gegen das dunkle Tannendickicht und seinen leuchtenden Moosboden abstechen. Gerade dieses scheckige Durcheinander erzählt uns den jähen Kontrast der alten und neuen Wirtschaft. Früher bezeichnete man die Hollebau als Waldland mit mäßig ergiebigem Getreidebau, und jetzt ist sie von einer Handelspflanze beherrscht, welche fast jede Familie und selbst die kleinsten Leute in den Strom eines ganz neuen gesteigerten Arbeitslebens gezogen hat. Vor 160 Jahren schrieb Wening noch von der Hollebau: die Luft ist gut, der Boden aber schlecht; jetzt ist dieser geringe Boden ergiebiger geworden als der beste Weizengrund.

Dieser Hopfenbau bis zur armen Hütte hinab verjüngt und hebt nun aber die Volksgesittung, ganz ähnlich wie anderswo der Obstbau. Sehen wir im Gebirg eine recht prächtige Viehherde oder im Getreideland ein recht stolzes Kornfeld, so schließen wir daraus zunächst auf den Reichtum des Besitzers; denn wer nur eine Kuh oder nur ein Tagwerk Landes sein eigen nennt, der wird es niemals zu einem so schönen Stück Vieh und kaum je zu so schwer beladenen Ähren bringen, wie der reiche Mann. Beim Hopfen- oder Obstgarten aber erkennt man zunächst den persönlichen Fleiß des Eigentümers. Eine magere Kuh ist dem Taglöhner keine Schande, dagegen trifft ihn Spott und Verachtung der Nachbarn, wenn er seinen Obstbaum verwildern läßt, oder seinen Hopfen verwahrlost. Da beobachtet und kritisiert fort und fort ein jeder Fleiß und Geschick der anderen, das weckt den Ehrgeiz und erzeugt eine Regsamkeit, welche zuletzt das ganze soziale Leben durchdringt. In Franken und der Pfalz, wo die Raupennester und Misteln auf den Äpfelbäumen seit alter Zeit

die öffentliche Kritik so scharf herausforderten, sind die Leute schon längst auch in anderen Dingen weit kritischer geworden als in Altbayern. Ich durchwanderte diesen Frühsommer die Hollebau. Welch wimmelndes Leben regte sich in den Hopfenfluren — man nennt sie Hopfengärten, obgleich sie jetzt offene Felder sind, aber vor alters waren sie als Gärten umzäunt, und die Arbeit ist mehr denn je Gartenarbeit —; da ward der Boden gehäufelt, gesäubert, die Reben aufgebunden, und selbst mich Fremden und Laien reizte es beständig, die außerordentliche Verschiedenheit im Behandeln der einzelnen Parzellen zu beobachten und zu kritisieren. Ich riet auf den Mann aus seinem Hopfengarten. Und nun gar die Einheimischen! Überall redeten sie vom Hopfen, er bildete den Anfang fast jedes Gesprächs, wie sonst in der Welt das Wetter; man prüfte, lobte, tadelte, verhieß guten oder schlechten Erfolg, kurzum es wurde über ein Ding gesprochen, von welchem man sonst in bayrischen Dorfwirtshäusern äußerst selten reden hört — über die Arbeit. Da muß dann freilich die alte Hollebau mit ihrer Naivität, ihren Roßdiebstählen, ihren weitberühmten Flüchen und Derbheiten rasch ins Sagen- und Fabelbuch zurücksinken.

Und hiezu kommt noch etwas anderes. Der Hopfen macht nicht bloß kritisch, er ist auch für sich selbst schon kritisch genug. Nicht nur daß er großen Eigensinn in guten und schlechten Jahrgängen zeigt, er gedeiht auch nicht lange in gleicher und wachsender Güte auf demselben Boden. Die Hopfengärten müssen dann entweder verlegt oder durch künstliche Düngung dauernd ausgiebig behauptet werden. Das heißt der Hopfen drängt nicht nur unerbittlich und rasch zum individuellen Fleiß, sondern auch zum rationellen Landbau. Hiemit öffnet sich die Fernsicht auf eine neue Epoche, vielleicht auf eine Katastrophe. Es wird über kurz oder lang ein Wettkampf der großen Unternehmer mit den kleinen Bauern beginnen, es werden fremde Kapitalisten ins Land gezogen werden, und nicht bloß Engländer, und die Hollebau wird wegen des jungen Ruhms ihrer Hopfenmärkte leichter sich bequemen, gute Nachbarschaft mit eingewanderten Landwirten zu halten, als dieses sonst dem so spröden altbayrischen Bauern zusagt. Merkwürdig genug, daß ein solcher Prozeß gerade bei dem

so abgeschlossenen, unwegsamen, von städtischer Kultur bloß umgrenzten Winkel zuerst durchbrechen muß.

Vordem waren es zwei Dinge, welche das Gemüt und die Beine des Holledauers in Bewegung setzten: die Jahrmärkte und die Wallfahrten; denn wer nicht des Jahres wenigstens zweimal wallfahrten geht, ist kein echter Holledauer. Die Würze jener Märkte bestand aber häufig mehr im Raufen, als im Kaufen, und ob bei den Wallfahrten die Erbauung immer Hauptsache war, mag dahingestellt sein. Wer darum die ganze Holledau gleichsam auf einen Fleck versammelt und im leuchtenden Festkleid sehen wollte, der besuchte den „Alberganer Markt" in St. Alban — einem Orte, der wesentlich nur aus Kirche und Wirtshaus besteht, und wo in der Kreuzwoche Wallfahrt und Markt ergänzend in eines fallen.

Jetzt aber hört man häufig schon ein anderes Wort. Man sagt: wer die Holledau im wahren Festglanze sehen will, der gehe im Herbste durchs Land, wann der Hopfen verkauft und der überschüssige Erlös verjubelt wird. Dann öffnet die vordem so abgeschlossene Holledau ihre Tore: die Holledauer kommen zwar noch immer wenig in die Welt, aber die Welt kommt zu dieser frohen Herbstzeit in die Holledau, zunächst in der Gestalt von Hopfenhändlern, und da der Hopfen vielmehr im einzelnen aufgekauft, als auf größeren Schrannen verhandelt wird, so gibt das ein Drängen und Treiben durchs ganze Land, und die Bauern selber machen sich auf die Beine, und es beginnt ein gegenseitiges Besuchen; denn man will doch sehen, was Freunde und Bekannte für Geschäfte gemacht haben, und will mit ihnen vergnügt sein. Das ist ein Bild aus der neuen Holledau, nicht aus der alten Hallertawe.

Am schärfsten aber zeichnet folgende Tatsache den Umschlag. Früher wollte kein Holledauer in der Holledau wohnen, und dem Fremden erging es hier, wie in so vielen rauhen oder armen, volkstümlich benannten Gegenden: wenn er im Lande nach der Holledau fragte, so ward er vom Pontius zum Pilatus gewiesen, von einem Tal zum anderen; und die Holledau war nirgends zu finden. Seit aber der Holledauer Hopfen kursfähig auf der Börse geworden ist, fragt man nicht mehr vergebens nach der

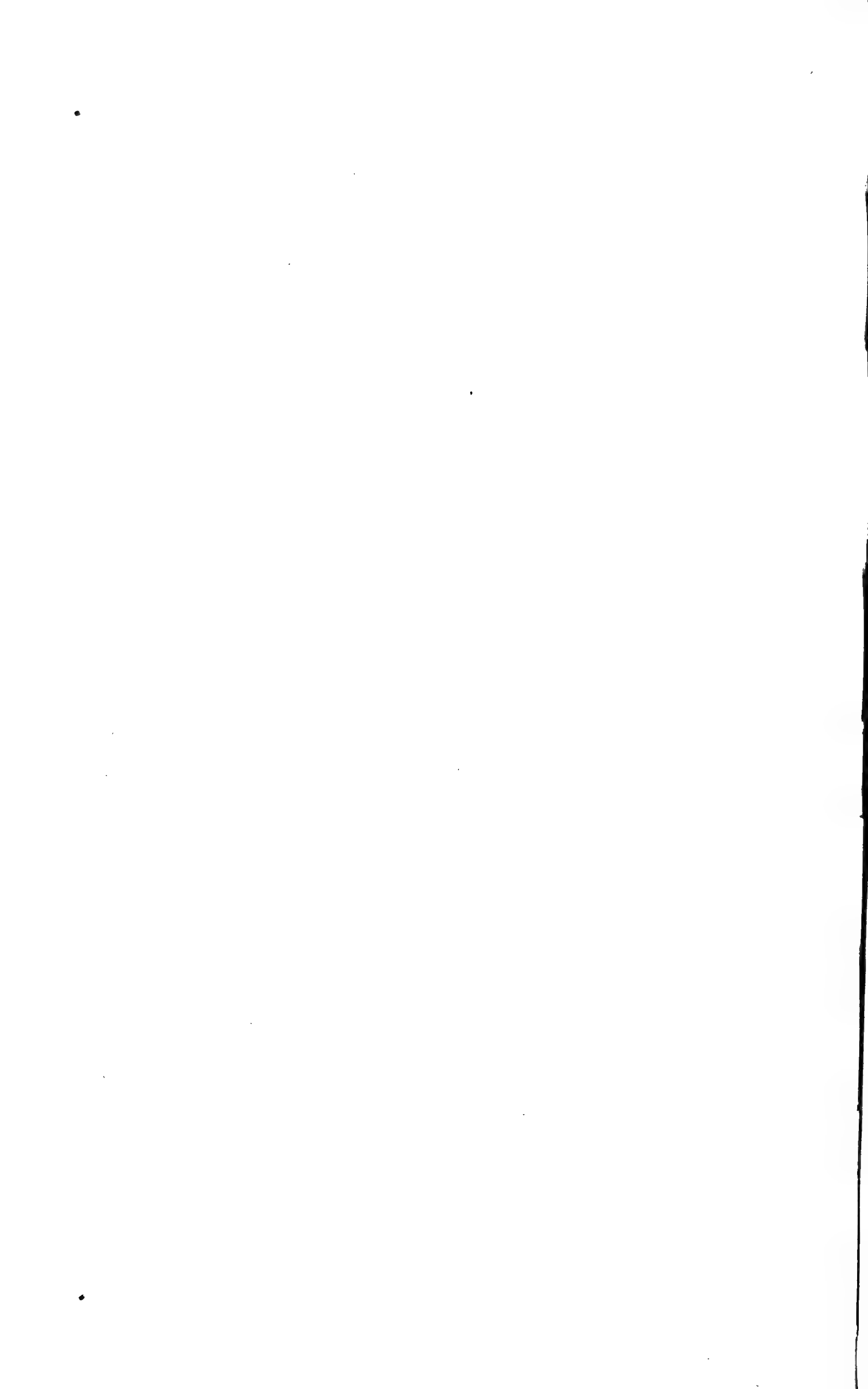
Holledau. Im Gegenteil, Orte, welche entschieden niemals hieher gehörten, wollen jetzt auch in der Holledau liegen; sie wächst mit ihren Hopfenpreisen. Und hier wiederhole ich einen im Eingange bereits angedeuteten Gedanken, den man jetzt erst ganz verstehen wird: mit den politischen Privilegien und dem bürgerlichen Gedeihen ihrer Marktflecken tritt der Name der Holledau zuerst ans Licht der Geschichte; mit der originalen wirtschaftlichen Produktionskraft, welche jetzt erst aus dem Boden sprosset, blüht er wieder auf. Es gibt ein Holledauer Lied, aus den vierziger Jahren, welches, Arndts „Deutsches Vaterland" nachahmend, die Holledau erfragt mit dem steten Rundreim: „O nein, nein, nein! die Holledau muß größer sein!" Die Schlußstrophe kommt aber dann auch zu keiner irgend genügenden Antwort, zu keiner klaren Gebietsabgrenzung. Heute kann man sie geben: man braucht nur die „Hopfengrenze" in Reime zu setzen. Dann gewinnen wir die wahre „Groß-Holledau", entsprechend dem wahren Groß-Deutschland „so weit die deutsche Zunge klingt", nur leider mit dem Unterschied, daß jene Hopfengrenze erobernd vorrückt, indes wir uns Deutschlands politische, wie Deutschlands Volks- und Sprachgrenze so ganz unter der Hand immer weiter zurückdrängen lassen.

Es wäre leicht allerlei gegenwärtig besonders gern gehörte Moral an den Bericht vom wirtschaftlichen Aufschwung der Holledau zu knüpfen; allein ich habe nicht moralisiert, als ich vom alten Galgenhumor und der Poesie der Grobheit sprach, also moralisiere ich auch nicht über die löbliche neue Hopfenprosa. Ich wollte bloß gegenständlich erzählen, was ich auf zweierlei Spaziergängen ganz unbefangen wahrnahm: auf einem Gange durch die abgelegenen Ortschaften und die einsamen, wenig gekannten Tannen- und Hopfendickichte des Landes, und dann auf einem Gange durch die kaum minder abgelegene und unbekannte Spezialliteratur der Holledau — auch eine Art Waldeinsamkeit — welche aber nicht minder lustig und erfrischend zu durchwandern ist als die wirklichen Täler und Hügel.

VII

Das Gerauer Land und seine Kaiserstätten

(1866)



Erstes Kapitel

Geographie im Volksmunde

Als ich in den Märztagen dieses Jahres meinen gelehrten Münchener Freunden sagte, ich wolle einen Gang durchs „Gerauer Land" machen, fragten mich alle, wo denn das Gerauer Land liege? Eben weil sie Gelehrte sind, wußten sie's nicht; denn jener Name lebt nur im Volksmunde. Als ich aber ins Gerauer Land gekommen war, wunderten sich dort anderseits die ungelehrten Leute, daß ich eine ganze Eisenbahntagereise weit gefahren sei, lediglich um einmal durchs Gerauer Land zu gehen. Denn nur gelehrte Interessen können wohl den Reisenden von fernher in dieses Ländchen locken, welches ein reines Bauernland ist, und wo doch seit Jahrhunderten fast jede Scholle von den Geschichtsforschern durchpflügt wurde.

Ohne jemand nahe zu treten, setze ich nun auch bei den meisten meiner Leser voraus, daß sie nicht wissen, wo das Gerauer Land liegt, ausgenommen sie müßten geborene Hessen-Darmstädter sein.

Und doch war dieses Ländchen zum öftern der politische Mittelpunkt des Deutschen Reichs, die enge Schaubühne, auf welcher entscheidende Szenen unserer alten Geschichte spielten. Im Gerauer Lande begann Ludwig der Fromme jenen Kampf mit seinen drei älteren Söhnen, der zunächst auf das Lügenfeld bei Colmar führte, im Gerauer Land wurde Karl der Dicke abgesetzt und Ludwig das Kind stellenweise erzogen; in den Uferauen dieses Ländchens wurde aber auch Konrad II. zum deutschen König gewählt an einem politisch und poetisch gleich hohen Tage, und in der alten Kaiserpfalz des Landes waren die Großen des Reichs versammelt, als sie Heinrich IV. den Entschluß zum verhängnisvollen Zuge nach Canossa abrangen.

Nunmehr wissen freilich alle meine Leser, daß ich auf Tribur und Kamba ziele, und also auch wo das Gerauer Land liegt, und bloß der Name war ihnen fremd. Er gehört in jene noch ungeschriebene Geographie des Volksmundes, wo die Filder zu suchen sind und die Hollebau, das blaue Ländchen, der Hickengrund, der Hüttenberg, der Einrich und hundert andere deutsche Landschaften, deren Grenzen das offizielle Gebiet unserer alten und neuen Staaten so lustig durchkreuzen, als sei die Karte von Deutschland dem Volke zu allen Zeiten noch lange nicht bunt genug gewesen.

Übrigens erlischt der Name des Gerauer Landes, wie mir scheint, allmählich auch beim Volke. In Frankfurt zwar kennen ihn die Hausfrauen noch durch die „Gerauer Bauern", welche ihnen die besten Kohlköpfe zum Sauerkraut bringen, und in Mainz und Wiesbaden war vor der Anlage der Mainz-Darmstädter Eisenbahn das Gerauer Land vielgenannt als eine besondere Domäne der Frachtfuhrleute, welche auf der alten Gerauer Straße noch immer erfolgreich mit der Taunus- und Main-Neckarbahn konkurrierten. Und endlich, wenn einer ein recht böses Gesicht macht, so sagt man in dortiger Gegend: man meint, der habe die Pfalz vergiftet und wolle auch noch ans Gerauer Land.

Bei diesen drei Dingen also, beim Sauerkraut, den Fuhrleuten und den bösen Gesichtern, blieb der Name des Gerauer Landes bis heute gangbar. Den Topographen des 18. Jahrhunderts hingegen galt er noch als allgemein geläufig und steht auch auf älteren Karten. Es ist kein Fortschritt, daß unsere heutigen Kartenzeichner solche volkstümliche Gebietsnamen vornehm ignorieren. Die Länder des Volksmundes gehören auch zur „politischen Geographie" und haben oft einen weit tiefer begründeten und dauernden Bestand als gar manches Staatsgebiet.

Jene alten Autoren, welche des Gerauer Landes gedenken, kommen freilich in einige Verlegenheit über den Umfang desselben; denn die Gebiete der Geographie des Volksmundes haben dehnsame Grenzen. Diese Dehnbarkeit benutze ich nun auch, und untersuche nicht lange, was man alles mit Recht oder Unrecht

zum Gerauer Lande gerechnet hat, sondern bezeichne kurzweg das südliche Mündungsdreieck des Mains, d. h. die Niederung des rechten Rheinufers zwischen Darmstadt und Mainz, oder die nordwestliche Ecke der alten Obergrafschaft Katzenelnbogen als das Gerauer Land.

Genauere Kenner werden mich sofort einer kleinen Annektierung bezichtigen, indem ich etliche kurmainzische und isenburgische Gebietsteile ganz unterhand mit herübernehme. Allein da Isenburg und Kurmainz selber schon längst annektiert sind, so besorge ich wenigstens nicht, daß es mir ergehe wie dem alten Dilich, der im Jahr 1605 die wetterauischen Grafen in großen Schrecken versetzt hat, weil er in seiner hessischen Chronik nebenbei auch die Wetterau beschrieb. Die Grafen fürchteten nämlich allen Ernstes, hessisch gemacht zu werden, wenn es ein Skribent so ungestraft wagen dürfe, sie im Buche mit Hessen unter ein Titelblatt zu stecken.

Ich bin jedoch mit dem Namen des Gerauer Landes noch nicht fertig; denn solche Volksaltertümer reizen zum Nachdenken. Als das benachbarte Darmstadt noch ein Dorf war, residierten die vormaligen Landesherren, die Grafen von Katzenelnbogen, auf Schloß Dornberg bei Großgerau. Es sind nun bald vierhundert Jahre her, seit jene mächtigen Grafen ausgestorben sind, und fünfhundert Jahre seit Gerau nicht mehr der Landesmittelpunkt ist: dennoch hat das Volk wenigstens in dem Namen des Gerauer Landes eine Erinnerung an seine mittelalterliche Vergangenheit bewahrt. Nicht darum, weil es sich etwa nach den Dynasten von Katzenelnbogen zurücksehnte — die sind verschollen und vergessen — oder weil im Mittelalter üppigerer Wohlstand, reicheres Gedeihen hier geblüht hätte: das Gerauer Land ist heute wohl gleichförmig wohlhabender als in irgend einer früheren Zeit, und die wehmütig rückwärts deutende Poesie der Verarmung und des Verfalles fehlt ihm gänzlich. Der Grund sitzt tiefer, und ich glaube ihn darin zu finden, daß das südliche Mündungsdreieck des Mains in jenen Tagen, wo Großgerau dessen politischen Mittelpunkt bildete, noch weltbekannt und weltoffen dalag, von zwei Hauptadern des großen südwestdeutschen Verkehrs durchzogen, ausgezeichnet nicht bloß durch sein inneres privates Ge-

deihen, sondern auch nach außen durch seine kriegs- und verkehrswichtige Lage. Es geht bei den Ländern wie bei den Individuen: nicht was wir für uns selber sind, schafft uns einen dauernden Namen, sondern was wir für andere bedeuten.

Versunkene Kleinstaaten sind gegenwärtig ein zeitgemäßer Gegenstand. Darum füge ich in dieser Richtung noch eine weitere Notiz hinzu. Das Gerauer Land bildete, wie bemerkt, einen Teil der oberen Grafschaft Katzenelnbogen, und wohl „zur Schonung berechtigter Eigentümlichkeiten“ blieb dieser Name als Provinzialname auch unter hessischer Herrschaft bis in den Anfang unseres Jahrhunderts. Im Volksmund ist er jetzt nahezu erloschen, nur bei einem einzigen Anlaß hat er sich dennoch behauptet: beim Heiraten. Der echte Gerauer will, daß die Vermögensfrage in den Ehepakten geordnet werde, „nach katzenelnbogischen Rechten“, und sieht darauf, daß dieser Ausdruck in der Urkunde stehe. Die katzenelnbogischen Länder sind eine besondere Fundgrube für Rechtsaltertümer (wie schon Jakob Grimm gezeigt hat), und die rechtsgeschichtlichen Denkmale bilden überhaupt wohl das Merkwürdigste, was unsere Zeit an der alten Grafschaft finden mag. So ist es auch eine Rechtsfrage, bei welcher das Volk allein noch den Namen des längst untergegangenen Staatsgebietes im Munde führt, und zwar eine Rechtsfrage, welche das Volksleben da berührt, wo es immer das treueste Gedächtnis zeigt, in der Familie.

Wenn übrigens der Name des „Gerauer Landes“ allmählich zu verschwinden droht, so verzichtet das Volk doch keineswegs darauf, die Gegend besonders zu benennen, und hält wenigstens die abgeschlossene geographische Selbständigkeit seiner kleinen Heimat als notwendig aufrecht. Der Deutsche ist überall ein geborener Partikularist, und mehr als irgendwo ist in Deutschland der Partikularismus der Vater des nationalen Bewußtseins. So nennen dann die Gerauer ihr Ländchen jetzt mehrenteils „das Ried“, d. h. sie gehen vom historischen Motiv des Namens zum geographischen über[1]). Allein auch diese Bezeichnung ist sehr

[1]) Seit dieser Aufsatz geschrieben wurde, entstand nun auch eine „Riedbahn“, und dieser amtliche Eisenbahnname wird den Namen des „Gerauer Landes“ vollends verdrängen helfen.

alt, und der treffliche Wenck wollte sie vorzeiten daher ableiten, daß in der Gegend „so viele Riedgräser wachsen". Das ist als ob einer sagte: „der Wald heiße Wald, weil so viele Waldbäume darin stehen."

Wie aber „Gerau" auf die alte Staatsgeschichte zurückweist, so das „Ried" auf die rätselhafte Geschichte der jüngsten Bodenbildung. Es ist der eigentümlichste Reiz dieser Gegend, daß man überall zwischen Rätseln wandelt, überall auf schwankenden Boden tritt, und daß die historische wie die physische Topographie hier mit einer Reihe der merkwürdigsten Tatsachen und Forschungen beginnt, um hinterdrein mit großen Fragezeichen zu schließen. Diesen Rätselpfad schlage ich nun ein, nicht um die Rätsel zu lösen, sondern nur um dem Leser anzudeuten, was alles hinter einer so langweiligen Fläche von Tannenwäldern, Wiesen und Kartoffeläckern, wie das Gerauer Land, verborgen liegen kann.

Zweites Kapitel

Tribur

Suchen wir zuerst den Weg nach Tribur, welches man neuerdings Trebur schreibt. Wir kennen den Ort schon von den Schulbänken her und haben uns vielleicht schon oft gefragt: wie denn nur eine ganze Reihe von Königen und Kaisern dazu gekommen sei, in diesem abseits gelegenen Dorfe zu residieren, mitten im reizlosen Flachlande, während nur wenige Stunden entfernt das Rhein- und Maintal so viele schönere Land und Strom beherrschende Punkte in Fülle darbot, von der Natur vorbestimmt zu Königssitzen, indes doch nur die Laune Tribur zu einem solchen erwählt zu haben scheint.

Dies ist das oft besprochene Rätsel der Lage von Tribur wozu sich dann noch das Rätsel seines Namens und das Rätsel seines Verfalles gesellt.

Den Schlüssel zur örtlichen Bedeutung Triburs finden wir aber zunächst auf einem Fußmarsch durchs Land; das bloße Betrachten der Landkarte reicht hier nicht aus, man muß die Karte auch „abgehen".

Es ist überall nicht gleichgültig, von welcher Seite wir einen Menschen zuerst kennen lernen, oder durch welches Tor wir in eine Stadt einziehen. So darf man nicht von der nächsten Eisenbahnstation (Nauheim) nach Tribur gehen, wo man von hinten ins Dorf kommt, sondern man wähle den Weg von Gerau herüber, wo wir dem Dorfe von vorn ins Gesicht sehen. Schon die Wege um Tibur sind charakteristisch: Tribur liegt nur an Nebenwegen. In Hessen-Darmstadt, dem Lande des Chausseenluxus, will das etwas sagen, wenn das starkbevölkerte, vielleicht reichste Dorf eines Kreises mit der nahen Kreishauptstadt nur durch einen krummen Feldweg verbunden ist. Tribur ist nicht

verarmt, aber in sich zurückgezogen, und in den denkwürdigen Tagen seiner Königspfalz beschrieb der Verkehr hier ganz andere Bahnen.

Da es eben geregnet hat, kommen wir nur langsam voran auf dem lehmigen Feldweg: ein solcher Weg, auf welchem man leichter stecken bleibt als vorwärts kommt, eignet sich vortrefflich, um kritischen Gedanken über Lage, Namen und Verfall von Tribur nachzuhängen. Rechter Hand, nur wenig seitab, begleiten uns Gruppen von Weiden, Erlen und Pappeln. Diese Bäume zeichnen einen von Südost nach Nordwest fortlaufenden Wiesenstreif mitten im Ackerlande, von einer kleinen trägen Wasserrinne (Schwarzbach) befeuchtet. Über den Wiesen ruht ein Geheimnis. Ließ doch die historische Phantasie, die rechte Patronin des Gerauer Landes, sogar den nachmaligen Kaiser Julian auf Schiffen mit achthundert Mann diesen Wiesgrund hinauffahren, als er im Jahre 357 gegen die Alemannen zog![1]) Heutzutage rudert höchstens ein Geschwader von Gänsen statt eines Schiffsgeschwaders den Bach hinauf. Es soll aber in alter Zeit der Neckar nicht bei Mannheim in den Rhein gemündet haben, sondern anderthalb Stunden über Mainz, zwischen Tibur und Ginsheim, und jener Wiesgrund, der sich in der Tat als ein zusammenhängender Streif feuchten und moorigen Landes von Tribur bis gegen Ladenburg zieht, wäre dann das alte Neckarbett. Dazu soll sich aber auch der Main in seinem untersten Laufe südwärts gegen jenen alten Neckar abgebogen haben, also, daß der Main unterhalb Tribur in den Neckar und beide vereint zum Rhein geströmt waren. Das gäbe freilich der Gegend ein ganz anderes Gesicht, ja überhaupt erst festen Charakter, und Tribur beherrschte dann auf einer Landspitze, einem kleinen Vorgebirge, den Zusammenfluß der drei Gewässer, es wäre kein zufällig mitten aus dem Flachland aufsteigendes Dorf, sondern ein geographischer und strategischer Hauptpunkt: das Rhein-Main-Neckar-Koblenz.

Allein leider ist's nur zu gewiß, daß in der Karolingerzeit,

[1]) Auf Grund, aber genauer betrachtet, trotz der Stelle bei Ammianus Marcellinus XVII, 1.

als Tribur obenauf kam, der Neckar nicht mehr unter seinen Mauern vorbeifloß, und der Main bereits bei Mainz mündete. Dennoch erklären uns jene verlandeten und versumpften Wasserlinien die bedeutsame Lage des alten Tribur. Auch das Volk hat die veränderten und doch niemals ganz trocken gelegten ehemaligen Flußbette immer als eine rechte Landesmerkwürdigkeit aufgefaßt, ja es scheint, daß die Volkssage hier zuerst zur historischen, dann zur naturwissenschaftlichen Untersuchung jener alten Wasserlinie geführt habe.

Denn die Chronisten Sauer und Winkelmann, welche des Problems zuerst gedacht, berichten uns augenfällig nur, was sie aus dem Volksmunde gehört hatten. Die Sage legt die Veränderung des alten Flußlaufs in eine möglichst neue Zeit. Natürlich. Das Alter einer Stadt, Kirche oder Burg wird vom Volke fast immer recht hoch hinaufgetrieben; denn je älter ein solches Denkmal, um so vornehmer und merkwürdiger wird es, und der patriotische Geist der Sage trachtet die Ortsmerkwürdigkeiten immer aufs äußerste merkwürdig zu machen. Hier aber lag das Ding umgekehrt. Je neuer die gewaltige Veränderung zweier Flußlinien, um so unerhörter war sie; wenn nur vorsündflutliche Fischeidechsen auf dem Neckar durchs Gerauer Land zum Main geschwommen sind, so rührt uns das wenig; aber wenn die Kinder unserer eigenen Vorfahren vor hundert oder zweihundert Jahren in der Geographiestunde gelernt hätten, daß der Neckar den Main aufnehme und mit diesem bei Ginsheim in den Rhein fließe, das wäre doch staunenswert.

So soll denn auch nach einer Tradition, wie sie Abraham Sauer am Schlusse des 16. Jahrhunderts aufzeichnete, erst König Ruprecht von der Pfalz (im Anfang des 15.) den Neckar in seine heutige Mündung bei Mannheim abgeleitet haben. (Ähnlich wie erst Karl der Große die Berge bei Bingen von gefangenen Sachsen hat auseinander reißen lassen, daß der Rhein durchfließen konnte. Gezwungene Arbeit taugt aber alleweil nicht viel, darum machten sie ihr Tagewerk nicht sauber fertig und ließen die Felsbänke des Binger Loches stehen.) Als aber die historischen Forscher späterhin nach sicheren Zeugnissen suchten, schob sich der Termin des veränderten Neckarlaufs immer höher

hinauf: man mußte den König Ruprecht, ja man mußte das ganze Mittelalter preisgeben, und blieb zuletzt über tausend Jahre früher, beim Kaiser Valentinian stehen. Allein auch Valentinian als Flußkorrektor des Neckarlaufs steht und fällt mit einer einzigen zweifelhaft ausgelegten Stelle des Ammianus Marcellinus (XXVIII), und so werden die Geschichtsforscher die Frage des alten Neckars wohl an die Naturforscher abtreten müssen, und diese geben wiederum ein paar Jahrtausende mehr zu und sagen: noch in der Periode der gegenwärtigen Erdbildung vereinigte sich ein Neckar- und ein Mainarm unter Tribur.

Dies ist uns nun aber gerade genug; denn jene alten Rinnsale waren durch das ganze Mittelalter noch ein wasserreicher, sumpfiger Überschwemmungsboden, der erst durch den sogenannten „Landgraben" im 16. Jahrhundert trocken gelegt wurde, sie deckten Tribur von zwei Seiten, und geben der Lage der Königspfalz auch heute noch eine ganz besondere geographische Signatur.

Dazu kommt aber ferner, daß Tribur in alter Zeit von zwei Hauptstraßen berührt wurde — von Straßen, welche sogar älter sind als das Palatium. Die eine zog von der Rheinfurt bei Oppenheim, die andere von der Rheinfähre bei Mainz herüber. Diese Fähre, ein Reichslehen, befand sich zur Zeit der fränkischen Könige jedoch nicht da, wo jetzt die Schiffbrücke steht (nördlich der Mainmündung), sondern bei Weißenau oberhalb Mainz, südlich vom Main, und zielte also auch auf das linke Mainufer. Der ganze große Verkehr zwischen Mainz und Frankfurt, welcher später über Hochheim und Höchst sich bewegte, ging im früheren Mittelalter über Königsstädten unweit Tribur, und die breite Landzunge von Tribur bildete also den Knotenpunkt der zwei wichtigsten Rheinübergänge hiesiger Gegend; in diesem Dreieck kreuzten sich die Hauptstraßen, welche aus den aufblühenden nahen Rheinstädten ins Mainland hinaufführten.

Wie hat sich das alles geändert! Nur zwei Namen zeigen uns noch die verwischte Spur jener alten Straßen, die „Hosterstraße" bei Tribur und die sogenannte „Aschaffenburger Straße", gut zwei Stunden nordostwärts im Haßlocher Wald. Aschaffenburg liegt noch fern genug, und die Wege nach dieser Stadt

ziehen längst ganz andere Linien: dennoch lebt der Name heute noch im Volksmunde, wie Dr. Friedrich Scharff in seiner trefflichen Monographie über die „Straßen der Frankenfurt“ bezeugt.

Als Goethe im Mai 1793 von Frankfurt zum Belagerungsheere nach Mainz reiste, konnte er natürlich die allbekannte Straße auf dem rechten Mainufer nicht behaupten, sondern er wandte sich halbwegs aufs linke, kreuzte jenen „Aschaffenburger“ Weg, und ging bei Ginsheim, also nahe der alten fränkischen Reichsfähre, über den Rhein. Diesen Weg nennt er einen neuen im Gegensatz zu der „alten freien“ Straße auf dem rechten Mainufer. Allein er geriet in der Tat auf den uralten Weg. Goethe, als Frankfurter Kind, hätte schon durch den Namen des „Bischofswegs“ im Frankfurter Wald daran erinnert werden können, daß früher die Mainzer Bischöfe jene verschollene Straße des linken Mainufers einschlugen und Frankfurt links liegen ließen, wenn sie von Mainz nach Aschaffenburg ritten. Allein Geschichtsstudien über alte Straßennamen lagen den meisten Zeitgenossen Goethes noch viel weiter links als Frankfurt den Mainzer Bischöfen.

Da man nun im heutigen Tribur, wo so viel zu suchen und so wenig zu finden ist, auch nicht einen Stein mehr sieht, den selbst die Einbildungskraft Jonathan Oldbucks für ein Überbleibsel des alten Tribur halten könnte, so lassen wir unser Auge noch etwas über die Landschaft schweifen. Im Bilde der heiteren Gegend spiegeln sich uns zunächst allerlei heitere Hypothesen über den Namen „Tribur“, und hier wie überall im Gerauer Land, werden wir sofort gar anmutig ins Blaue und Weite geführt.

Drei Bergzüge schließen fernab den Horizont von Tribur: Odenwald, Taunus und Donnersberg; also sagt man: Tribur ist Dreiberg, oder wer ein besonderer Liebhaber des Keltischen ist: es bedeute die heilige Dreizahl der Kelten, bezogen auf jene drei Berge als Göttersitze. Drei Flüsse verbinden sich unter Triburs Mauern, und wo drei Flüsse sind, da können auch drei Furten sein, also ist Tribur Dreifurt. Überall geht die Rechnung bei Tribur in drei auf, und sogar der große Reichsforst, welcher Tribur gegen Nordost den Rücken deckte, heißt der Drei-Eich. Drei Burgen setzt die Sage nach Tribur, drei Kirchen sollen

dort gestanden haben, und obgleich nur noch eine übrig ist, so hängt darin doch eine Tafel, welche in Versen besagt, daß Tribur in drei Sprachen (deutsch, latein und griechisch) gleicherweise die Dreistadt bedeute. Drei Orte dominierten der Reihe nach im Gerauer Land: Tribur, Gerau und Darmstadt; sie folgen sich wie die drei Tempora Plusquamperfektum, Perfektum und Präsens (oder ist Hessen-Darmstadt seit dem neuesten Krieg richtiger ein „Imperfektum"?), und entsprechen den drei Perioden der Landesgeschichte: fränkisches Königsland, mittelaltrige Grafschaft der Katzenelnboger, moderne Landeshoheit Hessens. Der politische Schwerpunkt schob sich dabei von West nach Ost, im Gerauer Lande wie in Deutschland. Drei geologische Systeme charakterisieren das Gerauer Land, aber in umgekehrter Altersfolge von Osten nach Westen. Und endlich gibt es drei alte Tribur: am Rhein, in Westfalen (jetzt Drewer) und in Thüringen (Treiber an der Ilm). Es steckt ein eigener neckischer Dämon in diesem Tribur; da der Name sich niemals verändert hat (er heißt immer Triburis, Tribura, Triburia 2c.), so kann man eben alles mögliche daraus machen, ohne daß einem die vergleichende Urkundenforschung auf die Finger klopft.

Nun ist Tribur dem deutschen Geschichtsfreund bekanntlich ein gar trauriger Ort, fast nur durch nationales Elend, Jämmerlichkeit und Unglück berühmt. Allein die tragischen Schatten, welche in unseren Gedanken über dieser Stätte lagern, kontrastieren aufs schneidendste mit dem jetzigen Dorf und seiner Umgebung: da ist alles nüchtern, hell, freundlich, behäbig; breite Straßen, sauber getünchte Häuser, keine Spur des Altertums, wohl aber schon der unvermeidliche Dampfschlot am Ausgang des Dorfes. Der hochgelegene ummauerte Kirchhof mit der Kirche soll die Stätte des alten Palatiums gewesen sein, es ist ein friedlicher, gut gepflegter Kirchhof wie hundert andere, mit einer Zopfkirche wie tausende.

Derselbe Gegensatz herrscht aber auch zwischen dem, was uns die Geschichte und was uns die örtliche Sage von Tribur erzählt. In jedem Zug strafen sich hier Geschichte und Sage Lügen. Tribur soll, wie die Bauern heute noch wissen, vor Zeiten eine große Stadt gewesen sein, die „Hauptstadt des

Landes", zwei Meilen im Umfang, das zweite Rom genannt. Es ist aber immer nur ein Dorf gewesen mit einer Pfalz und einem königlichen Hofgut. Aus Neid sollen die Römer nach einer alten Tradition Tribur zerstört und die ehemalige Herrlichkeit dem Boden gleichgemacht haben, während umgekehrt Triburs Dasein seit dem 12. Jahrhundert ein äußerst friedliches gewesen, und die Königsburg wahrscheinlich nach und nach in sich zerfallen ist. Trotz der glänzenden Hochzeit, welche Heinrich IV. mit der italienischen Berta in ihren Mauern feierte, war sie wohl räumlich klein und unbedeutend, wie fast alle derartigen Gebäude vor der Hohenstaufenzeit, und bei der Armut der Gegend an Bruchsteinen erklärt sich's, daß die Überreste bis auf die letzte Spur verschwunden sind. Nur der historische Ruhm des Namens hat sich dem Volk in dem Bilde der großen Hauptstadt verkörpert erhalten — von den düster ernsten Ereignissen, welche den kleinen Ort berühmt machten, und die gar manchen Stoff zur sagenhaften poetischen Umbildung in sich schlössen, weiß es nichts mehr. Überhaupt hat das deutsche Volk so außerordentlich viele kleine Geschichten, engste Lokalgeschichten, treu im Gedächtnis behalten und sagenhaft fortgebildet: von der großen Reichsgeschichte blieb ihm vergleichsweise gar wenig sitzen.

Man hat häufig gefragt: warum sich so viele Könige so oft in dem unheimlichen Tribur aufhielten, da doch die benachbarten Pfalzen von Nierstein oder Frankfurt weit einladender gelegen waren. Zu den mancherlei guten Gründen, welche andere für Tribur vorbrachten, will ich noch einen Gesichtspunkt fügen, der mir eben in dem Umstand gegeben scheint, daß diese Pfalz fast nur durch große Unglückstage berühmt geworden ist.

Tribur war eine militärische Position. Ein Blick auf die Karte des alten fränkischen Reichs aber zeigt, daß es damals keine Position gegen einen äußeren, sondern nur gegen einen inneren Feind sein konnte; es beherrschte den Ober- und Niederrheingau, die Rhein- und Mainlinie, und wer sich hier behauptete, der hatte festen Fuß mitten im Frankenland. Darum war Tribur zur Zeit der Karolinger und der Salier so recht die Pfalz des Bürgerkrieges, der Sammelpunkt der Verschwörer und Empörer und aber auch die Zitadelle zur Bewältigung des Aufstandes.

Vergnügungshalber ist wohl selten ein König nach Tribur gezogen; wie überhaupt bei dem steten Wanderleben unserer alten Könige und Kaiser, so entschied auch hier das politisch-militärische Bedürfnis des Augenblicks zumeist für die Wahl des Aufenthalts. War Friede im Innern, wandte sich eine tatkräftige Politik des Herrschers nach außen, dann brauchte er Tribur nicht. Darum ist Tribur nur durch schwache oder unglückliche Fürsten weltbekannt geworden; starke und glückliche Fürsten sind zwar auch zeitweilig dort gewesen, haben aber wenig Entscheidendes dort getan; die guten oder gleichgültigen Triburer Reichstage gehören der speziellen Reichsgeschichte, die schlechten und traurigen der Weltgeschichte.

Hiefür ein paar genauere Belege. Von Karl dem Großen vermutet man bloß, daß er nach Tribur gekommen sei; umsomehr war Ludwig der Fromme dort zu Hause. Gleich beim Beginn der Kämpfe dieses Kaisers mit seinen Söhnen (832) zeigt sich Tribur als militärische Position. Der jüngere Ludwig lagert bei Lampertheim (Worms gegenüber); der Vater, vorher in Mainz, geht nun auch seinerseits über den Rhein und besetzt Tribur; als nun der aufrührerische Sohn sah — so erzählen die Annalen von St. Bertin — daß sein Vater mit einer so großen Anzahl von Getreuen den Rhein überschritten habe, und auch der gehoffte Abfall im väterlichen Heere nicht eintrat, ergibt er sich. Bei der zweiten Empörung desselben Sohnes (839) sammelt Ludwig abermals sein Heer bei Tribur. Und als dieser Sohn (Ludwig der Deutsche) zum Regiment gekommen war, führte ihn die Nemesis zu drei Reichstagen nach Tribur, auf welchen der Streit verglichen werden sollte, den nun seine Söhne wiederum mit ihm angefangen hatten. — Karl der Dicke wird in Tribur abgesetzt (887). Allein Karl selbst war nicht in Tribur, als er „aus einem Kaiser ein Bettelmann wurde", wie sich Regino ausdrückt. Seine Gegner vielmehr hatten diesen Schlüssel des Landes in Händen, und Karls Absetzung war bereits beschlossen, während er sich auf dem Wege von Frankfurt herüber befand, und nur noch gerade früh genug nach Tribur kam, um seine Schmach vollendet zu sehen. Dieser Tag von Tribur brachte dem Kaiser Arnulf die Krone. Arnulf war kein schwacher Fürst

und brauchte nicht bei Tribur zu kämpfen; er berief statt der Soldaten die Geistlichen dorthin zu einer Kirchenversammlung, und als er im Jahr 893 einen dunkeln Reichstag daselbst gehalten hatte (dunkel weil wir nichts weiteres von ihm wissen), ging er ins Kloster Fulda, um zu beten. Das wäre auch am Ort gewesen vor und nach so manchen anderen Triburer Reichstagen, die uns noch dunkler erscheinen, weil wir etwas von ihnen wissen.

Ludwig das Kind wohnte besonders häufig in Tribur; je elender es ums Reich stand, umso besuchter war diese Pfalz, sowie ein günstigerer Stern aufgeht, tritt sie in den Hintergrund. Konrad I. ist noch oft dort gewesen, Heinrich I. gar nicht, die drei Ottonen, Heinrich II., Konrad III. und Heinrich III. manchmal, allein entscheidende Ereignisse für das Reich knüpfen sich im ganzen 10. Jarhundert nicht an Triburs Namen. Die kräftige äußere Politik wandte sich nach anderen Himmelsgegenden, und der innere Zwist entbrannte zwischen anderen Stämmen.

Erst unter Heinrich IV. wird das wieder anders. Schon mit der Erwählung dieses Unglücksmannes, da er noch Kind war, und mit seiner vormundschaftlichen Regierung tritt die Unglückspfalz sofort wieder scharf beleuchtet hervor, als bequemster Schauplatz zu Empörungen der großen Vasallen.

Hier in seiner eigenen Pfalz belagert, wird Heinrich (1066) gezwungen, dem Erzbischof Adalbert von Bremen zu entsagen. Und ähnlich wie die widerspenstigen Großen dem dicken Karl in Tribur zuvorgekommen waren, geschah es auch, als sich die Fürsten am 16. Oktober 1076 dort einfanden, um Heinrich abzusetzen. Heinrich stand jenseits des Rheins und konzentrierte seine Macht bei Oppenheim, die Gegner, in der ungleich günstigeren Stellung bei Tribur, beherrschten aber die Stromlinie und hatten auch bereits alle Fahrzeuge am diesseitigen Ufer zusammengebracht, um den Übergang zu erzwingen. Darum konnten sie vor dem Beginn des Kampfes mit letzten Bedingungen vor Heinrich treten, wie man sie nur nach geschlagener Schlacht vom Sieger erwarten durfte; und Heinrich gab nach, entließ sein Heer und leistete jenes Versprechen, die Aufhebung des päpstlichen Bannspruchs zu erwirken, welches ihn zuletzt nach Canossa führte. Seit diesem

schlimmen Tage kam er wahrscheinlich nicht wieder nach Tribur, gleich als ob er's verschworen habe, einen Ort wiederzusehen, wo er so arge Schmach erfahren.

Mit dem Reichstag von 1119 schließt Triburs Kaisergeschichte. Noch einmal war es der Streit des Reichsoberhauptes (Heinrich V.) mit den Fürsten wegen des päpstlichen Bannes, der diesen letzten Tag veranlaßt hatte. Mit diesem Tage versinkt auch die alte Pfalz ins völlige Dunkel. Die glanzvolle Zeit der Hohenstaufen führte die Entscheidung über des Reiches Schicksal an andere Orte, und als Friedrich Barbarossa das große Reichsfest von 1184 in dieser Gegend feierte, wählte er bereits den Ort auf dem rechten Ufer der Mainmündung. „Dat was de grôteste hôchtît ên, die ie gewart an Dudischeme lande“, wie Eike von Repgow im Zeitbuch schreibt; die Zelte des Kaisers und der vierzigtausend zu Gast geladenen Ritter schauten damals nur noch von fernher, vom Königstuhl des Erbenheimer Berges, in das Gerauer Land und zur verwaisten Pfalz von Tribur hinüber.

In trauriger Zeit berühmt geworden, hörte Tribur auch in trauriger Zeit auf, königliches Hofgut zu sein: König Wilhelm von Holland verpfändet es dem Grafen Dieter von Katzenelnbogen, um dessen Stimme zu erkaufen, und Richard von Cornwallis, dessen beste Politik gleichfalls Erkaufen und Bestechen war, bestätigte die Verpfändung. Das war der passende Abschluß für die alten Triburer Aufruhrgeschichten.

Drittes Kapitel

Das Feld der Königswahl bei Kamba

Ich lade den Leser nunmehr ein, mich in eine etwas erfreulichere Landschaft zu begleiten, in die Rheinsümpfe Oppenheim gegenüber — ich meine erfreulich für einen guten Deutschen, der in Gedanken spazieren geht, denn außerdem sind diese Sümpfe durch ihre Fieberluft den Umwohnern bekannt. Auf dem hohen Damme, der das Sumpfland vom Rheine trennt, ist es zwar an heißen Tagen völlig schattenlos und an kühlen sehr windig, wir lagern uns aber doch daselbst, um ein Hauptkapitel in Wipos Vita Chuonradi II. und eine Hauptszene in Uhlands Herzog Ernst zu lesen, welche beide jetzt in sehr bequemen Taschenausgaben zu haben und statt des Bädeker in diese Gegend mitzunehmen sind.

Jedermann kennt die prächtige Erzählung des Werner von Kiburg im zweiten Akt des Uhlandschen Trauerspiels, die Erzählung von der Wahl König Konrads II. So dichterisch schön diese Episode, so historisch treu ist sie: Uhland hat den Wipo in Verse und in Poesie gesetzt; das war aber freilich nur möglich, weil auch Wipos prosaischer Bericht schon wie der Entwurf zu einem erhabenen Gedicht an uns vorüberzieht. Von unserem Damme nun übersehen wir die ganze Schaubühne jener Königswahl, die als dramatisches Bild eines großen politischen Ereignisses ebenso einzig war in deutschen Landen, wie das Reichsfest des im Hintergrund aufsteigenden Erbenheimer Königstuhls als Prunkgemälde ritterlicher Herrlichkeit.

Nicht als ob ich meinte, auf dem braunen Sumpfboden sei Konrad II. in den sonnigen Septembertagen 1024 gewählt worden: dort floß in jenen Tagen wohl ein weit ins Land ablenkender Arm des Rheins, aber gleich vorn rechts am alten Ufer liegt der Kammerhof und das Kammerfeld auf trockenem

uraltem Kulturboden, da soll das Dorf Kamba gestanden sein mit seinem karolingischen Königsgut, und auf der weiten Fläche lagerten die Ostfranken, Bayern, Schwaben, Sachsen und Wenden, am jenseitigen Rheingestade aber, gegen Oppenheim, wo sich die Grenze des Mainzer und des Wormser Gebietes schied, die Rheinfranken und Lothringer. Eine schmale mit Buschwald bedeckte Insel zieht sich heute noch am rechten Ufer entlang, sie mag uns als ein Überrest jener Insel des Wipo gelten, in deren heimlichem Dickicht die Wählenden da und dort zusammen kamen zu vertrauter Rücksprache. Zwischen den beiden Konraden stand zuletzt die Wahl, beide von fränkischem Stamme, Freunde, Vettern, den vorangegangenen Herrschern beide gleich nahe verwandt. Die Stimmen waren geteilt, es drohte Spaltung der Wahl,

„Und wie nun harrend all die Menge stand
Und sich des Volkes Brausen so gelegt,
Daß man des Rheines stillen Zug vernahm —
Da sah man plötzlich wie die beiden Herrn
Einander herzlich faßten bei der Hand,
Und sich begegneten im Bruderkuß:
Da ward es klar, sie hegten keinen Neid,
Und jeder stand dem andern gern zurück.“

Ergriffen von diesem Bilde der Eintracht treten die Fürsten in den Kreis zur Wahl, Erzbischof Aribo von Mainz wählt zuerst „vollen Herzens und mit freudezitternder Stimme“ Konrad den Älteren, die anderen Fürsten fallen ihm bei, und als die Reihe den jüngeren Konrad trifft, da kürt auch er den Freund und Nebenbuhler, und dieser ergreift seine Hand „und zieht ihn zu sich auf den Königssitz“. Alles Volk bricht in Jubel aus und donnernden Zuruf, Kunigunde, des Kaisers Heinrich Witwe, übergibt dem Erwählten die Reichskleinodien, das Wahlgetümmel löst sich auf in einen Festzug — das Volk und die Fürsten wallen rheinabwärts nach Mainz, damit der König dort sofort gekrönt werde. Jauchzend zogen sie dahin, wie Wipo sagt, die Geistlichen sangen Psalmen, die Laien Lieder, jeder nach seiner Weise, „und wäre Karl der Große mit dem Szepter leibhaftig wieder erschienen, so hätte das Volk nicht höher jubeln können über

des großen Kaisers Wiederkunft, als über dieses Königs ersten Herrschertag".

Betrachten wir zuerst die Landschaft. Es ist keine jener schönen Rheingegenden, die man auf Rouleaux und Dessertteller malt, sondern eine weite, scheinbar langweilige Fläche; für den Künstler würde sie jedoch bedeutende Motive bieten zu einer charaktervollen und großstilisierten Komposition. Die scharf geschiedene Doppelnatur des Ober- und Mittelrheins blickt sich nämlich hier auf beiden Ufern gleichsam Aug in Auge; das vergessene, selten betretene rechte Rheinufer längs des Gerauer Landes ist noch ganz oberrheinisch, das linke von Oppenheim bis Mainz mittelrheinisch; rechts ein halbfertiges flaches Land, Dämme, Altwasser, Torfmoore, Buschwald mit hundertjährigen Eichengruppen, welche sich bei Ginsheim zum letzten Male unmittelbar in der Flut des Rheines spiegeln, statt der Dörfer nur vereinzelte Höfe; links hingegen Dorf an Dorf, Rebenhügel, wimmelnder Verkehr, ein hochkultivierter Boden. Wie der Fluß hier bei der Königswahl die Lager der ost- und westrheinischen Völker schied, so scheidet er heute noch das in mittelrheinisches Land hineinragende oberrheinische Landschaftsbild. Nun wäre dies alles schön und gut, wenn uns Wipo, der einzige, welcher die Königswahl als Augenzeuge breit geschildert, nicht noch ein ganz besonderes Rätsel aufgegeben hätte. Er bezeichnet die Grenze von Worms und Mainz als die Stätte der Wahl, und fügt hinzu: „Über Namen und Lage des Orts mehr zu sagen überlasse ich den Topographen." Schriftsteller sind oft wunderliche Leute: mit ebensovielen Worten als Wipo braucht, um zu sagen, daß er nichts sage, hätte er uns alles genau sagen können, was wir wissen wollen! Es gibt aber noch ein anderes gleichzeitiges Zeugnis für den Ort, einen Brief des Abtes Bern von Reichenau (vom Juli oder August 1024, abgedruckt im zweiten Bande von Giesebrechts Kaisergeschichte), worin es heißt: die Wahl werde am Rhein in dem Orte Kamba stattfinden, und wahrscheinlich mit Benützung dieses Briefs nennt dann der hiefür in der Regel zitierte Hermannus Contractus gleichfalls Kamba. Dieses Kamba aber, ein längst ausgegangenes Dorf, lag nicht zwischen Worms und Mainz, sondern auf dem rechten Rheinufer.

Die beiden Konrade haben sich auf dem fraglichen Platze zwar im Augenblick geeinigt über die deutsche Königskrone, allein über den fraglichen Platz konnten die deutschen Gelehrten in sechzig Jahren noch nicht einig werden. Bodmann als Mainzer, und folglich Überrheiner, hielt sich bloß an die „Grenze von Worms und Mainz“, und verlegte die Wahl in die Berge bei Lörzweiler; dadurch rettete er sie zwar völlig dem linken Ufer, schlug aber auch der ganzen weiteren Erzählung bei Wipo geradezu ins Gesicht. Andr. Lamey und Wenck hingegen, als Forscher der rechten Uferlandschaft, hielten sich an Kamba, unbekümmert um die „Grenzen von Worms und Mainz“, welche nun doch einmal auf dem rechten Ufer nicht zusammenstießen. Nun folgten die Historiker, bald Bodmann, bald Lamey, und einige, der Lokalgeschichte unkundig, legten Kamba zwischen Worms und Mainz, was freilich den Streit sofort schlichten würde, aber urkundlich falsch ist. Das Ärgste begegnete jedoch unserem großen Altmeister Jakob Grimm, welcher (in den deutschen Rechtsaltertümern S. 243) Konrad und nebenbei noch drei oder vier andere Kaiser gar zwischen Wiesbaden und Erbenheim gewählt werden läßt, wozu ihn aber weder rechts- oder linksrheinischer Lokalpatriotismus, noch irgend eine mittelaltrige Quelle, sondern ein mißverstandener und allerdings konfuser Satz in Bodmanns Rheingauischen Altertümern (I, 95) verleitet hat.

Da ich nun aus einer Überrheiner Familie stamme, aber am rechten Ufer des Flusses geboren bin, so glaube ich den Streit zwischen den beiden Ufern recht parteilos vermitteln zu können. Die Fürsten und Völker lagen auf beiden Ufern; Wipo, welcher vom Lagerplatz des linken Ufers ausgeht, nennt jene Grenzen, die unweit Oppenheim zusammenfließen, Abt Berno dagegen, vom rechten Ufer ausgehend, Kamba, Oppenheim schräg gegenüber. Hier kommt aber sofort wieder das landesübliche Gerauer Fragezeichen. Aus einer Urkunde Ludwigs des Deutschen von 864 (Cod. Lauresh. I, 36) wissen wir, daß Kamba auf dem rechten Ufer lag, am Flusse, wir wissen, daß es einen Fischteich besaß, etliche Schiffe, Wiesen, wir wissen allerlei Dinge, die wir gar nicht wissen wollen, nur wo es denn genauer im Oberrheingau gelegen, das wissen wir nicht, und dieses rätselhafte Kamba

scheint außerdem gerade so in den Urkunden versunken zu sein, wie im wirklichen Boden. Ob es also Oppenheim so ganz „schräg gegenüber“ stand, das ist nur eine sehr wahrscheinliche Hypothese, zu deren Stütze sich ein moderner Etymolog schwerlich mehr auf die dortigen jüngeren Ortsnamen des „Kammerfeldes“ und „Kammerhofes“ berufen wird. Da wir jedoch zunächst keine Denksäule hier setzen wollen, so genügt es wohl, daß wir innerhalb eines gewissen engeren Umkreises des Orts Kamba sicher sind.

Wenn nun aber auch weiter die besten Gründe innerer Wahrscheinlichkeit uns bewegen, die Stätte jener großen dramatischen Szene, wo die Vettern sich umarmten, wo der ältere Konrad im Ringe der Fürsten gewählt, vom Volke zuerst begrüßt, von Kunigunde mit den Kleinodien begabt wurde, nicht drüben links bei den widerstrebenden Lothringern, sondern rechts bei Kamba zu suchen — dann ist es doch undenkbar, daß der jubelnde Festzug gen Mainz sich auf dem rechten Ufer bewegt habe. Am Rhein selbst konnten sie dort gar nicht gehen, sie hätten vielmehr auf der alten „Hosterstraße“ ins Land hinein nach Tribur gemußt, und von da im Winkel hinüber zur Weißenauer Rheinfähre; das wäre aber ein großer Umweg gewesen (und flutende Volksmassen suchen den kürzesten Richtweg), und ein erzlangweiliger Weg dazu, der zu dem glänzenden Bilde gar nicht stimmt. Hier gebe ich also mein Gerauer Land preis und denke mir, weil die Leute doch schon so viel hin und her gerudert waren zwischen den Inseln bei Oppenheim, so sind sie nach der Wahl gleich ganz hinübergefahren aufs linke Ufer, da hatten sie die geradeste und schönste Straße durch lachende Fluren, fast immer den herrlichen Strom entlang, da konnten sie Psalmen und Lieder singen, Geistliche und Laien, und in Nierstein einen guten Trunk mitnehmen, „jeder nach seiner Art“, wie Wipo schreibt.

So bleibt in diesem gelehrten Streit des linken und rechten Ufers einem jeden sein Recht: dem ernsten rauhen Strande bei Kamba der große politische Akt, und dem lachenden, weinbegrenzten Gestade unter Oppenheim der fröhliche Festzug. Die Lothringer aber und jene ultramontanen Bischöfe, welche allein mißvergnügt waren und schmollend seitab gezogen sind, haben dann auch unterwegs keinen Niersteiner bekommen.

Viertes Kapitel

Die Schwedensäule und die Schwedenburg

Doch genug vom Mittelalter, welches so barbarisch war, sogar in Sachen deutscher Einigung einmal „Gefühlspolitik“ zu treiben. Einem modernen Realpolitiker muß der Tag von Kamba wirklich recht sentimental und romanhaft vorkommen; wenn nur wenigstens ein Nebenbuhler den anderen totgeschlagen hätte im Namen der Eintracht, und dann etwas Bürgerkrieg, das wäre doch noch ein frischer, patriotisch erquickender Zug!

Nun hat aber das Gerauer Land auch sein Denkmal eines Realpolitikers, und zwar ganz nahe bei Kamba, gleichfalls am Ufersaume, und dieses Denkmal führt uns dann auch in eine Zeit des deutschen Bruderkrieges, wo es gar nicht sentimental zugegangen ist.

Eine kleine Stunde unter Erfelden, hart am Rhein, zwischen mächtigen alten Eichen, steht ein Obelisk aus Sandsteinquadern, auf der Spitze sitzt (etwas unbequem) ein gehelmter und gekrönter Löwe, welcher mit dem vergoldeten Schwert in der rechten Tatze westwärts über den Rheinstrom deutet. Während andere Denkmale des 17. Jahrhunderts meist mit ellenlangen geschwätzigen Inschriften überladen sind, steht auf diesem Steine kein Wort, nur der mit dem Schwert deutende Löwe redet; es ist der schwedische Löwe und er zeigt uns den Weg, welchen Gustav Adolf genommen: hier war es, wo der Schwedenkönig am 7. (17.) Dezember 1631 an der Spitze von zweitausend Mann über den Rhein ging, und zwar, wie die Sage erzählt, auf dem vordersten Scheuertor, denn sie läßt das schwedische Heer auf Scheuertoren hinüberfahren. Allein die Feder erzählt unpoetischer als der Mund, und so finden wir in beglaubigten schriftlichen Berichten statt der Scheuertore der Armee „Pontons“, und statt des Scheuertors des Königs einen Kahn.

In unserem Lande des schwankenden Bodens stehen wir hier nun doch endlich einmal auf einem ganz gewissen historischen Punkt, bezeichnet durch einen gleichzeitigen fünfzig Fuß hohen Obelisken. Mehr kann man nicht verlangen. Und dennoch kennen wir den Platz nicht ganz genau, und selbst neben dem Obelisken steht wieder das landesübliche Fragezeichen. Die „beruffene Seul", wie sie ein alter Topograph nennt, ist nämlich im Anfang des 18. Jahrhunderts gewandert, landeinwärts, um sie vor der andringenden Rheinflut zu schützen, so daß der genaue historische Punkt hier ins Wasser gefallen ist, wie bei Kamba in den Sumpf.

Allein die Säule bleibt bedeutsam: sie sagt uns, welches Gewicht der Schwedenkönig diesem Rheinübergang beilegte, denn unmittelbar nach dem Ereignis, inmitten der stürmisch vorwärts drängenden Kriegsläufte, ließ er dieses, für jene Zeit so große und kostbare Monument setzen, und noch lange nach seinem Tode ist der Obelisk fortwährend auf schwedische Kosten unterhalten worden.

Doch nicht bloß bei Erfelden hat sich Gustav Adolf ein Denkmal erbaut, ein ungleich größeres errichtete er noch in der äußersten Nordwestecke unseres Landstrichs, auf der südlichen Mündungsspitze des Mains und Rheins, die Festung Gustavsburg, welche zugleich eine kleine Stadt umschließen sollte. Gustavsburg würde, bei den veränderten Bodenverhältnissen und der veränderten strategischen Bedeutung von Mainz, eine ganz ähnliche militärische Position für das 17. Jahrhundert geworden sein, wie das benachbarte Tribur für das neunte. In Mainz hielt Gustav Adolf Hof, gleich einem künftigen deutschen Kaiser, und man hat die Mainzer Dezembertage des Jahres 1631 nicht unpassend mit dem Aufenthalt Napoleons in Erfurt verglichen. Gustav Adolf erkannte sehr wohl, wie trefflich sich von der Rhein-Mainmündung aus ein großer Teil Deutschlands zugleich im Innern beherrschen und nach Außen verteidigen lasse. Und weil seine Pläne ganz besonders auf jenes „Innere" zielten, hat er auch — bis auf unsere Tage zum letzten Male — dem rechten oberen Rheinufer, Mainz gegenüber, dem Gerauer Land im weiteren Sinn, eine kriegsgeschichtliche Rolle zugedacht, und nicht

umsonst die Schwedensäule am Südende, die Schwedenburg am Nordende aufgebaut.

Allein es kam anders. Das kleine Denkmal zwar, der Obelisk, blieb stehen, das große dagegen, die Gustavsburg, versank mit Gustav Adolfs Fall. Im Jahre 1649 kam der hessische Chronist Winkelmann zur Gustavsburg. Zum Studium von Land und Leuten ritt er im Land umher, und zwar, als ein ehemaliger Offizier, der im kaum beendeten Dreißigjährigen Krieg mitgefochten, wohl bewaffnet; wo er eine alte Inschrift lesen will, da kratzt er mit dem Degen das Moos von den Steinen. Winkelmann fand den Graben der Gustavsburg bereits mit Buschwerk verwachsen, er ritt aber doch, „wiewohl nicht sonder Gefahr", in die Festung hinein; die Stadt im Innern (auf 600 Häuser berechnet) war verschwunden, die Häuser abgebrochen oder niedergebrannt, das schwedische und das brandenburgische Wappen des Tors lagen im Graben, die Innenräume der starken Werke waren mit Gras und Gesträuchen bedeckt. Noch lange zwar zeichnete man auf Karten und Plänen den sechseckigen regulären Stern der Bollwerke und Ravelins jener Musterfeste damaligen Stils, allein schon im Anfange des 18. Jahrhunderts war dieselbe in Wirklichkeit doch nur ein öder Trümmerhaufen. Von da an blieb dieser wichtige Punkt durch die ganze kurmainzische Zeit völlig vernachlässigt, wie auch der Brückenkopf von Kastel (auf dem rechten Mainufer) nur schwach befestigt war. Wer wollte damals auch von Mainz aus Deutschland beherrschen! Erst die Franzosen bauten wieder stärkere Werke bei Kastel; sie wußten warum.

In allerneuester Zeit aber hat sich nun auch die Mainspitze der Gustavsburg völlig verändert. Vor wenigen Jahren war es hier noch gar still und einsam, kein Schiff legte an, kein Wagen fuhr in diese Sackgasse, die Ziegelhütte der Bleiau belebte als einzige Staffage die von Weidengebüsch umrahmte flache Uferlandschaft. Wie ist das anders geworden! Die große Eisenbahnbrücke setzt hier über den Rhein, und zwei Bahnlinien münden auf der Mainspitze zur Brücke und in einen lärmenden Güterbahnhof, welcher hier von großen Werkstätten, dort von einem neuen Rheinhafen begrenzt wird. Man hat denselben zwanzig

Fuß tief ausgebaggert, daß jetzt die größten Schiffe hier ankern, wo sonst kaum ein Nachen anlegte, auf einer schiefen Ebene rollen die befrachteten Eisenbahnwagen bis direkt zum Bord der Schiffe hinab, und ein Dampfkran hebt mit unheimlicher Leichtigkeit die schwersten Lasten aus den Schiffen in die Eisenbahnwagen. Statt der versunkenen Gustavsburg decken jetzt stattliche Montalembertsche Türme den Flußübergang, und die turmartigen Pfeiler der Bahnbrücke sind selbst wieder wie Festungswerke anzusehen; sie steigen so fest und doch so leicht in die Luft, und man sagt: sie könnten auch ebensoleicht in die Luft fliegen, da die Minengänge im Innern nur des Pulvers und der Lunte warteten.

Fünftes Kapitel

Ein Land der Phantasie

Die alten, später verlassenen Straßen gaben vor tausend Jahren dem Gerauer Land zunächst seine strategische Bedeutung; die neuen Schienenwege haben wenigstens die südliche Mainspitze wieder so fest gemacht wie sie seit Gustav Adolfs Tagen nicht gewesen ist. Es erging wunderbar mit diesen wechselnden Straßenzügen. Die Römer hatten ihre Mainstraße von Mainz aufwärts am rechten Mainufer, im früheren Mittelalter zog man überwiegend auf der linken Seite den Fluß hinauf, dann wurde diese linke Seite verlassen, und die rechte gewann wieder den Hauptweg; jetzt endlich aber führen parallele Bahnlinien auf beiden Ufern, und man kann mit den Römern rechter Hand von Frankfurt nach Mainz fahren und mit den Karolingern links zurück. Freilich alles nur so aufs ungefähr. So spannt sich auch die neue Eisenbahnbrücke unfern derselben Stelle über den Fluß, wo vor einem Jahrtausend die Fähre ging.

In meiner Jugend bestaunte ich manchmal jenes bekannte Modell einer von Napoleon projektierten stehenden Rheinbrücke, welches in Mainz aufbewahrt wird, und die alten Mainzer pflegten damals so in ihrer Art zu sagen: „Das war ein Werk, wie es nur der Bonaparte unternehmen konnte, und er allein hätte es auch ausgeführt, wenn er länger oben geblieben wäre. Unsere heutigen Fürsten brächten alle miteinander keine solche Brücke fertig." Die feste Rheinbrücke war wie ein Mythus geworden, und so wenig ein nüchterner Mann erwartete, daß Napoleon leibhaftig wiederkomme (andere erwarteten es), so wenig gedachten die Leute jemals eine stehende Rheinbrücke zu erleben.

Nun steht aber dennoch die Brücke, und kühner dazu als nach dem napoleonischen Plan. Unsere Fürsten haben sie freilich

nicht fertig gebracht, sondern eine Fürstin, wenn man will eine Tyrannin, die Dampfmaschine. Wie hat doch dieses Weib den alten Vater Rhein bezwungen! Wie ward der breite Strom schmal durch die Dampfschiffe, wie ward sein langer Lauf gekürzt durch die Bahnlinien zu beiden Seiten, wie bändigen ihn jetzt die festen Brücken, der sonst von Basel abwärts kein solches Joch mehr duldete!

An der Mainspitze mögen einem wohl dergleichen Gedanken kommen. Gehn wir aber zurück, etwas tiefer ins Gerauer Land hinein, dann erkennen wir, daß es doch noch einen mächtigeren aufbauenden Verwüster gibt als jene aufbauende Verwüsterin, die Dampfmaschine, das ist der Pflug. Die Ehe dieses alten stillen Bräutigams mit der ungestümen jungen Braut gäbe Stoff zu einem Märchen in Andersens Geschmack, wenn dieser Geschmack nicht längst Manier geworden wäre.

Kaum tritt uns irgendwo die zerstörende Macht des Pflugs gewaltiger entgegen als im Gerauer Lande. Dieser kleine Winkel ist so erstaunlich reich an historischen Erinnerungen und so erstaunlich arm an historischen Denkmalen, ja auch nur an genau erkennbaren Stätten seiner alten Geschichte. Vor dem Pflug ist alles zur Hypothese geworden. Keine altertümliche Stadt, keine bedeutende alte Kirche, keine nennenswerte Ruine, nichts erinnert uns an die Vergangenheit. Der Krieg hinterläßt Trümmer, und es gibt deutsche Landschaften, die gerade darum wunderbar reich an Denkmalen sind, weil sie fort und fort verheert wurden, und die Bewohner zuletzt aus Armut und Elend jedes Trümmerdenkmal stehen ließen. Der stetig leise wühlende Fleiß der höchsten Bodenkultur duldet solche Trümmer nicht.

Das Gerauer Land hat für einen mitteldeutschen Landstrich eine auffallend stille, gleichförmige innere Geschichte. Es hat nicht fort und fort den Herrn gewechselt, ist nicht rastlos zerrissen worden, wie so mancher Nachbargau; seit mehr als tausend Jahren kam es nur zweimal in andere Hand, auf friedlichstem Wege, das eine Mal durch Verpfändung, das andere Mal durch Erbschaft. Auch in dieser stetigen Geschlossenheit ist es wie ein oberdeutsches Stück Erde auf mittelrheinischen Boden vorgeschoben. Schon im Mittelalter (Seeheimer Klosterhof) und im

16. Jahrhundert (Gehaborn) galten einzelne Punkte als Musterstätten rationeller Landwirtschaft, und auch heute ist das Land nur für zwei sehr unterschiedene Arten von Menschen besonders anziehend: für den Landwirt — in seinem sichtbaren Teil — und für den Historiker — in seinem unsichtbaren.

Darum möchte ich das Gerauer Land ein Land der Phantasie nennen, obgleich es mit seinen Kartoffelfeldern und Krautäckern, seinen Tannenwäldchen und Moorflächen so nüchtern wie möglich aussieht. Allein ich behaupte auch nicht das Land sei phantastisch, sondern nur: man kann mit der Phantasie die wunderschönsten historischen Spaziergänge in diesem nüchternen Lande machen. Da stehen ein paar vereinzelte Tannenbäume mitten im weiten Feld, die sehen aus, als wüßten sie selbst nicht recht wie sie hiehergekommen: das sind die letzten Nachzügler des hier auslaufenden uralten Reichsforstes Drei-Eich; weiter fort übers Gerauer Land hinaus kommt dann schon ein ordentlicher Wald und stolze Eichbäume des Drei-Eichs dazu. Oder wir sehen im Süden andere halbwegs hinweggepflügte Waldtrümmer: das sind die Anfänge des gewaltigen Reichsforstes Forehahi, des Föhrenhages, und weiter gegen Lorsch hinauf ist es schon noch ein prächtiger Forst, in welchem ein phantasiereicher Weidmann (ohne Schußkarte) auf Nibelungen-Reliquien Jagd machen darf. Ein verlorener Feldweg führt uns bei Krumstadt unversehens in gepflügtes Land, wo uns der Flurschütze anhält; die Pfändung darf uns nicht schmerzen, denn das war vermutlich ein alter Römerweg, wo wir gepfändet wurden, und vielleicht hat er direkt zum Munumentum Trajani geführt, welches entweder bei Pfungstadt, oder bei Wasserbiblos, oder bei Darmstadt, oder bei Heddernheim in Nassau, oder bei Rüsselsheim am Main oder bei Höchst an der Nidder gelegen war. Die reichste Phantasie kann sich gar keinen freieren Spielraum wünschen, als ihn dieses einzige Munumentum Trajani gewährt. Kurzum, das ganze Land ward zum romantischen Irr- und Zaubergarten der Antiquare, nicht obgleich, sondern weil es seit Jahrhunderten so vernünftig, fleißig und erfolgreich angebaut, weil es ein so merkwürdiges Land für rationelle Landwirte ist.

So fand ich denn auch in einem Wirtshaus dieser Gegend

nur zweierlei seltsame Zierat statt der Bilder an den Wänden des Gastzimmers: einen „Düngerkalender", auf welchem unter den Tags- und Monatstabellen lauter Düngeranalysen zu lesen standen, und sodann eine Tafel mit der Aufschrift: „Es ist verboten hier zu singen und zu pfeifen!" Das Gerauer Land ist eben ein Land der großen und kleinen Kontraste, nicht bloß weil der Weltverkehr periodisch dasselbe durchflutet und dann wieder verlassen hat, nicht nur weil dieser merkwürdige Winkel in unmittelbarster Nähe der besuchtesten und bekanntesten Rhein- und Maingegend zu den unbekanntesten Strichen von ganz Westdeutschland gehört, sondern auch weil man in einer Wirtsstube nicht pfeifen und singen darf, während die Stube in einem anderen Wirtshaus des Landes gerade ihren historischen Ruhm darin sucht, daß dort einmal so schön gesungen, und dann seit vielen Jahren fort und fort so fröhlich wieder nachgesungen worden ist.

In der Krone zu Großgerau nämlich ist oben hinauf ein Erkerstübchen, wo Claudius, der Wandsbecker Bote, im Jahr 1777, als er Oberlandeskommissär zu Darmstadt war, sein Rheinweinlied gedichtet haben soll. Da aber die Kritik bezweifelt, ob Claudius überhaupt dieses Lied gedichtet, und nicht bloß zum Abdruck befördert habe, so stehen wir nun freilich auch in dem Erkerstübchen der Krone wieder auf dem bekannten schwankenden Gerauer Boden.[1]) Allein das tut nichts zur Hauptsache. Denn die Wirtin als Augen- und Ohrenzeugin versicherte mir: Hunderte von fröhlichen Menschen haben geglaubt, daß hier im Herzen des berühmten Sauerkrautlandes das Lied gedichtet worden sei, und haben in diesem Glauben gar manche Flasche Wein in diesem Erkerstübchen getrunken, und das Rheinweinlied dazu gesungen und auf den Wandsbecker Boten angestoßen. Und wenn der geneigte Leser einmal hinkommt, so darf er's auch tun; denn das „Singen und Pfeifen" ist dort zur Zeit noch erlaubt.

[1]) Das hier öfters gebrauchte Wort vom „schwankenden Gerauer Boden" hat sich inzwischen als in ungeahnter Weise prophetisch erwiesen durch die fortdauernden Erdbeben des Novembers 1869, welche unter Groß-Gerau ihren Zentralherd hatten. (Note zur 2. Aufl.)

VIII

Aus dem Leithawinkel

(1868)

Erstes Kapitel

Rohrau

Ich ging von Hainburg — der letzten reindeutschen Donaustadt — stromaufwärts nach Petronell und bog dann gen Süden auf den Feldweg, welcher über einen flachen Höhenrücken nach Rohrau an der Leitha führt. Schon aus ziemlicher Ferne erblickt man die niedrigen Strohdächer des Dorfes, vorn überragt von der Turmruine der (1865) abgebrannten Kirche, im Hintergrunde von Baumgruppen des gräflich harrachischen Schloßparks. Die sanft zur Leitha absteigende Talsenkung ist baumlos, mit feuchten Äckern und nassen Wiesen rechts und links, die Flußufer sind eben, und Schilf und Rohr erinnern oft genug an den Namen des Dorfes.

Wir denken uns den Geburtsort großer Künstler so gern mit landschaftlicher Poesie geschmückt, und da sieht dann dieses Rohrau, von Norden betrachtet, gar nicht danach aus, als ob es die Wiege eines der besten Meister deutscher Kunst, und vollends gerade eines rechten Meisters der Naturpoesie in der Kunst, gehegt habe. Nur der Hainburger Berg, gen Nordost in großen und schönen Formen abschließend, deutet auf verheißungsvolle Fernen.

Rohrau liegt auf dem linken, niederösterreichischen Leithaufer, hart am Wasser; ein Gang über die Brücke würde uns sofort auf ungarischen Boden bringen. Wir bleiben aber auf der deutschen Seite und durchschreiten die ganze lange Hauptstraße des Dorfes bis zum letzten Hause linker Hand, wo der Fahrweg nach Bruck ins Freie führt. Eine Steintafel, in die Mauer jenes Hauses gelassen, trägt die seltsam lakonische Inschrift: „Zum Haydn“. Es ist Joseph Haydns Geburtshaus, arm, niedrig, schmal, den anderen Bauernhäusern des Dorfes aufs Haar ähnlich, bloß aus einem Erdgeschoß mit vier Fenstern

bestehend, Stall und Wohnräume gemeinsam von dem lang-gestreckten Strohdache bedeckt. Eine Steinbank vor den Fenstern bildet neben jener Tafel das einzige unterscheidende Wahrzeichen.

Wir gehen durch das überwölbte Tor, welches geradeaus in den kleinen Hof und Garten führt; ein im Hofe spielender Bauernbube errät schon was wir suchen, und deutet auf die Türe links im Torgange, auf die Küchentüre, allein durch die Küche kommen wir dann in das Wohn- und Schlafzimmer, das einzige Zimmer des Hauses, ein mäßig großes, reinliches Gemach, mit weißgetünchten Wänden und brauner niedriger Holzdecke.

Hier also wohnte vor hundert und mehr Jahren der ehrsame Wagnermeister Matthias Haydn mit seinen zwanzig Kindern, hier soll sein ältester Sohn Joseph (1732) geboren sein. Wie aber eine solche Familie Platz gefunden in diesem Häuschen, das gehört auch noch zu den vielen Rätseln, die auf Haydns Lebensgeschichte ruhen. Allein zunächst denkt man an gar keine Rätsel, man ist vielmehr überrascht, alles genau so zu finden, wie man sich's ungefähr vorgestellt hat; die enge aber gemütliche, altmodische aber nette und reinliche Bauernstube kommt uns ja ganz bekannt vor, so bekannt wie die Geschichte von dem alten Wagnermeister Matthias, der am Sonntag nachmittag dort hinten am Ofen saß und mit Maria, seiner frommen Hausfrau, Lieder sang und auf der Harfe begleitete, und der kleine fünfjährige Sepperl saß auf dem Boden daneben und spielte die Geige dazu, indem er mit des Vaters Zollstab auf dem linken Arme auf und nieder strich. Da tritt dann der Schulmeister von Hainburg, der Vetter, durch die Küche zur selben Türe herein, durch welche wir auch eingetreten sind und sieht, daß der Kleine seinen Stab vollkommen taktgerecht führt, und da jeder wahre Schulmeister als ein Prophet in Kinderaugen und Kinderseelen muß lesen können, so ahnet er in dem taktfesten Ärmchen auch gleich den künftigen Musiker und nimmt den kleinen Joseph mit nach Hainburg, wo es so viel schöner ist als in Rohrau, wo sich Stadt und Fluß und Berge und Burgen zu einem großen Prachtbilde auftun und das arme Bauernkind Gottes schöne Welt zum ersten Male so recht groß und reich erschaut und

allerlei große Dinge lernt: den Katechismus und Lesen, Schreiben und Rechnen und Singen, Geigen und Blasen, ja sogar das Paukenschlagen.

Allein die Hausfrau weckt uns aus unserem Traume — es ist nicht mehr Frau Maria Haydn, die vorhin dort in der Ecke sang, sondern die Frau Bürgermeisterin Prucker — und reicht uns ein grün eingebundenes großes Fremdenbuch, in welches wir unseren Namen schreiben sollen, und viele Leute in Rohrau glauben, das schöne Buch mit der Unzahl von Namen und „literarischen Bemerkungen" sei eigentlich das Merkwürdigste im ganzen Hause. Das Buch erinnert uns, daß inzwischen bereits hundertunddreißig Jahre unmerklich durch dieses Zimmer gezogen sind, und daß seitdem bereits drei fremde Familien in vier Generationen das Haus besessen und bewohnt haben, und nun erst gewahren wir auch an der Wand eine mittelmäßige Lithographie, die den kleinen Joseph selber wiederum als den alten Haydn darstellt, und dieser alte Haydn ist dann auch schon vor bald sechzig Jahren gestorben.

So schweben wir mitten inne zwischen Vergangenheit und Gegenwart; dennoch aber bleibt bei uns der freundliche Gedanke Herr, daß die Zeit mit wunderbar schonender Hand an dem armen, engen Heiligtum vorübergegangen sei, und daß sich gar selten wohl das Vaterhaus eines berühmten Mannes aus so lange vergangenen Tagen finden dürfte, welches uns heute noch so ursprünglich und unberührt anblickt wie das Haus in Rohrau. Man hat es nicht aus literarischer Pietät erhalten oder restauriert, wie andere „Geburtshäuser", sondern es blieb eben stehen wie es stand, weil es so einsam und abgelegen steht. Wie das Haus des kaiserlichen Rates am Hirschgraben in Frankfurt mit seinen behäbigen, wohlgeordneten, sinnig ausgestatteten Gemächern nicht als die zufällige Stätte der Geburt, sondern als der notwendige Ausgangspunkt der ganzen Entwicklung Goethes uns bedeutsam erscheint, so mußte Haydn auch in diesem strohgedeckten Bauernhause mit der einzigen Stube geboren werden, um ganz zu werden was er geworden ist.

Allein das Leben Haydns ist bis auf diesen Tag noch reicher von Mythen durchwoben als das irgend eines anderen unserer

großen Tonmeister. Mythen reden im Kerne die Wahrheit, während sie in jedem äußeren Zuge uns aufs anmutigste belügen können. So ist nun aber auch Haydns Geburtshaus nur noch im Kerne, ich meine im Gesamtbilde, echt und unberührt. Namentlich ist es eine fromme Täuschung, daß jenes niedere Zimmer, welches gerade so aussieht, wie wir's uns gedacht haben, das Geburtszimmer des großen Meisters gewesen sei. In den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts verwüstete eine Überschwemmung das Haydnhaus und machte einen Umbau nötig, und das echte Geburtszimmer soll nicht links, sondern rechts von der Torfahrt gelegen haben, wo sich jetzt gar kein Wohnraum mehr findet. Die Wohnstube ist demnach verloren gegangen; das Haus blieb uns aber doch in seinem historischen und poetischen Charakter treu erhalten, und nicht bloß das Haus, auch seine Umgebung, die Straße, das Dorf. Die Bibliothek des „Vereins der österreichischen Musikfreunde“ zu Wien bewahrt ein Ölgemälde, welches Haydns Geburtshaus vor der Überschwemmung darstellt: mit künstlerischem Auge betrachtet, ist es ganz dasselbe Haus, wie es jetzt noch im Dorfe steht; das Auge des Kritikers aber widerspricht, es zählt die Fenster und findet fünf auf dem Bilde und in Wirklichkeit nur noch vier. Das sind nun verschiedene Standpunkte. Welcher ist der oberflächlichere?

Ich sagte, nicht bloß Haydns Geburtshaus blieb innerlich unversehrt, sondern auch ganz Rohrau. Kein fremdartiger Neubau, keine Fabrik, keine Eisenbahn stört den altertümlichen, bescheidenen Charakter des Bauerndorfes. Die Leute wissen auch, daß jenes Haus das Merkwürdigste in ihrem ganzen Orte war und blieb. Noch haut der gegenwärtige Wagnermeister von Rohrau mit einem krummen Beile seine Radfelgen aus, in dessen Eisen die Buchstaben M. H. und die Jahreszahl 1727 eingeschlagen sind, und behauptet, es sei das Beil des alten Matthias Haydn, alle Wagner des Dorfes hätten es seitdem gebraucht. Die vordere Hälfte des Eisens war schon öfters abgebrochen, ein neues Beil zu kaufen wäre besser und billiger gewesen; allein man hat immer wieder ein neues Vorderstück an das alte Beil geschweißt, dem alten Haydn zu Ehren.

Der Name des großen Tonsetzers ist in Rohrau ausge-

storben und von seiner Familie lebt dort nur noch ein Glied, seine Großnichte, die Schmiedmeisterin, eine Frau in den sechziger Jahren.

Von vier Dingen erzählten mir die Bauern als den historischen Denkwürdigkeiten ihres Dorfes: von der großen Überschwemmung, vom großen Brande, von der Cholera, die bei ihrem ersten Weltgange Rohrau zuerst in ganz Deutschösterreich besucht habe, und von Joseph Haydn. Er schien die einzige Lichtgestalt unter so vielen Trauerbildern. Der schönste Tag aber soll gewesen sein, als man vor zwanzig und mehr Jahren die Gedenktafel an Haydns Geburtshaus enthüllte; die blasende Musikbande, welche damals dem Festzuge voran die Straße heraufzog, lebt heute noch als etwas Einziges in älterer Leute Gedächtnis. Benachbarte Liedertafeln feiern manchmal in Haydns Geburtsort ein Frühlingsfest und sorgen also dafür, daß wenigstens ein schwächerer Abglanz jenes großen Tages sich zeitweise wieder erneuere.

Als von all dieser musikalischen Herrlichkeit geredet wurde, fragte ich die Erzähler, ob sie denn auch schon Haydnsche Musik gehört hätten? „Jawohl," erwiderten sie, „in der Kirche, wunderschöne Messen." Den Bauern von Rohrau scheint Haydn nur als Kirchenkomponist bekannt zu sein, während ihn die große musikalische Welt in dieser Eigenschaft am wenigsten kennt. Nun ist jene Antwort höchst begreiflich, denn wo sollten die Bauern auch Haydnsche Symphonien, Quartette oder Oratorien gehört haben? Dennoch lockt sie zu einem tieferen Gedankengange, für welchen ich nur in einem Satze den Weg andeuten will: Haydns eigentliche Kirchenmusik erinnert überall daran, daß der Komponist von Haus aus ein österreichisches Bauernkind gewesen ist; seine übrigen Hauptwerke zeigen den universell deutschen Meister; in der Kirche ist Haydn volkstümlich wie ein provinzieller Dialektdichter, im Konzertsaal ist er volkstümlich wie ein nationaler Dichter der Weltliteratur.

Ich habe aber bis hieher Rohrau nur von einer Seite betrachtet, indem ich mich von Norden näherte und so das Dorf bis zum Südende, bis zu Haydns Geburtshause durchschritt. Mit diesem äußersten Hause aber ändert sich die ganze Szenerie,

wir treten in eine liebliche, baumreiche Landschaft. Nur eine kleine Wiesenfläche trennt das Haus von dem gräflich harrachischen Schlosse, dem namengebenden Schlosse der ehemaligen Reichsgrafschaft Rohrau. Das gegenüberliegende Bauernhaus gab uns ein Künstlerbrüderpaar, Joseph und Michael Haydn; die Geschichte des Grafenschlosses führt uns unerwartet zu einem Schwesterpaar, welches durch Künstlerhand verklärt, allem deutschen Volke bekannt ist — wenigstens all unserem Volke, das seinen Schiller liest —: zur Gräfin Terzky und zur Herzogin von Friedland. Karl von Harrach, Ferdinands II. Staatsminister, erlangte vom Kaiser die Erhebung seiner Herrschaft Rohrau zur Reichsgrafschaft (1627); seine beiden Töchter waren die Gemahlinnen Wallensteins (in zweiter Ehe) und Terzkys. Ob die Urbilder dieser Frauengestalten, welche nun auf der Bühne leben und leben werden, hier im Schlosse selbst geboren sind, vermag ich nicht zu sagen; jedenfalls entstammten sie diesem Hause und bezeichnen mit ihrem Vater den rasch erreichten und überschrittenen Höhepunkt des historischen Glanzes der Rohrauer Linie.

Das Schloß ist tiefgelegen; Graben und Brücke deuten auf den Grundplan einer ehemaligen Tiefburg, jetzt freilich ist ein mäßig großer, traulicher Herrensitz daraus geworden, im Stile des 18. Jahrhunderts nicht ganz architektonisch schmucklos aufgebaut, von hohen Bäumen und Alleen umschattet, von einem wohlgepflegten Garten umgeben. Ich habe ein besonderes Gefallen an solchen gemütlichen Fürsten- und Adelsschlössern der Zopfzeit. Andere denken dabei gleich an Feudalität, Fürstendespotie, Adelsübermut, junkerliche Liederlichkeit und Bauernschinderei, und Schlossers ganze Geschichte des 18. Jahrhunderts tritt ihnen sofort leibhaftig vor Augen. Mit dem milden Sinne des Wanderers sehe ich dagegen im Frieden solch schöner Herrenhäuser viel lieber, was Schlosser nicht gesehen hat, und vorab fällt es mir allezeit gleich ein, wie die keineswegs untadelhaften Edelleute dort vor hundert Jahren sich so vergnügliche Symphonien haben spielen lassen und Quartette und Trios dazu, und wie da alles symphonisch blies und geigte vom Grafen bis zum Bedienten und Bodenwichser hinab, und das war doch

auch etwas Gutes. Ohne die tausend deutschen Adelssitze des vorigen Jahrhunderts hätten wir keine Haydnsche und Mozartsche Symphonie, und die Beethovensche wäre dann später auch ausgeblieben.

Wenn ich nun schon beim Anblick anderer alter Schlösser gerne an solchen Gedanken hänge und Gärten, Säle und Zimmer darum befreundet mich anschauen, wie viel mehr beim Schlosse von Rohrau. In der Tat, Bauernhaus und Herrenhaus bilden zusammen die richtige Signatur vom Geburtsorte Haydns, des volkstümlichen, aber auch des vornehmen, feinen, klassischen Meisters. Im Bauernhaus stand seine Wiege, die Wiege seiner klassischen Kammermusik aber stand in den Adelsschlössern. Zu Bauernhaus und Herrenhaus kommt aber in Rohrau endlich noch ein drittes: Park und Wald, und den Wald dürfen wir auch bei Haydn, dem Naturpoeten unter den Musikern, nicht vergessen.

Ich ging eigentlich zum Schlosse, um das Denkmal Hydns aufzusuchen, welches in der angrenzenden waldigen Au gegen die Leitha hinüber stehen sollte. Die Bauern im Dorfe sagten mir, der Weg dahin sei zwar strenge verboten, allein für Leute „meinesgleichen“ gelte das wohl nicht; übrigens sei der Weg auch schwer zu finden. Ein Denkmal, so aufgestellt, daß man's nicht finden kann und obendrein nur auf verbotenem Wege erreichbar, — das paßt wieder ganz für Haydn, der so unendlich viel still verschwiegene Anerkennung, so viel heimliche Liebe und Treue gefunden hat, der fleißig und unverdrossen gesucht sein will und sich nirgends entgegendrängt. Und wie manchmal nannten die musikalischen Parteien des Tages selbst dieses Suchen schon einen verbotenen Weg: allein die Parteien versanken mit dem Tage und Haydn wird immer und immer wieder gesucht.

Ich wandte mich also in die waldige Au. Schlagbäume, die den Weg versperrten, bei jeder Kreuzung ein Pflock mit der Aufschrift: „Verbotener Weg,“ eine Marderfalle quer über meinen Pfad gestellt, zeigten mir, daß ich auf der rechten Spur zum Haydnmonumente sei. Es ward immer stiller, heimlicher, waldeinsamer, Rehe grasten am Saume der Lichtungen; ich ging wie in einem Zaubergarten, umrauscht von der Waldpoesie früh-

lingsfreudiger Haydnscher Symphonien, der verbotene Weg ward im Grase immer unsichtbarer und hörte zuletzt völlig auf, ein Weg zu sein, ich geriet ins Dickicht — weit und breit keine Spur von einem Denkmal, — und stand endlich vor einem tiefen Wassergraben, in dessen dunkler Flut Schilf und Binsen und überhängende Zweige sich spiegelten. Hinüber konnte ich nicht und schlug also seitwärts auf gut Glück eine veränderte Richtung ein.

Aus hohen Baumgruppen hervortretend, stand ich plötzlich vor einem Jägerhause; drei große Hunde begrüßten mich mit wütendem Gebell, eine Magd, welche unfern arbeitete, lief auf mein Anrufen davon und floh, statt zu antworten, ins Haus hinein. Ich folgte ihr. Da trat mir unter der Türe eine anmutige junge Frau entgegen, begleitet von einem zahmen Reh. Sie erwiderte meine Frage nach dem Wege zu Haydns Denkmal mit der zürnenden Gegenfrage, ob ich denn nicht gelesen habe, daß alle Wege hieher verboten seien? wollte mir auch die Richtung nicht angeben, indem ich mich doch nicht zurechtfinden würde. Allein auf dem Wege meiner Haydnforschungen haben mich weder die Alt- noch Neuromantiker, noch selbst die Zukunftsmusiker jemals zurückgeschreckt: wie sollte ich mich jetzt von einer schönen jungen Frau zurückschrecken lassen?

Also erklärte ich ihr, ich sei über hundert Stunden Wegs weit hieher gekommen, um Haydns Geburtshaus und sein Denkmal zu sehen, und würde daher jetzt auch gewiß nicht halbverrichteter Sache wieder umkehren. „Schon als Knabe," fuhr ich fort, „lange bevor Sie auf der Welt waren, habe ich von dem Denksteine zu Rohrau gehört und gelesen, und die Noten, welche auf dem Sockel stehen, viele hundert Male gespielt, gepfiffen und gesungen, und die darunter eingegrabenen Verse von den ‚holden Philomelen' und der ‚reizenden Schönen am schmelzenden Klavier' im stillen hergesagt: jetzt will ich diesen Rohrauer Lapidarstil endlich auch einmal in den wirklichen Stein gehauen sehen!"

Meine wohlgesetzte Rede schien keinen Eindruck zu machen: die Frau mit dem Reh würdigte mich nicht einmal einer Antwort, ging ins Haus zurück und ließ mich stehen. Allein ich täuschte mich. Es hatte sie doch wohl gerührt, daß der Ruhm

ihres verbotenen Heiligtums hundert Stunden weit gedrungen sei. Nach wenigen Minuten kam sie zurück, ein Tuch um den Kopf geschlungen (der Märzsturm tobte gewaltig draußen), und erklärte mir, sie wolle mir selbst den Weg zeigen. So gingen wir nun selbander in die waldige Au zurück und kamen bald zu einer zwischen Bäumen versteckten kleinen Insel, in deren Mitte ein schlichter Steinwürfel steht, gekrönt von Haydns Büste. Am oberen Teile des Sockels ist das Andantethema aus einer der älteren D-Symphonien des Meisters eingehauen mit den vorhin schon fragmentarisch angedeuteten unterlegten Versen, deren größter Vorzug gegenwärtig darin besteht, daß man sie, vom Regen ausgewaschen, nicht mehr recht lesen kann. Die Hauptinschrift besagt, daß Karl Leonhard Graf von Harrach diesen Denkstein im Jahre 1794 habe setzen lassen. Der Kunstwert des Werkes ist gering, aber es wird verklärt durch die Poesie des Ortes. In dem schweigenden Dickicht spricht es uns rührend und erhebend zum Herzen, und von wie vielen Meisterwerken der Monumentalplastik kann man das gleiche sagen?

Doch nicht bloß der Ort, auch noch zwei andere Umstände machen den Denkstein merkwürdig. Er wurde dem Künstler bei Lebzeiten gesetzt, und zwar zur Zeit seines zweiten Londoner Aufenthaltes, das heißt in den Tagen, wo man in Deutschland durch die Ruhmesspenden des Auslandes erst recht anfing zu merken, was der Sohn der eigenen Heimat wert sei. Ich weiß keinen anderen deutschen Tonsetzer des 18. Jahrhunderts, dem man bei Lebzeiten schon ein Monument daheim errichtet hätte.

Anderseits wird es aber auch in jenem Jahrhundert kaum wieder vorgekommen sein, daß ein Reichsgraf einen noch lebenden Bauernsohn seines Dorfes im eigenen herrschaftlichen Parke monumental verherrlicht hat. Jener Graf Karl Leonhard von Harrach (geb. 1765, gest. 1831) führte neben anderen hohen Titeln das Prädikat eines „k. k. Hofmusik Grafen". Die Österreicher sind in der Erfindung abgeschmackter Titel noch um ein klein wenig fruchtbarer als die übrigen Deutschen. Ein in seiner Kunstverehrung so vorurteilsloser Graf wie jener Harrach soll aber von der Nachwelt mit dem noch erhöhten Prädikat eines „wirklichen k. k. Hofmusik Grafen" ausgezeichnet werden.

Am Fuße des Denksteines hielt ich im Geiste eine Überschau der ganzen Szenerie: drüben hinter den Baumwipfeln die Strohdächer des Bauerndorfs — dann das alte Herrenschloß — ringsum Park und Wald und Wiese und Au — und im Vordergrund ein anmutiges Frauenbild: das waren die echtesten anregenden Motive von Haydns Künstlerschaft, wofern man sie nur ein wenig mit seinem kindlichen, frommen, lebensfrohen Gemüte zu erfassen vermag. Ich hatte mich Rohrau genähert im Anblick eines beschränkten, kargen Daseins, und war Schritt für Schritt in ein reizendes, poesiegetränktes Idyll hineingewandert. Die schöne Frau aber, anfangs so strenge und wortkarg, war auch zusehends freundlicher und artiger geworden, als sie sah, daß wirklich nur die tiefe, durchs ganze Leben treu bewährte Jugendliebe für den Sohn ihres Dorfes mich auf die verbotenen Wege geführt. Sie hatte mich anfangs wohl für eine Art Landstreicher gehalten und verabschiedete sich von mir wie von einem ganz achtbaren Manne. Und doch hatten wir nur über Joseph Haydn miteinander gesprochen.

Als ich ins Dorf zurückgekehrt war, erzählte mir der Wirt, die Wilddiebe schlichen sich gerne in den Park, darum verbiete man die Wege, und der Graf sei ein melancholischer Herr, der die tiefste Einsamkeit in seinen täglichen Spaziergängen beim Haydndenkmal suche. Überhaupt dünke die verwachsene Au gar manchem etwas unheimlich. „In meiner Knabenzeit," so fuhr er fort, „hat der Platz ganz anders ausgesehen, da war unfern der Insel, wo jetzt Busch und Wald, noch die freie offene Pußta[1]). Dort haben wir Kinder gar oft gespielt und sprangen dann, wann es so halb dunkel zu werden begann, nach der buschigen Insel, um uns dort am rechten Schauer und Grausen zu ergötzen; denn wir glaubten, der Haydn mit seiner Zopfperücke sei einer

[1]) Wie der Nordschweizer selbst die kleinste Flachlandswiese gerne eine „Matte" oder ein „Mätteli" nennt, da wir bei Matten doch zunächst nur an eigentliche Alpenweiden denken, so ist dem ungarischen Grenznachbar auch die kleine Heide oder Weidefläche bereits eine „Pußta", ohne daß sie entfernt jene unabsehbare baumlose Fläche zu sein brauchte, wie die Pußten im Innern Ungarns.

von den biblischen Heiden, die das Gesetz nicht haben, und doch tun des Gesetzes Werk, und schauten scheu von allen Seiten nach dem gespenstigen Götzenbild, schlichen gebückt rundum, einer den andern erschreckend, und wenn uns dann die Angst recht kalt über den Rücken lief, platzten wir plötzlich auseinander und jagten mit dem lauten Geschrei: der Heid, der Heid in die Pußta zurück."

Durch manchen helltönigen Haydnschen Satz klingt es leise wie eine Vorahnung jener Akkorde des süßen Schauers der romantischen Schule. Und so erscheint zur Vollendung des Idylls Haydn, der die Kindersymphonie geschrieben, den Kindern seines eigenen Dorfes als die im Schrecken magisch fesselnde Gespenstergestalt eines Kindermärchens.

Das alles kann man bei einer Wanderung durch Rohrau sehen und erleben. Es ist schade, daß der alte Haydn nicht selber mitgegangen ist; ich vermochte die Eindrücke nur in trockenen Worten zu schildern: er hätte gleich eine Symphonie in D-dur daraus gemacht.

Zweites Kapitel

Eisenstadt

Rohrau und Eisenstadt liegen nur einen mäßigen Tagemarsch voneinander entfernt.

Man geht bis Bruck längs der Leitha, die hier und noch eine Strecke weiter aufwärts einen wirklichen Grenzfluß zwischen deutschem und ungarischem Lande bildet, während sie sich im ganzen vielmehr als ein Fluß darstellt, dessen Oberlauf durch reich bevölkertes deutsches Industrieland, dessen Unterlauf durch volkarmes ungarisches Weide- und Sumpfland zieht. Doch hat man in unserer Zeit die Ausdrücke Trans- und Cisleithanien nicht ohne tieferen Grund und nicht bloß um des Wohlklanges willen gewählt. Die Leitha ist kein Grenzfluß und war es auch wohl niemals; allein der ganze Leithawinkel, durch das Leithagebirge, den Fluß und den Neusiedlersee bezeichnet, ist ein Übergangsgebiet, wo dreifacher Gegensatz der Bodenbildung und des Volkstums so vielfach ineinander greift, gleichsam ineinander verzahnt ist, wie auf gar keinem anderen Punkte der deutsch-ungarischen Grenze.

Bei Bruck aber, wo eine Hauptstraße und eine Haupteisenbahn aus Niederösterreich nach Ungarn führt, kann man das vielberufene Wort „diesseit und jenseit der Leitha" allerdings im Doppelsinne gebrauchen, denn die Leithabrücke, welche dem Städtchen den Namen gab, verbindet Deutschland unmittelbar mit Ungarn.

Nun bietet sich dem Fußwanderer ein zwiefacher Weg von Bruck nach der ungarischen Grenzstadt Eisenstadt. Ein Fußpfad, einsam schattig und angenehm zu gehen, folgt dem Höhenzuge des Leithagebirges und führt uns durch eine echt deutsche Mittelgebirgslandschaft. Die andere Straße, fahrbar, aber ein großer Umweg, zieht durch die Ebene längs des Nordwestrandes des

Neusiedlersees und gibt uns schon den vollen Vorgeschmack ungarischer Szenerien.

Ich wählte diesen letzteren Weg, fuhr mit der Raaber Eisenbahn nach der ersten ungarischen Station Parndorf, und kreuzte noch ein gutes Stück ostwärts in die Parndorfer Pußta hinüber, um wieder zurück gegen die Nordspitze des Neusiedlersees zu lavieren. Welch ein Kontrast mit der hochromantischen Stromlandschaft von Preßburg, Theben, Hainburg, die ich in den vorhergehenden Tagen geschaut hatte, und gegen die Idylle von Rohrau! Und doch war ich nur wenige Stunden Wegs von allen diesen Orten entfernt. Ein furchtbarer Nordweststurm, den mir nachgehends selbst die Leute der Gegend für unerhört heftig erklärten, fegte über die kahle, baumlose Fläche, Schneewirbel untermischt mit Regenschauern vor sich hertreibend; die bergigen und hügeligen Hintergründe, welche sonst gen Norden und Westen abschließen mögen, waren nicht zu sehen, alle Formen zerflossen in tonloses Wolken- und Nebelgrau und nur der braune Boden der noch winterlichen Heide breitete sich unabsehbar vor meinen Füßen. Nun war ich doch gewiß in Ungarn, und begann im Voranschreiten ganz unvermerkt meine Kleidung zu magyarisieren. Den Hut ließ mir der Sturm keine Minute auf dem Kopf; also drückte ich ihn zusammen, zwängte ihn in die Reisetasche und setzte ein Hauskäppchen auf, welches auf die Entfernung ungefähr wie eine ungarische Mütze aussah, und die Ungarn nannten es später wirklich meine „deutsche Kucsma“; das hielt gegen den Wind. Die Hosen steckte ich in die Stiefel nach Art der Ungarn, denn alle Augenblicke sank ich bis über die Knöchel in den durchweichten Boden oder trat in eine Pfütze: den Rockkragen stellte ich auf, daß er zum stehenden ungarischen Kragen wurde, nicht aus Vorliebe für das Magyarentum, sondern damit ich die Ohren nicht erfror; und da ich bei Preßburg gesehen hatte, wie zweckmäßig sich die slawischen Bauern der Umgegend durch eine Kapuze von Schafspelz gegen den Wind schützen, so schlang ich meinen Plaid als eine Kapuze um den Kopf und verband Mund und Nase mit dem Taschentuch, weil es mir sonst unerträglich gewesen wäre, im schnellen Schritt den eisigen Wind einzuatmen, der mir den ganzen Tag unablässig ins Gesicht schlug.

Nachdem ich mich solchergestalt völlig nationalisiert hatte, ging es lustig weiter, bis mich Pferdegetrappel aus meiner stillen Beschaulichkeit weckte. Es war eine Reihe kleiner Leiterwagen, mit zwei bis drei Pferden bespannt und je von einem Kroaten geführt, welche nach Neusiedel zu Markte fuhren. Die Leute, bis über den Kopf in ihre Röcke aus Schaffellen gewickelt, bedeuteten mir aufzusteigen, da sie vermutlich nicht ahnten, daß jemand zum Vergnügen hier zu Fuß gehen könnte. Allein ich lehnte es ab, bis mich ein verspäteter Nachzügler, der im scharfen Galopp von hinten herankam, fast über den Haufen gerannt hätte. Das hielt ich für einen Wink des Schicksals und stieg auf, fand aber bald, daß es für einen geborenen Deutschen fast leichter sei zu gehen, als auf einem solchen Wagen zu fahren. Quer über das Vorderteil des Wagens war nämlich ein unbefestigtes Brett gelegt, worauf ich mich mit dem Kroaten derart schaukeln mußte, daß wenn der eine plötzlich aufgestanden wäre, der andere auf der entgegengesetzten Seite hätte hinunterschnappen müssen. Die kleinen, geschundenen, katzenartigen Pferde liefen von selber beständig Galopp, der Fuhrmann hatte keine Peitsche und gebrauchte nur selten den Zügel, die Räder sanken bald in ein Loch, bald stießen sie wider einen Erdhaufen, der Wind traf uns in immer gewaltsameren und plötzlicheren Stößen, und da ich mich sonst nirgends anlehnen oder halten konnte, so schlug ich den Arm fest über die Schulter meines Kroaten, und in dieser freundschaftlichen Umschlingung begannen wir bald das lebhafteste Gespräch, natürlich auf Deutsch; denn in dem Grenzstriche des ungarischen Leithawinkels, wo Deutsche, Magyaren und Kroaten untereinander wohnen, verbindet sie alle doch wieder das gemeinsame Verständnis der deutschen Sprache. Der Mann fragte mich nach meinem Wanderziele; und da ich es für gut fand, ihm nur Ödenburg als solches zu bezeichnen, so riet er mir, nicht den Streckweg durch den Neusiedlersee zu gehen, denn ich würde dort bis über die Kniee in den Schlamm einsinken.

Dieser See, welchen Geographen in der Studierstube wohl das Gegenstück des Bodensees am Ostsaume der Alpenausläufer genannt haben, existiert nämlich seit zwei Jahren nur noch auf den Landkarten; im trockenen Sommer verschwand er damals

zum größten Teile. Übergroße Sommerhitze, Regenmangel ist überhaupt die gefürchtetste Landeskalamität für Ungarn. Der Kroat sagte, zwei Jahre habe der See gebraucht, um zu verschwinden, in zwei Jahren aber werde er wiederkehren; vor zweihundert Jahren sei es schon einmal geradeso gewesen. Die Fischer in den westlichen Uferdörfern verkauften jetzt Karpfen aus Wien, in zwei Jahren würden sie wieder ihre eigenen Karpfen nach Wien bringen. Denn der See sei doch nicht ganz verschlupft; ein großer Trichter in der Mitte des Beckens habe die Hauptmasse des Wassers verschlungen, einzelne stattliche Teiche bestünden noch. So beginnt der Volksmund bereits sagenhaft von dem verlorenen See zu reden. Wer freilich das äußerst flache Becken des Neusiedlersees betrachtet (die größte Tiefe betrug nur dreizehn Fuß) und die Gestalt des umliegenden Landes, welches durch Hügelketten auf der einen Seite fast alle Zuflüsse ablenkt und auf der anderen in die unabsehbare Fläche des Hanság-Sumpfes verläuft, der begreift, wie der See, auch ohne jenen geheimnisvollen Trichter, bei der steigenden Austrocknung des Hanság gleichfalls vertrocknen mußte und sich auch in zwei Jahren schwerlich wieder füllen wird.

Der verlorene Neusiedlersee ist uns aber ein noch echteres Wahrzeichen des Landes als da er mit dem schönsten Wasserspiegel erfüllt war. Sein Gestade sagt uns, daß wir inmitten einer deutsch redenden Bevölkerung dennoch bereits auf ungarischem Boden stehen. Ungarn ist kein Land der großen, klaren, tiefen Seen, sondern vielmehr der Sümpfe, Moräste und Binnenmarschen, die von alten verlorenen Seebecken übrig geblieben sind, und der Neusiedlersee mit dem Hanság verkündet uns als ein bis zur deutschen Grenze vorgeschobener Vorposten die großen Sumpfniederungen Zentralungarns an der Theiß, am Körös, Maros und der Donau. Das westliche Ufer des Neusiedlersees mit seinem trockenen Hügelboden und den großen, teilweise ummauerten Ortschaften bietet uns noch deutschen Charakter in Volkes- und Landesart, das östliche mit den weit verstreuten kleinen Ansiedlungen des Hanság versetzt uns ganz auf ungarischen Boden und nähert uns rasch den Magyaren.

Dies aber ist das wunderbar Fesselnde des Grenzwinkels

zwischen Preßburg und Ödenburg, daß hier nicht bloß Leute von dreierlei Nationalität durcheinander verstreut wohnen, sondern daß auch zugleich auf engstem Raume die Hauptformen ungarischer Landesart, hart neben der deutschen, im kleinen vorgebildet sind. Die Schütt und der sogenannte Heuboden bei Preßburg öffnet uns beim ersten Schritte auf ungarisches Gebiet die Perspektive auf das große Niederungsbecken des mittleren Donaulandes, die Parndorfer Heide gibt uns einen kleinen Vorschmack der Pußten, und der Neusiedlersee den Typus jener Sümpfe und Moräste, welche Ungarn kennzeichnen. Zugleich aber sehen wir diese dreifache Form des Tieflandes, welches sich gen Osten endlos in die Ferne verliert, gen Westen, das ist an der Grenze, von Bergen umsäumt; die kleinen Karpathen und die letzten Ausläufer des deutschen Alpensystems im Leithagebirge treten sich an der deutsch-ungarischen Strompforte von Angesicht zu Angesicht gegenüber, nur durch die Breite des Donaubettes getrennt. Auch hierin liegt ein feines Wahrzeichen. Für Ungarn ist nicht schlechthin die Ebene charakteristisch, wie für Polen, sondern das Flachland in riesigem Bogen von Gebirgen umsäumt. Durch Gebirgspforten treten wir aus deutschem und slawischem Gebiet in die ungarische Tiefebene, Ungarns Doppelhauptstadt, Pesth-Ofen, liegt am letzten Vorberge des Bakonyerwaldes, die alte Krönungsstadt Preßburg am Fuße der kleinen Karpathen, die namengebende Stadt Unghvár vor den Ausläufern der großen Karpathen, im ungarischen Wappen trägt ein dreigipfeliger Berg das Patriarchenkreuz und die Ungarn haben ihren Krönungshügel und ihren heiligen Berg als besondere Nationalheiligtümer: Flachland am Vorgebirge oder mit den Bergen in blauer Ferne, das ist wenigstens ebenso echt ungarische Landschaft wie die endlose Fläche der Pußta.

Ein prächtiges Bild solcher berggesäumten Heide- und Sumpfflächen tat sich vor mir auf, als ich, von der Parndorfer Heide herüberkommend, unfern Geoys den Nordrand des Neusiedlersees und die Preßburg-Ödenburger Landstraße gewann. Die Schneewirbel, welche bis dahin jeden Fernblick verschleiert hatten, zerstoben und gaben der Sonne Raum. Rechts zur Seite trat der letzte steile Vorhügel des Leithagebirges, mit einer Kapelle be-

krönt, in den Vordergrund und seitab dehnten sich weithin die waldigen Leithahöhen gen Eisenstadt hinüber, vor mir breitete sich der grüne Boden des Seebeckens, von einzelnen blitzenden Wasserstreifen durchzogen, erst Ackerland, dann Wiesland, dann Sumpf, und weiterhin ein breitgedehnter brauner Sumpfboden, ferne von einer Schneefläche begrenzt, die am äußersten Saume des Horizontes durch einen blau und grau verdämmernden Wald abgeschnitten wurde, welcher fast unmerklich mit dem graublauen Himmel zusammenschmolz. Es war ein wundersam ergreifendes Stimmungsbild: nur rechts im Vordergrunde die plastische Form, dann alles formlos abgetonte Farbenskala in lauter gebrochenen Mitteltinten, ein unvergleichliches Problem für einen Koloristen. Denn was eben die großen Koloristen am liebsten tun, das hatte hier die Natur geschaffen: aus lauter Schmutzfarben die reinste Farbenharmonie. Im Sommer mag diese Landschaft kälter sein, die gebrochenen Töne werden sich in grelles Grün, Gelb und Blau verwandeln; jetzt im kalten März schwelgte ich in den warmen Farben dieser echt ungarischen Palette, obgleich mir der Wind um die Ohren pfiff, daß ich kaum stehen bleiben konnte.

Von Preßburg bis Bruck ist die politische Grenze Ungarns zugleich eine landschaftliche: deutsches Hügelland auf der einen, ungarisches Flachland auf der anderen Seite. Eine Volks- und Sprachgrenze ist sie aber nicht, denn die überwiegend deutschen Ansiedlungen reichen hier bis in die Schütt und bis Raab hinüber; die Landschaft spricht also viel früher ungarisch als das Volk.

Südlich von Bruck läuft die politische Grenze teilweise auf der Wasserscheide des Leithagebirges und umspannt ein Bergland zwischen Leitha und Neusiedlersee, welches uns landschaftlich ganz in deutsche Mittelgebirgsszenerien versetzt. Den städtischen Mittelpunkt dieses Winkels bildet Eisenstadt, den südlichen Flügelpunkt bezeichnet Ödenburg. Hier haben wir also deutsche Landschaft auf ungarischem Boden.

Die Ortschaften dieses welligen Berg- und Hügellandes sind

entweder deutsch oder kroatisch; die Ortsnamen deutsch und magyarisch. Die Deutschen haben die Kultur- und Sprachherrschaft; die Magyaren suchen hier wie anderswo mit ihrem neu gewonnenen politischen Regiment auch ihre Sprache und Sitte breiter einzubürgern, und da man heute schon sagt, daß Wien anfange halb ungarisch zu werden, so muß Eisenstadt, Ödenburg und Preßburg doch wohl auch ungarischer als vordem geworden sein. Die Kroatendörfer erscheinen wie eingestreute Kolonien und ihre Bewohner wie ein absterbendes Volkselement. Früher rühmte man die Größe und Stärke der kroatischen Männer dieser Gegend und die Schönheit der Mädchen. Das soll jetzt anders geworden sein. Die Leute arbeiteten sonst nur so viel sie mußten und produzierten bloß, was sie brauchten. Inmitten der fleißigen, teilweise industriellen ungarisch-deutschen und niederösterreichischen Grenzbevölkerung kann sich ein so lässiges Naturvolk nicht lange mehr behaupten: durch die gesteigerte Wirtschaft wird sein nationaler Typus umgestaltet, oder es wird völlig hinweggearbeitet. Seit die Kroatenkinder in die benachbarten Fabriken gehen, soll sich der ganze Volksschlag merklich verändern.

Alles zusammengenommen macht die Gegend am Leithagebirge und am Neusiedlersee den Eindruck einer deutschen „Mark“ im mittelalterlichen Sinne des Wortes, das heißt, wir finden uns auf fremdem Boden, aber dieser äußerste Saum fremden Landes steht unter deutscher Kulturherrschaft, er ist ein zur Schutzwehr der wirklichen Grenze ins Ausland vorgeschobener Vorwall. Österreich hat noch viele solcher „Marken“: möge man ihre deutsch-nationale Bedeutung in Wien niemals vergessen.

Das sprechendste Sinnbild dieses deutschen Markencharakters des westungarischen Grenzsaumes bieten die Ortsnamen: fast alle Dörfer und Städte führen hier zwei Namen, einen deutschen und einen magyarischen. Nur im selteneren Falle ist der eine Name eine bloße Umbildung des anderen, oder eine wörtliche Übersetzung, weit öfter drücken beide einen ganz anderen Begriff in völlig selbständigem Worte aus; Deutsche und Magyaren mögen sich viel leichter wechselweise unterdrücken als ausgleichend vermischen. Die deutschen Namen der Städte kennt man in der ganzen Welt, die magyarischen lernt man meist erst hier an Ort

und Stelle kennen, und Poststempel, Eisenbahnfahrpläne, Ortstafeln und Wegweiser sorgen jetzt genügend dafür, daß wir erfahren, Preßburg heiße Posony, Ödenburg Sopron, Raab Győr, Wieselburg Mosony, ja Wien selber bleibe in Ungarn nicht Wien, sondern heiße Becs[1]). So heißt Purbach am Neusiedlersee Fekete Város (Schwarzstadt), Donnerskirchen Feher Egyháza, Kroisbach Rákos, Holling Boz, daneben aber auch Weyden Védeny, Gols Gállos, Somarein in der Schütt Somorja in bloßer Lautumbildung.

In den meisten Fällen kann man nachweisen, daß die deutsche Form der Ortsnamen des ungarischen Leithawinkels älter sei als die magyarische; aber nicht in allen. Denn es haben hier, nach kleinen Strichen wechselnd, verschiedene Einwanderungen und Rückströmungen im Laufe der Jahrhunderte stattgefunden. So sitzen im Hügellande des Ödenburger Komitats die „Hienzen", deutsche Bauern, welche schon vor den Magyaren zur Karolingerzeit hier eingewandert sind, während die deutschen „Heidebauern" am Neusiedlersee erst im 16. Jahrhundert, also lange nach den Magyaren kamen. Das treue Festhalten an den grundverschiedenen Doppelnamen aber bezeugt jedenfalls, daß der Einfluß der einen Nationalität niemals völlig und dauernd Herr zu werden vermochte über die andere.

Die „Hienzen" und die „Heidebauern" führen mich noch zu einer Bemerkung in Parenthese. Nach Czoernig sollen die Hienzen bayrischen, alemannischen und fränkischen Stammes sein, die Heidebauern dagegen Schwaben. Wir erhalten also in der kleinen Grenzecke an der Leitha und dem Neusiedlersee neben den scharf abstechenden landschaftlichen Typen zugleich die bunteste Musterkarte der Volkselemente: Deutsche viererlei Stammes und Kroaten und Magyaren dazu.

---

[1]) Es ist bezeichnend für Österreich als die polyglotte Monarchie, daß nicht einmal die Hauptstadt bei allen Völkern des Reiches einen Namen von gleicher Wurzel hat. Zwar sagt der Italiener und Rumäne Vienna, der Böhme Viden, der Pole und Rumäne Wiéden; der Slowene dagegen Dunaj, der Kroate und Serbe Bec, der Magyare Becs (sprich Betsch.)

Eisenstadt, welches ich auf so langem Umwege endlich erreiche, heißt auf magyarisch Kis Márton, das ist Klein-Martin, im Gegensatze zu Nagy Márton, Groß-Martin, dem jetzt kleineren Mattersdorf. Der kleine und der große Martin lockt mich aber zu einer Episode, womit sich diese Betrachtung über die deutsche Mark zwischen Preßburg und Ödenburg nicht unpassend abschließt.

Vor dem hohen Chore der Preßburger St. Martinskirche steht eine lebensgroße Metallstatue von Donner, also aus dem 18. Jahrhundert. Sie stellt den heiligen Martin von Tours dar, wie er vom Pferde herab mit seines eigenen Mantels Hälfte den nackten Bettler bekleidet. Der Heilige trägt eine ungarische Mütze und ungarische Sporenstiefel und zerschneidet den Mantel mit einem Husarensäbel. Obgleich die Gruppe der neueren Kunst angehört, war es doch echt mittelalterlich, den gallischen Bischof des 4. Jahrhunderts als einen modernen Ungarn zu kleiden; denn der mittelaltrige Künstler plagte sich nicht mit kulturgeschichtlichen Kostümstudien, sondern gewandete seine Heiligen am liebsten nach eben gangbarer Landessitte. Hätte Donner denselben heiligen Martin für eine deutsche, französische oder italienische Stadt modelliert, so würde er ihm vermutlich ein etwas verzopft antikes Gewand und römische Soldatenstiefel gegeben haben; für Ungarn taugte ihm die mittelalterliche Auffassung, welche den vor nahezu anderthalbtausend Jahren verstorbenen gallischen Bischof arglos in die ungarische Gegenwart rückt. Die eigensten Charakterzüge des Magyarismus waren und sind bis auf diesen Tag noch großenteils mittelalterlich.

Der Husarensäbel des heiligen Martin von Tours hat aber auch noch einen anderen Grund. Denn obgleich der berühmte Bischof im fernen Gallien die Stätte seiner historischen Taten fand, war er doch in Pannonien geboren und zwar zu Sabaria, das ist das heutige Stein-am-Anger, welches die Magyaren Szombathely nennen. Freilich ist er darum noch kein geborener Ungar, weil es eben zu Kaiser Konstantins Zeiten überhaupt noch keine Ungarn im Eisenburger Komitat gegeben hat. Allein wenn es nationale Besitzansprüche gilt, dann greift ein für seine Nationalität begeistertes Volk gerade so ungeniert rückwärts über

die Geschichte hinaus, wie es der Geschichte vorgreift. Und also hatten die Ungarn ganz recht, wenn sie sich den pannonisch-gallischen Martinus des 4. Jahrhunderts als einen echten Magyaren des 18. darstellen ließen. St. Martin ist ein ungarischer Nationalheiliger; verschiedene Dörfer tragen ihren Namen von ihm, während sie auf Deutsch ganz anders benannt sind, vor allem aber ist der „heilige Berg der Ungarn", Szent Márton bei Raab, auf den Namen des Bischofs getauft; warum soll also ein Heiliger, der dem Lande so viele gute Dienste geleistet, nicht ungarische Stiefel tragen?

Diese Statue steht, wie gesagt, vor dem Chore der Preßburger Martinskirche, auf der Straße. Tritt man ins Innere des gotischen Gebäudes, welches eben in der Restauration halbwegs vollendet ist, so fesselt zumeist wiederum der Chor; — es ist der Ort, wo durch lange Zeit die ungarischen Könige gekrönt wurden. Eine Tafel in der Wand, noch moderner als die Statue draußen, besagt uns das und zählt die Namen der hier gekrönten Häupter auf — in deutscher Sprache.

Wenn der Ungar den Bischof von Tours als einen der berühmtesten Patrone des Landes seinen Landsleuten vorführen wollte, so kostümierte er ihn ungarisch; wenn er aber aller Welt erzählen wollte, daß hier seine Könige gekrönt seien, so mußte er's in deutscher Sprache tun.

Die alten deutschen Einwanderer haben Eisenstadt vor tausend Jahren seinen Namen gegeben; aber erst vor hundert Jahren hat der Wagnerssohn von Rohrau dem versteckten Städtchen einen Namen gemacht. Hier fand Joseph Haydn von 1760 bis 1790 die Stätte seiner kunstgeschichtlich epochemachenden Wirksamkeit, seines kräftigsten und eigensten Schaffens. Und obgleich Haydn schon vor seiner Eisenstadter Zeit die ersten Quartette und Symphonien schrieb, so kann man doch Eisenstadt die Wiege des deutschen Quartetts und der deutschen Symphonie nennen; denn nicht der früheste halbreife Versuch, sondern die erste Stufe der Vollendung und des nachhaltig durchschlagenden

Erfolges ist hier das Entscheidende. Von Eisenstadt aus eroberte Quartett und Symphonie die musikalische Welt; es begann eine neue Kunstepoche, die klassische Blütezeit der reinen Instrumentalkunst, der absoluten Musik.

Welch ein Wechsel der Szenerie, wenn wir uns von Rohrau nach Eisenstadt versetzen! Rohrau, ein unscheinbares Dorf mit dem heimeligen Schloß und Garten, versteckt sich in den Auen der Leithaniederung, Eisenstadt, die Bergstadt, unmittelbar vor dem höchsten Gipfel des Leithagebirges hoch gelegen, beherrscht die Gegend weithin, sein großer Tiergarten und die von alten Lindenalleen beschatteten Landstraßen verkünden dem Wanderer schon von fernher eine fürstliche Residenz im glänzenden Stile des vorigen Jahrhunderts.

Wohin wir ringsum die Schritte lenken, zeigt sich die schönste Nachbarschaft: Weingärten, Waldberge und fruchtbare Hügel, verknüpft mit weiten, malerischen Fernsichten, die uns das sumpfige und öde Flachland eben nur als einen in Farbenharmonie verklärten duftigen Hintergrund malen. Vornehme Weine von mancherlei Art wachsen: wofern man den Schritt etwas groß nimmt, gleichsam vor der Türe: der süße Ruster, ein Frauenwein, an die Rebe des Südens erinnernd, der geistvolle Ödenburger, rheinweinartig, ein Trank für Männer, während der Eisenstadter (bei St. Georgen) wenigstens als bürgerlicher Haustrunk gelten mag für beiderlei Geschlecht. Überall eine heitere, reiche Natur, zum frohen Lebensgenusse stimmend und verschönt von der Kunst, welche uns in dem berühmten parkartigen Schloßgarten von Busch- und Baumgruppen zu Teichen, Wasserfällen, Felsen, Tempeln, Statuen, einer Allee von Rosenbäumen und zuletzt zu einem Berggipfel führt mit einer landschaftlichen Rundschau so schön und großartig, daß sich in keinem Herrengarten der ganzen österreichischen Monarchie ihresgleichen finden soll. Wir stehen in einem abgelegenen Grenzwinkel, wir fühlen die tiefe Einsamkeit des Ortes und doch beschließt derselbe eine so reiche kleine Welt der Schönheit in sich, daß wir sagen müssen, für den still aus sich heraus ins große schaffenden Künstler ließe sich kaum eine anregendere Stätte denken.

Das fürstlich Esterhazysche Schloß zu Eisenstadt versteckt

sich nicht zwischen Bäumen, wie der trauliche Herrensitz von Rohrau; es thronet frei und hoch und schaut als ein Wahrzeichen weit ins Land hinein. Am Ende des 17. Jahrhunderts in großen Verhältnissen prächtig und prunkhaft aufgeführt, erinnert es an die imposanten Wiener Palastbauten und übertrifft an Masse und Schönheit die Residenz gar manches regierenden deutschen Fürsten. Der neue Anbau und Umbau vom Jahre 1805 mag zwar vieles anders gestaltet haben, als es zu Haydns Eisenstadter Zeit gewesen, allein er bewahrte wenigstens die für uns merkwürdigsten Räume, die beiden Konzertsäle.

Gegenwärtig ist nun freilich der Glanz des Eisenstadter Hoflebens verblichen und es ruhet vielmehr die melancholische Poesie der versunkenen Herrlichkeit auf dem stolzen Schlosse. Seit der „Esterhazyschen Katastrophe", wie man hierzuland zu sagen pflegt, ward es gar stille in Eisenstadt, und der Reichtum des Fürstenhauses ist nicht mehr in dem Sinne sprichwörtlich wie vor hundert Jahren, als man hohe Gäste von nah und fern mit wahrhaft königlichen kunstgeschmückten Festen ehrte. Die große Lindenallee, welche vom Neusiedlersee herüberführt, auf stundenweit den Herrensitz ankündend, fiel im Frühjahr 1868 unter dem Beile, da die Bauern dem Fürsten das Recht nicht mehr zugestehen wollten, ihre Grundstücke mit aristokratischen Bäumen zu beschatten, welche schmücken, aber keine Früchte tragen. Statt der 197 Grenadiere, die noch vor sechzig Jahren die Wachmannschaft des Schlosses bildeten, sah ich nur einen einzelnen Diener im Portale auf und nieder gehen, und was jedenfalls bedauerlicher, die Mannschaft der einst so berühmten und zahlreichen Musikkapelle ist jetzt auf ein Trio, zwei Violinisten und einen Kontrabassisten zusammengeschmolzen, welche aber immer noch unter einem fürstlichen Kapellmeister stehen, dem vierten, und wie er selber glaubt, letzten Nachfolger Haydns. Die Amtstätigkeit des Herrn Kapellmeisters Zaitz, dessen freundliche Führerschaft mir meine besten Eisenstadter Eindrücke aufschloß, beschränkt sich dann nur noch auf die Leitung des Kirchengesanges und die Bewahrung des Musikarchivs im Schlosse.

Die Esterhazyschen Finanzen werden sich nun freilich wieder bessern und bei einem Majorate, welches in Ungarn allein

71 Quadratmeilen umfaßt und einen Kapitalwert von ebensoviel Millionen Gulden darstellt[1]), ist die Rückkehr des alten Reichtums vielleicht nur eine Frage der Zeit. Allein jene Herrlichkeit, von welcher das Schloß zu Eisenstadt erzählt, wird darum doch nicht wiederkehren: denn sie wurzelte in den politischen und Kulturbedingungen einer begrabenen Epoche.

Die Geschichte des Hauses Esterhazy bietet Tatsachen, welche sich ungesucht in den Gedankengang dieses Aufsatzes fügen. Ich will sie wenigstens andeuten, bevor ich den Blick vom Eisenstadter Schlosse zur Stadt lenke.

Die Familie Esterhazy von Galantha, obgleich nach Name und Stamm magyarisch, fand Ausgang und Schwerpunkt ihrer Macht und ihres Besitzes im Preßburger und Ödenburger Komitat, das heißt auf überwiegend deutsch-ungarischem Grenzboden. Der eigentliche Gründer der Größe des Hauses, Nikolaus Esterhazy (1582 bis 1645) hatte seinen Lieblingssitz bereits in Großhöflein bei Eisenstadt, und seine Nachfolger wählten Eisenstadt zu ihrer bevorzugten Residenz, obgleich sich ihre Güter nachgerade über fast ganz Ungarn ausbreiteten und zuletzt den fünfundzwanzigsten Teil der produktiven Bodenfläche des ganzen Königreichs einschlossen.

Zwei Häupter des Hauses sind es, welche als Staatsmänner im 17. Jahrhundert hervorragten und dem Hause eine bestimmte historische Signatur gaben: eben jener Nikolaus und dessen Sohn Paul (1645 bis 1721). Beide suchten fortwährend zu vermitteln zwischen den Interessen Ungarns und der habsburgischen Dynastie und leisteten dadurch dem österreichischen Kaiserhause die wesentlichsten Dienste in den verworrenen ungarischen Händeln zu jener Zeit. Diese große Rolle der beiden Esterhazys spielt von den Tagen der Erwählung des nachmaligen Kaisers Ferdinand II. zum Könige von Ungarn (1618) bis zur Erringung des Erbrechtes der ungarischen Königswürde für das Haus Habsburg

---

[1]) Ich benutze hier wie bei den nachfolgenden historischen Notizen die gediegene Monographie über „Das fürstliche Haus Esterhazy" von K. v. Horvath und Emmerich v. Hajnik im dritten Jahrgang der „Österreichischen Revue".

(1687). Nikolaus hat am 1. Juli (1618) dem Könige Ferdinand das Banner im Krönungszuge vorgetragen und Paul Esterhazy hat am 9. Dezember 1687 dem ersten erblichen Könige von Ungarn die Krone aufs Haupt gesetzt. Noch auf seinem Todesbette schrieb jener Nikolaus: „Ein Tollhäusler ist, wer da glaubet, daß ein für sich bestehendes Fürstentum Ungarn diese Nation und das Vaterland zu erhalten im stande sei." Die dauernde Verbindung Ungarns mit dem deutschen Herrscherhause, das Gravitieren des Magyarenlandes nach Wien hinüber bezeichnet jene Periode, in welcher die Esterhazys reich und mächtig wurden.

Doch vergaßen sie auch damals nicht, daß sie Magyaren waren. Und eben jener ältere Paul Esterhazy wurde zuletzt beiseite geschoben, weil er den österreichisch-ungarischen Zentralisationsplänen widerstrebte, wie sie unmittelbar nach dem Gewinn der erblichen Stephanskrone in Wien auftauchten. Sein Enkel Nikolaus, welchen man, wohl in Erinnerung an Lorenz von Medici, den „Prächtigen" nannte, schuf eine zweite Periode des Glanzes für das fürstliche Haus im 18. Jahrhundert. Sie fällt wiederum bezeichnend in die Zeit, wo Maria Theresia klug und vorsichtig, Joseph II. rasch und unbedacht Ungarn deutsch und österreichisch zu machen suchten. Damals begann namentlich der Adel die ungarische Tracht und Sitte abzulegen und die heimische Sprache am Wiener Hofe zu verlernen. Damals wurde in Eisenstadt deutsche und italienische Kunst gepflegt, französischer Prunk entfaltet und in dem benachbarten Esterhàza ein ungarisches Versailles geschaffen. Der Name Esterhazy wurde den Historikern der Musik und der Malerei geläufig; den einen, weil in Eisenstadt die Wiege der Wiener Tonschule stand, den anderen, weil jener prachtliebende Nikolaus und sein gleichnamiger Sohn die berühmte esterhazysche Galerie nachmals in Wien gründeten, welche so lange als eine der ersten Kunstsammlungen Deutschlands galt, bis sie der ungarische Patriotismus des Hauses neuerdings nach Pest verpflanzt hat.

So werden wir also auch bei der Geschichte des Hauses Esterhazy überall daran erinnert, daß wir uns in Eisenstadt auf deutschem Boden innerhalb der ungarischen Grenzen befinden.

Auch nicht bloß Schloß und Landschaft von Eisenstadt, auch das Städtchen hat seinen besonderen Charakter und bedeutet etwas für sich; es ist die letzte echt deutsche Kleinstadt dieses Grenzstriches. Die größeren Nachbarstädte Preßburg und Ödenburg sind zwar auch in ihrem Kern deutsch, allein schon das bunte Gemisch der durch Handel und Verkehr dort zusammengeführten Slawen und Magyaren, an Physiognomie, Tracht, Sprache, ja am Fuhrwerk und den Pferden [1]) meist sofort erkennbar, gibt ihnen doch ein entschieden gemischteres, fremdartiges Gepräge. Nur die am unteren Eingange Eisenstadts isoliert zusammengebauten Scheunen muten uns ausländisch an, und die untere Kirche mit ihren alten Verteidigungswerken, eine kleine Festung, erinnert an die Grenzlage des Ortes. Dieser Eindruck ist uns aber nicht mehr neu, denn er begleitet uns von Preßburg und Hainburg herüber längs der ganzen Laithalinie: zwischen Preßburg und Hainburg winken die Trümmer der hohen Preßburger Feste den letzten Abschied aus Ungarn nach, während uns bei Wolfsthal die aus Waldesgrün aufragende Ruine einer Burg den ersten Gruß aus Deutschland entgegensendet; den Donaupaß beherrschet alsdann die „Hainburg die alte", wie sie im Nibelungenliede heißt und eine lange Mauer, welche vom Burgberge längs der Stadt zum Strome niederzieht, sperret den Landweg; dann dehnt sich stundenweit eine Kette alter Schanzen von der Donau bei Petronell bis zum Neusiedlersee, an der deutschen Seite des Sees zeigen selbst die Dörfer Überreste alter Befestigung, und gelegentlich sagt uns ein Heiligenstock mit der Inschrift: „Behüt' uns vor der Pest", oder ein Türkenkopf als Ornamentstück eines alten Baues, daß jene Grenzwehren nicht bloß zwischen Deutschen und Ungarn, sondern auch zwischen dem Abendlande und den Türken errichtet wurden.

Eisenstadt baut sich in ziemlich langer Linie einen Berg hinan: der untere Teil ist durch jene feste Kirche bezeichnet, in

[1]) Der magyarische Bauer reitet auf einem Pferde, der deutsche Bauer fährt auch hier wie bei uns den schweren biederen deutschen Ackergaul, der Kroat dieses Grenzwinkels fährt mit „Katzen"; allen Dreien aber ist der weiße, großgehörnte ungarische Ochse gemeinsam.

der Hochstadt erhebt sich das Schloß, über dasselbe hinaus bergaufwärts gruppiert sich aber noch eine Art Vorstadt um eine zweite Kirche, die Bergkirche.

In der Gruft dieses seltsam komplizierten Rundbaues ruhen die Gebeine Joseph Haydns. Die meisten Leser werden Haydns Grab auf einem Wiener Kirchhofe suchen, wie noch in vielen Büchern gedruckt steht, und sie finden dort auch die Stätte des ursprünglichen Grabes, durch den Stein bezeichnet, welchen ein dankbarer Schüler, Sigismund Neukomm, seinem Meister setzen ließ. Allein der Sarg, welcher Haydns sterbliche Überreste umschließt, wurde elf Jahre nach seinem Tode auf Anordnung des Fürsten Esterhazy hieher übertragen. Ein einfacher Stein an der Innenwand der Kirche mit einer verhüllten Lyra und langer lateinischer Inschrift bezeichnet den Ort. Ich erfuhr erst später in Wien, daß man auch in die Gruft hinabsteigen könne, daß es aber nicht sehr erbaulich da unten aussehe; Haydns Sarg stehe zwischen den Särgen eines Hauptmannes und einer Sängerin. Der Gedanke, dem Meister in Eisenstadt, der Stätte seines reichsten Wirkens, einen letzten Ruheplatz zu bereiten, war ohne Zweifel würdig und schön. Allein nicht in der alten, arg verzopften Bergkirche, sondern unter den Bäumen des herrlichen Parkes hätte der Frühlingsverkünder der neueren deutschen Tonkunst ruhen sollen, der Naturpoet der Instrumentalmusik, welcher nicht bloß in der „Schöpfung“ und den „Jahreszeiten“, sondern meines Erachtens viel reizender und tiefer noch in so vielen Symphonien und Quartetten seine helle Freude an Gottes frischer freier Welt bald jubelnd, bald kindlich andachtsvoll in alle Lande hinaus gesungen hat.

Das Haus, welches Haydn bewohnte, lag im mittleren Teile des Städtchens, nicht weit vom Schlosse. Das Schloß selbst aber, in welchem er drei Jahrzehnte lang musizierte und dirigierte, bewahrt uns seine besten Reliquien, seinen musikalischen Nachlaß.

Noch zeigt man im Schlosse den großen und kleinen Konzertsaal. Der größere, ein stattlicher, hoher Raum von bereits etwas verblichener Pracht, war für die Opern und großen Konzerte bestimmt, der kleinere gehörte der Kammermusik und dem kleinen Orchester. Die jetzige Generation erzählt davon freilich nur noch

vom Hörensagen, denn die Musikherrlichkeit, welche auch nach Haydns Abgang noch geraume Zeit im Schlosse waltete, ist längst verklungen. Leuchtenden Auges berichtete mir mein Führer von dem letzten Konzert, welches vor dreißig Jahren in diesen der hohen Muse der Symphonie geweihten Räumen gegeben wurde: „das war unvergleichlich schön; am einen Ende des Saales spielte Johann Strauß, der Walzerkönig, und dann abwechselnd am andern Ende eine Bande Zigeuner.“ So ändern sich die Zeiten.

Neben dem großen Konzertsaale befindet sich das „Musikarchiv“, mit einem Originalporträte Haydns geschmückt, welches den Künstler lebensgroß, fast ganze Figur, sitzend darstellt. Es zeigt uns Haydn bereits als älteren Mann, dem Augenscheine nach etwa als Sechziger, ist ganz wacker gemalt und meines Wissens wenig bekannt. Haydn hatte Unglück mit seinen Porträten; die verbreitetsten Stiche und Büsten stellen den lebensmüden Greis dar mit allen entstellenden Zügen des fast kindischen hohen Alters, während der Kopf nach früheren, seltener vervielfältigten Abbildungen in jüngeren Jahren fein, geistreich, ja anmutig gewesen ist. Berühmte Männer sollten in dem Bilde ihrer vollen frischen Manneskraft vor dem Auge der Nachwelt stehen.

Doch zurück ins Eisenstadter Musikarchiv, welches man anderswo eine Bibliothek nennen würde; in Österreich ist man aber mit dem Worte „Archiv“ sehr freigebig und selbst die Wiener Vorstadttheater haben ihr Archiv und ihren „Archivar“. In seinen großen massiven Schränken birgt jenes Eisenstadter Archiv wirkliche Schätze. Eine reiche Auswahl von Musikwerken vorab des 18. Jahrhunderts ist da aufgehäuft, darunter manches seltene und ungedruckte Stück, und die höchst mannigfache Auswahl, in welcher hier italienische und deutsche Meister vertreten sind, bezeugt, daß man in Eisenstadt wenigstens nicht einseitig musiziert hat.

Beim Einblick in die wohlgefüllten Notenschränke stieß ich auf ein erwähnenswertes kunstgeschichtliches Phänomen. In überaus großer Masse liegen hier neben so vielem anderen die handschriftlichen Werke Gregor Joseph Werners, des Vorgängers von Haydn in der Eisenstadter Kapellmeisterei. Dieser Komponist war

mir bis dahin nur bekannt durch seine burlesken sogenannten „Tafelstücke“, musikalische Possenspiele mit Arien und Rezitativen, welche unter dem Titel „Gemütsergötzendes Tafelkonfekt“, der „Wiener Tandelmarkt“ und die „Bauernrichterwahl“ in den Jahren 1750 und 1754 erschienen sind. Die Musikalien in Eisenstadt zeigen uns aber einen ganz anderen Mann: hier ist der burleske Lokalkomiker ein höchst ernsthafter, musikalisch orthodoxer Kirchenkomponist, der im strengen Satze einen ganzen Berg von Messen und verwandter Kultusmusik geschrieben hat. Ein ähnliches Doppelgesicht, unterschieden wie Tag und Nacht, haben aber auch andere oberdeutsche Musiker aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. So der Freisinger Placidus Camerloher, den Gerber als einen Vorverkünder des deutschen Streichquartettes namhaft gemacht hat: er springt gleich Werner mit beiden Füßen von der übervolkstümlichen Burleske zur ganz gravitätischen kontrapunktischen Scholastik, wie man aus seinen wunderlichen Symphonien auf der Münchener Staatsbibliothek und aus seinen in Freising aufbewahrten Kirchenwerken ersehen mag. Und dann Florian Gaßmann, der in seinen Streich-Trios oft die reinste und roheste Kirmeßmusik gibt, in seinen fugierten Quartetten hingegen als der gestrengste Magister auftritt, jeden leisen Anflug von Gemüt, Witz und Humor sofort mit gelehrtem Stirnrunzeln verscheuchend. Das Geniale bei Haydn und Mozart beruht nun aber gerade darin, daß sie diese Gegensätze von Ernst und Lustigkeit, von volkstümlichem Tanz- und Liedeston und gearbeiteter Kunst ineinander zu schmelzen und eben dadurch zu verklären wußten.

Ein ganz verwandtes Phänomen, wie es mir bei den beiden Eisenstadter Kapellmeistern Werner und Haydn vor Augen trat, zeigt sich übrigens in weit größerem kunsthistorischen Maßstabe, wenn wir die bald trocken gelehrte, bald volksmäßig „grobianische“ deutsche Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts mit jener Poesie des 18. vergleichen, welche gleichfalls danach rang, das Volksmäßige und Kunstmäßige endlich organisch zu verbinden, bis Goethe in seiner Frühperiode diesen Preis gewann und damit zugleich die höchste Weihe eines Klassikers.

Den interessantesten Bestandteil der Eisenstadter Sammlung bildet Haydns musikalischer Nachlaß. Er wurde unmittel-

bar nach des Meisters Tode vom damaligen Fürsten Esterhazy angekauft und von Wien hiehergebracht, wo er bis vor wenigen Jahren verschlossen und unbenützt liegen blieb. Da gelang es endlich dem trefflichen Wiener Musikhistoriker C. F. Pohl, dem Verfasser des Buches „Mozart und Haydn in London“, diesen Nachlaß untersuchen, ordnen und literarisch benützen zu dürfen. Früchte dieser Untersuchungen liegen bereits vor in dem eben erwähnten Buche, noch reicher werden sie zu Tage treten in der ersten umfassenden und kritischen Biographie Haydns, mit welcher Pohl eben beschäftigt ist, und die uns auch endlich einmal einen chronologischen Katalog der Haydnschen Werke bieten wird, und aus den Quellen geschöpftes Material statt der gangbaren oft genug mythischen Überlieferungen.

War es mir auch nicht vergönnt, Haydns Nachlaß in Eisenstadt gründlich zu prüfen, so bin ich doch einer der wenigen, die ihn gesehen haben und zwar in einer Weise, daß ich ein allgemeines Urteil über seinen Inhalt schöpfen konnte.

Der Nachlaß soll, wie man versichert, diejenigen Werke des Meisters enthalten, welche er selber bei seinem Tode besaß. Nun ist das zwar eine stattliche Masse von Notenbündeln; allein trotzdem würde dann Haydn an seinem Lebensabend lange nicht die Hälfte dessen sein eigen genannt haben, was er während mehr als fünfzig Jahren geschrieben und in die Welt geschickt hat. Die meisten der hier vorhandenen Werke gehören seiner letzten Periode an und der weitaus größere Teil wurde schon bei seinen Lebzeiten veröffentlicht. Nur selten begegnet man dabei der eigenen Hand des Komponisten; die meisten Manuskripte sind Abschriften eines Notenschreibers. Wer aber weiß, wie erbärmlich inkorrekt viele und oft bedeutende Werke Haydns gedruckt wurden und dann in weiteren Abdrücken mit einer immer wachsenden Schar von Fehlern sich erfüllten, dem werden solche alte Kopien aus dem Besitze des Meisters, und manchmal wenigstens durch seinen eigenhändigen Namenszug auf dem Titelblatte bestätigt, für die endliche Herstellung eines kritischen Textes doch nicht unwichtig erscheinen. Zeigte doch jüngst erst Franz Wüllner in der ersten korrekten und vollständigen Partiturausgabe der herrlichen Symphonie, welche Haydn bei seiner Doktorpromotion in Oxford auf-

führte, was durch Handschriftenvergleichung hier alles noch zu gewinnen und zu leisten sei.

Es versteckten sich aber auch wertvolle Inedita in Haydns Nachlaß. Jene reizende Symphonie in H (vom Jahre 1772), welche vor zwei Jahren als ein völlig unbekanntes Werk von Rieter-Biedermann in Winterthur in Partitur gestochen und von Wüllner vierhändig bearbeitet wurde, stammt aus dem Eisenstadter Archiv. Auch die Partitur, nach welcher Lachner die Wiederaufführung des verschollenen Oratoriums Tobias in München unternahm und H. M. Schletterer den Klavierauszug (Wolfenbüttel bei Holle) verfaßte, findet sich hier.

Neben diesen und weiteren neuerdings gehobenen Schätzen berühre ich einen anderen kleinen Schatz des Nachlasses, der noch seiner Hebung harrt und mir besonders in die Augen stach.

Man weiß, daß Haydn viele Kompositionen für das Bariton, das Lieblingsinstrument seines Fürsten, geschrieben hat. Diese Arbeiten sind, wie es scheint, niemals veröffentlicht worden und waren wohl auch ausdrücklich bloß für den Fürsten verfaßt. Reiche Kunstfreunde hielten damals noch etwas auf solchen Alleinbesitz. Nun fand ich in Eisenstadt eine Sammlung von Trios für Violine, Bariton und Violoncell, sehr elegant abgeschrieben, prächtig eingebunden und in einer besonderen Kapsel verwahrt; sie sind dem Fürsten gewidmet und tragen auf dem Titelblatte die Unterschrift von Haydns eigener Hand: di me Giuseppe Haydn. Es sind ausgesetzte Stimmen, die ich nur rasch durchblättern konnte; allein auch ohne Partitur sah ich doch, daß hier eine Anzahl anmutiger Streichtrios vorliegt, in jener freieren Form, welche man damals wohl auch „Serenade“ nannte, aus größeren und kleineren Sätzen zusammenfügt, die gewiß noch geeignet wären, in weitesten Kreisen die Freunde einer feinen Hausmusik zu erfreuen. Die Quartettgeiger, welche zu Beethovens Trios und zu Mozarts Divertimento greifen, wenn etwa der vierte Mann ausgeblieben ist, vermissen eine ähnliche Aushilfe aus Haydns Feder. Sie könnte ihnen hier geboten werden. Denn das Bariton, welches wir nicht mehr besitzen, ist in der Lage der Viola gehalten, und es bedürfte die Baritonstimme wohl nur einer Umschreibung in den Altschlüssel, um jene Trios auch für uns voll-

kommen spielbar zu machen. Aber nicht bloß wegen des dreistimmigen Satzes, sondern auch wegen der eigentümlich gebauten Form scheinen mir die Barytontrios eine selbständige Ergänzung zu Haydns Quartetten, Klaviertrios und Sonaten.

Auch ein Violinkonzert fiel mir in die Hände, welches wahrscheinlich noch unbekannt ist und näherer Prüfung sicher würdig wäre. Hat doch Haydns lange vergessenes Klavierkonzert in D sich neuerdings wieder viele Freunde erworben und ist mit Erfolg öffentlich vorgetragen worden. Die Violine lag aber Haydn technisch weit näher als das Klavier, und an klassischen Violinkonzerten haben wir wahrlich keinen Überfluß.

Zum Schlusse erwähne ich noch der italienischen Opernpartituren Haydns, welche uns aus dem Archive noch ein Stück Wegs über Eisenstadt hinaus führen sollen. Sie liegen in des Meisters eigener Handschrift vor, in jenen wohlbekannten kleinen, festen, eng gedrängten Noten, die in früheren und späteren Manuskripten immer wie mit derselben Feder, mit demselben Zuge geschrieben erscheinen, nur sehr selten durch eine Korrektur oder Abänderung unterbrochen. Diese italienischen Opern waren für die Bühne von Esterháza bestimmt. Dort — am Südostrande des Neusiedlersees — in öder Einsamkeit zwischen Sumpf und Wald, hatte Haydns fürstlicher Gönner in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein prunkvolles Schloß erbaut und (so liebte es jene Zeit) in abgelegener Einöde mit stolzen Alleen und Sommer- und Wintergärten umrahmt. Der berühmteste Schmuck von Esterháza aber war das Operntheater, wo besonders die italienische Oper gepflegt wurde. Man legt der Kaiserin Maria Theresia das Wort in den Mund: „Wenn ich eine gute Oper hören will, so gehe ich nach Esterháza."

Längst schon ist es stille geworden in Esterháza, die Kunstschätze sind ausgewandert, das Theater ist verschwunden, die alte Herrlichkeit des erkünstelten Prachtsitzes versank. Auch Haydns italienische Opern sind verschollen und großenteils verloren, selbst die in Eisenstadt geretteten Opernpartituren sind lückenhafte und nur eine Anzahl gedruckter Textbücher zeigt genauer, was früher vorhanden war und gibt Winke für die Chronologie von Haydns Werken. In Goldpapier geheftet erinnern uns diese Textbücher

an die vornehmen Gäste, welche vordem in Eisenstadt und Esterháza mit Kunstgenüssen fürstlich bewirtet wurden — und das italienische Hofopernwesen jener Zeit erinnert uns dann selber wieder oft genug an Goldpapier. Die Gegenwart hat an Haydns italienischen Opern gewiß nicht viel verloren; sie beurkunden, was der geschickte Mann im herkömmlichen Geschmacke der Zeit leicht und sicher machen, nicht, was er über die Zeit hinaus aus der Tiefe seines Genius schaffen konnte. Dennoch war die Schulung durch die italienische Oper für Haydn wie für Mozart notwendig; sie schmeidigte die Härte und Trockenheit der überlieferten deutschen Technik und führte beide Künstler zu jener Universalität des Schaffens, in welcher die Musik wie die Poesie unserer klassischen Periode die großen Kunstepochen anderer Völker überragt und nur mit dem gleich universalen Schaffen der großen italienischen Maler des 16. Jahrhunderts vergleichbar ist.

Bei Esterháza beginnt die magyarische Sprachgrenze und der Hanság=Sumpf: dieser Ort bildete also den äußersten Vorposten unseres ethnographischen wie nicht minder unseres musikalischen Leithawinkels. Man kann aber auch von einer musikalischen Leitha*linie* reden. Sie ist freilich keine Grenze, sondern eine topographische Basis für den Entwicklungsgang des Vaters der modernen absoluten Musik und seiner Schule. Der Leser kennt bereits die Orte, welche er verbinden muß, um diese Grundlinie zu erhalten, die der Musikhistoriker mit dem Auge des Kulturhistorikers betrachten möge: Hainburg, Rohrau, Eisenstadt, Esterháza. Aus Hainburg stammte die Familie des alten Matthias Haydn und war von da nach Rohrau gewandert, wo Joseph geboren wurde, der aber dann wiederum in Hainburg die ersten Lehrjahre seiner Kunst durcharbeitete; in Eisenstadt fand er die Stätte seiner eigensten und reichsten Entwicklung, und während wir hier die Fülle seines Schaffens bewundern, gemahnt uns Esterhaza, wie Haydn als Opernkomponist wohl auch seine Kraft verschwendet und doch nicht ganz fruchtlos verschwendet hat.

Der Leithawinkel ist eine Völkerscheide. Es sind aber drei durch ihren Volksgesang besonders ausgezeichnete Völker, welche

hier zusammenstoßen: die Deutschen, und zwar von dem so besonders sangesreichen bayrisch-österreichischen Stamm, die Magyaren und die Slawen, und zum Anhang dürfen wir obendrein auch noch die Zigeuner als Instrumentalisten erwähnen. Mozart aus den Salzburger Voralpen und Haydn aus dem Leithawinkel waren schon durch ihre Geburtsheimat vorbestimmt, die scholastisch versteifte Kunstmusik durch den frischen Volksliederton zu verjüngen. Gar mancher hat es bereits ausgesprochen, daß man aus gewissen Haydnschen Rondos die wild feurige Tanzmusik der Pußta herüberklingen höre, während Haydn anderseits in vielen seiner Menuette geradezu einen niederösterreichischen Ländler aufspielt. Die Sache geht aber noch tiefer. Haydns größte Originalität ruht vielleicht in seiner neuen, immer wieder überraschenden Rhythmik. Ich weiß keine Gegend auf deutschem Boden, wo das Ohr des Eingeborenen von Kindheit an und ganz von selber derart für rhythmische Kontraste sich schärfen könnte, wie in unserem Grenzwinkel zwischen Hainburg und Esterháza.

Von allen Punkten dieses deutschen und ungarischen Grenzlandes laufen nun aber die Hauptstraßen wie Radien zurück zum deutschen Zentrum der Gegend, nach Wien; und so vollendete auch Haydn seine Hainburger Lehrjahre bereits in Wien, verbrachte dann in seiner Eisenstadter Periode dort alljährlich mehrere Wintermonate und siedelte endlich im letzten Zeitraum seines Schaffens ganz nach der Kaiserstadt über, um endlich doch wieder in Eisenstadt sein Grab zu finden. Obgleich nun Eisenstadt zugleich auch der Ausgangspunkt der Schule Haydns, der Sammelplatz seiner älteren Schüler war, so spricht man doch nicht von einer Eisenstadter, sondern von einer Wiener Tonschule, denn in Wien fand die Schule aus dem Leithawinkel erst Ausbau und Vollendung und gewann neue Elemente durch Mozart und seinen Schülerkreis. Welchen Gegensatz bildet aber der örtliche Gang, welchen das Genie Mozarts genommen hat, zu dieser örtlichen Entwicklungsbahn Haydns! Mozart tritt schon als Kind in die große Welt und wir staunen, wie er im bewegten Reiseleben und oft genug von den widersprechendsten fremdartigen Eindrücken umrauscht, doch immer die rechte Sammlung in sich zu finden wußte und nie sich selbst verlor. Haydn kommt aus der

Einsamkeit; aber in dem einsamen Eisenstadt umgibt ihn neben der prächtigen Natur doch bereits eine Fülle künstlerischer Eindrücke und Genüsse, die ihn befähigten, später in Wien und London auch die große Welt naiven Sinnes zu verstehen und seiner Kunst zu erobern. Das geht bei ihm alles stetig und schrittweise auf zusammenhängender Bahn, nicht kühn und sprunghaft wie bei Mozart.

Und selbst das letzte Asyl Haydns, jenes kleine, nette Häuschen in einer stillen Seitenstraße der Mariahilf-Vorstadt zu Wien ist vor sechzig Jahren wohl eine Stätte fast ländlicher Einsamkeit gewesen hart neben dem Getümmel der großen Stadt. Wie Haydns Geburtshaus in Rohrau durch die Abgelegenheit des Ortes noch in der Grundform seiner alten Gestalt sich erhalten hat, so bietet auch des Künstlers Sterbehaus in Wien noch wesentlich dasselbe Bild, welches Reichardt schildert, als er den lebensmüden Greis besuchte. Die Straßenfront ist noch ganz echt und ursprünglich, nur daß uns eine kleine Gedenktafel und ein Schild mit der Aufschrift: „N. N. Lederwaren-Erzeuger“ derb genug in die Gegenwart versetzt. Noch sehen wir hinter dem Hofe das Gärtchen mit dem alten Gartenhause und betreten die jetzt freilich ganz leere und verödete Dachstube, in welcher die „Jahreszeiten“ komponiert wurden. Mitten in der Stadt konnte der Tondichter seinen Blick aus dem engen Fenster doch immer noch in Gottes freie Natur über die nächsten Gärten schweifen lassen. Die Gärten sind jetzt alle verbaut, nur der Garten vor Haydns Hause blieb erhalten. Die Wände des Stübchens sollen vordem über und über mit Noten beschrieben gewesen sein: ein späterer Besitzer ließ sie übertünchen, und als einzige Merkwürdigkeit zeigt man nur noch die Türschwelle, tief ausgeschnitten, angeblich von „Engländern“, welche sich durch lange Jahre hier Späne mitzunehmen pflegten, eingedenk des Weltruhmes, welchen sich der ehemalige Bewohner dieses einsamen Stübchens in ihrer Weltstadt London gewonnen hat. Jetzt kommen solche Engländer seltener.

Der bloße Geburtsort kann unter Umständen sehr gleichgültig sein für die spätere Entwicklung eines bedeutenden Mannes; aber das Land, in welchem er lebte, lernte und ar-

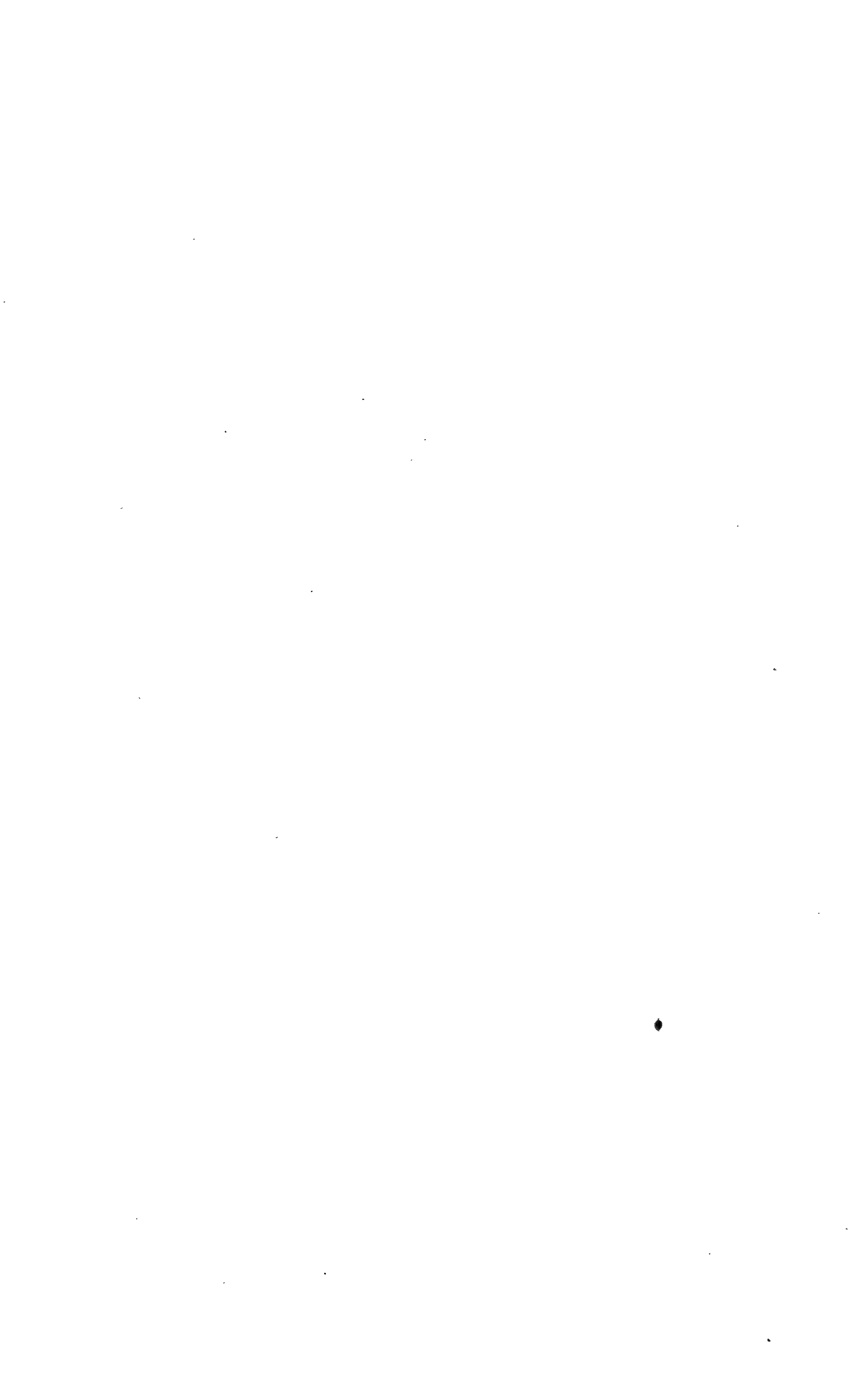
beitete, wird uns den Schlüssel zu vielen Geheimnissen seines Schaffens geben.

Noch mancher deutsche Landstrich ist zu durchwandern, um aus seinem volkstümlichen und kulturgeschichtlichen Charakter Tatsachen und leitende Gedanken für die Geschichte des Lebensganges unserer großen Männer zu gewinnen. Möchten andere sich dazu angeregt fühlen durch diese Skizze.

IX

Elsässische Kulturstudien

(1870)



Ich habe die schlechte Gewohnheit, am liebsten über Gegenstände zu schreiben, von welchen niemand etwas lesen mag, und über Stoffe zu reden, von welchen niemand hören will. Urkunde dessen sind die zwei Bände meiner „Freien Vorträge“, meiner „Kulturgeschichtlichen Charakterköpfe“, meine „Fünfzig Novellen“ und auch dieses „Wanderbuch“: trotzdem fand ich immer viele Leute, welche mich lasen oder mir gerne zuhörten. Vielleicht dauerten auch gerade darum meine Bücher etwas länger, weil sie nicht „tagesgemäß“ waren.

Zum Abschluß der dritten Auflage des vorliegenden Buches füge ich nun aber noch einen Aufsatz bei, der zur Zeit, da ich ihn schrieb, wirklich sehr tagesgemäß war. Dies geschah nämlich im September und Oktober 1870, und ich begann damals die Arbeit unmittelbar nach der Eroberung von Straßburg. Aller Augen waren auf das Elsaß gerichtet, dessen Art der Angliederung an Deutschland noch im Dunkeln lag, obgleich jeder Deutsche deren Notwendigkeit erkannte und forderte. Welch tagesgemäßer Stoff waren doch damals „Elsässische Kulturstudien“; allein ich ließ das vollendete Manuskript volle sechs Monate bis zum Frühjahr 1871 liegen, wo es in dem von mir redigierten Brockhausschen Historischen Taschenbuch zum Abdrucke kam. Der Reiz der Neuheit des Stoffes war inzwischen verloren gegangen; er ist es noch viel mehr heute nach einundzwanzig Jahren.

Trotzdem schien mir, als ich die längst von mir und anderen vergessene Arbeit wieder hervorzog, daß dieselbe eines gewissen dauernden Gehaltes nicht entbehre und eigentlich eine notwendige Ergänzung meines Wanderbuchs sei, wenn ihr auch nur eine Wanderfahrt im Geiste vorangegangen war, eine Wanderfahrt durch das Land, welches ich auch in der französischen Zeit schon betreten hatte, und durch die Geschichte seines Volkes, die mir auch schon früher nicht fremd geblieben war. Das Wanderbuch

gibt sich aber auch zugleich als zweiter Band von „Land und Leuten". Es sollte meine Methode der Erforschung des Zusammenhanges von Volk und Land darstellen und Illustrationen hiezu vorführen; dies geschieht fast auf jeder Seite des folgenden Aufsatzes, und so mögen die Worte, welche ich in großer Zeit niederschrieb, bekunden, daß auch die Siegestaten unserer Nation mich sofort zum Weiterarbeiten an dem Werke begeisterten, welches eine Hauptaufgabe meines Lebens war, zum Studium des deutschen Volkes nach den persönlichsten Einflüssen seines Landes und seiner Geschichte.

Im Herbste 1870 schrieb ich wie folgt:

Wie das Elsaß französisch ward, darüber hat man viel und gründlich geforscht und geschrieben. Minder eingehend hingegen wurde die Frage untersucht, wie es denn geschah, daß die Elsässer nahezu Franzosen geworden wären. Ich gebe hier einen kleinen historischen Beitrag zur Antwort auf diese Frage.

Die deutschen Waffen haben das Elsaß Deutschland zurückerobert. Es war keine leichte Arbeit. Nun hoffen wir das Land auch zu behalten, und da erwächst dann sofort die weitere Aufgabe, daß wir auch die Elsässer Deutschland zurückerobern — und das wird gleichfalls keine ganz leichte Arbeit sein. Es liegt nicht in meinem Plane, praktisch-politische Probleme der Gegenwart und Zukunft unmittelbar zu erörtern. Aber der Finger der Geschichte deutet auf die Zukunft. Und so machte sich's denn auch in diesem Aufsatze ganz von selbst, daß solche Fingerzeige hie und da zwischen den Zeilen zu sehen sind, ja etliche Male gerieten sie dem Verfasser sogar *in* die Zeilen.

I

Straßenland

Die Stadt Straßburg führt als Wappen einen silbernen Schild, welche von einer roten Straße schräg durchzogen wird. Nach der Sage wäre dieses Wappen ein redendes und spräche den zwiefachen Namen der Stadt aus: der Silberschild die „Silberstadt" Argentina und die rote Straße „Straßburg". Die rote

Straße wird aber auch die Blutstraße genannt und auf die Blutfährte gedeutet, welche die Kriegsheere in so vielen Jahrhunderten durch die Stadt gezogen haben.

Es ruht ein feiner Sinn in diesem Spiel mit dem gleichviel wie entstandenen Wappenbilde. Straßburg ist in der Tat eine Burg der Straßen wie wenig andere Städte, und ein Waffenplatz, zu welchem schon oft genug die Blutstraße großer Entscheidungskriege führte. Wie aber jenes Wappen Straßburg symbolisiert, so Straßburg das Elsaß. Das ganze Land ist ein Land der Straßen und war dazu seit alter Zeit ein Land der Kriegsstraßen, ein Kriegsland. Die Natur selbst hat ihm diese zwiefache Signatur aufgeprägt, deren zweite Hälfte für die Bewohner freilich eine mehr interessante als angenehme Mitgift sein dürfte.

Mit richtigem Blick erkannten die Franzosen seit zwei Jahrhunderten diesen Doppelcharakter des Elsässer Landes und suchten in ihm einen Schlüssel, den Sinn der deutschen Bevölkerung dem französischen Wesen zu gewinnen.

Man kann die ganze Rheinebene des linken Ufers, wie sie von Basel bis Mainz geradeaus nordwärts zwischen Fluß und Gebirg sich breitet, eine große Naturstraße nennen, und seit alter Zeit ziehen denn auch hier drei Straßen parallel nebeneinander: der Strom, die Uferstraße und die Straße am Bergsaume. Hiezu gesellt sich noch für das Elsaß (wenigstens von Basel bis Straßburg) ein Kanal und endlich die Eisenbahn, als fünf gleichlaufende Straßen von Süd nach Nord. So ist dem ganzen Elsaß sein Hauptweg gewiesen; es stellt die westlichste Verbindungslinie her zwischen Ober- und Mitteldeutschland. (Als Ethnograph bin ich so frei, auch die deutsche Schweiz zu Oberdeutschland zu rechnen.) Erst in zweiter Linie kommen dann die Straßen, welche vom Rheine durchs Gebirg westwärts nach Frankreich führen; nur zwei derselben (von Straßburg nach Nanzig und von Mülhausen nach Besançon) sind gleichfalls durch die Bodenform scharf und notwendig vorgezeichnet; und auch hier laufen auf engem Raume je dreierlei Wege nebeneinander: Landstraße, Eisenbahn und Kanal. Um aber diese Querstraßen durchs Gebirg den Straßen längs des Rheins gleichzustellen, mußte die Kunst das meiste tun, dort tat es die Natur.

Elsaß, das Straßenland, kehrt also von Haus aus sein Gesicht Deutschland, den Rücken Frankreich zu, und Elsaß, das Kriegsland, macht es folgerecht umgekehrt. Wollten nun die Franzosen, nachdem sie das Elsaß äußerlich an sich gerissen, gerade in dem Straßen- und Kriegslande den Schlüssel zur Umwandlung des deutschen Elsässers in einen „Rheinfranzosen" finden, so galt es einen geographischen Frontwechsel des ganzen Landes: dasselbe mußte kehrt machen — das Gesicht gegen Frankreich, den Rücken gegen Deutschland im friedlichen Verkehre, und anderseits den Rücken gegen Frankreich, das Gesicht gegen Deutschland im Kriege — zwei verschiedene Stellungen, die aber doch mit demselben Ruck hergestellt werden konnten.

Bevor ich diesen merkwürdigen Frontwechsel schildere, sei mir jedoch noch ein Fingerzeig auf eine andere Tatsache gestattet.

Das Elsaß ist nicht bloß Straßenland, sondern auch Grenzland an der Scheidelinie zweier grundverschiedener Nationen. Ein echter Elsässer vom alten Schlage würde gar sagen, es liegt zwischen zwei Nationen. Denn er nennt seine Nachbarn überm Rhein die „Dütschen", seine Nachbarn hinter den Vogesen die „Welschen", er selbst ist aber weder dütsch noch welsch, sondern bleibt für sich allein als Elsässer in der Mitte stehen. Diese Grenztheorie ist dann freilich auch weder politisch noch ethnographisch, sondern bloß elsässisch. Dazu weiß der Elsässer das Nützliche seiner Grenz- und Zwischenlage gar wohl zu schätzen, nur meint er, sein Land habe etwas zu viel Auslandsgrenze. Das ist richtig, und darum soll der Sache auch im nächsten Friedensschlusse abgeholfen werden. Ein deutsches Elsaß mit dem nötigen Stück Lothringen wird nur mehr die Hälfte seiner bisherigen Auslandsgrenze haben.

In einem Grenzlande, welches zugleich Straßenland, schmeidigt sich der Volkscharakter, es kreuzen sich die Nationalitäten, und dem genauen Forscher wird es zuletzt unmöglich, die Stammes- und Sprachgrenze auf der Karte als Linie zu zeichnen; denn eine verschwimmend abgetonte Fläche wäre genauer, gerade weil sie hinlänglich ungenau ist. Die Elsässer trösten sich schon lange mit dieser Tatsache als mit einem Naturgesetze, dem niemand trotzen kann. Sie sagen: „Zur alten Reichszeit war es freilich anders,

denn damals lag das Elsaß zwar auch schon an der großen Heerstraße, aber nicht an der großen Grenze. Erst durch die Zurückdrängung des deutschen Elements in Burgund und Lothringen, dann durch den Anfall dieser Provinzen an Frankreich wurde unser Land an den Rand gerückt, wahrlich nicht durch unsere Schuld." Seit das Elsaß nicht mehr wie vordem ein Land der deutschen Binnenstraße ist, wurde es Übergangsland, Zwischenland; kein Wunder, daß auch das Volk ein Mischvolk wurde und französisch denkt, während es deutsch spricht! Man spitzte derlei Gedanken theoretisch zu, und in diesem Sinne faßt Johann Friedrich Aufschlager in seiner „Landeskunde des Elsasses" (1825) die Aufgabe seiner Heimat folgendermaßen: „Von Schweizern, Deutschen, Niederländern (!) und Franzosen umringt, ist das Elsaß dazu bestimmt, den Verkehr mit allen diesen Völkern zu unterhalten und die mannigfaltigsten Güter der Natur, der Wissenschaft und Kunst zu empfangen und mitzuteilen." Das Elsaß wäre demnach so eine Art von Speditions- und Transitland der internationalen Kultur. Ähnlich hörte man bei den benachbarten Schweizern früher wohl die Ansicht, die Schweiz sei das große Gasthaus der Nationen. Und da ein Gastwirt wünscht, daß die Gäste nicht sowohl durchfahren, als einkehren und sitzen bleiben, so machte man seinerzeit diesen Gasthauscharakter auch als Argument gegen das schweizerische Eisenbahnnetz geltend.

Nach diesen Vorbemerkungen gilt es nun, näher zu untersuchen, wie die Franzosen den Charakter des Straßenlandes ausbeuteten, um das elsässische Volk, während es ein Träger des „internationalen Kulturtransites zu sein wähnte, zu festen Franzosen zu machen. Hiebei sind vorab drei Dinge zu unterscheiden: die Wasserstraßen, die Landstraßen und die Zollinien.

Im Mittelalter war das Elsaß im eminenten Sinne „Rheinland", Straßburg „Rheinstadt". Die Straßburger Schiffer rühmten sich, vor allen deutschen Städten zuerst den oberen Strom der Schiffahrt geöffnet und mit Wein und Getreide befahren zu haben. Sie waren durch Jahrhunderte die wichtigsten Förderer des elsässischen Handels. In einem einzigen Monat des Jahres 1351 zählte man bei hundert Kaufmannsschiffe, welche aus dem Straßburger

Hafen rheinabwärts segelten; zur Zeit der Frankfurter Messen und der Einsiedler Wallfahrten belebte sich der Fluß nicht bloß durch den Güterverkehr, sondern auch durch den Personentransport. Von allen Rheinstädten beherrschte Straßburg das weiteste Stromgebiet. Es sorgte planvoll für Fahrbarkeit und Sicherheit seiner langen Wasserstraße, und die Schiffer der Stadt zählten zu den bevorzugtesten Zunftgenossen, wovon der „Enckerzunft Artikelbuch" Zeugnis gibt, welches mit dem Jahre 1530 beginnt und — bezeichnend für den hereingebrochenen Wandel dieser Dinge — mit dem Jahre 1748 geschlossen wurde.

Dieser reiche, fröhliche Rheinverkehr verband aber vor allen Dingen das Elsaß und Mitteldeutschland, er zielte dann in zweiter Linie auf Burgund und Lothringen und namentlich auf die Schweiz. Basel und Straßburg werden in der Geschichte der Straßburger Rheinschiffahrt, welche einer besonderen Schrift würdig erschien (L. H. Nicolay, „De Argentinensium in Rheno navigatione", Straßburg 1760), überaus häufig zusammen genannt, und die Rheinfahrt des Züricher Breitopfs nach Straßburg im Jahre 1576 ist in unseren jüngsten Tagen oft genug zitiert worden, wo wir Deutsche uns gern erinnerten, wie sinnig einst die deutsche Schweizerstadt ihre bundesbrüderliche Hilfe der deutschen Stadt des Elsasses angezeigt hatte. In schneidendem Gegensatze dazu stand freilich, daß die Schweizerkantone — nur hundert Jahre später! — am 18. Oktober 1681 den Franzosenkönig Ludwig XIV. zu Ensisheim bewillkommneten, als er sich anschickte, in das eben so schmachvoll hinweggenommene Straßburg zu ziehen. Sie hatten's damals so eilig wie der schweizerische Bundesrat am 8. September 1870 mit der Anerkennung der neuen französischen Republik.

Am Rhein konzentrierte sich das deutsche Volkstum des Elsasses; in den Vogesen wurde es mannigfach angenagt und durchbrochen. Die Rheinebene war und ist rein deutsch; am Rhein berührt sich elsässische Mundart am innigsten mit den deutschen Nachbardialekten, wie Schweizerdeutsch bei Hüningen herüberstreift, Breisgauer Mundart bei Neubreisach wenigstens bruchstückweise über den Rhein reicht, und nördlich der Surmündung pfälzische und elsässische Redeweise sich zusammenwebt.

In den Vogesen dagegen liegen jene zerstreuten Dörfergruppen, in welchen das uralte keltisch-romanische Patois haften blieb, die „Bauernsprache", wie sie seltsamerweise wohl auch im Lande genannt wird. Da wo der hohe Hauptzug der Vogesen dem Rhein am nächsten tritt, bei Kolmar, ist auch das am weitesten nach Osten vorgeschobene Dorf, welches französisch spricht, La Baroche, und wo im Grenzwinkel von Mülhausen und Altkirch der Vogesencharakter der Landschaft überhaupt die rheinische Natur auf engsten Raum zurückdrängt, haben auch die modern französischen Sympathien am tiefsten Wurzel gefaßt. Rheinisch und Deutsch entspricht sich eben allerwege. Dies beiläufig und doch ist's eine Hauptsache.

Nun besaß aber der elsässische Rheinverkehr eine Eigentümlichkeit, die im ganzen weiteren Stromlaufe nicht wieder vorkommt: soweit ihm überhaupt irgendwelche größere Handelsbedeutung zukam, mündete dieser Verkehr in einen einzigen Hafen; elsässiche Schiffahrt und Straßburger Schiffahrt decken sich nahezu, und auch auf dem gegenüberliegenden Ufer war hier kein Hafen, der sich entfernt mit Straßburg messen konnte. Am Mittel- und Niederrheine ist dies ganz anders: da liegen große und kleine Hafenplätze hüben und drüben in raschem, buntem Wechsel und wetteifern miteinander seit alter Zeit. Der Straßburger Rheinhandel dagegen überwog schlechthin am ganzen Oberrhein bis Speier, ja bis Mainz. Die Landkarte erklärt diese Tatsache. Der Rhein von Hüningen bis Lauterburg ist noch immer ein Bergstrom, obgleich er durch die breite Ebene fließt; sein wechselndes Bett, sein weites Überschwemmungsgebiet lockte kaum ein Dorf, geschweige eine Stadt an den Uferrand. Nur bei Straßburg, wo sich neben der Illmündung das Hügelland gegen den Rhein vorschiebt, zeichnete die Natur die Straßenkreuzung und den Rheinübergang vor, und die Menschen machten dann auch den Hafen. Am ganzen Rheine hat nur Mainz eine gleich notwendige und gleich herrschende Lage. Und doch sind gerade diese beiden Städte durch die unselige „Rheinfrage" so tief unter ihre mittelaltrige Größe herabgesunken!

Beherrschte nun aber Straßburg allein sein weites oberrheinisches Ufergebiet, so folgte daraus dreierlei:

Erstlich. Die elsässische Rheinschiffahrt diente minder dem Lokalverkehr als dem großen Durchgangsverkehr; auch auf seinem Strome war das Elsaß Transitland. Es ist aber leichter, den großen konzentrierten Transit durch einen neuen politischen Mittelpunkt und veränderte Handelspolitik nach einer ganz anderen Himmelsgegend zu leiten, als den individuellen Lokalverkehr. Was darum den Franzosen am Oberrheine voll gelang, das würde ihnen zwischen Mainz und Köln nicht halbwegs gelungen sein, und hätten sie das dortige linke Ufer auch zweihundert Jahre besessen.

Zweitens. Wenn man das Gesicht Straßburgs unter der Hand vom Rheine abwandte, so konnte durch diese einzige Tatsache der wirtschaftliche Zusammenhang von ganz Elsaß und Deutschland einen Riß bekommen. Denn Straßburg hat nicht nur den herrschenden Hafen, es hat auch die herrschende Brücke des Oberrheins. Brücken kann man am Ende überall schlagen, aber nicht überall laufen die großen Naturstraßen zur Brücke wie bei Straßburg. Wenn darum Schöpflin und andere ältere Historiker behaupten, das keltische Argento-ratum (Königsburg) bedeute eine „Stadt an der Überfahrt", so haben sie zwar nicht richtig geforscht, aber doch, nach ihrer Auffassung der Stadt, sinnig geraten. Die Straßburger Brücke ist unter der französischen Herrschaft nicht verödet, denn sie förderte nach wie vor den großen Verkehr zwischen Deutschland und Paris. Aber sie verödete für den Lokalverkehr von Ufer zu Ufer. Und andere Brücken rheinaufwärts wurden gar nicht geschlagen. Man vergleiche hier die oberrheinische Strecke von Lauterburg bis Mainz mit jener von Lauterburg bis Basel. Der geographische Charakter beider ist nahe verwandt und die Entfremdung der Staaten wie des Volkes lähmte auch unterhalb Lauterburg gar lange den Verkehr beider Ufer, demnächst aber werden hier bereits fünf Eisenbahnen die Reisenden direkt über den Fluß führen, während der um die Hälfte längere elsässische Oberrhein entsprechend nur den Straßburger Übergang aufweisen kann. Nicht bloß die Verödung der Rheinstraße, auch die Verödung der Rheinübergänge entsprach der Verwelschung des Elsasses.

Drittens aber ward der Strom in dem Maße tauglicher

zum festen Grenzgraben, als er für den Verkehr bedeutungsloser wurde. War einmal die natürliche Straße aufgegeben, so kam die natürliche Grenze von selbst.

Dies alles benutzten die Franzosen vortrefflich, und die Weltlage kam ihnen dabei lange Zeit so gut zu statten, daß sie's fast unvermerkt benutzen konnten. Im 18. Jahrhundert bis zur Revolution ging und schlich der Rheinverkehr still seine Wege; er war durchaus noch nicht unbedeutend. Die alten Traditionen wirkten noch fort. Alle Zollschranken im Innern des Elsasses und am Rheine waren 1680 gefallen und nur an der Auslandsgrenze wurde noch ein mäßiger Zoll bezahlt; Straßburg erhielt noch mancherlei besondere Zollfreiheiten. Angesichts der viel ungünstigeren Verhältnisse in deutschen Landen war es darum kein Wunder, daß der elsässische Rhein noch geraume Zeit reiche Frachten trug. Allein Straßburg konnte trotzdem seine alte Machtstellung unter den Rheinstädten nicht dauernd behaupten, und die Straßburger Schiffer mußten in den Jahren 1681, 1749 und 1771 einen Teil ihrer früheren monopolistischen Vorrechte abtreten. Das *selbsttätige* Walten der großen Handelsstadt hörte auf; die eigennützig wohlwollende Bevormundung im Geiste des Colbertschen Systems tritt an dessen Stelle.

Während die Straßburger Schifferzunft in der deutschen Zeit das Fahrwasser ihres Stromgebietes jährlich zweimal hatte untersuchen und reinigen lassen, macht sich unter den Franzosen die strategische Ausbeutung des Ufers durch Festungen hüben und drüben und Forts auf den Inseln weit kräftiger bemerkbar, dann der Uferbau zum Landschutze und die Grenzregelung des Strombettes. Im 18. Jahrhundert suchte man sogar durch Faschinen den Rhein hinüber auf die deutsche Seite zu treiben, so daß viele Inseln französisch wurden. Zum besonderen Vorteil der französischen Rheinschiffahrt aber dürfte diese schleichende Annexion wohl schwerlich gereicht haben. Allein hundert Jahre nach Straßburgs Fall sehen wir auch schon deutsche Schriftsteller des Elsasses vertraut mit der Phrase, daß der Rhein „die natürliche Schutzwehr des Landes“ gegen Deutschland sei.

Der vollkommene Verfall des elsässischen Rheinverkehrs kam erst in neuerer Zeit, zunächst bedingt durch die Aufnahme der

vordem ausnahmsweise freier gestellten Provinz in das Zollsystem des französischen Reiches. Daher namentlich rasches Sinken seit 1815. Im Jahre 1812 waren noch über 52000 Ztr. zu Wasser in Straßburg ein- und über 221000 Ztr. ausgelaufen, im Jahre 1823 war diese Einfuhr auf etwas mehr als 12000, die Ausfuhr auf nicht ganz 44000 Ztr. gesunken. Die Illschiffer waren damals wichtiger geworden für den elsässer Wasserverkehr als die Rheinschiffer! Und das wichtigste, was man von den Nachkommen jener „Enckerzunft“ erzählen konnte, die im Mittelalter so stolz und selbständig in Straßburg gewaltet hatte, war, daß dieselben jetzt der französischen Armee die trefflichsten Pontonniers lieferten.

Jener alte Verkehr auf dem Flusse wird nun freilich in unserer Zeit nicht wiederkehren, auch wenn die alemannischen Stammesbrüder des rechten und linken Ufers politisch wieder geeinigt sein werden. Denn selbst das Dampfschiff kann auf dieser schwierigen Stromstrecke nicht mehr mit der Lokomotive wettarbeiten. Aber der Verkehr der Rheinlinie und der örtliche Gütertausch von Ufer zu Ufer muß und wird darum dennoch wachsen. Die magische Verbindungskraft des deutschesten Flusses ist nicht verloren, und Elsaß wird wieder rheinisches Land sein. Seit vielen Jahren befuhren keine Dampfschiffe mehr den Straßburger Rhein. Da wollte Ludwig Bonaparte wieder eine Dampfflottille von Straßburg rheinab gehen lassen, Kanonenboote, um unsere Rheinstädte zusammenzuschießen. Diese Rheinflotte ist aber (ähnlich der „Rheinarmee“) gar nicht in den Rhein, sondern bloß in die Ill gekommen, um hinterher bei Paris als Seineflotte wieder aufzutauchen. Unterdessen befahren aber wirklich wieder Dampfschiffe regelmäßig den Rhein zwischen Mannheim und Straßburg, friedliche Boote, um den unglücklichen Straßburgern Lebensmittel und Waren und Gäste zu bringen. Möge diese erneute Rheinfahrt ein gutes Zeichen sein, daß das wiedereroberte Elsaß sich uns als echtes Rheinland wieder verbinde!

Weit hervorstechendere Sorgfalt als auf den Fluß, der das Elsaß nach Deutschland zieht, wendete die alte französische Regierung auf die Landstraßen, welche die Provinz nach Frankreich ziehen sollten. Schon in den ersten Jahrzehnten des vorigen

Jahrhunderts rühmte man dort die ausgezeichneten königlichen Straßen. Ein anonymer Schilderer des Landes schreibt im Jahre 1734 von den neuen vorderelsässischen Heerstraßen: „sie sind so gut, daß es eine rechte Lust ist durchs Land zu reisen, inmaßen sie denen gepflasterten Heerstraßen der alten Römer nicht viel nachgeben und nicht nur in der Mitte erhöht und auf beiden Seiten etwas abhängig gebaut, sondern auch mit tiefen und breiten Gräben versehen sind, dahin sich alles Wasser verläuft." Es waren also schon förmliche Chausseen, wie man sie damals in Deutschland fast überall noch vergebens suchte. Auch die königlichen Postwagen verkehrten vor hundert Jahren im Elsaß weit zahlreicher und geregelter als drüben im Reiche, und daß man dies als eine auszeichnende Merkwürdigkeit ansah, bezeugt uns Billing, der es in seiner Geschichte und Beschreibung des Elsasses (1782) der Mühe wert hielt, die vollständigen Routen, Fahrpreise und Abfahrtszeiten gleichsam als ein historisches Moment mitzuteilen. Es mußte die Bewohner des „Straßenlandes" bestechen, daß der neue französische Herr den natürlichen Beruf ihrer Heimat so richtig erkannte und förderte.

Alle Wege führen aber nach Rom, das heißt in Frankreich nach Paris. Darum mußte der alte natürliche Hauptstraßenzug des Elsasses, welcher dem Rheine parallel von Süd gen Norden geht, allmählich hinter jene Querstraßen zurücktreten, die durchs Gebirg zur Metropole Frankreichs führen. Hier erstanden jetzt die kühnsten und kunstreichsten Straßenbauten; von älteren Reisenden wird ihrer mit Bewunderung gedacht. Seit Napoleons Zeit hat sich dann dieser Umschlag im Straßencharakter des Elsasses vollendet, und auch die modernen Eisenbahnen folgten demselben Zuge. Die Linie Basel-Weißenburg mag für den Landesverkehr von größter Wichtigkeit sein, aber Straßburg-Paris ist es für den Weltverkehr. Das alte Elsaß war ein rheinisch-deutsches Transitland gewesen, das neue wurde eine „Etappe" zwischen Deutschland und Frankreich.

Wie wunderbar half dabei den Franzosen die Gunst der Zeit! Mit dem Westfälischen Frieden, der Elsaß an Frankreich brachte, entwickelte sich gleichzeitig Paris zu einem europäischen Mittelpunkte der Industrie, des Gewerbes, des Luxus und der

Moden. Die deutschen Industrie- und Handelsstädte dagegen lagen elend danieder. Ein Jahr nach jenem Friedensschlusse trat Colbert in Mazarins Dienst, wo sich ihm der Weg öffnete, ganz Frankreich nachgehends wirtschaftlich und finanziell zu organisieren und — damals wenigstens zum Vorteile des Landes — handelspolitisch in sich abzuschließen. Was bot das Deutsche Reich angesichts einer solchen durchgreifenden und imponierenden Politik! Wie argwöhnisch freilich die neue zentralisierende Ordnung des wirtschaftlichen Lebens deutscherseits aufgefaßt wurde, dafür zeugt eine kleine Flugschrift aus dem Jahre 1697 unter dem Titel: „Muster der überklugen Frantzösischen Würthschafft, wie solche von denen Königl. Intendanten an einigen überwalthigten Orthen will eingeführt ... werden.“ Sie enthält, deutsch und französisch, lediglich den Abdruck einer Ordre an die „hohen Gerichtsherren“, worin denselben sechsundzwanzig Fragen über Gegenstände der politischen, sozialen und wirtschaftlichen Statistik ihres Bezirkes vorgelegt werden. Der Herausgeber sah in diesen Fragen — sie deuten auf Colberts frühere Instruktionen zurück — eine selbstredende Urkunde französischer Kniffe. Uns bekunden sie einfach den Fortschritt zur amtlichen Wirtschaftsstatistik, und wir würden uns freuen, wenn wir aus deutschen Landen nur auch recht viele gleichzeitige Proben solcher „überklugen Wirtschaft“ beibringen könnten. Nicht bloß durch Gewalt, auch durch wirtschaftspolitische Ordnung wurde das Gesicht der Elsässer gen Paris gewandt.

Allerdings sah dann die Ordnung mitunter auch der Gewalt verzweifelt ähnlich. Das friedliche Straßennetz, worin man die Elsässer fing, war zugleich ein Netz der Kriegsstraßen. In diesem Doppelsinne erbauten die Franzosen schon 1682 ein steinernes Denkmal der geographischen Frontumkehr des Elsasses — Vaubans Straßburger Festungswerke. Sie zeigen jenen Frontwechsel in mathematischen Linien. Die deutsche Reichsstadt hatte sich (nach dem Plane aus dem 15. Jahrhundert) in zwei Toren (dem Nikolaus- und Johannistor) unmittelbar dem Rheine und Deutschland geöffnet; das französische Straßburg dagegen kehrte seine festgeschlossene Zitadelle dem Rheine zu und ist bis auf diesen Tag die einzige Rheinstadt, welche dem Fluß den Rücken wendet

und mit dem Gesicht ins Land hineinsieht. Wer von der Kehler Brücke kommt, der muß erst um die halbe Stadt herumgehen, bis er Einlaß findet, wer von Paris kommt, der ist sogleich mitten in der Stadt. Wie die Zeitgenossen den Bau jener Zitadelle ansahen, welche die Stadt verkehrt hat, das ist in dem „Curiosen Staats-Gespräch eines Frantzosen und Holländers“ von 1684 in folgenden Worten ausgedrückt: „Der König hatte seine Parole gegeben, nichts wider die Freiheit dieser Stadt anzufangen, und gleichwohl bemächtigt er sich selbiger nicht allein mitten im Frieden, sondern läßt noch dazu eine Zitadelle da bauen, gleich als wenn das erste Verbrechen nicht groß genug wäre, sondern man müsse es noch denkwürdiger durch ein anderes machen.“

Es wird neuerdings öfters gesagt, Straßburg, in deutscher Hand, sei berufen, das oberrheinische Köln zu werden. Ein sehr treffendes Wort. Damit es aber nicht bloß ein Wort bleibe, müßte der Stadt vor allem die Schnürbrust der Vaubanschen Werke ausgezogen und die Festung nach moderner Art weiter hinausgerückt werden. Auf der Stätte der geschleiften Zitadelle aber müßte die Stadt sich auswachsen gegen den Rhein hin; denn solange sie nicht deutsche Rheinstadt wird, ist sie auch kein Köln. Das römische Argentoratum wandte sich (trotz Schöpflins entgegenstehender Ansicht) gleich dem französischen Strasbourg vom Rheine ab, beide blickten nach Gallien; das neue deutsche Straßburg wird sein Gesicht zum Rheine und gegen Deutschland kehren wie die stolze Reichsstadt des Mittelalters.

Die Franzosen befestigten sich im Elsaß nicht bloß durch die Landstraßen, sondern auch durch Kanäle. Bei diesen Kanalbauten sind aber zwei Perioden zu unterscheiden. Im 18. Jahrhundert kanalisierte man hier zu militärischen Zwecken. Vauban ließ den Breuschkanal graben für den Straßburger Festungsbau, den Kanal von Neubreisach für diese Feste, den Selzkanal zur Materialbeifuhr nach den Weißenburger Linien. Diese Kanäle, wie andere noch kleinere, dienten dann nachgehends auch dem friedlichen Lokalverkehr. Sie machten das Land im Innern regsamer und förderten jenen selbstgenügenden Partikularismus, in welchem sich der deutschgesinnte Elsässer vor der Revolution beruhigte.

Anders zu Napoleons I. Zeit. Damals war das Elsaß schon als gleichartiges Glied den übrigen Provinzen Frankreichs angereiht und gravitierte nicht mehr nach Deutschland wie im Mittelalter, noch in sich selbst wie stellenweise von 1648 bis 1789, sondern nach Frankreich. Dieses Frankreich aber verbindet Meere und Flüsse, Landschaften und Städte in einem so planvoll durchgebildeten Kanalsystem wie kein anderer Großstaat des Kontinents, und in dieses großartige System mußte auch das Elsaß unlösbar verflochten werden. Es geschah durch seine zwei Hauptkanäle — vom Rhein zur Rhone und vom Rhein zur Marne. Hier begegnet uns ein bezeichnendes Datum. Im Jahre der Besiegung Preußens, 1806, ließ Napoleon den Rhein-Rhonekanal beginnen, und aus dem Jahre der Besiegung Österreichs, 1809, stammt das erste Projekt zum Rhein-Marnekanal. Freilich ruhte das letztere dann wieder bis in die zwanziger Jahre und ward erst in noch viel späterer Zeit vollendet, und auch den Ausbau des Rhonekanals erlebte Napoleon nicht. Schon in der alten Königszeit (1755 und 1773) hatte man an diesen Kanal gedacht, und die Abschnitte seiner Erbauung und Benutzung werden durch seine drei Namen bezeichnet: zuerst nannte man ihn bonapartistisch den „Napoleonskanal", dann bourbonisch „Canal Monsieur" und zuletzt nach gar keinem großen Herrn „Rhein-Rhonekanal". Je nachdem man die Sache oder den Namen betrachtet, trägt dieser Kanal den nachdenkenden Elsässer daher recht in das Herz des französischen Staates, welcher Land und Volk so wunderbar zu zentralisieren verstand und doch seit nun bald einem Jahrhundert nicht zwanzig Jahre lang dieselbe Dynastie, ja auch nur dieselbe Staatform festhalten konnte. Doch das ist nur eine Kanalfahrt im Geiste. Bei der wirklichen Fahrt auf jenen beiden Kanälen aber wird der Elsässer wenigstens merken, wie klug die Franzosen dahin gearbeitet haben, das Gesicht des ganzen Elsasses umzukehren, indem sie die Straßen umkehrten. Rhone und Rhein — um Viktor Hugos Sprache zu reden — münden jetzt in die Seine. Hatte man doch schon bei der neuen Landeseinteilung des Jahres 1790 das elsässische Stück des Rheinlaufs wie einen abgeschlossenen französischen Fluß aufgefaßt, indem man das Oberelsaß den „Oberrhein", das untere, aller deutschen Geographie

zum Trotz, den „Niederrhein“ taufte. Nur durch die Präposition macht der Elsässer noch einen wunderlichen Unterschied. Hagenau liegt, elsässisch gesprochen, im Niederrhein, Düsseldorf am Niederrhein. Dieser oberrheinische Niederrhein wird nun hoffentlich auf der neuen deutschen Landkarte verschwinden.

Die zwei Kanäle, obgleich zum Rheine mündend, lenkten doch das Land vom Rheine ab, zugleich halfen sie aber auch die alte durch Natur und Geschichte so einheitliche Provinz Elsaß dezentralisieren, im Einklang mit den zwei neufranzösischen Departements. Mülhausen am Rhonekanal konnte jetzt als zweite volkswirtschaftliche Hauptstadt des Elsasses mit Straßburg in die Schranken treten. Dieses Mülhausen gilt für ganz besonders franzosenfreundlich, obgleich es, die jüngste Französin unter den elsässischen Städten, erst seit 1798 zu Frankreich gehört. Durch die Zölle, mit welchen der Franzose die Straßen sperrte, zwang er die widerstrebende Stadt in seine freie Republik, und durch die Wege, welche sich darauf den Mülhäuser Fabrikanten gen Westen öffneten, wurden sie nachgerade die besten Franzosen.

Bekanntlich war die Freie Stadt Mülhausen seit dem 16. Jahrhundert ein der schweizerischen Eidgenossenschaft „zugewandter Ort“ gewesen und hatte bis zur Revolution in freiem Verkehr gestanden mit dem umgrenzenden Elsaß. Durch eine Armee wurde Straßburg im September 1681 unblutig bezwungen; Mülhausen von 1792—98 durch bloße Zollwächter. Als im Jahre 1792 die Abgeordneten Mülhausens den Pariser Nationalkonvent um Beseitigung der neuen Zollschranken baten, mit denen die französische Republik den kleinen schweizerisch-deutschen Freistaat erstickend umstrickte, erwiderte man ihnen, sie möchten nur französisch werden, dann schwinde der Zoll von selbst. Und als sie dies nun 1798 notgedrungen und schweren Herzens wirklich wurden, rief der französische Bevollmächtigte Johann Ulrich Metzger bei der Übergabe prophetisch aus: „Ich sehe euere Stadt durch Handel, Gewerbe und Betriebsamkeit, durch Eröffnung von Kanälen, die bei euch durchgeleitet werden, zu einem der ansehnlichsten Orte anwachsen. Euere Kinder werden den Tag segnen, der euch an uns anschließt, denn er verheißt auch Nahrung und Sicherheit.“ Diese Prophezeiung

hat sich erfüllt — gottlob! — oder leider Gottes! Das mächtige moderne Aufblühen der Mülhauser Industrie datiert beiläufig vom Jahre 1800, während die ältere bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts zurückgeht. Die ersten großen Unternehmer trugen fast durchaus deutsche Namen, und die meisten dieser Firmen lauten auch heute noch deutsch. Manche derselben haben selbst Zweigunternehmen überm Rhein. Allein das Mülhauser Geschäft gravitierte nach Frankreich hinüber, wie es ja nicht anders sein konnte infolge der Zollgrenzen und der Straßen, die bei Mülhausen naturgemäßer noch zum Westen ziehen als bei Straßburg, und zum französischen Süden obendrein.

Und dabei war auch der Zeitpunkt der verspäteten Annexion äußerst günstig den französischen Sympathien. Die napoleonische Politik, todbringend für so vielerlei deutsche Betriebsamkeit, kam den Mülhauser Fabriken wie gerufen. Es galt zunächst die Konkurrenz der Schweiz zu besiegen, was durch die Spinnmaschinen (seit 1806) gelang. Als sich die Großindustrie Süddeutschlands nach langem Schlummer wieder reich und mächtig erhob, stand die oberelsässische Industrie längst fest und fertig. Kein Wunder, daß sich hier der Fabrikant ganz besonders Frankreich verpflichtet hielt, welches ihm den großen Vorsprung der Zeit geschafft. Französische Arbeiter und Pariser Geschäftsverbindungen kamen hinzu; Pariser Geschmack, Pariser Muster gaben der deutschen Industrie dieser Täler noch eine besondere Auszeichnung, und dieser Einfluß — mächtiger als er in Straßburg der Natur der Geschäfte nach sein konnte — erstreckte sich zudem nicht bloß auf die Stadt Mülhausen, sondern auf das ganze Industrieland, welches sich vor ihren Mauern (oder richtiger vor ihren Dampfschloten) weithin durch Gebirge und Ebene dehnt.

Es gibt mancherlei Gründe, weshalb das Oberelsaß so viel französischer geworden ist als das untere Land. Ich habe einige schon angeführt und werde andere später noch berühren. Die Elsässer Baumwollfabriken liefern die Hälfte des Bedarfs von ganz Frankreich. Das ist ein eroberndes Wort. Und so wurde denn namentlich der Oberelsässer handelspolitisch dem Franzosentum erobert, zuletzt mit Dampfeskraft und Dampfeseile, und

handelspolitisch müssen wir ihn auch wieder zurückerobern. Das kann aber gut geschehen; denn leichter und naturgemäßer führen die Wege aus den Vogesentälern zum Rhein und über den Rhein als über die Berge. Ein unverdächtiges Zeugnis hört man von den süddeutschen Fabrikanten. Sie wissen sehr wohl, daß mit dem Eintritte des Elsasses in unseren Zollverband ein gewaltiger Mitbewerber ihnen erwachsen wird, und manche meinen, die Annektierten mit ihrer größeren Kapitalkraft würden besser fahren als die Annektierenden mit ihren billigeren Arbeitskräften, und man möge deshalb den Mülhausern ihren Weg nach Paris nicht gar zu streng verschließen, sondern im Friedensvertrage durch Herabsetzung der französischen Einfuhrzölle auf Baumwollgarn und Gewebe noch ein kleines Pförtchen offen lassen, welches die älteren deutschen Fabrikanten dann auch mit benutzen könnten. Das dürfte wohl zu bedenken sein. Ja, man vernahm sogar vereinzelte süddeutsche Stimmen, welche geradezu abmahnten vom Wiedererwerb des Elsasses, und hinter den politischen Gründen steckte offenbar die Baumwolle.

Für uns liegt in alledem nur der Beweis, daß wir auch die Straßen und das Gesicht der Oberelsässer wieder nach Deutschland umkehren können.

II

Kriegsland

Das Elsaß ist durch Natur und Geschichte zur Kriegsbühne vorbestimmt wie kaum ein zweiter Landstrich Mitteleuropas. Man hat einseitig bald den Rhein, bald die Vogesen eine natürliche Grenzwehr genannt; richtiger wäre es, das ganze Elsaß samt dem Sundgau, Fluß, Ebene und Gebirgswall zusammen, als ein großes verschanztes Lager zu betrachten, um welches sich die Nachbarvölker seit Jahrhunderten gestritten, und dessen Besitz die dominierende Stärke nach rechts oder links entscheidet.

Was die Geschichte von alten Entscheidungsschlachten erzählt, die seit der Römer Zeiten im Elsaß geschlagen wurden, das ist dem Gedächtnisse des Volkes wohl längst entschwunden, aber der

Gedanke blieb doch immer selbst dem Elsässer Bauern in Sage und Wahrsagung lebendig, daß sein Land der Walplatz großer Völkerkämpfe gewesen sei und daß dereinst noch einmal die letzte Entscheidungschlacht auf seinen Fluren solle ausgefochten werden. Im Nordfelde bei Mülhausen und auch sonstwo im Elsaß sah man vordem das wilde Heer durch die Luft ziehen, an vergangenen Krieg erinnernd und kommenden verkündend; unter dem Lügenfelde bei Sennheim liegen die Heerscharen der gottlosen Söhne Ludwigs des Frommen gebannt und klirren Nachts mit den Waffen; aber auch Friedrich Rotbart sitzt dort unter dem Bibelstein, oder im Schlosse zu Kaisersberg bei Kolmar oder in der Burg von Hagenau, der Zukunft wartend. Wie man aber in Thüringen, nach Bechsteins Zeugnis, den Kaiser Napoleon vor Jahren Nachts auf dem Kyffhäuser sah, wo er den alten Barbarossa abgelöst hatte und an seiner Statt träumend am Steintische saß, so war auch dem französisch aufgeklärten Elsässer Bauer damals Napoleon nicht auf Sankt Helena gestorben, sondern nur durch ein englisches Lügenbulletin der Welt entrückt, um dereinst, als der wahre Barbarossa, wiederzukommen mit Mohren und Türken in erneuter Macht die Welt zu beherrschen.

In Luthers „Tischreden" heißt es: „Da sprach Magister Philippus Melanchthon: Es ist eine sehr alte Prophecey, daß der König von Frankreich für Straßburg soll geschlagen werden, und ist der Wahrheit ähnlich; denn diese Stadt liegt an der Gräntz und im ersten Anlauff, ist eine Vestung, dieselbige wird der Kayser und Frantzoß zum ersten angreifen, Andern zum Exempel." August Stöber in seinen „Sagen des Elsasses" (1852) berichtet, daß jene Weissagung auf eine große Entscheidungsschlacht bei Straßburg noch immer nicht ganz verklungen sei, in der benachbarten Pfalz sowohl wie im Elsaß. Viele Elsässer Sagen sind Kriegssagen — sogleich beim Einzug über die Weißenburger Linien begrüßt uns der liedergefeierte Lindenschmied kriegerisch — und wo die ältere Geschichte des Landes nicht etwa von Kunst und Wissenschaft handelt, da erzählt sie vom Kriege. Erinnert doch auch der Spitzname der Straßburger in seltsamem Spiele an das tragische Schicksal der Stadt, wie es ihrer Kriegs-

lage zwischen Deutschland und Frankreich entsprang. Die Straßburger heißen oder hießen die „Meisenlocker“. Als nämlich der französische König Heinrich II. im Jahre 1552 Metz, Tull und Verdun dem Deutschen Reiche weggenommen unter dem Vorwande, diese Städte gegen den Kaiser zu schützen, waren die Straßburger stutzig geworden, welche gleichfalls solchen „Schutz“ vom Könige erbeten hatten. Und da dieser nun vor ihrer Stadt lagerte und sich mit einem verdächtig starken Gefolge hineinbegeben wollte, schossen sie ihm, wie die Sage erzählt, eine Kugel ins Zelt aus ihrem altberühmten Geschütz, die „Meise“ genannt. Dieser unerwartete Willkomm lockte aber den König so wenig, daß er vielmehr umkehrte, und so blieb die Stadt vorerst noch vor dem Schicksal ihrer lothringischen Schwesterstädte bewahrt; die Straßburger aber hießen seitdem die Meisenlocker. Als im Jahre 1681 König Ludwig XIV. wiederum mit heuchlerischen Mienen nach Straßburg zog, verstanden die Bürger das „Locken“ nicht mehr, die Meise schwieg und wurde darum von den neuen Herren alsbald nach Breisach geführt und in eine königlich französische Kanone umgegossen.

Um die bösen Kinder zum Schlafe zu bringen, drohte der Elsässer zu verschiedenen Zeiten mit viererlei Kriegsschreck, entsprechend vier Blutperioden des Landes; sie sind: der Hunnenschreck, der Schinder- oder Armengeckenschreck, der Schwedenschreck und der Pandurenlärm. Die Hunnen und Schweden — Völkerwanderung und Dreißigjähriger Krieg — erklären sich von selbst; unter den Schindern sind jene französischen Söldnerhorden der Armagnaken (armen Gecken) gemeint, welche nach der Schlacht von Sankt Jakob (1444) plündernd und verwüstend das Elsaß durchzogen; der Pandurenlärm aber bezieht sich auf die Heimsuchung des Unterelsasses durch Trenck und seine Panduren im Jahre 1744. Dagegen scheint eine Schreckenszeit, viel grausiger als die kurze Pandurenhetze, der Franzosenschreck der neunziger Jahre, da die Jakobiner mit dem Fallbeil herrschten und gegen das Deutschtum des Volkes wüteten, in jenem Sinne nicht sprichwörtlich geworden zu sein. Mit einem Schrecken, auf den man stolz war, brachte man die kleinen Kinder nicht mehr zur Ruhe, sondern höchstens das deutsche Gewissen der großen Leute.

Alle diese Züge fordern zum Nachdenken auf. In der späteren deutschen Zeit, seit dem Ausgange des Mittelalters, fühlte sich der Elsässer mehr und mehr in unsicherem Lande, auf wankendem Boden. Die Erinnerung an vergangene Verwüstungskämpfe, welche die Kriegsbühne seiner Heimat mit Blut getränkt, der bange Schauer vor kommenden noch zermalmenderen Entscheidungstagen erfüllte lebhafter* die Einbildungskraft des Volkes und suchte seine Aussprache in alten Sagen und Prophetenworten. Mit der französischen Eroberung wurde es langsam anders. Der Franzose sagte dem Elsässer, daß nun alles fertig und abgemacht sei, ein unantastbarer Zustand hergestellt für ewige Zeiten. Die Würfel waren gefallen, wenn auch nicht in einer großen Schlacht mit Türken und Mohren, und von den Turkos wußte man noch nichts. Das Elsaß als Kriegsland aber wußte nun endgültig, wohin es gehörte: es war das große Bollwerk Frankreichs gegen Deutschland, und obgleich Bollwerke eigens gemacht sind, um angegriffen zu werden, so war doch die Eroberung dieses Bollwerkes mit Zerstörung und Frontumkehr einem französischen Kopfe zuletzt gar nicht mehr denkbar. Diese und ähnliche Ideen haben die Franzosen selbst dem letzten elsässischen Bauern langsam, aber fest einzuprägen gewußt, und wenn das Volk auch während der Revolutionskriege noch zweifelte, so gab doch das Kaiserreich, und sogar in seinem Sturze, die starke Bürgschaft, daß es also sein und bleiben müsse. Und dann vollends während der langen Friedenszeit seit 1815 lernte man den festgegründeten Zustand als den ganz notwendigen hinnehmen.

Die alten beunruhigenden Kriegssagen und Prophezeiungen verblaßten, und da sich das Volk durch sie doch immer wieder in seine deutsche Vergangenheit zurückträumte, so machte man sie wohl auch verblassen. Umso eifriger erzählte man ihm Sagen und Anekdoten ganz anderer Art in der Schule und Zeitung, im Buch und Kalender. Sie handelten von den siegreichen französischen Helden und Heerführern, die seit Vauban und Turenne bis auf Hoche und Desaix und Napoleon und seine Generale durch das Elsaß gezogen waren. Diese Kämpfer hatten dem Lande Ruhm und Ruhe gebracht und ihre Denkmale standen hier vor

aller Augen. Es liegt mir ein Büchlein vor als Probe weitverzweigter populärer Agitation, wie sie von den Franzosen seit Jahrzehnten im Elsaß geübt wurde. Dieses Büchlein führt den Titel „Recueil de légendes, chroniques et nouvelles Alsaciennes" und ist 1849 zu Mülhausen erschienen zum Vorteile des Asile-agricole in dem benachbarten Cernay. Es beginnt mit einer alten deutschen Sage des Elsasses, aus Grimms „Hausmärchen" ins Französische übersetzt, und bewegt sich dann eine Weile weiter in jener deutschen Sagenwelt, die beim elsässischen Volke so besonders reich blühte und so fest gewurzelt blieb, daß sie die Franzosen nicht austilgen konnten, wohl aber mitunter fälschten. Darauf folgten Kriegsgeschichten aus der Franzosenzeit zur Verherrlichung nationaler Helden und zuletzt eine wohl aus Wahrheit, Volkssage und Tendenzlüge zusammengewobene Geschichte, deren Held ein volkstümlicher Freischütze — franctireur — des Jahres 1814, welcher mit seiner Bande den alliierten Truppen in den Vogesen auflauerte. Dieser Mann — er schreibt sich, augenscheinlich als ein echter Nationalfranzose: Nikolaus Wolf — ist der Inbegriff von Tapferkeit, Vaterlandsliebe und großherzigem Pathos, sein Gegner, ein badischer Offizier, hingegen so feig, prahlerisch und gemein wie nur möglich. Stil und Gedankengang des Erzählers erscheinen als eine wahre Vorschule der französischen Zeitungsphrasen aus dem Sommer und Herbst 1870. Daß die Franzosen Deutschland jahrelang mit Krieg überzogen und ausgesogen hatten, war ganz in der Ordnung gewesen, aber daß die Verbündeten nun ihrerseits den ungebetenen Besuch auf dem geheiligten Boden Frankreichs zurückgaben, ein namenloser Frevel. So dachte Nikolaus Wolf: „Indigné de voir sa patrie livrée à la honte d'une invasion, il avait résolu de faire payer cher aux alliés l'affront que recevait la France" — u. s. w.

Der befehdete Boden, worauf man lebte, hatte sich im Gefühl des elsässischen Volkes zuletzt in den unangreifbaren Boden verwandelt. Und was ich hier an der Hand der Sage und Anekdote als Auffassung des bildungsarmen Mannes angedeutet, das läßt sich noch viel bestimmter an der Hand der Geschichte und im besonnen klaren Urteile der Gebildeten verfolgen.

Die neuere Geschichte des Elsasses gliedert sich alsdann, im Hinblick auf das Land als Kriegsbühne, in drei Perioden. In der ersten wurde das Land geplagt vom Kriege, in der zweiten blieb es verschont vom Kriege, und in der dritten profitierte es vom Kriege. Eine sehr behagliche Klimax, die zugleich der steigenden Französierung entspricht; im Sommer 1870 ist aber die Klimax abgebrochen worden.

Ich erstrecke die erste dieser Perioden vom Beginn des Dreißigjährigen Krieges bis zum Jahre der Besitznahme Straßburgs (1681). Es war eine Zeit der Gefahr, des Schreckens und der Unruhe; die Prophezeiung von der großen Schlacht schien sich mehr als einmal erfüllen zu wollen. Die Straßburger wußten bis zuletzt nicht, wohin sie sich wenden sollten; im Jahre 1661 löste die Freie Reichsstadt Kanonenschüsse bei der Geburt des Dauphin, und im Jahre 1667 bei der Geburt des kaiserlichen Erbprinzen; seit dem letzten September 1681 aber kanonierte sie gar nicht mehr. Schöpflin in seiner „Alsatia illustrata“ schließt zwar die Periode der Unruhe schon mit dem Westfälischen Frieden, der eben Elsaß an Frankreich brachte: „ab hoc demum tempore firmus certusque perstitit Alsatiae status.“ Allein das Bewußtsein der Festigkeit und Sicherheit wird weder in der gleichzeitigen Literatur so unbedingt ausgesprochen, noch darf man die Erschütterungen des holländischen Krieges von 1672—79 übersehen, die sich im Elsaß stark genug bemerklich machten. Sehr richtig bemerkt der elsässische Geschichtschreiber Strobel, daß gerade durch den Westfälischen Frieden ein Zustand für das Elsaß geschaffen wurde, der, statt Frieden zu bringen, nur so lange denkbar war, als Deutschland und Frankreich ohnehin im Frieden lebten. So kam denn auch bald genug der Krieg wieder ins Land. Dagegen war Frankreichs Gewaltherrschaft durch die Wegnahme von Straßburg besiegelt, und nun begann die elsässische Friedensperiode. Friede zu haben, wenn überall Friede herrscht, das ist nichts Besonderes; aber im Frieden zu sitzen, wenn ringsum der Krieg tobt, das ist beneidenswert. Und dieses Glück schmeckten die französischen Elsässer zum ersten Male in Ludwigs schmachvollstem Raubkriege gegen Deutschland, im Orleansschen Kriege von 1689—97. „Während dieses Krieges,“

so schreibt Aufschlager sehr charakteristisch, „lernten die Elsässer und namentlich die Straßburger einsehen, wie viel sie durch ihre Vereinigung mit Frankreich gewonnen hatten. Die Provinz blieb unversehrt, indes die benachbarten Länder Deutschlands alle Lasten und Leiden des Krieges tragen mußten.“ Ja, wie zum Trumpfe wurde Straßburg in denselben Tagen durch Bauwerke verschönert, wo man drüben die Pfalz verbrannte und das Heidelberger Schloß in die Luft sprengte. Es ist eine französierende Tendenz späterer elsässischer Geschichtsauffassung, den gefesteten friedenssicheren Zustand des Elsasses möglichst hoch hinaufzurücken, so daß er mit der vollständigen französischen Besitznahme zusammenfällt, wie sie sich 1681 vollendete.

Allein deutschgesinnte Männer, und darunter wohl auch genug Elsässer, hatten im Wendepunkte des 17. und 18. Jahrhunderts doch noch ganz andere Gedanken. Sie finden sich in den Geschichtsbüchern minder scharf ausgesprochen als in den Flugschriften und Pamphleten, welche damals, in solidem Quartformat gedruckt, aber fast immer ohne Autornamen und Druckort, die Stelle des modernen Leitartikels ausfüllten. Ich habe eine ziemliche Anzahl solcher Schriften gefunden, welche tapfer ins Feld ziehen gegen die französische Vergewaltigung von Elsaß und Lothringen und mehrerenteils vor und nach der Wegnahme Straßburgs oder während des Orleansschen Krieges erschienen sind, dann aber auch in den Siegestagen Eugens und Marlboroughs (1704—1709), wo endlich das Strafgericht über Frankreich gekommen schien. Einige Titel- und Gedankenproben seien dem Leser zum Versuche dargeboten:

„Der abgezogene Frantzösische Staats-Rock und deutsche Schutzmantel“ (1675). Hier wird die Gewalttätigkeit Frankreichs und die Ohnmacht des Reiches in vielen sehr scharfen Zügen gemalt, die Deutschen werden zur Einigkeit aufgefordert. Denn schon „durch die gar zu leichte Überkommung des Elsasses werden die Franzosen versucht sein, den Fuchspelz von 1648 demnächst in einen Wolfsbalg zu verkehren“. — Auch in einem „zeitvertreibenden Diskurs von den französischen Niederlagen“ (Schlacht von Saßbach u. s. w.) unter dem Titel: „Die Federn stieben, der Hahn mauset sich,“ wird zur Einigung der Deutschen ermahnt,

damit der deutsche Adler dem gallischen Hahn noch weiter die Federn rupfen könne. Die Natur dieses Hahnes ist mit gutem Witz gezeichnet in der Schrift: „Das Frantzösische Traplier-Spiel“, wo wir die Staaten und Diplomaten Europas am Spieltisch mit dem Franzosen sehen, der sie fast allesamt überlistet. Zuletzt erforscht der Franzose sein Gewissen und redet mit sich selbst: „Mein Spiel ist zwar nicht recht, allein punctum honoris gehet für alles; entweder Kaiser sein oder nichts, und darum werde ich desparat spielen.“ — Der „Französische Apologist“, eine Flugschrift von 1674, sagt unter anderem: „Es ist Frankreichs gewöhnlicher Gebrauch, daß es seine Freunde, wie der Schnitter die Garbe, mit der einen Hand zusammendrückt und mit der anderen abschneidet.“ — Der „Gründliche Bericht von dem jetzigen jämmerlichen Zustande der Cron Frankreich“ (1689) versichert: „Die neuerworbenen Untertanen sind recht wie Löwen und Wölfe, sie knirschen mit den Zähnen und sind allezeit parat, sobald sie ihre Zeit ersehen, um sich zu beißen. Die Franzosenherrschaft ist ihnen ein Greuel.“ — Zum Lesen in gegenwärtigem Augenblick reizt besonders ein Schriftchen: „Vorschläge wie der Frantzose aus dem Elsaß und aus dem gantzen Römischen Reiche gantz und gar ausgerottet werden kann,“ vom Jahre 1705. Unter den weitgreifenden Vorschlägen steht obenan, daß sich die Alliierten, welche damals das Unterelsaß teilweise genommen hatten, des ganzen Elsasses bemächtigen müßten, als des steten Schlupf- und Ausfallwinkels der Franzosen. Von Straßburg heißt es damals noch: „Die Bürger sind dem römischen Reiche gewogen und würden lieber unter dieser Freiheit als unter der Franzosen schwerem Joche stehen.“ — Den im Jahre 1870 gerichteten schändlichen Satz, daß man Krieg nach außen anfangen müsse, um die Revolution im Innern zu beschwören, finde ich schon in einer Schrift von 1688 den Franzosen zugeschoben; sie heißt: „Politische Gedanken über die Praetentiones von Frankreich.“ Der Verfasser sagt: „Vor allen Dingen sind die Franzosen in immerwährendem Krieg, um das Feuer ihrer Jugend gegen die Benachbarten auszustoßen“ u. s. w. — Andere Broschüren suchen durch staatsrechtliche und rechtsgeschichtliche Beweise die Anmaßungen der Franzosen zu wiederlegen, so: „Nullitas iniquitas-

que reunionis Alsatiacae“ (1708); „Libertas Argentoratensium stylo Rysvicensi non expuncta“ (1707). Besonders zahlreich sind jene weitgreifenden Schriften, welche die alte Streitfrage erörtern, ob Karl der Große ein französischer König in Deutschland oder ein deutscher in Frankreich gewesen sei. Denn auch aus dieser Frage schlug man Kapital für oder wider den deutschen Länderraub der Franzosen, namentlich in Bezug auf Lothringen. Hieher gehören Büchlein, deren Titel schon klar genug sprechen, wie: „Christianissimus christianizandus, ou le moyen de réduire la France à un estat plus chrestien“ (1678); „Francopolitae wahrer Bericht von dem alten Königreich Lothringen und klarer Beweis, daß die französischen von den karolingischen fränkischen Königen anmaßlich hergeleiteten Sprüche .... nichtig und unrichtig seien“ (1682) und viele ähnliche.

Es weht ein frischer, patriotischer Geist in diesen oft hölzern genug geschriebenen Broschüren: man glaubte damals noch keineswegs überall, daß der Streit ums Elsaß schon endgültig entschieden sei. Aber als im Rastatter Frieden alle Hoffnungen abermals getäuscht worden waren, beruhigten sich die Elsässer völlig in dem Gedanken, daß ihr Land zwar dem Fremdling dienstbar, dafür aber eine kriegssichere Freistatt geworden sei statt einer Kriegsbühne. Und das Elsaß hat nachher in der Tat bis zum Jahre 1793 keinen Krieg gesehen, mit einziger Ausnahme eben jenes Pandurenlärms im österreichischen Erbfolgekriege. Die schlimme Episode währte aber nicht zwei Monate; sie erschien nur wie ein kurzes Donnerwetter, welches uns den blauen Himmel gleich darauf um so voller empfinden läßt.

So waren also die Elsässer in der deutschen Zeit vom Kriege geplagt, in der alten französischen vom Kriege verschont worden, und zwar umsomehr verschont, je länger sie Frankreich angehörten. Etwas zusammengesetzter ist die Natur der dritten Periode — seit der großen Revolution. Ich möchte sagen, es war die Zeit, wo die Elsässer vollends gar die dämonischen materiellen Vorteile des Krieges kennen, den ideellen Kriegsruhm in einzelnen ihrer eigenen Söhne feiern lernten, ja selber aus einem Friedensvolke ein soldatisches Volk wurden, während sie doch wiederum die Kriegsnot nur vorübergehend am eigenen

Leibe spürten, auch darin wieder augenfällig begünstigt vor ihren deutschen Stammesbrüdern überm Rheine.

Da die erste Hälfte dieser Periode am tiefsten auf die Volksstimmung der Gegenwart einwirkte, will ich sie etwas genauer darstellen.

Noch kurz vor dem Ausbruche der Revolution (1782) schreibt ein guter einheimischer Kenner von Land und Leuten: „Die Talleute in allen Gegenden des Elsasses sind fast durchweg eigensinnig, auf ihre alten deutschen Freiheiten erhitzt und mißtrauisch gegen Fremde; hingegen wohltätig, getreu und offenherzig gegeneinander, nur vor dem Soldatenstande haben sie eine starke Abneigung." Wie gründlich hat sich das geändert! Und merkwürdig genug hat der Elsäßer die Erhitzung für seine alten deutschen Freiheiten und die Abneigung gegen Fremde und gegen den Soldatenstand fast gleichzeitig und im engen Zusammenhange abgelegt.

Als im Jahre 1793 die Österreicher siegreich ins Unterelsaß drangen und bis vor Straßburg kamen, wurde freilich der mauerfeste Glaube an die unantastbaren Grenzen Frankreichs und die Immunität des Elsasses von Kriegsnöten etwas wankend. Schon bei der ersten Nachricht vom Fall der Weißenburger Linien gerieten die Straßburger in gewaltige Bestürzung, und man glaubte lieber die übertriebensten Gerüchte von völliger Niederlage der Franzosen, als die beruhigende Gegenbotschaft, welche nur von geordnetem Rückzuge erzählte. (Umso schwerer kam es dann umgekehrt die Straßburger 1870 an, die Siegeslügen der Franzosen nicht zu glauben.) Eine Belagerung gewärtigte man damals sofort und mit Schrecken. Als die Österreicher in Hagenau einrückten, wurden sie mit Jubel empfangen. Die Bewohner vieler katholischer Dörfer des Unterelsasses zogen ihnen mit weißen Fahnen als Befreiern entgegen, als Befreiern doch wohl zunächst von der Herrschaft des Pariser revolutionären Atheismus, während bekanntlich umgekehrt gerade katholische Dörfer des Unterelsasses im Sommer 1870 ganz besonders von den Pfaffen verhetzt waren gegen die deutschen Sieger, welche sie vermeintlich in die Bande der Ketzerei schlagen würden!

Aber die Strafe für den Zweifel an Frankreichs endlichem

Siege und für die deutschen Sympathien folgte 1793 auf dem Fuße. Nachdem die Österreicher bald wieder zurückweichen mußten, wanderten an 50000 Menschen aus der Gegend von Hagenau aus, in nur allzu begründeter Furcht vor der Rache der französischen Revolutionstribunale. Die „heilige Propaganda" zu Straßburg machte den Elsäßern begreiflich, daß deutsch gesinnt gleichbedeutend sei mit aristokratischer, pfäffischer, antirepublikanischer Gesinnung, und aus einer Verteidigung der selbständigen Straßburger Jakobiner (in der Zeitschrift „Argos") ersehen wir, daß man auch deutsch und „erzwungen", erkünstelt, als Synonyme gebrauchte, während das Naturgemäße immer französisch war. Der Straßburger Maire Monet wies in einer Volksrede nach (21. Floréal II), daß der Hauptgrund für den Erfolg, den die Feinde der Republik im Elsaß gehabt, in dem germanisme der Bevölkerung zu suchen sei, bei welcher noch vor kurzem „Franzos" oder „Welscher" als ein Schimpfwort gegolten habe. Nur durch Ausrottung deutscher Sprache und Sitte könne man eine ewige Scheidewand zwischen der Freiheit und Sklaverei errichten und das Elsaß völlig mit der Republik verschmelzen. Darum sollte man die von deutschgesinnten Bürgern verlassenen Güter bei Weißenburg und Hagenau an die Familien verdienter französischer Soldaten verteilen, verdienten Elsässern dagegen Grundstücke im Innern Frankreichs anweisen: dann erst würde die Grenze des rechten und linken Rheinufers eine unzerstörbare Volksgrenze werden und die „germanische Barbarei" im Elsaß verschwinden.

Der rasch vorübergegangene Einfall der Österreicher vermochte also den Glauben durchaus nicht zu brechen, daß allein unter dem Banner Frankreichs eine Assekuranz gegen die Rückkehr der alten Kriegsdrangsale gegeben sei. Im Gegenteil. Dem mißlungenen Versuche des Feindes und dem wankenden Glauben der Hagenauer war die Strafe auf dem Fuße gefolgt. Von außen drohte der kleine Schrecken, aber wer sich vor ihm fürchtete, der verfiel dem großen Schrecken im Innern. Die „eine und unteilbare Republik" wurde nun zum ehernen Dogma, welches sich unter dem Kaisertume noch befestigte. Nicht bloß Frankreich hatte gesiegt, auch seine Staatsform; Republik und Cäsarismus besiegten die Welt; nicht bloß in dem Territorialverbande mit Frankreich,

auch in der Form des französischen Staatslebens schien die Unnahbarkeit des Grenzlandes verbürgt. Und was diese damals in der Tat mit gewaltiger Lebenskraft erfüllte Form geleistet hatte, das glaubte man später auch von der nachgemachten toten Form wieder hoffen zu dürfen, ein Wahn, der sich heute schon so furchtbar gerächt hat und doch noch immer den Sinn der Franzosen bestrickt und des deutschen Elsässers obendrein. Der letztere verlernte dabei ganz die Begriffe „Staat“ und „Nation“ zu unterscheiden und verlor alles Verständnis für deutsches politisches Leben. Er sah nur noch die äußere Ohnmacht der deutschen Zustände, den innerlich arbeitenden politischen Geist des Volkes ahnte er nicht, und die deutschen Flüchtlinge, welche jahrelang in Straßburg weilten, werden ihm denselben schwerlich enthüllt haben.

Die Zeit Napoleons I. war in vielem Betracht sehr günstig für das Elsaß. Schon unter dem Direktorium konnte der Elsässer mit übereinandergeschlagenen Armen zusehen, wie der Krieg bei den Nachbarn jenseits des Rheines wütete, während sein Heimatboden verschont blieb. Die alte Kriegsbühne war jetzt Zuschauerbühne geworden. Das empfanden die Straßburger wohl niemals stolzer und befriedigter als in den letzten Septembertagen 1805 (der September ist ein merkwürdiger Monat für Straßburg), wo Napoleon mit Josephine in der Stadt verweilte, umgeben von seinen Feldherren und dem glänzendsten Hofstaate, indes die große Armee von Boulogne bereits durch die Pfalz und das Elsaß nach Deutschland marschiert war. Napoleon ging dem Siegestage von Austerlitz entgegen. Josephine hielt während des Winters Hof in Straßburg, bis der Kaiser am 22. Januar 1806 als Triumphator zurückkehrte. Die „Porte d'Austerlitz“ (heute wieder das alte „Metzgertor“) empfängt darum bedeutsam den aus Deutschland kommenden Reisenden, während sich auf der von Deutschland abgekehrten Südwestseite das „Nationaltor“ öffnet. Als Napoleon zum zweiten Male in Straßburg erschien, am 15. April 1809, da galt es einem neuen Feldzuge zur Beugung Österreichs, und ein Jahr später hielt Marie Luise, die österreichische Kaisertochter, als Gemahlin des französischen Eroberers ihren festlichen Einzug in Straßburg. So

wurden die denkwürdigsten Tage der Stadt in jener staatenzertrümmernden Zeit vielmehr Tage des Glanzes, leuchtende Erinnerungstage weltgeschichtlicher Ereignisse für Kind und Kindeskind. Eine Periode, welche für die deutschen Brüder am anderen Ufer zerstörende Kriegszeit gewesen ist, war für die Elsäßer eine Zeit des Friedens, des besonderen Aufblühens von Landbau und Industrie. Ja der Krieg selber brachte diesen sicheren Grenzstrichen ganz neue Formen gewinnreichen Verkehrs. Die Truppenmassen, welche über die Grenze zogen, erhielten hier den höheren Kriegssold, verzehrten viel und zahlten bar, Armeedepots wurden gebildet, Lieferanten fanden hier den vorteilhaftesten Ort, und der kriegerische Hofstaat Napoleonischer Marschälle und Generale wog im Verbrauchen oft einen fürstlichen Hofhalt auf. Ähnlich ging es, beiläufig bemerkt, auch in Mainz, und die Mainzer haben wenigstens diese schöne Seite der französischen Zeit lange nicht vergessen. Die Straßburger aber hatten obendrein das gleiche Glück und gleiche Vorteile schon einmal hundert Jahre früher vorgekostet, während des Orleansschen Krieges. Da mochte man wohl auch eine Fortsetzung in aller Zukunft erwarten.

Freilich kam statt ihrer zunächst die Kehrseite in den Jahren 1814 und 1815. Aber auch damals fügte es sich, daß die Kriegsnot, welche das Elsaß traf, nur wie eine Episode erschien. Der Hauptstoß gegen Frankreich wurde nicht hier im Südosten geführt, die oft prophezeite Entscheidungsschlacht nicht bei Straßburg geschlagen. Die beiden Belagerungen der Stadt in jenen zwei Kriegsjahren konnten den festen Platz nicht gewinnen, der von nun an umsomehr auf seine Jungfräulichkeit pochte; und als fremder Einfluß beim Friedensschlusse die Heimkehr des Elsasses zu Deutschland vereitelte, berief man sich zu Gunsten Frankreichs geradezu auf das unbesiegte Straßburg. Ursache genug, daß wir's 1870 ernstlicher mit der Belagerung nahmen. Zwar wurden im zweiten Pariser Frieden die Kantone Landau, Dahn, Bergzabern, Kandel von Frankreich abgelöst und die französische Grenze von der Queichlinie zur Lauterlinie zurückgedrängt. Allein diese Rückgabe geraubten Gutes war zu klein, um den Aberglauben an die „heiligen Grenzen“ Frankreichs und an die unbedingte Kriegssicherheit seines elsässischen Grenzwalles zu brechen,

und doch groß genug, um den Groll gegen Deutschland und den Anspruch auf Wiedererwerb derart lebendig zu erhalten, daß ein besonnener Gelehrter wie Ernst Renan (in seinem offenen Briefwechsel mit Strauß) selbst nach der Schlacht von Sedan Landau noch als ein Besitztum bezeichnen konnte, welches ein allgemeiner Friedenskongreß Frankreich zurückgeben müsse, um unverrückbare Grenzen und stete Freundschaft zwischen den beiden großen Nachbarn herzustellen!

Zweimal war Frankreich hart daran, das Elsaß zu verlieren: 1709 und 1815, und beidemal wurde ihm wie durch ein vom Himmel gefallenes Glück die kostbare Provinz doch noch gerettet. Die Schlacht von Malplaquet hatte im erstgenannten Jahre Ludwig XIV. so weit gebracht, daß er selbst das früher von Holland vergebens geforderte Elsaß als Friedensopfer darbot. Allein unversehens wandte sich in der letzten Stunde das Blatt durch eine Kette von Glücksfällen, unter welchen der Sturz des Herzogs von Marlborough am meisten betont zu werden pflegt. Wir haben uns wohl manchmal an der Intrige ergötzt, wie sie Scribe im „Glas Wasser" geistreich heiter im französischen Sinne darstellt, ohne uns zu erinnern, daß dieses Glas Wasser auch über das Schicksal unseres Elsasses mit entschieden hat. Das andere Mal — im Jahr 1815 — war es statt einer Intrige von Hofherren und Hofdamen eine Intrige der Diplomatie, welche ebenso unerwartet das schon fast verlorene Elsaß den Franzosen wieder in den Schoß warf. Sie bietet zu keinem Lustspiele Stoff. Aber es ist ein Wunder, daß die Elsässer an den französischen Glücksstern glaubten und immer noch glauben?

Das alte Elsaß, das Land der Kriegsnot, wurde unter den Franzosen vielmehr ein Land des Kriegsglücks, es kam aus der Kriegsgefahr in Kriegssicherheit. Die Franzosen dürfen einfallen in fremdes Land, aber kein Fremder darf einfallen in Frankreich; das wäre völkerrechtswidrig. Kein Wunder, daß sich bei einer so günstigen Umkehrung deutsche Art und Gesinnung völlig in französische umschmolz.

Dasselbe Ergebnis zeigte sich aber auch noch auf einem anderen nahe liegenden Punkte. Während sich das alte Elsaß mit der Franzosenherrschaft aussöhnte, weil sie ihm mindestens

Ruhe sicherte, und die Elsässer in der ruhigen Zeit des vorigen Jahrhunderts als ein wenig kriegerisches Volk erschienen, wurden sie seit den Revolutionskriegen geradezu ausgezeichnete Soldaten und bildeten eine Spezialität in der französischen Armee, vorab unter der Reiterei. Wenige Provinzen Frankreichs haben während jener großen Kriegsperiode so viel namhafte Generale geliefert wie das Elsaß. Es war, als habe sich die geistige Triebkraft des Volkes, in den Friedenskünsten zurückgehalten durch die nationale Halbwüchsigkeit, darum doppelt stark in der Kriegskunst Luft gemacht. Die erste siegreiche Schlacht der revolutionären Franzosen gegen die Preußen wurde, so sagen die Elsässer, von einem Elsässer geschlagen, von Kellermann bei Valmy; und in der Schlußszene der Napoleonischen Kriege kämpfte ganz zuletzt der Elsässer Rapp bei Straßburg noch gegen die Verbündeten, obgleich dort die Niederlage von Waterloo, ja der Einzug der Sieger in Paris bereits bekannt geworden war. Lefevbre, der Müllersohn aus Ruffach, gewann sein Titulaturherzogtum (in partibus infidelium) an der äußersten Nordostecke Preußens, als Herzog von Danzig; und der Elsässer Kleber fand als Republikaner zwar keinen Herzogshut, aber doch frische Lorbeeren unter dem ägyptischen Gluthimmel. Ortener, Dentzel und andere wären noch zu nennen neben vielen elsässischen Offizieren, deren wenigstens die Spezialgeschichte der Napoleonischen Kriege mit Ehren gedenkt.

In dem Rundschreiben des stellvertretenden Ministers Grafen de Chaudordy von Tours, 10. Oktober 1870, ist es für unmöglich erklärt, daß das Herz Frankreichs sich je von den Gegenden lossage, „welche so vieles so edel ertragene Unglück und so vieles so glorreich vergossene Blut durch ein unauflösliches Band mit ihm verbinden". Auf das Band der nationalen Blutsgemeinschaft berufen wir uns beim Elsässer; der Franzose auf die kriegerische Blutsverbrüderung.

Als Deutschland vor siebenzig Jahren am tiefsten danieder lag, stieg das Elsaß zu hohem Gedeihen; als wir danach vom Kriege zertreten wurden, erfreute es sich des Friedens; als wir uns dagegen wieder erhoben hatten, begann für jenes Bruderland nach dem Sturze Napoleons ein Jahrzehnt trau-

rigen Verfalls. In der Königszeit des 18. Jahrhunderts, wo die Elsässer noch überwiegend deutsch geartet waren, nahmen sie nicht teil an der großen Politik und am Kriegsruhme; in den Tagen der Republik und des Imperators dagegen, wo sie von Herzen Franzosen wurden, tauchten plötzlich politische und kriegerische Talente auf. Es war nicht mehr das mattherzige Paktieren des Unterworfenen mit dem stolzen Sieger wie bis dahin, sondern die Elsässer standen jetzt selbst inmitten der Sieger, sie imponierten den Franzosen, während ihnen gleichzeitig die Franzosen imponierten. Das sind Tatsachen, welche uns tief in die Seele schneiden, aber sie sind wahr und lösen neben hundert anderen das völkerpsychologische Rätsel, warum die deutschen Elsässer heute so schwer daran wollen, aus künstlichen Halbfranzosen wieder zu werden, was sie von Natur sind, ganze Deutsche.

Ich beende dieses zweite Kapitel, indem ich es an mein erstes anschließe. Die innere Umkehrung des Landescharakters als Kriegsbühne bedingte auch einen äußern, einen geographisch-militärischen Frontwechsel, welcher dem Frontwechsel des friedlichen Straßenlandes parallel läuft.

Topographen aus der Zopfzeit schreiben, drolliger- und doch ernstgemeinterweise, der Name Elsaß heiße eigentlich „Edelsaß“ und rühre von den vielen Edelsitzen her, von den hundert Burgen und Festen, deren Trümmer heute noch — ein echt deutsches Landschaftsbild — so manchen elsässischen Waldberg bekrönen. Diese alten Festen beherrschten aber vorab die Vogesen, und abgesehen von der Burg aller elsässischen Burgen von Straßburg, waren früher auch viele Städte in den Vogesenpässen und hart am Ostsaume der Vogesen, wo sich das Gebirg zur Ebene öffnet, durch ihre festen Mauern auszeichnet.

Das kehrte sich um in der Franzosenzeit. Jetzt wird unter Vaubans leitendem Geiste das Burgenland Elsaß ein Festungsland im modernen Sinne; die meisten und stärksten Festungen aber werden am Rhein erbaut, ja das Elsaß schob seine Brückenköpfe, wo es nur konnte, zeitweilig sogar über den Rhein. Wenn ein Land dem Nachbarlande kulturgeschichtlich den Rücken kehren will, so weist es ihm fortifikatorisch die Zähne. Ein solches Bild gewährt der Anblick elsässischer Landkarten aus dem vorigen Jahr-

hundert. Hüningen, Neubreisach mit der „Strohstadt“ auf der Rheininsel, Kolmar, Schlettstadt, die Straßburger Zitadelle mit der befestigten Insel und dem Kehler Brückenkopf, Fort Louis im Rheine, Lauterburg, die Weißenburger Linien — halb Wall, halb „Gebücke“ aus verflochtenen Zweigen und Stämmen — vom Berg zum Rheine und endlich Landau: das waren die Zähne, welche das Elsaß Deutschland wies, während seine neuen Straßen und Kanäle uns den Rücken kehren. Freilich hatten auch die Vogesenpässe noch manche starke Feste, Belfort voran, doch in weit minderem Zusammenhange als die Rheinebene.

Ein charakteristisches Beispiel dünkt mir hier Elsaß-Zabern. Den wichtigsten Paß beherrschend, der vom unteren Lande ins innere Frankreich führt, und im Knotenpunkte mehrerer Straßen gelegen, war es schon zu Römerzeiten eine starke Festung, und die uralten dicken Mauern mit zweiundfünfzig Türmen wurden noch im 17. Jahrhundert stellenweise für Römerwerk erklärt. Da ließ Louvois im Jahre 1677 die Mauern der damals noch bischöflich-straßburgischen Stadt schleifen, und man begnügte sich später mit der Deckung des Passes, welche das unfern auf der Höhe gelegene Pfalzburg gewährte. Heutzutage würde Zabern als Festung die Straßburg-Pariser Eisenbahn sperren, während Pfalzburg an der Landstraße in die Ecke geschoben ist. So lag denn im Sommer 1870 die ganze Bahnlinie von Hagenau bis Tull sofort den deutschen Heeren offen. Wäre Zabern auch nur auf vierzehn Tage zu halten gewesen, welche Schwierigkeiten hätten sich im entscheidendsten Zeitpunkte unserer Südarmee entgegengestellt! Aber das ganze Elsaß, als „Bollwerk gegen Deutschland“, war schon von Vauban in dem Sinn gedacht, daß der Rhein den schlechthin zu verteidigenden Grenzgraben bilde. Und die spätere Zeit, welche den französischen Boden schon für „heilig und unantastbar“ ansah, ging über das Vaubansche Verteidigungssystem des Landes kaum hinaus, ließ es aber hier und da lückenhaft werden. Die deutschen Kanonen haben im gegenwärtigen Jahre zum öftern alte Vaubansche Werke begrüßt, und die moderne Spezialkarte des Elsasses zeigt uns bei Neubreisach, Schlettstadt, Straßburg, Pfalzburg wie bei den Festungsfragmenten von Weißenburg und bei unserem Landau überall noch die wohl-

bekannten Grundformen der Bauart jener Zeit. Diese Festen entstanden eben in neuer Form, als Frankreich die Front des ganzen Elsasses umkehrte. Später aber, nachdem das Vaubansche System veraltet war, dünkte das Elsaß den Franzosen nicht mehr der natürliche Walplatz zwischen Frankreich und Deutschland, sondern vielmehr ein Ausfallgebiet, woraus sie hervorbrachen, aber wohin niemand mehr hereinbrechen werde. Und so versäumte man, das Land auf die stärkste Verteidigung im modernen Stile einzurichten. Die Elsässer hätten sich dann ja wohl gar statt des französischen Dogmas von den unantastbaren Grenzen der alten deutschen Sage erinnert, daß auf ihrem Boden der große Entscheidungskampf ausgefochten werden solle.

III

Zwischenland

Ich unterscheide zweierlei Art von Französierung des Elsasses. Die eine bezweckte die *politische* Verschmelzung der Provinz mit dem Staate, und machte die Bewohner französisch gesinnt, indem sie ihr Interesse, ihren Dank, ihre Teilnahme zu gewinnen suchte. Sie ward auch am frühesten anerkannt von Leuten, die sonst gute Deutsche sein und bleiben wollten. So geschah es durch die Straßen und Kanäle, so durch die sichernde Kriegspolitik und die geordnet zentralisierende Verwaltung des Großstaates.

Die andere Art dagegen stieß auf frühen und zähen Widerstand. Sie wollte unmittelbar deutsche Sitte und Sprache ausrotten und französische an ihre Stelle setzen, sie traf also geradeswegs die *Nationalität*. Vielleicht war jene mittelbare, mitunter sogar absichtslose Französierung von tiefer greifendem Erfolge; die unmittelbare, oft gewalttätige war aber ohne Zweifel augenfälliger. Darum nahm man sie meist allein in Betracht, wo von dem durch List und Zwang entdeutschten und verwelschten Volke des Elsasses geredet wird.

Beide Arten zu französieren, die feine politische und die grobe nationale, haben ihre besondere Chronologie; sie waren

nicht immer gleichzeitig, wechseln, ergänzen und verbinden sich vielmehr in verschiedenen Perioden. So traten seit dem Raube Straßburgs die bewußten, vordringlichen Angriffe auf deutsche Art und Sprache derb in den Vordergrund, während sie nach Ludwigs XIV. Tode eine geraume Weile gleichsam in der Schwebe blieben. Zur Revolutions- und Kaiserzeit überwog die politische Anziehungskraft des französischen Reiches als der sieggewaltigen Großmacht, und man mochte es fast für überflüssig halten, die Elsässer zum Französischsprechen zu zwingen, da sie es ja von selbst lernten samt ihren Rheinbundsbrüdern überm Rheine. Anders lag die Sache seit 1815 und namentlich seit 1830. Der Gedanke des nationalen Staates war in den Befreiungskriegen auch bei dem deutschen Volke erwacht; nicht aus Gründen des historischen Rechts, sondern wegen des nationalen Volkszusammenhangs hatte die öffentliche Meinung Deutschlands das Elsaß zurückgefordert. Und diese echt moderne Idee, daß der Staat aus dem Volke erwachse und die natürliche Volksgemeinschaft die einzig dauerhafte Grundlage aller Staaten sei, schlug immer tiefere, breitere Wurzeln. Man mußte also die Elsässer möglichst rasch und gründlich ihrer angestammten Volksgemeinschaft entreißen, um allen künftigen Ansprüchen dieser Art vorzubauen. Und obgleich die Elsässer politisch wirklich bereits korrekte Franzosen waren, blieben sie national, in ihrem angeborenen Volkstum doch noch immer gar zu deutsch und inkorrekt. Daher steigerte die französische Regierung ihre Angriffe auf deutsches Wesen im Elsaß in dem Maße, als das Nationalitätsprinzip lebendiger von allen Völkern Europas erfaßt und auch, soweit möglich, praktisch gefordert wurde. Ludwig Philipp und Napoleon III. bezeichnen zwei Steigerungsgrade dieser Angriffe. Der dritte Napoleon aber mußte schon um deswillen ganz besonders energisch gegen jeglichen Bestand deutschen Wesens vorgehen, weil er in Italien als der Vorkämpfer des Nationalitätsprinzips aufgetreten war und sich die Elsässer doch nicht mit seinem eigenen Prinzip abstreiten lassen wollte. Seine Maßregeln gegen das Deutschtum der französischen Provinz waren freilich weit feiner als die plumpen Ordonnanzen Ludwigs XIV., aber eben darum auch weit gefährlicher.

Dies der allgemeine Gang. Ich greife mir hier aber zunächst nur eine Episode aus diesem zweihundertjährigen Prozesse der Französierung, um zu zeigen, wie und warum das Elsaß dennoch fortwährend in der nationalen Schwebe blieb, ein Zwischenland, welches nicht nur kraft seiner Volksnatur, sondern selbst infolge der französischen Maßregeln niemals ganz französisch werden konnte.

Es besteht ein seltsamer Widerstreit zwischen der äußeren politischen Verfassung und der im Elsaß geübten französischen Kulturpolizei bis zum Jahre 1789, ein Widerstreit, der das Volk fast mit gleicher Stärke nach Paris hinüber- und nach Deutschland herüberzog, also sich gegenseitig nahezu aufhob. Und da dieses Hin- und Herziehen gleicherweise von der französischen Regierung funktioniert war, so birgt es eine reizende Ironie.

Man lege sich staats- und verwaltungsrechtliche Aktenstücke von zweierlei Art auf die rechte und linke Seite, so hat man diesen ironischen Widerstreit schwarz auf weiß und in strenger juristischer Form beurkundet. Rechts liegen jene Dekrete der „Ordonnances d'Alsace“, welche französische Sprache, Sitte und bürgerliche Einrichtungen befehlen, und links die Verträge des Westfälischen Friedens, die Kapitulation von Straßburg und jene Ordonnanzen, durch welche der Ritterschaft und einzelnen Städten noch immer ein schmaler Fortbestand aller Vorrechte verbrieft wurde. Wir sehen da ein Sonderleben, eine bunte Mannigfaltigkeit, die uns dann doch wieder mehr altdeutsch als neu französisch anmutet.

Um deutlicher zu reden, hebe ich charakteristische Züge aus den Akten rechts und links hervor. Zunächst Maßregeln der unmittelbaren Französierung.

Eine Verordnung vom Jahre 1685 gebietet allen Richtern, Magistraten, Notaren und Gerichtsschreibern, ihre Akte französisch abzufassen, bei Strafe und Gefahr der Nichtigkeit. Es ergeht ein Befehl an alle Elsässer, sich französisch zu kleiden, der aber nicht auszuführen war. Wir mustern die Namen der Militärgouverneure und Zivilintendanten der Provinz von 1648—1789 und finden lauter Franzosen; wir sehen uns die Präsidenten des obersten Gerichtshofes, des „hohen Rates in Kolmar“ an und

entdecken von 1658—1789 zwischen lauter französischen nur zwei deutsche Namen. Die Jesuiten werden dem Lande aufgedrungen und lehren in den höheren Schulen lateinisch sprechen und französisch denken; sie bekämpfen das Luthertum und im Luthertume das Deutschtum. Die elsässischen Protestanten sollen, laut einer Ordonnanz von 1681, ihre Kinder nicht im Auslande — d. h. zunächst in Deutschland — erziehen lassen, damit sie draußen keine Grundsätze annehmen, welche „den Gehorsam gegen den französischen Staat“ erschüttern könnten. Die Aufhebung des Edikts von Nantes konnte zwar de jure auf das Elsaß keine Anwendung finden, weil hier eben die staatsrechtlichen Verträge, welche ich auf die andere Seite gelegt habe, den Rechten der Protestanten ihre ganz eigene Grundlage gaben; allein de facto verfuhr man doch in einzelnen Fällen genau wie im übrigen Frankreich, wo das Edikt widerrufen war. Ein redender Zeuge dieses widersprechenden Maßes ist das Dorf Überach bei Hagenau. Hier siedelten sich hugenottische Familien an, welche 1685 wegen des aufgehobenen Edikts aus Frankreich nach dem Elsaß geflohen waren. Sie verloren aber hier ihren Protestantismus und bewahrten nur bis heute ihre französischen Namen inmitten einer ganz deutschen Bauernschaft.

So haben es die Franzosen von Anbeginn an grobem und sanftem Drucke des Gesetzes wie der Gesetzwidrigkeit nicht fehlen lassen, um die Elsässer Deutschen Französisch sprechen und denken zu lehren. Und wenn auch die erste Generation starr widerstand, so ward doch schon die zweite weit fügsamer.

Aber die Franzosen standen sich selbst wiederum im Wege durch die territoriale Verfassung, die sie dem Elsaß gegeben oder doch widerstrebend gelassen hatten. Da komme ich denn auf die zweite, auf die Gegengruppe meiner lehrreichen Aktenstücke. Frankreich hat das Elsaß bekanntlich stückweise, nach und nach, hinweggenommen; die Hauptstücke 1648 und 1681. Betrachtet man's aber genau, so haben die Franzosen das, was ihnen heute als das ganze und unteilbare Elsaß vorschwebt, nur siebzehn Jahre besessen, von 1798—1815. Denn Mülhausen kam erst 1798 hinzu, und Landau mit der Umgegend 1815 wieder hinweg. Das heißt sie hatten das Elsaß nur ganz zu einer Zeit, wo es

offiziell gar kein „Elsaß“ mehr gab. Auf den Spezialkarten des 18. Jahrhunderts sieht dann ferner das königlich französische Elsaß noch gar nicht wie ein rechtes Stück Frankreich aus, sondern immer noch vielmehr wie ein Stück Deutschland, vorab das Unterelsaß. Hier verwirren sich die Linien und Farben kleinerer und größerer Gebietsteile so bunt wie nur irgend überm Rheine im heiligen römischen Reiche. Da gibt es Exklaven pfalz-zweibrückenschen Landes neben markgräflich badischen, landgräflich hessen-darmstädtischen, gräflich hanauischen, bischöflich speirischen und straßburgischen Besitzungen; Leiningen-Dachsburg und Westerburg tritt auch teilnehmend hinzu, Horburg-Württemberg, Fleckenstein u. a. Auch der zahlreiche ritterschaftliche Adel behauptet daneben noch Überreste seiner territorialen Privilegien, „sofern sie den französischen Gesetzen nicht entgegenstanden“, und obgleich tatsächlich aller Adel mittelbar geworden war, nannte man doch bis zur Revolution die unterelsässische Ritterschaft die „unmittelbare“, die oberelsässische die „mittelbare“ Ritterschaft — lediglich in Erinnerung vergangener Reichszeiten, wo der Adel des oberen Landes unter österreichischer Hoheit gestanden, während er sich im Niederelsaß als reichsunmittelbar behauptet hatte. Das war gerade so, wie der Elsässer vor hundert Jahren noch im Kopf nach altem deutschen Gelde rechnete, nach Kronen, Gulden, Schillingen, Rappen, Batzen und Plapperten, indes ihm die französischen Münzen längst als die offiziell allein gangbaren durch die Hände liefen.

Nun standen freilich jene buntscheckigen reichfürstlichen Enklaven unter französischer Hoheit und die Reichsfürsten selbst galten in Betracht dieser Ländereien als Vasallen der Krone Frankreich. Allein dessenungeachtet verleugnete sich ein engerer Zusammenhang jener reichsfürstlichen Länderstreifen mit Deutschland nicht, namentlich im Gegensatze zu den anderen elsässischen Gebietsteilen, welche dem französischen Zepter allein und unmittelbar unterworfen waren. Es mag paradox klingen und ist dennoch eine einfache Wahrheit: der Partikularismus zersetzte Deutschland äußerlich, aber er kräftigte es von innen, und aus dem Partikularismus erwuchs bei uns allezeit das Nationalbewußtsein. So trug auch der in dem Elsaß des 18. Jahr-

hunderts fortlebende deutsche Partikularismus und Individualismus wesentlich dazu bei, die Elsässer deutsch zu bewahren, deutsch in ihrer Passivität und Abschließung. Und wie bei schwebenden Gegenständen ein kleines Gewicht, ein leiser Anstoß die Richtung bestimmen kann, so zog das Kleinleben die abgeschlossenen Leute immer wieder politisch, sozial und — wenn das verpönte Wort erlaubt wird — auch gemütlich nach Deutschland hinüber. Die Kleinwirtschaft konnte sie nicht mit starkem Impulse wecken, aber sie träumten in ihr doch den Traum der alten Zeit fort bis auf bessere Tage. Und was ein Volk lange geträumt hat, kann in der Stunde des Erwachens von mächtigem, von höchst realem Einflusse werden.

Ein weiteres Bild zentrifugaler Gliederung des Gebietes zeigt uns die kirchliche Landkarte des Elsasses im 18. Jahrhundert. Heutzutage ist die Sache sehr einfach: die elsässischen Katholiken gehören zum Bistum Straßburg, welches seinerseits wiederum dem Erzbistum Besançon untergeordnet ist. Ganz anders vor der Revolution. Damals hatten fünf Bistümer teil am Elsaß: Straßburg, Metz, Basel, Speier, Besançon — also nur eins, welches im Zentrum des Landes gegründet war, neben zwei, die in fremden Staaten, und zwei, die in fremden Provinzen ihren Mittelpunkt hatten. Dazu besaßen die Lutheraner ihre eigenen „Konvente“ und Konsistorien; die vier reformierten Gemeinden dagegen erhielten ihre Pfarrer mehrenteils aus Bern und Basel, und die Pfarrer bezogen auch ihren Unterhalt teilweise aus der Schweiz. Also auch hier eine Zerstückelung, die weit mehr deutsch als französisch aussah. Aber gerade durch diesen Gegensatz zum französischen Wesen bewahrte sich auch anderswie das deutsche. Als die Revolution und Napoleon zentralisierten und ausebneten, da wich das Deutschtum aus all den tausend kleinen Winkeln, worin es sich eingeklammert und verborgen hatte. Wäre das hundert Jahre früher geschehen, dann würde das Elsaß heutzutage kaum weniger französisch sein als das westliche Lothringen.

Darum blieben auch die elsässischen Bauern deutscher als die Städter, weil der Bauer allezeit partikularistischer ist. Indem er über seine Gemeinde, seinen Gau nicht hinausging, kam er auch nicht recht nach Frankreich. Er behielt die deutsche Sprache,

nicht aus nationalem Bewußtsein, sondern weil er kein Französisch gelernt hatte. Wozu hätte er das auch im Kleinleben seines Dorfes gebraucht? Und weiter blieb auch das Deutsch der Gebildeten hier vorherrschend mundartlich bis auf diesen Tag, weil ihre ganze Bildung mundartlich war. Der gebildete Elsässer spricht, wie bekannt, noch immer kein sonderlich reines Französisch, allein er spricht das Französische dialektfreier als das Deutsche. Denn im Französischen ging er über die Provinz hinaus, zum großen Staate, in die Welt; im Deutschen kehrte er in seinen engsten Heimatgau zurück. Leute, welche kein Verständnis für Seele und Herzschlag der Mundarten besitzen, nennen das Elsässerdeutsch grob, roh, ungeschlacht. Es ist nicht gröber als andere Dialekte, aber es hat sich spröder in sich selbst zurückgezogen, weil die lebendige Wechselwirkung mit der deutschen Gesamtsprache unterbunden war. Hieraus quillt sogar ein eigentümlicher Vorzug: die große Menge origineller, uralter und echt deutscher Ausdrücke, welche dem Elsässer eigen ist. Seine Mundart teilt diesen Vorzug wie den ungerechten Vorwurf des Groben und Ungeschlachten mit dem Schweizerdeutsch aus ganz verwandten Gründen. Nur mit dem Unterschiede, daß der gebildete deutsche Schweizer, wenn er „gut Deutsch" spricht, ein besseres Deutsch redet als der gebildete Elsässer, wenn er sich im Hochdeutschen versucht. Denn die Schweiz lag seit geraumer Zeit näher bei Deutschland als das Elsaß, es gingen mehr Brücken über den Bodensee als über den Oberrhein, und seit der schweizerischen Dichterschule zu Bodmers Zeit hat sich die schweizerische Literatur inniger mit der gesamtdeutschen verwachsen als die elsässische, welche neuerdings fast durchaus provinziell blieb.

Das Elsaß — Land und Leute — ist bis auf diesen Tag ein sehr unbekanntes Land geblieben, eine Insel, deren Küsten zwar jeder kennt, deren Inneres aber noch zu entdecken ist, nicht für die Elsässer selbst, aber für Deutschland und wohl auch für Frankreich. Die neuere elsässische Literatur birgt einen sehr reichen Schatz historischer, topographischer, statistischer Monographien, aber sie verbirgt ihn eben auch. Über die Provinzialgrenze hinaus sind diese Schriften und Aufsätze wenig bekannt und oft dem Forscher schwer erreichbar. Auch die Lokalkunde

spann sich hier in sich selber ein. Hätten die Deutschen mehr über ein so merkwürdiges Land gelesen, so hätten sie es auch fleißiger bewandert. Auf zehn deutsche Fußwanderer, welche die innersten Winkel der Schwarzwaldtäler ausspähen, wird man kaum einen finden, der die Geheimnisse der Vogesentäler mit eigenen Augen erforscht hat. Die Franzosen haben die versteckten Reize des Waskenwaldes eifriger aufgesucht, dafür war ihnen aber das deutsche Volkstum der Bewohner unzugänglich. So blieb das Innere dieses Zwischenlandes verschlossen nach beiden Seiten. Welch seltsamer Widerspruch bei einem Straßenlande, das so offen an der Heerstraße zweier Nationen liegt, von Fremden so viel durchreist und doch von Fremden so wenig durchwandert! Das wird anders werden, sowie die Zwitterlage aufhört, und der Elsässer sich wieder deutsch wird fühlen können über seine bloße Provinz und Mundart hinaus.

Im Oberelsaß und im Sundgau ist man heutzutage härter französisch als im Unterelsaß. Ich brachte schon einige Gründe für diese Erscheinung; hier tritt ein neuer hinzu. Dem Oberlande ward der konservierende Partikularismus des vorigen Jahrhunderts in weit minderem Maße zu teil. Im Unterlande lagen die vielen reichsfürstlichen Enklaven, dort blühte das reichsstädtische Sondertum am kräftigsten, dort kreuzten sich auch höchst mannigfach die religiösen Bekenntnisse. Oben dagegen überwog das glatte und reine französische Besitztum mit den unselbständigen Städten, es überwog der Katholizismus. Die Elsässer Katholiken befreundeten sich vor hundert und zweihundert Jahren weit rascher mit den französischen Beamten und anderen französischen Einwanderern als die Protestanten, vorab als die Lutheraner, welche sich religiös wie volkstümlich und sozial spröde in sich selbst zurückzogen. Schon als ecclesia pressa behüteten sie in ihrem Sondertum um so eifriger das deutsche Wesen und sind Ludwig XIV. ohne Zweifel als Erzpartikularisten erschienen. Deutsch, lutherisch, reichsstädtisch-spießbürgerlich, bauerndumm, zopfig, aristokratisch, partikularistisch, reaktionär, separatistisch — das klappte alles zusammen und war ein Lob oder ein Schimpf, je nachdem man's mit deutschen oder französischen Augen ansah. Aber welch ein edler Kern verbarg sich doch in diesem zweideutigen Gewirre!

Deutsche Kleinstaaterei in einen fremden Großstaat eingekeilt — das war die schärfste Signatur des Zwischenlandes Elsaß vor der Revolution. Zum gelehrten Belege kann ich mich auch auf Bücher berufen und zwar auf sehr viele Bücher, nämlich auf die ganze elsässische Literatur. Nicht bloß was in den Büchern geschrieben steht, sondern mehr noch wie sie geschrieben sind, gibt uns dafür Zeugnis. Wenn je durch das Zerreißen eines politischen Bandes zugleich der tiefste Riß in die ganze Literatur- und Kulturgeschichte eines Volkes gemacht wurde, so geschah es bei der Trennung des Elsasses vom Deutschen Reiche. Man hat dieses Phänomen jetzt, wo es uns so unmittelbar vors Auge gerückt wird, wo „Elsaß" eine Tagesfrage geworden ist, schon öfters betont und untersucht. Ich begnüge mich hier mit den Tatsachen, welche uns die Resultate des „deutschen Partikularismus und Provinzialismus im fremden Großstaate" literarisch beurkunden.

Es hat zu allen Zeiten literarisch berühmte Elsässer gegeben — jedoch mit einem kleinen Unterschiede der Perioden: die berühmten Schriftsteller vor der französischen Besitznahme sind berühmt in aller Welt; nach der Besitznahme fast durchweg nur im Elsaß. Nicht weil das Land ärmer geworden wäre an Talenten, aber die Talente hatten keinen Boden mehr in dem Zwischenlande. Man könnte sogar meinen, die Talente seien zahlreicher geworden; in Strobels „Geschichte des Elsasses" wird wenigstens die Zahl der „Namhaften" in Wissenschaft und Kunst bei den späteren Abschnitten immer größer. Wägt man freilich die Namen, so kommt einem der Gedanke, die Qualität solle da durch die Quantität ersetzt werden, und während sich die älteren Größen von selbst geboten, scheine man die jüngeren gesucht und dann allerdings sehr viele gefunden zu haben. So ist es in der Tat. Und dieses Suchen kommt aus sehr ehrenwerter Quelle. Der gebildete Elsässer weiß, wie altberühmt seine Heimat ist in der Geschichte der deutschen Geisteskultur; er will diesen Vorzug auch heute nicht verloren geben; aber die Geistesarbeit ging ins kleine, sie konnte in den exakten und verwandten Wissenschaften über die Landesgrenzen hinausgreifen, nur gerade auf den Gebieten, wo sie deutschen Boden unter den Füßen haben muß, in

Poesie, Literatur und Geschichtschreibung, blieb sie provinziell. Der Fleiß versiegte nicht, aber es versiegte die zeugende erobernde Kraft. Mit rührender Pietät schätzte der deutschgesinnte Elsässer die poetische und historische Kleinarbeit seiner Landsleute; es war dankbar, sich im Elsaß literarisch hervorzutun; denn man bedurfte in der Provinz der eingeborenen Talente, man suchte sie, und mancher andere deutsche Gau könnte sich ein Exempel nehmen an dieser liebevollen Schätzung einheimischer Leistungen. Nur ist dann wieder die Kehrseite, daß das Geleistete gar zu einheimisch blieb. Indem sie sich in sich selbst zurückzog, rettete die elsässische Literatur deutsche Form und deutschen Gehalt. Sie war zuletzt vergleichbar einer Lampe, welche genau so viel Öl erhält, daß sie nicht erlischt, aber sie leuchtet nicht. Wie schätzten wir auch in Deutschland diese schwach genährte, selbstgenügsame Lampe; denn wir hofften immer, daß sie dereinst wieder hell aufflammen werde!

Vor der französischen Zeit war die elsässische Geisteskultur in zwiefacher Weise ausgezeichnet: durch ihren Universalismus und durch ihr tonangebendes Vorangehen.

Fast in jedem Kapitel der deutschen Kulturgeschichte des Mittelalters und der Reformationszeit wird man irgendwie einmal ins Elsaß gewiesen. Ich nenne nur einige Hauptkapitel: Geschichte der Poesie von Otfried von Weißenburg bis Gottfried von Straßburg und dann weiter herab auf Sebastian Brandt und Moscherosch, — Baukunst, Bildnerei und Malerei, Straßburg voran, als Vorort der deutschen Bauhütten, — Geschichte der Mystik: Tauler, die Meister Eckhart und Nikolaus, — Geschichte der Beredsamkeit: Geiler von Kaisersberg, deutsch in lateinischer Rede, — deutsche Chroniken: Closener und Königshofen, — Humanismus: Wimpheling, Beatus Rhenanus, Sturm, dazu Geschichte der Städteverfassungen, der Zünfte und Gewerbe, der Erfindungen, der Volkssage und des Volksliedes. Das sind nur fragmentarische Andeutungen; man könnte seitenlang Namen und Arbeitskreise aller Art hinzufügen, und in dieser wahrhaft universellen Menge würden dann wieder zahlreiche epochemachende Namen zu unterstreichen sein, welche einen neuen Aufschwung auf ihrem Gebiete eröffneten.

Nur universell abeitende Völker stehen wahrhaft groß in der Kulturgeschichte, nur vielgestaltige Perioden sind rechte Hauptperioden, ja selbst beim Einzelmenschen ist der große Genius immer in gewissem Maße Universalist; das bloße Talent hingegen kann einseitig sein. So war auch das alte Elsaß universell und bahnbrechend zugleich in seinen großen Männern. Und hiemit erschien es denn nicht wie eine Grenzprovinz, ein bloßes Anhängsel von Deutschland; es lag kulturgeschichtlich im Zentrum der deutschen Nation, als ein tonangebendes Hauptglied. Ein vorgeschobenes Nebenland hätten wir allenfalls verschmerzen können, aber ein solches Haupt- und Zentralland deutscher Zunge niemals.

Darum war es auch das bitterste, daß es den Franzosen nahezu gelungen wäre, selbst die unzerstörte deutsche Bildung im Elsaß zu einem vereinzelten Fragment und Anhängsel zu machen. Die elsässische Geistesarbeit ist einseitig geworden, und statt voranzugehen, folgte sie nach, seit zwei Jahrhunderten, ja sie hinkte oft gar verspätet hinterdrein. Aus der deutschen Kunstgeschichte ist das französische Elsaß geradezu verschwunden, seine Geschichtschreiber wurden Lokalhistoriker, die Poeten wandten sich von den größeren Formen und Stoffen zur kleineren lyrischen und erzählenden Gattung und dichteten mit wenigen Ausnahmen nur für die engeren Landsleute. Schöpflin schrieb im Jahre 1760 wie man zu Leibniz' Zeiten geschrieben hat, Pfeffel erzählt in den neunziger Jahren seine oft feinen und sinnigen Fabeln, nicht wie ein Zeitgenosse Schillers und Goethes, sondern wie der nächste Nachfolger Gellerts und Hagedorns. Strobels Geschichtswerk ist ein nützliches lehrreiches Buch, aber ohne die Jahreszahl auf dem Titelblatt würde man nicht erwarten, daß der Verfasser in der Periode Leopold Rankes gearbeitet hat. Die vereinsamte Provinzialliteratur zog nicht mehr, sie ließ sich ziehen. Das neuere Elsaß hat schreibende Gelehrte von Namen, aber keinen einzigen wissenschaftlichen Schriftsteller von nationalem Range. Gelehrte können von Haus aus Weltbürger sein, der Schriftsteller gehört immer zunächst seiner Nation.

Ich werfe noch einen besonderen Blick auf die älteren deutschen Historiker der französischen Zeit. Sie haben zum Teil sehr

Wertvolles für ihre Provinz und also mittelbar auch für Deutschland geleistet, aber während wir ihren ehrlichen Fleiß bewundern, vermissen wir den innigen, geheimnisvollen Verband mit dem nationalen Leben, den nationalen Herzschlag. Ich gebrauche absichtlich diese dunkleren bildlichen Worte, denn ich weiß recht gut, daß fast der ganzen historischen Literatur Deutschlands im 18. Jahrhundert der klar bewußte nationale Standpunkt fehlte; man schwankte zwischen dem Partikularisten und dem Kosmopoliten. Dennoch war z. B. Schiller von nationalem Geiste beseelt trotz seines weltbürgerlichen Bekenntnisses. Er bot seinen deutschen Lesern zur anregenden Unterhaltung die „Denkwürdigkeiten des Marschalls Vieilleville", in welchen der Franzose so ruhmredig erzählt, wie Deutsch-Lothringen vom Reiche abgewandt und unter das französische Joch gebeugt wurde, und ahnte wohl kaum, daß diese Schrift den deutschen Sinn eigentlich viel mehr ärgern als anregen könne. Dennoch war er ein Prophet und Herold des deutschen Geistes. Die partikularistischen Elsässer dagegen schwanken hin und her zwischen treuer Liebe für heimische Altertümer, landschaftlichem Kleinleben und dem Bestreben, französische Geschichtsauffassung doch wieder im großen und ganzen einzubürgern.

Der alte Straßburger Chronist Twinger von Königshofen betont noch scharf, daß durch Karl den Großen „das Reich und kaiserliche Würdigkeit" an die Deutschen gekommen sei — „und also gehörte „Ober-Frangrich, das ist welsch Frangrich, zu disem diutschen Lande, und niut das diutsche gein Frangrich". Johannes Schilter gibt Königshofens Chronik heraus im Jahre 1698, gewiß ein patriotisches Werk, aber welch jämmerlich unpatriotischer Ton klingt uns da gleich aus der Vorrede entgegen: „und weil das heil. römisch Reich deutscher Nation die Straßburgischen Lilien der großmächtigen Liliencron erblich einverleibt" ... so wolle Gott den König segnen ... „daß, gleichwie diese Stadt und gantze Provintz die nunmehr überwundenen schweren Kriegsjahre über, mitten zwischen den wütenden Kriegsflammen unter Ihro königl. Majestät Schutzflügeln unbeschädigt in Ruhe gesessen, also auch ferner ... Glanz und Flor von Straßburg in re litteraria und commerciis auch die vorigen Rechte und

Freiheiten" erhalten werden mögen. Da haben wir schon, kaum siebzehn Jahre nach dem Raube Straßburgs, den ganzen, halb französischen, halb elsässisch-deutschen Spießbürger, der mit Ruhe und Frieden und dem Flor von Gelehrsamkeit und Handel sein deutsches Gewissen abfindet.

Bei einem Gange durch die elsässische Geschichtschreibung der letzten zwei Jahrhunderte werden wir zwischen Teilnahme und Ärgernis fortwährend hin- und hergeworfen; es ist eine rechte Zwischenliteratur im Zwischenlande. Sie bewahrte die alte deutsche Kunde und örtliches deutsches Gemeinbewußtsein, aber im Hintergrunde steht dann wieder der Franzose und lenkt, selbst äußerlich oft, den deutschen Historiker. So ist Schöpflins quellenhaftes Hauptwerk, die „Alsatia illustrata" (1760 und 1761), dem Könige Ludwig XV. als servatori Alsatiae gewidmet, und in der Vorrede berichtet uns der Verfasser, daß der französische Minister d'Aguessau, dem er vor zwei Jahren zu Paris eine Überschau seiner elsässischen Studien vorgelegt, es vermittelt habe, daß er unter den Auspizien des Königs an das Werk habe gehen können. Dasselbe hat dann auch gar manche Stellen, die man eher aus der Feder eines Franzosen als eines Deutschen erwarten würde. Schon die Einteilung der Perioden ist in diesem Sinne charakteristisch, zumal sie auch in anderen Geschichtsbüchern des Landes typisch erscheint: Alsatia Celtica, Romana, Francica, Germanica, Gallica. Da wird also die „fränkische Periode" von der „deutschen" unterschieden, natürlich den Franzosen zuliebe, welche die alten Franken als Franzosen auffassen, sie geht bis 870, wo, nach dem Ausspruche eines anderen elsässischen Historikers, „Ludwig der Deutsche das Elsaß mit Deutschland vereinigte". Nun sind aber die Elsässer in der Hauptsache eigentlich Alemannen bis auf diesen Tag; diese Alemannen aber treten bei den französierenden Historikern des Landes möglichst in den Hintergrund, während die politische Herrschaft der Franken um so stärker betont wird, obgleich sie alemanischen Stamm, Sitte und Mundart hier am Oberrheine durchaus nicht aufgesogen hat. Aber aus den Alemannen waren eben schlechterdings keine Franzosen zu machen, aus den Franken ging's eher. Auch die Gleichstellung der keltischen Urzeit mit den späteren wirklich geschichtlichen

Perioden mußte die keltisch-romanischen Franzosen heimatlich anmuten. Es leuchtet ferner ein, daß bei den obigen Perioden kein folgerechter Einteilungsgrund festgehalten ist, indem der nationale mit dem politischen vermengt wird. Denn Kelten und Deutsche waren die Elsässer als Volk, in nationalem Betracht; Römer, Franken und Franzosen sind sie dagegen national niemals gewesen, sie standen nur politisch als Kelten und Alemannen unter römischer und fränkischer, zuletzt als Deutsche unter französischer Herrschaft. Aber gerade die Verwechslung von Nation und Staatsvolk wurde seit 1648 so echt elsässisch und ist nachgerade verhängnisvoll geworden für den deutschen Volksgeist des Landes. Darum ist es keine Splitterrichterei, wenn ich jene auch weiterhin landesüblich gewordene Periodengliederung tadle: sie hat einen politischen Hintergrund. Die Franzosen legten sich dann den gelehrten Bau in ihrer Art mit gehörigem Leichtsinne zurecht, und so lese ich in einem populären französischen Geographiebuch von 1777: „L'Alsace fut autrefois sous la domination des rois de France jusqu'à Othon I. Elle appartenait ensuite à la maison d'Autriche. Enfin elle retourna à la France par le traité da Munster, en 1648.“ Da haben wir die ganze elsässische Geschichte kurz und bündig: französisch vorn und französisch hinten und in der Mitte eine kleine österreichische Episode.

Auch bei den elsässischen Historikern unseres Jahrhunderts wird uns zweierlei Anstoß nur selten erspart: die Provinz ist den Schriftstellern ein Ersatz für das verlorene Deutschland, und die Vorteile, welche der französische Staat bietet, sind das Schmerzensgeld für die hart geschädigte und gefährdete Nationalität.

So weit von der partikularistischen Abschließung des Elsasses, ihrem Nutzen und Schaden.

Im vollen Gegensatze hiezu erscheint auf den flüchtigen ersten Blick ein anderer Gesichtspunkt, unter welchem man die Provinz im 18. Jahrhundert betrachtet hat. Man nannte sie nämlich damals ein „offenes Land“, zum Unterschiede von „geschlossenen Ländern“, weil das Elsaß nicht einheitlich und gleichförmig zusammengesetzt, namentlich aber weil es nicht durch Zoll- und andere Sperren so streng von den Nachbarstaaten abgeschlossen war wie das übrige Frankreich. Ich habe diesen

Gegenstand schon in anderem Sinne berührt, als ich oben von dem „Straßenlande" sprach und von dem echt elsässischen Gedanken, daß das ganze Gebiet eigentlich an sich eine große offene Heerstraße, ein Transit- und Speditionsland sei; — ein Gedanke, der auch heute wieder aufzutauchen scheint, indem jene Elsässer, welche nachgerade einsehen, daß sie nicht französisch bleiben dürfen und doch auch nicht deutsch werden wollen, das politisch monströse Projekt einer neutralen Miniaturrepublik mit Begierde aufgreifen.

Aus dem 18. Jahrhundert wird, jenem früheren Charakter des „offenen Landes" entsprechend, ein fortlaufender starker Zug der Ein- und Auswanderung berichtet. In den größeren Städten gab es ganze Straßen, wo lauter Fremde wohnten: Franzosen, Italiener, Schweizer, Schwaben, Preußen. Weniger, aber doch vereinzelt, soll sich dergleichen in den reichen halbstädtischen Dörfern der Ebene gefunden haben, in den Gebirgsdörfern fast gar nicht. „Da wohnen lauter Elsässer," wie mein Gewährsmann, Billing, schreibt. Es war also eine städtische Einwanderung, ein verlangsamter Reisezug und wohl größtenteils bemittelterer Leute. Auch Strobel bemerkt, daß die vielen Fremden aus höheren Ständen, Russen, Engländer und Deutsche, welche damals neben den vornehmen Franzosen in Straßburg verweilten, zur Verschmelzung der schroff geschiedenen nationalen Elemente (d. h. zur Französierung der alten einheimischen Familien) nicht wenig beigetragen hätten. Der französische Ton kam von außen, und nicht bloß über die Vogesen, denn fast jene ganze gebildete Reisewelt hatte damals den französischen Ton.

Neben anderen Annehmlichkeiten des „offenen Landes" lockte ohne Zweifel auch gerade seine Zwischenstellung zwischen zwei großen Nationen die zahlreichen Gäste herbei; man war in Deutschland oder in Frankreich, wie man's nahm, und brauchte nicht einmal vors Tor zu gehen, und hatte obendrein deutsche und französische Schulen nebeneinander und in Straßburg sogar eine protestantisch-deutsche und eine französisch-katholische Universität. Es war wieder etwas Ähnliches wie heutzutage mit der Schweiz, dem internationalen Gasthause. Darum begreifen wir's wohl, daß Goethe, Herder, Jung-Stilling und andere in

Straßburg sich zusammenfanden, im „elsässischen Halbfrankreich", wie Goethe sagt. Nach der Revolution wären sie schwerlich mehr dorthin gezogen. Auch Graf Metternich, der nachmalige Fürst und Staatskanzler, studierte vor den neunziger Jahren in Straßburg Völkerrecht und andere nützliche Wissenschaften. Als Deutscher (und obendrein vom linken Rheinufer) hätte er hier wohl ein Herz für das deutsche Elsaß fassen und im Jahre 1815 den Engländern und Russen nicht so geschwind nachgeben sollen, als sie uns Elsaß und Lothringen abstritten. Allein Elsaß war in jener Metternichschen Studienzeit noch das internationale Zwischenland gewesen, und in den Tagen des zweiten Pariser Friedens war das Goethesche „Halbfrankreich" dann leider schon ein Zweidrittelfrankreich geworden, und Metternich am Ende gar nur noch ein Dritteldeutscher. Neben jenen Fremden, die zu längerem und kürzerem Aufenthalte in die Städte einzogen, wanderten und reisten aber auch viele Elsässer fortwährend nach Deutschland. Die Tatsache wird als eine auffallende von den Zeitgenossen hervorgehoben, ja man sieht in diesem Gehen und Kommen der deutschen Aus- und Einwanderung sogar nebenbei einen Grund für das treue Festhalten des elsässischen Volkes an deutscher Art. Viele süddeutsche Familien, welche in zweiter oder dritter Generation aus dem Elsaß stammen und sich heute dessen wieder besonders erinnern, zeugen für jene Auswanderung. In den letzten fünfzig Jahren werden ihrer aber nicht mehr viele herüber- und hinübergezogen sein. Das Elsaß war inzwischen ein geschlossenes Land, der Rhein war viel breiter geworden. Auch der Verfasser gehört einer solchen altstraßburgischen Familie an, die zu Großvaters Zeit zunächst in die Pfalz auswanderte. Mein Großvater war ein so guter Deutscher wie irgend jemand, dazu ein Kosmopolit im Geiste der Revolutionsperiode, und unbeschadet dessen aber stets auch ein treuer Straßburger, der während fünfzig Jahren sein Elsässer Deutsch nicht verlernte und bis zu seinem späten Tode seine Zeitrechnung jahraus jahrein nur nach dem elsässischen Kalender machte, nämlich nach dem „Straßburger hinkenden Boten".

So war also das Elsaß des 18. Jahrhunderts: ein „offenes Land", welches sich nach allen Seiten hin austauschte, gebend

und empfangend, und (trotz des bereits vollzogenen Frontwechsels der Straßen und Festungen) jedenfalls gegen Deutschland noch offener stand als späterhin. Anderseits aber auch ein kleinstaatlich individualisiertes Land, dessen Bewohner sich in vielerlei Besonderung abschlossen und zurückzogen. Endlich aber auch eine französische Provinz, die man, trotz jenes Gegenzuges nach außen und innen) immer glatter und fester dem großen Einheitsstaate einfügte. Diese drei Tatsachen widersprechen und befehden sich, und doch mußten sie sich miteinander vertragen. In einem tieferen Sinne als dem bloß geographischen oder ethnographischen ward dadurch jenes frühere Elsaß ein „Zwischenland". Da zerhieb die Revolution den Knäuel mit einem Streiche: sie zerstörte die alten Besonderheiten, löste Rechte und Unrechte auf, strich sogar das mehr als tausendjährige „Elsaß" von der Landkarte, fügte die Departements des Ober- und Niederrheins als gleiche Brüder zu den übrigen, schloß das offene Land und gab ihm sein Zentrum nicht mehr in sich selbst, sondern im Zentrum des Staates. Jetzt war das Land kein Zwischenland mehr, es wußte endlich einmal wieder genau, wohin es gehörte. Nun aber klammerten sich die Elsässer so fest an dieses neue Zentrum, daß sie vor lauter Festigkeit wieder charakterlos wurden. Bekannt ist, wie man in dieser Provinz und besonders in Straßburg die chronischen Pariser Revolutionen nebst dem entsprechenden Wechsel der Dynastien und Staatsformen allezeit äußerst geschwind und begeistert anerkannt hat. Und doch sind die Elsässer sonst durchaus keine Windfahnen, sie können gut deutsch, treu und trotzig sein; sie fügten sich vor zweihundert Jahren schwer und langsam in den französischen Staat und haben heute, wie es scheint, den besten Willen, sich noch viel wiederstrebender in den deutschen Staat zu fügen. So war es auch nur Treue gegen das Pariser Zentrum, um derentwillen sie alle Pariser Drehungen so hurtig und widerstandslos mitmachten; sie drehten sich um ihre eigene Achse. Hatte das Zwischenland zur ersten Revolutionszeit doch endlich in diesem Pariser Zentrum seinen lang entbehrten, ausschließenden politischen Schwerpunkt wiedergefunden! Darum waren die politischen Sympathien der Provinz bei all den acht französischen Revolutionen des 19. Jahr-

hunderts doch mehr der Republik und dem Bonapartismus geneigt als dem alten Königshause. Denn Napoleon und die Republik hatten das Volk erst zu ganz festen Franzosen gemacht und die alte Kriegsbühne des Landes, wie man glaubte, bombenfest obendrein. Der deutsche Elsässer als Staatsbürger ist schlechthin moderner Franzose. In dieser Eigenschaft hat die große Masse des Volkes nebenbei dann auch alle Kenntnis und alles Verständnis des deutschen Staatslebens verloren. Sie konnten dasselbe allerdings weder in den letzten Überlieferungen ihres alten provinziellen Partikularismus finden, noch in ihrer modernen französischen Bildung. Das Deutsche zu lernen brauchen sie zunächst nicht durchweg, aber Deutsch lernen und Deutsches kennen lernen tut den meisten not — von den Dorfschulen bis zur Hochschule der Wissenschaft wie des Lebens hinauf.

Die Rückkehr des Elsasses zu Deutschland ist aus sehr vielen Gründen gerechtfertigt und wird in sehr vielen Stücken ein Heil für Deutschland wie für das Elsaß sein. Der Stratege, der Volkswirt, der Nationalpolitiker, der Historiker, der Mann des Verstandes wie des Gefühls — ein jeder hat da seinen besonderen Ausgangspunkt und doch kommen alle zuletzt überein, daß das Elsaß deutsch werden und bleiben müsse; natürlich hält dann jeder seinen Grund allemal für den gewichtigsten und die Aussicht, welche er in die Zukunft eröffnet, für die großartigste. Ich bescheide mich, zum Schlusse eine kulturgeschichtliche Auffassung anzudeuten, welche sich mit den anderen wenigstens gut verträgt; denn sie schließt alle mittelbar in sich.

Der deutsche Norden ist seit der Reformation von Stufe zu Stufe kulturmächtiger und dann auch politisch mächtiger geworden als der deutsche Süden. Selbst im Einflusse der Mundart, Sitte und Stammesmischung ist Norddeutschland immer weiter nach Süden vorgedrungen. Dazu verlor aber Süddeutschland auch bedeutende Landstriche politisch, andere sogar zugleich national an das Ausland, durch Eroberung, wie Elsaß und Lothringen, durch freiwilliges Ausscheiden, wie die deutsche Schweiz, durch unfreiwilliges, wie Deutsch-Österreich. Auch die Niederdeutschen haben in diesem Sinne manches verloren, doch ohne Vergleich weniger als die Oberdeutschen; sie gewannen all-

mählich die starke Grenze, während im Süden die schwache lag, gar oft benagt und durchbrochen. Nun sehe ich ganz ab von unseren deutschen Staaten, ich fasse nur jenes gesamte Deutschland ins Auge, wie es jetzt der Krieg geeinigt hat und der Friede einigen wird. Süddeutsches und norddeutsches Volkstum, Sitte, Mundart und charakteristische Geisteskultur wird bleiben selbst in einem deutschen Einheitsstaate, und es ist ein Glück, daß das alles bleiben wird; denn in den Wettarbeiten dieser Unterschiede liegt die Unverwüstlichkeit, die ergänzende Verjüngung der deutschen Gesamtkraft verbürgt. Darum ist es denn dem Süddeutschen gar nicht übelzunehmen, wenn er die vielfach geschwächte Kulturmacht seiner Stämme wieder zu steigern und zu kräftigen wünscht. Und der erste äußere Zuwachs, der ihm seit Jahrhunderten wieder zu gute kommt, ist nun eben dieses Elsaß und Deutsch-Lothringen? Das alte Elsaß war kein Nebenland, sondern ein Hauptgebiet oberdeutscher Volkstüchtigkeit, tonangebend, universell schaffend. Mit Deutschland verbunden kann es künftighin der alten Größe wieder nachstreben. So hat der deutsche Süden den nächsten ideellen Gewinn von den Siegen des Jahres 1870, wie auch ihm der strategische Gewinn einer endlich festen Grenze am unmittelbarsten zufällt. Und da ist es dann eine wunderbar glückliche Fügung, daß der Süden diese neue und sichere Basis zu höherem Aufschwunge doch nur gewann unter der Führung und dem entscheidenden Vorkampfe der norddeutschen Großmacht in einem „deutschen Kriege". Indem der Norden dem Süden Raum und Luft schaffte und ihn höher hob, schließt sich der alte Streit, welcher fortan nur noch ein Wettstreit sein soll. Die Südstaaten brauchen kein Land zu gewinnen überm Rheine als Lohn für ihre Kriegshilfe; mag das Elsaß preußisch werden: den ideellen Lohn trägt doch unmittelbar der Süden davon in dem Zuwachs eines alten Hauptlandes oberdeutscher Kultur. Darum soll auch der norddeutsche Fürst, welcher Deutschland erneute, indem er Norddeutschland festigte, Süddeutschland mehrte und solchergestalt Süd und Nord verband, der Kaiser der Deutschen sein, gleichviel, ob er sich dann Kaiser, König oder Herzog nenne.

Fortsetzung umstehend